UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
GRAZ
I
560142

Marie Jahoda

Sozialpsychologie der Politik und Kultur

BIBLIOTHEK SOZIALWISSENSCHAFTLICHER EMIGRANTEN
in Verbindung mit Mitchell G. Ash (Iowa), Claus-Dieter Krohn (Hamburg),
Edith Kurzweil (New York), Helga Nowotny (Wien) und
Friedrich Stadler (Wien)
herausgegeben von Christian Fleck (Graz)
Redaktion: Reinhard Müller

Marie Jahoda

Sozialpsychologie der Politik und Kultur

Ausgewählte Schriften

herausgegeben und eingeleitet von Christian Fleck

übersetzt von H. G. Zilian

AUSNER & AUSNER
Graz-Wien 1994

I
560.142
1

Gedruckt mit Unterstützung der Bundeskammer für Arbeiter und Angestellte in Wien, dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung in Wien, dem Kulturamt der Stadt Wien und dem Magistrat der Stadt Graz.

CIP-Titelaufnahme

Jahoda, Marie:
Sozialpsychologie der Politik und Kultur: Ausgewählte Schriften /
Marie Jahoda, hrsg. und eingeleitet von Christain Fleck,
übers. von H. G. Zilian
1. Aufl. Graz-Wien: NAUSNER & NAUSNER 1994
(Bibliothek sozialwissenschaftlicher Emigranten; Bd, 1)
ISBN 3-901402-02-0

UNIVERSITÄTS - BIBLIOTHEK
in GRAZ

Erste Auflage
© 1995. Verlag NAUSNER & NAUSNER
A-8010 Graz, Leechgasse 56, A-1010 Wien, Marc Aurelstr. 2b / 19
Alle Rechte vorbehalten
Umschlag: Gerhart Langthaler
Druck: Druck- und Verlagshaus M. Theiss Ges.m.b.H., Wolfsberg
Printed in Austria

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 7

Konformität und Freiheit 49
Wie reagieren Unbeteiligte auf den McCarthyismus? 51
Können Bücher schädlich sein? 95
Schwarze Listen in der Unterhaltungsindustrie 128
Wie ist Nonkonformität möglich? 168

Folgen von Vorurteilen und ihre Bekämpfung 195
Vorurteile und Vermeidung 197
Asiatische Flüchtlinge aus Uganda 208

Antisemitismus und Anitsemitismusforschung 213
Was kann man aus Umfragen über den Antisemitismus lernen? 215
Die dynamische Basis antisemitischer Einstellungen 224
Über die "Autoritäre Persönlichkeit" 241
Was heißt es, jüdisch zu sein? 252

Methodologie und Theorie 259
Überlegungen zu "Marienthal" 261
Sozialpsychologie und Anthropologie 275
Bemerkungen zum Begriff "Arbeit" 285
Nichtreduktionistische Sozialpsychologie 295

Kulturelle Unterschiede 307
Moderne Möbel in Bristol 309
Begegnung mit dem Teufel 324
Nach einem Besuch in Österreich 335

Anmerkungen 349

Auswahlbibliographie 373

Index 381



Einleitung

Wissenschaftliche Bücher werden selten verfilmt. In Jugendjahren geschriebene Erstlingswerke machen in den Sozialwissenschaften kaum jemand berühmt. Nur in wenigen Lebensläufen deutschsprachiger Sozialwissenschaftler findet man einen mehrmonatigen Gefängnisaufenthalt als politischer Häftling verzeichnet. Wer vom österreichischen Ständestaat ausgebürgert wurde und sich vor der Verfolgung durch das nationalsozialistische Regime ins Ausland retten konnte, trat in der neuen Welt kaum als Kritiker dortiger sozialer Ungerechtigkeit und politischer Freiheitsbeschränkung hervor. Selten entschlossen sich emigrierte Sozialwissenschaftler, nur wenige Jahre, nachdem sie sich in einer neuen Kultur zurechtgefunden haben, diese wieder zu verlassen, und sehr wenige, die das taten, konnten ihren beruflichen Erfolg in einem dritten Land wiederholen. Und wie oft gelingt es jemandem über viele Jahrzehnte hinweg mit seinen Veröffentlichungen Anerkennung und Resonanz zu finden und die Diskussion zu beeinflussen? Und, schließlich, wie oft passiert das alles einer Frau?

Auf Marie Jahoda treffen alle diese Merkmale zu: Sie war 26 Jahre alt, als *Die Arbeitslosen von Marienthal* erschienen, und als 80-jährige konnte sie den semidokumentarischen Film *Einstweilen wird es Mittag* - ein Zitat aus einem Marienthaler Feldprotokoll - in ihrem südenglischen Haus am Videorecorder ansehen. 29-jährig wurde ihr die österreichische Staatsbürgerschaft aberkannt, mit 43 Jahren wurde sie amerikanische Staatsbürgerin, und seit 1958 lebt sie in England. Professuren an der New York University, am Brunel College (später: Brunel University) in London und schließlich an der neugegründeten University of Sussex markieren ihre akademische Karriere, die die längste Zeit die einer Sozialpsychologin war, was ihre Anerkennung in anderen Sozialwissenschaften, vor allem der Soziologie, keineswegs schmälerte. Daneben war sie politisch aktiv: Zuerst in der Sozialdemokratischen Partei Österreichs, nach deren Verbot als Mitglied der Revolutionären Sozialisten, und im englischen Exil im Londoner Büro der österreichischen Sozialisten; in den USA focht sie als Mitglied jüdischer Komitees gegen die Rassendiskriminierung und trat dem später in Verruf geratenen Congress for Cultural Freedom bei. Ende der 60er Jahre beriet sie das britische Innenministerium in der Frage der Rassenbeziehungen, und Anfang der 80er Jahre trat sie auf einem Parteitag der SPD als Gastrednerin auf. Mehr als ein Dutzend Bücher und zahllose Aufsätze behandeln so verschiedene Inhalte wie die Ausbildung von Technikern, junge Frauen in Fabriken und Studentinnen in einem angesehenen, Frauen vorbehaltenen College. Der Zusammenhang von Rassenbeziehungen und geistiger Gesundheit, eine psychoanalytische Interpretation der Persönlichkeit antisemitischer Klienten, Probleme im Zusammenhang

Veröffentlichungen von Marie Jahoda, die in die Auswahlbibliographie (am Ende dieses Bandes) aufgenommen wurden, werden direkt im Text unter Angabe des Erscheinungsjahres und der Seitenzahl zitiert.

mit den in den 70er Jahren breit diskutierten Wachstumsprognosen und immer wieder Fragen der Arbeit und Arbeitslosigkeit sind Themen ihres mehr als sechzig Jahre umfassenden wissenschaftlichen Lebens.

Die folgenden Ausführungen unternehmen den Versuch, den biographischen, politischen und wissenschaftlichen Hintergrund zu beleuchten und die intellektuelle Entwicklung Jahodas zu beschreiben. Erläuterungen zum Entstehungszusammenhang der hier abgedruckten Schriften werden ergänzt um Hinweise auf andere, hier nicht aufgenommene Veröffentlichungen. Im Zentrum der Einleitung steht der Zusammenhang von erzwungener Migration und sozialwissenschaftlicher Analyse: Welche thematischen und perspektivischen Wandlungen lassen sich feststellen, welche persönlichen und wissenschaftlichen Kontinuitäten kann man über die Orts- und damit immer auch Kulturwechsel hinweg identifizieren, welche Anregungen der neuen Umgebung wurden aufgegriffen und wie wurden sie verarbeitet. Die Diskussion des wissenschaftlichen Werks Jahodas will dieses aber nicht auf die äußeren historischen Umstände reduzieren, sondern ebensosehr dessen autonomen Charakter herausarbeiten und eine Verortung in der zeitgenössischen und gegenwärtigen Diskussion der Sozialwissenschaften versuchen.[1]

Jugend in Wien

Marie Jahoda wurde am 26. Jänner 1907 in Wien geboren. Im Sommer 1937 wurde ihr vom autoritären Regime Schuschniggs die Staatsbürgerschaft aberkannt, und sie mußte Österreich verlassen. Die dazwischen liegenden drei Jahrzehnte hatten bleibenden Einfluß auf ihre persönliche, wissenschaftliche und politische Identität.[2]

Die Eltern gehörten zum jüdischen Mittelstand. Der Vater war Geschäftsmann und die Mutter eine Hausfrau, die vier Kinder großzog. Die Familie war jüdisch und assimiliert, zumindest was ihre eigene Perspektive anlangt. Die Bindung an das Judentum war für die Eltern Jahodas eine der Abstammung, die man nicht verleugnen wollte, aber keine ethnisch-kulturelle Identifikation, was man beispielsweise daran ablesen kann, daß zwei Onkel Maries nichtjüdische Frauen heirateten. Im Unterschied zu den aus den östlichen Teil der Habsburgermonarchie, aus Polen und Rußland während des und nach dem Ersten Weltkrieg nach Wien zuziehenden Juden hatte sich die seit vier Generationen in Wien ansässige Familie Jahoda vom Judentum fast vollständig emanzipiert; sie stand der religiösen und kulturellen Tradition sehr distanziert gegenüber. Der Freundeskreis setzte sich aus Juden und Nichtjuden zusammen, und die Eltern tolerierten den Austritt der 17-jährigen aus der Kultusgemeinde.

Die beiden wichtigsten, über die Eltern vermittelten Einflüsse auf Marie Jahoda gingen von Juden aus, hatten aber keinen spezifisch jüdischen Charakter. Zu den "Familienheiligen" der Jahodas gehörten Josef Popper-Lynkeus und Karl Kraus,

die beide im Wien der Jahrhundertwende und des zu Ende gehenden Habsburgerreiches Anhänger unter Juden und Nichtjuden hatten. Dagegen beeindruckte der Zionismus Theodor Hertzls weder die Eltern noch die Tochter.

Karl Kraus' Einfluß war - obwohl er der Familie recht nahe stand, wurde doch "Die Fackel" in der Druckerei von Maries Onkel Georg hergestellt - weniger prägend als der Poppers. An Kraus bewunderte Jahoda, was alle an ihm bewunderten: seine beißende Kritik der Moral seiner Zeit, seine polemischen Angriffe auf Politiker und vor allem Journalisten und seine Vortragskunst, deren Pathos offenbar damals weniger exzentrisch anmutete. Ein Anhänger von Kraus zu sein, bedeutete in Wien dieser Jahre in Opposition zum katholischen Klerus und der christlich-sozialen Partei zu stehen, den Militarismus der k.u.k. Armee zu verurteilen und vom blutigen Gemetzel erst der Balkankriege und später dann des Weltkrieges abgestoßen zu werden - und sich über all das mit bitterem Hohn lustig zu machen, aber es nicht zugunsten einer anderen Zukunft zu bekämpfen.[3]

In politischen Fragen erschien vielen assimilierten Wiener Juden die Rolle des Kiebitz als die passendste: Sie zögerten, selbst politisch zu wirken, weil sie fürchten mußten, antisemitische Reaktionen auszulösen, hielten sich aber mit Kommentaren zur Politik nicht zurück. Parteipolitische Abstinenz war der Preis, den man für die künftige Assimilation zu bezahlen bereit war. Kraus' Feuilletons zum Zeitgeschehen boten dafür Kompensation, weil seine Attitüde, über der Sache zu stehen, aus dem Mangel einen Vorzug machte.

Popper-Lynkeus' Rolle und Einfluß war von der Kraus' verschieden, weniger pathetisch und individualistisch, dafür sozial engagierter. Der Erfinder und Schriftsteller Josef Popper veröffentlichte 1899 unter dem Pseudonym Lynkeus in Dresden *Phantasien eines Realisten*, deren Veröffentlichung in der Habsburgermonarchie verboten blieb. Dennoch fand das Buch weite Verbreitung und Popper gewann in bildungsbürgerlichen Kreisen für seine sozialreformerischen Ideen Anhänger. Schon 1878 hatte er in *Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben* jene Gedanken formulierte, die er in *Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage, eingehend bearbeitet und statistisch durchgerechnet* 1912 nochmals breiter darlegte. Der originellste Gedanke Poppers, der auch zu seiner Wiederentdeckung vor wenigen Jahren im Zusammenhang mit der Diskussion über garantiertes Grundeinkommen führte, war der des Rechts jedes Staatsbürgers auf das notwendige Mindestmaß an Nahrung, Kleidung und Wohnung. Verwirklicht sollte dieses Recht durch die Einführung einer "allgemeinen Nährpflicht" werden, worunter zu verstehen ist, daß jeder Bürger seine Arbeitskraft eine bestimmte Zeit lang der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen habe - der erläuternde Zusatz seines 1912 veröffentlichten Buches belegt, daß der Ingenieur Popper sich der Mühe unterzog, seinen Reformplan durchzurechnen. Herausgelöst aus der normalen, kapitalistischen Wirtschaft sollten in sozialisierten Betrieben jene Leistungen erbracht werden, die zur Sicherung eines lebenslangen Grundeinkommens für alle nötig waren. Nach den Jahren der Nährpflicht stünde es jedem Bürger frei, zu tun, was er wollte.[4]

Poppers kühl kalkulierte Sozialutopie war zu seiner Zeit nicht ohne Einfluß, errang aber nie eine Massenbasis. Ein von ihm gegründeter "Verein für soziale Arbeit" kam über eine kleine Anhängerschaft nicht hinaus. Sein Programm hinterließ jedoch bei vielen, die selbst wahrscheinlich nicht auf die Grundversorgung angewiesen gewesen wären, deutliche Spuren. Die Empörung über soziale Ungerechtigkeiten und die Ernsthaftigkeit, mit der Popper daran ging, diese beseitigen zu wollen, fanden Zustimmung. Sein Sozialismus kam ohne Geschichtsmetaphysik und Klassenkampf aus. Hier und jetzt konnte die Lebenssituation Elender verbessert werden. Es bedurfte dafür nicht erst der Reifung der Produktivkräfte, der Eroberung der sozialen Hegemonie oder der vollständigen Polarisierung des Klassengegensatzes, oder wie die Vertröstungen der geschichtsdeterministisch denkenden Marxisten sonst noch lauten mochten.[5]

Wir finden bei Marie Jahoda diese Haltung gegenwartsbezogenen sozialen Engagements später immer wieder: Die Untersuchung in Marienthal Anfang der 30er Jahre war begleitet von konkreten Hilfsmaßnahmen für die dortige Bevölkerung, und diese nützliche Funktion der Untersucher wurde programmatisch festgeschrieben. (1933a, 5) Stärker noch als in *Marienthal*, das nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten erschien und sich jeder offenen politischen Wertung enthielt, findet sich dieser Bezug in einem Manuskript "Zwei Jahre später," das nur fragmentarisch erhalten geblieben ist. Darin wird berichtet, daß "während der ganzen Dauer unserer Arbeit in Marienthal in allen Mitarbeitern der Wunsch (wuchs), in diesem Ort einmal nicht nur Wissenschaftler zu sein und zu beschreiben, sondern Organisator und zu helfen." Im September 1933 begann eine ungenannt bleibende Zahl der Mitarbeiter mit der Organisation einer lokalen Gruppe des Freiwilligen Arbeitsdienstes und gründete dafür in Marienthal einen Verein "Jugend in Arbeit." Das Konzept des freiwilligen Arbeitsdienstes erfährt grundsätzliche Kritik. Alle Sozialutopien - "von Thomas Morus bis zur allgemeinen Nährpflicht des Popper-Lynkeus" - enthielten zwar die Idee der "freien Arbeit aller für alle," doch davon unterscheide sich der aus den "Nöten der Weltwirtschaftskrise geboren(e)" Arbeitdienst, weil er zwei Arbeitsweisen nebeneinander bestehen lasse: "auf der einen Seite," heißt es gut marxistisch, "verkaufen Menschen nachwievor ihre Arbeitskraft als Ware ... auf der anderen Seite müssen Menschen am selben Ort beherrscht von den gleichen Gesetzen und der gleichen Moral ihre Arbeitskraft verschenken." Trotz dieser Kritik wird dem Arbeitdienst eine positive Seite abgewonnen: "Bei unserem ersten Aufenthalt in Marienthal haben wir erfahren," was gegen die "psychologische Situation der Arbeitslosen, ihre Resignation" unternommen werden kann: Arbeitsbeschaffung.[6]

Nach ihrer Flucht nach England führt Jahoda 1937 ihr erstes Forschungsvorhaben in einem von Quäkern organisierten Selbsthilfeprojekt für arbeitslose Bergarbeiter durch (1989a), und in New York war sie an Experimenten zur rassischen Integration und dem Bemühen um Verständigung zwischen Juden und Schwarzen beteiligt.[7]

Die von der Familie geprägte Einstellung, gegen soziale Benachteiligungen zu kämpfen, wurde während der Gymnasialzeit Jahodas verständlicherweise etwas modifiziert. Die Probleme der heranwachsenden bürgerlichen Jugendlichen und ihrer Suche nach einem Platz in der Gesellschaft der Erwachsenen zogen aber nur kurzzeitig Aufmerksamkeit auf sich. Jahodas erste Veröffentlichung, ein kurzer Artikel in der Zeitschrift der sozialdemokratischen Mittelschüler, beschäftigte sich mit Fragen der Koedukation. (1926) Darin verteidigt sie diese gegen Vorbehalte bürgerlicher und sozialdemokratischer Erwachsener.

Die Aktivitäten Jahodas zielten schon bald über ihre Primärgruppe hinaus. Sie begann noch als Mittelschülerin, als Vortragende der sozialdemokratischen Bildungsorganisation tätig zu werden. Dabei lernte sie - wie die anderen Mitglieder ihrer Bezugsgruppe -, ihre Gedanken einfach und klar auszudrücken. Die Wiener Volksbildungsbewegung, die über den Kreis der sozialdemokratischen Bildungsorganisation hinausreichte, war so etwas wie eine späte, österreichische Variante der Aufklärung. Es ist vermutlich nicht zu weit hergeholt, wenn man behauptet, daß diese volksbildnerische Tätigkeit nach der Emigration Jahodas in die USA die Anpassung an die dortige pragmatische Wissenschaftskultur erleichterte; die Fähigkeit, das, was in einer Welt gedacht wurde, in die Sprache einer anderen - im Wien der Zwischenkriegszeit: die proletarische - zu übersetzen, wurde von Jahoda und den anderen Mitgliedern ihrer Bezugsgruppe früh erlernt und später dann an neue Umgebungen adaptiert.

Zu den habituellen Prägungen trat vor Beginn des Universitätsstudiums (Jahoda begann 1926 mit dem Studium der Psychologie an der Universität Wien und schloß dieses 1932 ab) eine in den Konsequenzen sozialwissenschaftliche. Als sozialdemokratische Aktivistin lernte sie, die Welt mit austromarxistischen Augen zu sehen. Zwar findet man keine Veröffentlichung, in der sie ihre marxistische Sichtweise ausformulierte, wir können aber davon ausgehen, daß sie sich gleich ihren Generationsgenossen die wichtigsten Teile der marxistischen Gesellschaftsanalyse angeeignet hat. Dem (im Vergleich zum orthodoxen Marxismus Kautskys und Lenins) weniger doktrinären Charakter des Austromarxismus ist es wohl zu verdanken, daß in der Bezugsgruppe von Jahoda der Psychologie mehr Bedeutung eingeräumt wurde als den ehernen Gesetzen des kapitalistischen Marktes. Der Marxismus lieferte das Grundgerüst einer Theorie der sozialen Ungleichheit und stellte die Frage der Rolle der Arbeit (und der Arbeiterbewegung) in das Zentrum der Sozialanalyse. Vor allem letzteres blieb für Jahoda lebenslang ein Thema. Die Debatten zwischen den Austromarxisten und den Anhängern der Wiener Schule der Nationalökonomie scheint Jahoda hingegen nicht wahrgenommen zu haben, wie sie sich auch nicht für die in den 20er Jahren beginnende Diskussion der Marx'schen Frühschriften interessierte. Das eine war ihr wohl als Nationalökonomie zu fremd, und der Hegelmarxismus war für jemanden, der im empiristischen Milieu Wiens lebte und dessen neopositivistische Antimetaphysik osmotisch aufnahm, keine attraktive Alternative.[8]

Das Wien des ersten Drittels dieses Jahrhunderts war eine Hochburg psychologischen Denkens. Mit der überragenden Figur Sigmund Freuds konkurrierte in den 20er Jahren vor allem Alfred Adler, dessen Anhängerschaft unter Sozialdemokaten sehr groß war. Es verwundert daher nicht, daß Jahoda sich schon vor Beginn ihres Psychologiestudiums, das sie bei Karl und vor allem bei Charlotte Bühler absolvierte, an individualpsychologischen Diskussionsrunden beteiligte. (1927a)

Als Jahoda im Wintersemester 1926/27 ein Psychologiestudium an der Universität und gleichzeitig eine Volksschullehrerausbildung am neu gegründeten Pädagogischen Institut der Stadt Wien begann, stand der ideelle Nutzen einer derartigen Ausbildung für sie fest: Wie sie viele Jahre später bekannte, war sie überzeugt davon, daß sie nach dem Sieg der Sozialdemokratie Unterrichtsministerin werden würde - und dafür schien ihr ein Psychologiestudium die richtige Vorbildung zu sein. Tatsächlich arbeitete sie später kurze Zeit als Volksschullehrerin; statt Ministerin wurde sie nach dem Verbot der Sozialdemokratischen Partei Mitarbeiterin des Schulungsausschusses der illegalen Revolutionären Sozialisten.[9]

Während ihrer Studienjahre mußte Jahoda erleben, daß sich die Hoffnung ihrer Generation, demnächst am Aufbau einer neuen Gesellschaft mitwirken zu können, als illusorisch herausstellte. Politisch brachten diese Jahre den Niedergang und schließlich die Niederlage der österreichischen Arbeiterbewegung, und ökonomisch führten sie ins Desaster der Weltwirtschaftskrise und in deren Folge zu einer Massenarbeitslosigkeit, die nach Umfang und Dauer alles bisher Bekannte übertraf. Das universitäre Leben blieb von den politischen Stürmen dieser Jahre nicht ganz unberührt - vor allem der zunehmende Antisemitismus unter den Wiener Studenten und Professoren und die damit verbundenen regelmäßigen tätlichen Angriffe auf jüdische Studierenden sind hier zu nennen. - Aber im Institut der Bühlers hörte man das nur als fernes Grollen, und Jahoda selbst wurde nie insultiert.

Im Psychologischen Institut florierte während dieser Jahre die Forschung, und die unermüdlichen Aktivitäten des Lehrerpaares warfen erste Früchte ab. Karl Bühler als Ordinarius und seine Gattin Charlotte als Dozentin und später als außerordentliche Professorin entfalteten gemeinsam mit wenigen fix angestellten Assistenten, aber einer umso größeren Zahl von Mitarbeitern, die aus Geldern der Rockefeller Foundation bezahlt wurden, ein vielgestaltiges Lehr- und Forschungsprogramm. Karl Bühler war für die Basisausbildung zuständig, beteiligte aber wenige Studenten an seinen eigenen Forschungen, während Charlotte dank der amerikanischen Gelder eine große Zahl von Mitarbeitern beschäftigen konnte. Jahoda gehörte nicht zum engeren Kreis der Vertrauten der Bühlers: Man kann ihre Position als an der Peripherie des Kerns der Mitarbeiter liegend bezeichnen; über Paul Lazarsfeld, mit dem sie von 1927 bis 1933 verheiratet war, war sie aber mit den Interna der Bühlerschule vertraut. Lazarsfeld unterrichtete, anfänglich neben seiner Arbeit als Mittelschullehrer, am Psychologischen Insti-

tut Statistik und war in die sozialpsychologische Forschung Charlotte Bühlers eingebunden, ehe er sich Anfang der 30er Jahre durch die Gründung der "Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle" sozusagen selbständig machte.[10]

Einem engeren Kontakt zwischen Marie Jahoda und Charlotte Bühler dürften auch habituelle Unterschiede entgegengestanden haben. Charlotte Bühler, in ihrer Wiener Zeit so etwas wie die Inkarnation des Unpolitischen, interessierten außerhalb der Universität Bälle und Tanzveranstaltungen und der Besuch nobler Kaffeehäuser, während Marie Jahoda nach der Heirat in eine kleine Wohnung im Karl-Marx-Hof zog und in ihrer Freizeit in der dortigen Arbeiterbibliothek tätig war. Dazu kamen Differenzen in den psychologischen Präferenzen: Beide Bühlers opponierten gegen Freud, während Jahoda sich gegen Ende ihres Studiums einer persönlichen Analyse bei Heinz Hartmann unterzog und ihre psychoanalytischen Interessen nicht erst - wie Charlotte Bühler - nach der Emigration auszubilden begann.[11]

Jahodas Dissertation, die im Wintersemester 1932/33 approbiert wurde, verband ihre sozialpolitischen Interessen mit der Lebenslaufforschung ihrer Lehrerin: *Anamnesen im Versorgungshaus. Ein Beitrag zur Lebenspsychologie* beschäftigt sich mit Biographien von Obdachlosen und Marginalisierten und erweiterte die Perspektive Charlotte Bühlers in Richtung unterer sozialer Schichten. Marie Jahoda betrachtete sich später nicht als Schülerin der Bühlers, zumindest war sie nie Anhängerin dieser Variante psychologischen Denkens, auch wenn sie dem Umstand, von den Bühlers ausgebildet worden zu sein, stets Tribut zollte.

Die zweifellos stärkste intellektuelle und habituelle Bindung hatte Jahoda während ihrer Wiener Jahre an die Weltanschauung der Sozialdemokratischen Partei; ihre instrumentelle Auffassung der Bedeutung eines Studiums und eine realistische Beurteilung der Berufschancen verhinderten, daß sie der wissenschaftlichen Karriere alleinige Priorität einräumte. Als die Sozialdemokratie 1934 verboten wurde - was Lazarsfeld veranlaßte, seinen von der Rockefeller Foundation finanzierten Studienaufenthalt in den USA zu einem dauernden auszudehnen -, wandte sie sich von der gerade begonnenen Tätigkeit als Sozialpsychologin wieder mehr ab und entfaltete bis zu ihrer Verhaftung im Dezember 1936 eine rege Tätigkeit in der illegalen Arbeiterbewegung.[12]

Die Hinwendung zur Politik ist umso überraschender, als knapp vor dem Februar 1934, der das Ende der legalen Betätigung der österreichischen Sozialdemokratie bedeutete, *Die Arbeitslosen von Marienthal* erschienen war und die Reaktionen der wissenschaftlichen Öffentlichkeit darauf durchgehend anerkennend und wohlwollend waren. Doch die unprätentiöse Haltung trat nicht erst nach dem Erscheinen des Buches und der positiven Resonanz auf, sondern war von Anfang an Teil der Überzeugung der Gruppe, die diese Studie durchgeführt hatte.[13]

Es ist hier nicht nötig, auf *Marienthal* und die "Forschungsstelle" detailliert einzugehen, das ist oft genug geschehen. Erinnert soll nur daran werden, daß die drei Autoren von *Marienthal* das Buch ganz unterschiedlich in die eigene Karriere

und deren Planung eingehen ließen. Der spiritus rector *Marienthals*, Lazarsfeld, benutzte die Studie, um seinen Einstieg in eine akademische Karriere zu erleichtern; er schrieb kurze zusammenfassende Artikel, referierte über die Resultate auf dem internationalen Psychologenkongreß in Kopenhagen, gab der weitverbreiteten amerikanischen Zeitschrift *Nation* ein Interview über die Studie und versuchte schließlich, die implizite Methodologie *Marienthals* dem englischsprachigen Publikum nahezubringen (woraus nichts wurde, weil der Aufsatz nicht zur Veröffentlichung angenommen wurde); schließlich war er an einigen weiteren Veröffentlichungen über die sozialpsychologischen Konsequenzen der Arbeitslosigkeit beteiligt, ohne nochmals an so intensiver soziographischer Feldforschung mitzuwirken. Für Hans Zeisel, den Verfasser des Anhangs zur Geschichte der Soziographie, blieb diese Arbeit Episode; er veröffentlichte zwar den Anhang 1933 als Aufsatz in einer angesehenen wissenschaftlichen Zeitschrift, wandte sich vor 1938 aber anderen Themen zu und verfolgte in dieser Zeit keine akademischen Interessen, sondern arbeitete bis zu seiner Flucht 1938 in Wien als Rechtsanwalt. Jahoda verwertete den Erstlingserfolg halbherzig im Feld des wissenschaftlichen Reputationsstrebens: Noch während ihrer Wiener Zeit arbeitete sie an einem verwandten kleineren Projekt (1933b) und bemühte sich mit wechselndem Erfolg, Aufträge für die mit ökonomischen Problemen kämpfende "Forschungsstelle" zu erhalten; erst nach der Exilierung versuchte sie, *Marienthal* als Entree in die Welt sozialwissenschaftlicher Forschung zu benutzen.[14]

Nach Lazarsfelds Weggang in die USA übernahm Jahoda die Leitung der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle. Sie versuchte, das ursprüngliche Konzept - Einnahmen aus der Marktforschung für wissenschaftliche Studien zu verwenden - weiterzuverfolgen, aber die katastrophale wirtschaftliche Situation stand einer erfolgreichen Umsetzung entgegen. Für die Akquisition von Aufträgen wurden eigens gestaltete Werbeschriften benutzt, in welchen zwar auf die (angebliche) Verkaufssteigerung durch die Marktstudien hingewiesen wurde, die nachmals berühmte Marienthalstudie blieb dort aber unerwähnt. Der hektographierte "Sales-Barometer (Verkaufs- und Absatzbarometer)" erschien erstmals im ersten Halbjahr 1935 und enthielt kurze Berichte über die verschiedenen Marktforschungsstudien.[15]

Ende November 1936 wurde Marie Jahoda an ihrem Arbeitsplatz verhaftet. Sie wurde beschuldigt, die "Forschungsstelle" als Poststelle für die illegalen Revolutionären Sozialisten verwendet zu haben. Mehr als sechs Monate wurde sie in Polizeihaft gehalten, ehe im Juli 1937 der Prozeß eröffnet wurde, bei dem Jahoda sich für jene Vergehen schuldig bekannte, die ihr nachgewiesen worden waren. Obwohl sie zu drei Monaten Haft und anschließender Anhaltehaft verurteilt wurde, gab die Ständestaatregierung den in ausländischen Zeitungen veröffentlichten Protesten und den Interventionen nach und entließ sie vorzeitig aus der Haft, unter der Auflage, Österreich zu verlassen.[16]

Während der wenigen Jahre, die Marie Jahoda in Wien lebte, formierten sich grundlegende normative Überzeugungen und ein Arbeitsstil, der anfangs mehr

im Bereich der Politik Niederschlag fand, sich aber in ähnlicher Gestalt auch in ihrem späteren wissenschaftlichen Werk findet. Sie selbst nennt drei Einflüsse als für ihr Leben prägend: den Glauben an die Möglichkeit eines humanitären, demokratischen Sozialismus, dessen Sieg durch demokratische Wahlen errungen werden könne; die Betonung der Gegenwart und ihrer Probleme sowie die erzieherischen Bemühungen. (1981a) Neben dieser eher politischen Bilanz lassen sich aber auch Prägungen für ihr künftiges Leben als Sozialwissenschaftlerin in die Wiener Jahre zurückverfolgen.

An erster Stelle wäre hier die Auswahl der Forschungsthemen und die Fokussierung der wissenschaftlichen Interessen zu nennen. Reale Probleme - und nicht interne Problemstellungen des wissenschaftlichen Diskurses - bilden den Ausgangspunkt ihrer Forschungen. Die Distanz gegenüber der Weltabgewandtheit des akademischen Forschungsbetriebs, die in dem außerhalb der Universität angesiedelten Forschungsinstitut materiell Gestalt fand, war während der Wiener Jahre eng mit der Teilnahme an der sozialen Bewegung verknüpft, fand aber auch in der Wahl des Dissertationsthemas Niederschlag. Der Marxismus der österreichischen Sozialdemokratie lieferte einen begrifflichen Rahmen für konkrete Forschung und eine Landkarte sozialer Probleme, die wert waren, genauer untersucht zu werden. Der Austromarxismus war für sie aber nie eine große Theorie, die um ihrer selbst willen gepflogen werden sollte. Die Erfahrung des Lebens in zwei Welten - hier der universitäre Betrieb und dort das sozialdemokratische Milieu - beeinflußte die Wahl des Publikums, an das sich die (Veröffentlichung der Resultate der) Forschung richtete. Jahodas Arbeiten sprechen damals und später nie nur zur scientific community. Problemwahl und soziale Position modellieren den kognitiven Teil der disziplinären Identität. Ob ihre Forschung Sozialpsychologie, Soziologie oder was immer sonst sei, spielt kaum eine Rolle. Während der Anhang zu *Marienthal* die eigene Studie in die Tradition der Sozialenqueten und anderer Vorläufer der empirischen Sozialforschung zu stellen bemüht war, wurde die Studie später sowohl in der soziologischen wie in der sozialpsychologischen Fachgeschichte rezipiert. Die disziplinäre Flexibilität teilt Jahoda mit Lazarsfeld, und diese unterscheidet beide von anderen Bühler-Schülern, wie beispielsweise Else Frenkel, die sich in Wien und Berkeley als Psychologin verstand. Der empiristische Geist des Wien der Zwischenkriegszeit sollte schließlich als weitere Konstante des Habitus von Marie Jahoda Erwähnung finden, wobei man hinzufügen muß, daß sie diesen nie in der Art eines wahllos Fakten aufhäufenden Positivismus praktizierte, sondern die Theoriegeleitetheit der Forschung zu einem Zeitpunkt beherzigte, als diese Einsicht noch nicht Allgemeingut war.

Exil in England

Marie Jahoda wurde im Sommer 1937 aus der Haft entlassen, weil für die junge Sozialpsychologin interveniert worden war und englische Fürsprecher ihren Protest gegen die Inhaftierung mit dem Angebot einer Arbeitsmöglichkeit in London verbanden. Obwohl sie ihre vorzeitige Freilassung ihrer Wissenschaftlerrolle zu verdanken hatte, ging Jahoda als politische Aktivistin ins Exil und betrachtete sich während der ganzen Dauer ihres ersten englischen Aufenthalts als solche. Die österreichischen Behörden sahen das schon 1937 ganz ähnlich, wie einem Schreiben des Staatssekretärs für Auswärtige Angelegenheiten im Bundeskanzleramt an die österreichische Gesandtschaft in London zu entnehmen ist. In schönstem Amtsdeutsch heißt es darin:

"Bekanntlich haben sich verschiedene insbesondere den sozialistischen Ideologien nahestehende Persönlichkeiten, Vereinigungen und andere Stellen für das Schicksal der Leiterin der österreichischen 'Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle' in Wien, Frau Dr. Marie Lazarsfeld-Jahoda interessiert, die im November v[origen] J[ahre]s auf Grund des Ergebnisses einer in den Räumen des genannten Institutes vorgenommenen Hausdurchsuchung verhaftet wurde, da sich ergeben hatte, dass sie den Bestrebungen der in Österreich verbotenen sozialdemokratischen Partei Vorschub geleistet hatte."

In dem Schreiben heißt es dann weiter, daß sich Jahoda bereits auf freiem Fuße befinde und "überdies die von ihr erbetene Bewilligung zur Ausreise nach England erhalten" habe.

"Die Gesandtschaft wird eingeladen, jene Stellen, die sich für die Angelegenheit der Genannten besonders interessiert haben, nach d[ort]a[amtlicher] Wohlmeinung in geeignet erscheinender Weise von Vorstehendem in Kenntnis zu setzen."

Offenbar nachträglich wurde diesem Schreiben ein weiterer Satz hinzugefügt, der die Praktiken des autoritären Regimes zu illustrieren vermag:

"Die Gesandtschaft wird eingeladen, der Tätigkeit Frau Dr. Lazarsfeld's in London ein besonderes Augenmerk zuzuwenden und über allfällige Wahrnehmungen anher zu berichten."[17]

Den auf Jahoda angesetzten ständestaatlichen Konfidenten blieben nur acht Monate Zeit, ehe sie selbst zu Opfern einer anderen, der nationalsozialistischen, Diktatur wurden und ihres Privilegs, unter dem Deckmantel diplomatischer Immunität österreichische Exilanten zu bespitzeln, verlustig gingen.

Als Jahoda im Spätsommer in England eintraf, stellte sich heraus, daß die ihr angebotene Stelle nur auf dem Papier der Interventionsschreiben bestand. Der Generalsekretär des Institute of Sociology in London und Redakteur der dort erscheinenden *Sociological Review*, Alexander Farquharson, bemühte sich jedoch nach Kräften, behilflich zu sein.[18]

In seiner Zeitschrift erschien Anfang 1938 Jahodas erster im Exil geschriebener Aufsatz ("Überlegungen zu 'Marienthal'," in diesem Band); darin versuchte sie,

die Wiener Untersuchungen dem englischsprachigen Publikum vorzustellen und Ideen für künftige Forschungen zu entwickeln. Man wird es wohl als für Emigranten typisch bezeichnen dürfen, daß sie sich in der neuen Umgebung zuerst einmal bemühen, ihre bisherige Arbeit bekanntzumachen. Derartige Rückblicke entbehren jeder Nostalgie, vielmehr dienen sie dazu auszuloten, welches Angebot man der fremden scientific community machen könnte. Jahoda wußte wahrscheinlich auch, daß sie unter den englischen Sozialwissenschaftlern vor allem als politischer Häftling bekannt war und bemühte sich daher, ihre sozialforscherische Kompetenz zu unterstreichen. Der politische Impetus, der zu *Marienthal* geführt hatte, leuchtet in diesem Aufsatz nur noch aus wenigen Formulierungen hervor; beispielsweise der, daß die Forscher den Arbeitslosen helfen wollten und diese Rechtfertigung ihres Tuns selbst am dringendsten benötigt hätten. Ansonsten wird das politische Engagement instrumentell interpretiert: Sympathie mit den Untersuchten erleichtere die intuitive Entdeckung bedeutsamer Daten; die Beteiligung am politischen Leben der zu untersuchenden Population verbessere den Kontakt zwischen Forschern und Beforschten, daher sei es wünschenswert, daß die Varianz der politischen Bindungen in der Forschergruppe groß sei.[19]

Eine andere Schwierigkeit, mit der Neuankömmlinge konfrontiert sind, hat mit der Notwendigkeit zu tun, Anschlußmöglichkeiten an die Debatten der scientific community zu finden. Wegen der Kürze von Jahodas Aufenthalt enthält der im Herbst 1937 geschriebene Aufsatz dazu nur wenig. Die Reverenz, die sie Frederic LePlay erweist, steht offenkundig im Zusammenhang damit, daß das Institute of Sociology auch als LePlay House bekannt war, und die knappen und kritischen Bemerkungen über die Veröffentlichung von "Mass Observation" richteten sich gegen ein konkurrierendes Unternehmen, über dessen erste Veröffentlichung Jahoda im selben Jahrgang der *Sociological Review* eine Besprechung veröffentlichte. Dort nimmt sie zur faktensammelnden Praxis deutlich ablehnend Stellung:

"Der Leser will eine wissenschaftliche Rechtfertigung der benutzten Methoden, er will wissen, wie weit die Resultate repräsentativ sind, er will wissen, ob die Beobachter wissenschaftlich ausgebildet sind und er will eine Präsentation der Daten, die zu klaren Verallgemeinerungen und Zusammenfassungen führt."

Diese Kritik enthält die methodologische Position der Marienthalstudie, von der die Rezensentin offenbar annahm, daß sie eher Zustimmung finden würde als die faktenpositivistische Studie von "Mass Observation." Die englische Soziologie dieser Jahre litt unter einem gering entwickelten Methoden- und Theoriebewußtsein; das bot Jahoda die Möglichkeit, ihre in Wien entwickelten rigoroseren methodologischen Standards als Positivum ins Treffen zu führen.[20]

Die Bemühungen der englischen Kollegen, Jahoda Arbeit und Einkommen zu verschaffen, führten nach kurzer Zeit zu einem ersten Erfolg: Sie erhielt den Auftrag, in Südwales ein von Quäkern initiiertes Selbsthilfeprojekt für Arbeitslose zu untersuchen. Das südwalisische Bergbaugebiet war von der großen Depression

massiv getroffen worden; der Zusammenbruch der Nachfrage nach Kohle hatte die Produktion in dieser Region nahezu vollständig zum Erliegen gebracht und praktisch alle männlichen Beschäftigten ihrer Arbeit beraubt. Die britische Arbeitslosenversicherung dieser Jahre war zwar besser als die österreichische, aber auch nicht hoch genug, um arbeitslose Bergarbeiterfamilien ausreichend zu ernähren. Die Quäker wollten, in bescheidenem Rahmen eine Produktion für den Eigenbedarf aufbauen helfen. Diejenigen Arbeitslosen, die sich daran beteiligten, sollten im Tausch für ihren Arbeitseinsatz Lebensmittel und andere Güter des täglichen Bedarfs bekommen, ohne deswegen ihre Arbeitslosenunterstützung zu verlieren. Eine Verwandtschaft zu Popper-Lynkeus' "Nährpflicht" ist deutlich, und Jahoda begegnete den Intentionen der Quäker von Beginn an mit großer Sympathie.[21]

Farquharson und andere, die sich bemüht hatten, Jahoda den Einstieg in die englische Sozialwissenschaft zu ermöglichen, werden sich gefreut haben, daß die Quäker an einer begleitenden Untersuchung ihres Sozialexperiments interessiert waren und ihr Schützling ohne Einschaltung der Flüchtlingshilfsorganisationen Arbeit gefunden hatte. Und die österreichische Sozialdemokratin dürfte Interesse daran gehabt haben, die britische - genauer gesagt die walisische - Arbeiterklasse kennenzulernen. Im November 1937 übersiedelte Jahoda nach Südwales und blieb dort bis April des darauffolgenden Jahres.[22]

Der Unterschied zwischen dem arbeitslosen Dorf Marienthal im Nahbereich der Großstadt Wien und der südwalisischen Bergbauregion war zuerst einmal ein topographischer und einer der Größe. Die engen walisischen Täler führten zu einer ganz anderen Kommunikationsstruktur als im auf Wien hin ausgerichteten flachen niederösterreichischen Steinfeld. Die walisischen Dorfbewohner standen in Kontakt mit dem nächstliegenden Dorf flußauf- oder abwärts, aber hatten praktisch keinerlei Beziehungen zu den Nachbardörfern des nächsten Tales oder zu den größeren Städten Cardiff und Bristol. Die südwalisische Bergbau- und Eisenindustrie beschäftigte während ihrer besten Jahre ein Vielfaches der niederösterreichischen Industrie.

Die politischen, religiösen und kulturellen Traditionen waren in Südwales vielgestaltiger, und für eine Mitteleuropäerin war die Mischung aus Aberglauben, Bergarbeiterfolklore, Knappenstolz und Geschlechtsrollenstereotyp wohl ziemlich fremd. Die Marienthaler Industriearbeiter mußten dagegen fast modern anmuteten, da ihnen der ständische Berufsstolz der über mehrere Generationen im Bergbau Tätigen gänzlich fehlte. Sie waren nach Marienthal gekommen, weil es dort Arbeit gab. Sie hatten in der kurzen Zeit, die die Fabrik in Betrieb war, aber keine eigene Kultur ausbilden können; ihre politischen Überzeugungen teilten sie mit allen anderen österreichischen Arbeitern, ihre Gewerkschaftsorganisation war für ganz Österreich einheitlich, und Religion war Partei in der politischen Auseinandersetzung.

Südwales wies dagegen alle Merkmale einer alten Industrieregion auf: Beschäftigungsverhältnisse, die vom Vater auf den Sohn vererbt wurden, über lange

Zeit eine wachsende Bevölkerungszahl, geringe Frauenbeschäftigung und ein Immobilismus, der die mit den Konjunkturschwankungen verbundene - oder im Anschluß an erfolglose Streiks eintretende - Arbeitslosigkeit als vorübergehend hinzunehmen gelernt hatte. Das änderte sich erst durch die Große Depression. Aber auch danach waren in Südwales nicht alle beschäftigungslos und daher kam es in den Gewerkschaften zu Rivalitäten zwischen Arbeitsplatzbesitzern und Arbeitslosen, ein Phänomen, das es in Marienthal nicht geben konnte.

Über den Umstand hinaus, daß beide Regionen von den Folgen der Weltwirtschaftskrise betroffen waren, gab es noch eine weitere Ähnlichkeit: Die walisische Arbeiterbewegung hatte sich von den desaströsen Folgen des Generalstreiks 1926 nicht erholt, und die österreichische Arbeiterbewegung stand, als die Sozialforscher Marienthal erkundeten, am Vorabend ihrer schwersten Niederlage. Optimismus war also weder hier noch da für die Situation kennzeichnend.[23]

Jahodas mehrmonatiger Aufenthalt vor Ort unterschied sich deutlich von den kurzen Besuchen, die die Wiener Gruppe Marienthal abgestattet hatte. Um ein Arbeiterdorf im Nahbereich von Wien zu verstehen, war es nicht notwendig, dort zu leben; die Sozialforscher konnten sich mit kurzen Visiten, die der Durchführung einzelner Erhebungen dienten, begnügen. In Südwales befand sich Jahoda dagegen in der Situation einer Anthropologin: Als Österreicherin war ihr die britische Kultur unvertraut und als Sozialforscherin aus der städtischen Mittelklasse waren ihr viele der Verhaltensweisen der Bergarbeiter fremd.[24]

Während Jahodas Aufenthalts in Südwales wurde Österreich vom Deutschen Reich annektiert. Sie unterbrach den Forschungsaufenthalt, um ihren Verwandten die Flucht aus Österreich zu ermöglichen und um der ersten Welle von österreichischen Flüchtlingen, die nach England kamen, zu helfen. Beim Versuch, Familienangehörige und Freunde aus Wien herauszubringen, bot ihr einer der Quäker, der spätere Lord Forrester, spontan Hilfe an; er fuhr in den Tagen nach dem Anschluß nach Wien und arrangierte die Ausreise von Maries Mutter.

Im Sommer 1938 stellte Jahoda den Bericht über Südwales fertig und übergab ihn den Auftraggebern. Ein Befund war für die Quäker niederschmetternd: Ihre wohlmeinende Philanthropie war bei den walisischen Arbeitslosen auf wenig Gegenliebe gestoßen. Die Bergarbeiter betrachteten die naturalwirtschaftliche Produktion wie gewöhnliche Arbeit, ja als Bergarbeiter sahen sie diese als eine minder qualifizierte, des spezifischen Ethos entbehrende und ihre Fähigkeiten unterschätzende Arbeit an. Die Einstellungen zur Subsistenzarbeit waren hochgradig instrumentell, sie nahmen an sich, was sie brauchen konnten, blieben der Arbeit fern, wenn sie Besseres im Sinn hatten, und waren nicht gewillt, sich zu engagieren. Jahodas Bericht zerstöre sein Lebenswerk, sagte ihr Forrester, jener Mann, der ihr wenige Monate vorher bei der Rettung der Familienangehörigen aus Wien uneigennützig geholfen hatte. Daraufhin entschloß sich Jahoda, den Bericht nicht zu veröffentlichen. (Vgl. 1981b)

Ein kurzer Artikel, in welchem sie unter Benutzung ihrer walisischen Erfahrungen die Frage der Arbeitsanreize thematisierte, blieb für lange Zeit der einzige

Text, der aus ihrer ersten englischen Forschung resultierte. (1942) Der vollständige Bericht erschien erst fünf Jahrzehnte später im Druck. (1987b und 1989a)

Die honorigen Motive, die Jahoda davon abhielten, den Bericht zu veröffentlichen, brauchen hier nicht diskutiert zu werden. Wohl aber kann der Umstand, daß eine Publikation unterblieb, benutzt werden, um auf spezifische Akkulturationsschwierigkeiten hinzuweisen. Wählen wir dazu einen kontrafaktischen, aber nicht zu weit hergeholten Vergleich: Hätte nicht auch *Marienthal* unpubliziert bleiben können, weil die Ergebnisse ein Lebenswerk wenn schon nicht zerstört, so doch in Frage gestellt hatten? Oder anders herum, hätte die Südwales - Studie nicht auch einen Nutzen haben können, der es geboten hätte erscheinen lassen müssen, sich über die persönliche Rücksichtnahme hinwegzusetzen?

Viele Jahre später resümierte Jahoda ein Ergebnis von *Marienthal* dahingehend, daß sich die orthodoxe marxistische Erwartung, die Verschärfung der ökonomischen Krise führe zu einer Intensivierung des Willens zum Klassenkampf und letztlich zur sozialistischen Revolution, als unzutreffend herausgestellt habe. Lassen wir für den vorliegenden Zweck außer Betracht, ob diese orthodoxe Position Anfang der 30er Jahre tatsächlich noch vertreten wurde, dann kann man behaupten, daß auch im österreichischen Fall ein Lebenswerk zerstört zu werden drohte - das der sozialistischen Arbeiterbewegung. Soweit wir wissen, erwogen die Mitglieder der Forschungsstelle zu keiner Zeit, die Studie nicht zu veröffentlichen, was sicherlich nicht mit dem akademischen Imperativ "publish or perish" in Verbindung gebracht werden kann. Vielmehr wird man sagen können, daß *Marienthal* veröffentlicht wurde, weil die Autoren (auch) hofften, einen empiriegesättigten Diskussionsbeitrag zur Frage der Strategie gesellschaftlicher Veränderung leisten zu können. Das Publikum, an das sich *Marienthal* wandte, waren nicht nur Wissenschaftler, sondern im selben Maß sozialdemokratische Leser.

Ein analoges Publikum, das Nutzen aus den Einsichten der Studie hätte ziehen können, hatte Jahoda im Fall der Studie über Südwales nicht vor Augen. Als Neuankömmling war sie in die britische politische Diskussion nicht derart involviert, daß der Beteiligung daran eine persönliche Bindung geopfert werden hätte müssen. Wir können daraus die Einsicht destillieren, daß sich Wissenschaftsemigranten anfangs nicht an ein anonymes Publikum wenden, sondern zuerst (auch in ihren Publikationen) Kontakte zu einzelnen Bezugspersonen knüpfen, die erst später zur Teilnahme an den Debatten der scientific community erweitert werden. Die Unsicherheit der Neulinge und die Fragilität persönlicher Bindungen bilden die eine Seite - die Rolle, die Idiosynkrasien und Zufälle bei der Entwicklung der Sozialwissenschaften spielen, die andere Seite jener Medaille, die unterbliebener Wissenstransfer genannt werden kann. Oft genug wurden vielversprechende erste Anläufe nicht weiter verfolgt, weil der Hauptansprechpartner ablehnend reagierte. Bei Marie Jahodas englischem Erstlingswerk war das nicht der Fall, weil es ihre Entscheidung war, die Untersuchung nicht zu veröffentli-

chen, und weil sie über ausreichende mentale Ressourcen verfügte, einen zweiten und dritten Anlauf zu versuchen.

Die Zeit zwischen dem "Anschluß" und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs war nicht dazu angetan, um sich ausschließlich einer wissenschaftlichen Karriere zu widmen; Jahoda war zu sehr homo politicus und weder gewillt noch in der Lage, ihrem persönlichen Fortkommen vorrangig Aufmerksamkeit zu schenken. Das wäre angesichts der Umstände auch nur jemandem möglich gewesen, der realitätsblind oder egozentrisch war. Nach dem "Anschluß" beteiligte sie sich an der Flüchtlingshilfsorganisation "Austrian Self-Help" und an der Exilgruppe der österreichischen Sozialisten, die im Frühjahr 1938 rasch anwuchs. Jahoda war bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs an den Diskussionen und Aktivitäten der österreichischen sozialistischen Exilanten beteiligt und focht im Londoner Büro ziemlich auf sich allein gestellt für die politische Linie, die vom Vertrauten der Wiener Zeit, Joseph Buttinger, vertreten wurde. Von der zukunftssicheren Einstellung, die sie während der späten 20er Jahre charakterisiert hatte und die sie auch noch nach dem Verbot der sozialdemokratischen Partei motiviert hatte, war nicht mehr viel übriggeblieben. Ein tiefer (rückblickend betrachtet: realistischer) Pessimismus über die Chancen der deutschen (und österreichischen) Anti-Hitler-Kräfte und die Möglichkeiten, von der sozialistischen Bewegung etwas über die Zeit der nationalsozialistischen Diktatur hinwegretten zu können, wurde begleitet von wechselnden Erwartungen über den wünschenswerten Ausgang des weltpolitischen Dramas und die Zeit nach der Niederlage Nazideutschlands. Hofften die exilierten revolutionären Sozialisten unmittelbar nach dem Anschluß darauf, daß der Nazismus durch eine gesamtdeutsche Revolution beseitigt werden würde (der Zeitpunkt, wann dieses Ereignis eintreten würde, war umstritten), erweiterten sie nach dem Beginn des Krieges die unverrückbar gültige Erwartung, der Krieg werde auch diesmal in einer Revolution enden, auf ganz Europa; erst langsam, vorangetrieben vor allem durch die bekannt werdenden Vorstellungen der Allierten über die Nachkriegsordnung, verabschiedete sich die Mehrheit der Exilsozialisten von ihrer Revolutionshoffnung.

Rückblickend betrachtet kann man dem politischen Pessimismus, den einige Exilsozialisten an den Tag legten, eine positive Seite abgewinnen. Diese Gruppe verstand sich darauf, daß das politische Handeln einer kleinen Schar von Exilanten angesichts der Übermacht des Dritten Reiches sinnlos sei. Es wäre daher das beste, wenn man versuche, die Zeit bis zum Ende der Naziherrschaft moralisch intakt zu überdauern, wozu es ausreichend sei, den ideellen Zusammenhalt aufrechtzuerhalten und einander und anderen Flüchtlingen zu helfen. Große Politik, wie sie andere Exilanten meinten, in Form von Resolutionen, Bündnissen, Fraktionskämpfen und Exilregierungen zeigen zu müssen, mache keinen Sinn. Aus dieser fatalistisch erscheinenden Haltung heraus gelang es diesen Exilanten rascher und nachdrücklicher als anderen, in den jeweiligen Gastländern zu Immigranten zu werden. Statt die Jahre des Exils mit nutzlosem Zank untereinander

zu füllen, bemühten sich die Pessimisten darum, in der neuen Umgebung einen Platz einzunehmen. Die erzwungene Pause nutzten viele dieser Gruppe - vielleicht unbewußt -, um die Basis für einen neuen Lebensabschnitt zu legen.

Im Fall von Marie Jahoda zeigte sich das daran, daß sie ihrer wissenschaftlichen Arbeit ernsthaft Aufmerksamkeit widmete. Daneben knüpfte sie Kontakte zu Exponenten der internationalistischen, anti-stalinistischen Linken aus der Labour Party, beispielsweise zu Richard Crossman und Austen Albu. Crossman vermittelte sie später an das Ministry of Information, wo sie kurzzeitig auch am Radiosender "Rotes Wien" mitarbeitete, und Albu wurde Ende der 50er Jahre ihr zweiter Ehemann.

Nach der Studie in Südwales arbeitete Jahoda während des Kriegs noch an zwei weiteren empirischen Erhebungen, die allerdings auch nur in stark gekürzter Form veröffentlicht wurden. Auch bei diesen Studien wählte sie die Feldforschung als Erhebungsinstrument, und sie war wiederum auf sich allein gestellt. Von 1938 bis 1940 bekam Jahoda das "Pinsent-Darwin Studentship" der University of Cambridge, war aber während der ganzen Zeit des Krieges - sieht man von der Zeit im Regierungsdienst ab - nicht in ein Universitätsinstitut oder eine andere Institution integriert. Bei der Forschung auf sich allein gestellt zu sein, war in jeder Hinsicht eine neue Erfahrung, und es ist nicht überraschend, daß die beiden Artikel, die aus diesen Forschungen hervorgingen, im Rahmen des von ihr in Wien Erlernten blieben.

Im Herbst 1938 führte sie in Bristol eine Marktuntersuchung für eine Möbelfirma durch, die sich um die Verbreitung eines modernen Stils bemühte. Die Marktforschung sollte herausfinden, welche Einstellungen britische Käufer zu Möbeln im allgemeinen, insbesondere aber solchen modernen Stils haben. Daneben galt es, die Einstellungen des Publikums zu dem auftraggebenden Unternehmen herauszufinden. ("Moderne Möbel in Bristol," in diesem Band, behandelt nur das erstgenannte Thema.)

Die ungefähr 100 Interviews, für die ein Leitfaden, von Jahoda "report formula" genannt, benutzt wurde, wurden vornehmlich mit Frauen und zumeist in deren Wohnung durchgeführt. Die Haushalte waren wohlhabend, teils waren sie Käufer der auftraggebenden Firma, teils waren sie deren potentielle Kunden. Die Durchführung des Interviews in den Wohnungen erlaubte es, unauffällig die Meinungen über Möbel mit dem tatsächlich benutzten Mobiliar zu vergleichen. Eine Veröffentlichung der Resultate war ursprünglich nicht vorgesehen und kam erst nach dem Krieg auf Initiative von Farquhason zustande, der in einer Vorbemerkung auf seine Rolle beim Zustandekommen dieser Erhebung und auf die redaktionellen Eingriffe hinwies, die er an dem ursprünglich längeren Endbericht vorgenommen hatte; stilistische Änderungen habe er unterlassen, weil es ihm eine besondere Freude sei, den Charme des Wiener Englisch, das Jahoda während ihrer frühen englischen Jahre verwendete, nun mit anderen teilen zu können. Beim Leser der Übersetzung wird vielleicht etwas anderes mehr Interesse hervorrufen: Ohne es zu wollen, ist Jahoda auch dieser Aufsatz zu so etwas wie

einem Stück Kulturanthropologie geworden; die impliziten Vergleiche und die Verwunderung über manche Eigenheiten der britischen Lebensweise zeigen nicht nur die Fähigkeit Jahodas zur genauen Beobachtung, sondern illustrieren auch die verschiedenen Kulturen, mit denen die Emigrantin konfrontiert war.

Die dritte - und vorläufig letzte - Studie, die Jahoda während ihres ersten Aufenthalts in England in die Tat umsetzte, führte sie in eine Fabrik, wo sie für sieben Monate als teilnehmende Beobachterin den Sozialisationsprozeß studierte, dem jugendliche Berufsanfängerinnen augesetzt waren. Der Schock, den Mädchen beim Eintritt in die Fabrik erfuhren, war begleitet von einem rasch einsetzenden Prozeß des Vergessens jener Wertvorstellungen, die sie in der Schule vermittelt bekommen hatten. "Die 14-jährigen Mädchen lernten rasch, daß sich anzustrengen, am Lernen interessiert zu sein oder Respekt für ältere Personen zu zeigen, Spott und Isolation zur Folge hatten; Flirten, Tratschen und übermäßiges Schminken führten dagegen zur Beliebtheit." (1981b, 212) Der über diese Studie veröffentlichte Artikel (1941) enthält diese Befunde nicht, weil das Management der Fabrik von seinem vorweg vereinbarten Recht Gebrauch gemacht hatte, die Publikationsgenehmigung zu verweigern. "Die Einhaltung dieses gentlemen's agreements kostete mich manche moralische Bedenken. Mein Dilemma wurde durch die Verschärfung des Krieges - es war 1940 - gelöst, als die Frage, publizieren oder nicht publizieren, nicht die hauptsächliche Sorge jemandes war." (1981b, 212) Bis zum Kriegsende führte Jahoda keine empirischen Erhebungen mehr durch. Sie arbeitete an verschiedenen Stellen des britischen Regierungsapparats an der Anti-Hitlerpropaganda mit.

In den acht Jahren, die Jahoda in England lebte, veröffentlichte sie über die drei größeren Studien, die sie während dieser Jahre machte, kurze Artikel in verschiedenen sozialwissenschaftlichen Zeitschriften und schrieb einige Rezensionen. Der Krieg, die Erfahrung des Exils und die Schwierigkeiten, sich in einer fremden und Fremden gegenüber nicht allzu freundlichen Umwelt zurecht zu finden, führten dazu, daß der Lebensabschnitt, der von jungen Wissenschaftlern normalerweise für die Etablierung im Wissenschaftsbetrieb genutzt wird, bei Jahoda mit anderen Aktivitäten ausgefüllt war. Neben all den äußeren Umständen, die eine Konzentration auf die wissenschaftliche Karriere behinderten, wird man aber auch in Erinnerung rufen müssen, daß für sie während dieser Jahre eine andere Option noch nicht ganz aus dem Blick geraten war: Die Rückkehr nach Österreich und die Wiederaufnahme der politischen Tätigkeit.

Zwar fuhr Jahoda, sobald das für Zivilisten möglich war, in die USA, um ihre Tochter wiederzusehen, die nach Jahodas Verhaftung 1936 nach New York zu ihrem Vater, Paul Lazarsfeld, gebracht worden war; ganz hatte sie die politische Bindung an die österreichische Sozialdemokratie aber noch nicht sistiert. Sie bemühte sich unmittelbar nach Kriegsende um eine Einladung nach Wien, um sich einen Überblick über die Situation dort zu verschaffen. Der Briefwechsel zwischen Jahoda und Wiener Sozialdemokraten ist offenbar nicht erhalten geblieben, zumindest konnte er bislang nicht gefunden werden; aus den bekanntgewordenen

Hinweisen geht aber Jahodas Interesse an einer Rolle in Österreich deutlich hervor. Die Reaktion aus Wien war mehr als deutlich: Eingeladen kann Jahoda nicht werden, weil niemand eingeladen wird, teilte man ihr mit, wenn sie dennoch kommen wolle, sei sie willkommen, wie jeder, der herkomme und hier mitarbeiten wolle.[25]

Das zurückgewiesene Angebot, am Aufbau eines neuen Österreich mitzuwirken, belegt, daß Jahoda sich während ihres englischen Exils nicht von der (Partei-) Politik abgewandt hat. Erst die rüde Antwort aus Wien, die aber - wie hinzuzufügen ist - offenbar nicht gegen sie persönlich gerichtet war, sondern ähnlich auch anderen Exilanten erteilt wurde, dürfte den Ausschlag dafür gegeben haben, sich nunmehr ganz der Wissenschaftlerrolle zu widmen. Ihre späteren politischen Aktivitäten waren die einer Sozialwissenschaftlerin, die ihre Forschung nicht als Selbstzweck ansah und die ihre moralischen Überzeugungen nicht opportunistisch preisgab.

Als Jahoda schon in den USA lebte, lancierte sie einen Vorschlag für private Hilfe gegen den Hunger in Österreich: "Family adopts family." In einem kurzen Memorandum versuchte sie, eine Erklärung dafür zu geben, warum allgemeine Aufrufe von "Österreichern in den Vereinigten Staaten" ihr Ziel einer verstärkten privaten Hilfe verfehlt hätten. Während des Krieges, aber vor allem nach dessen Ende gelangten "unerträgliche Bilder des Horrors und Elends" nach Amerika. "Konfrontiert mit den Berichten über die stattgefundene Ausrottung und das mögliche Verhungern von Millionen verbreitete sich ein bestimmtes Maß an Herzlosigkeit als unvermeidliche Form der psychischen Abwehr." Und selbst jene, die diese Meldungen ertragen konnten, fühlten eine Hilflosigkeit angesichts des gigantischen Ausmaßes der europäischen Tragödie. Beiden Einstellungen, der herzlosen und der fatalistischen, scheint das Spenden von ein paar Dollar in keiner Relation zum Elend zu stehen. Jahoda schlug vor, für einige Monate nach Österreich zu fahren, um dort "ein paar hundert Fallgeschichte zu sammeln," die sie nach ihrer Rückkehr verwenden würde, um in Vorträgen und Versammlungen für die Idee zu werben, daß hilfswillige Amerikaner eine konkrete österreichische Familie "adoptieren" und diese durch Zusenden von Hilfspaketen unterstützen. Im Fall des Erfolgs könnte das ganze mit einer größeren Zahl von nach Österreich fahrenden "Untersuchern" wiederholt werden. Für die politische und moralische Haltung Jahodas war die Schlußbemerkung charakteristisch: "Natürlich kann auf diesem Weg das österreichische Problem nicht gelöst werden. Der Plan könnte jedoch den Unterschied zwischen vollständiger Verzweiflung und der Hilfe für ein paar hundert Leute bedeuten." Auch aus diesem Hilfsangebot, das sicher nicht in den Verdacht geraten konnte, hier wolle jemand politisch Einfluß gewinnen, wurde aus Gründen, die unaufgeklärt sind, nichts. (Über einen späteren privaten Besuch in Österreich schrieb sie "Nach einem Besuch in Österreich", in diesem Band.)[26]

Sozialpsychologin in New York

Als Jahoda 1945 in New York eintraf, fand sie eine für Neuankömmlinge günstige Situation vor. Die große Welle der Hitlerflüchtlinge war bereits Geschichte, einem nicht unbeträchtlichen Teil dieser Kohorte war es gelungen, im amerikanischen Universitäts- und Wissenschaftssystem Aufnahme zu finden, ein System, das gerade vor seiner größten Expansion stand, wie die Zunahme der Studenten, aber auch die Erschließung neuer Forschungsfinanzierungsquellen belegen. Viele ehemalige Flüchtlinge arbeiteten bei Kriegsende im Regierungsdienst, beim Office of War Information, der Voice of America oder beim Vorläufer des Geheimdienstes, dem Office of Strategic Service. Auch im privaten Sektor gab es Arbeitsmöglichkeiten für Sozialwissenschaftler. Das Ansehen der Sozialwissenschaften war größer denn je zuvor.[27]

Zu den strukturell günstigen Bedingungen, die die USA bei Kriegsende für Einwanderer bot, kamen die individuellen Vorteile hinzu. Jahoda kam nicht als Flüchtling, sie beherrschte die Sprache, sie war für einen teilweisen Neuanfang jung genug, und sie hatte Kontakte zu früher aus Europa geflüchteten Sozialwissenschaftlern, die 1945 bereits in der Lage waren, attraktive Arbeitsmöglichkeiten zu offerieren. Ihr Wiener Kollege und Ex-Ehemann Paul Lazarsfeld hatte es vermocht, nach seiner 1940 erfolgten Berufung an die Columbia University rasch zu avancieren. Gemeinsam mit Robert K. Merton leitete er das Bureau of Applied Social Research, eine Einrichtung, die mit der Universität verbunden, aber als unabhängiges Forschungsinstitut tätig war. Im Bureau hatten frühere Mitarbeiter der Wiener Forschungsstelle und viele andere Hitler-Flüchtlinge Arbeit gefunden. Vor allem war das Bureau aber eine Institution, an der eine professionelle Ausbildung in empirischer Sozialforschung geboten wurde und wo während der 40er und 50er Jahre wichtige methodische Neuerungen entwickelt wurden.[28]

Assistentin bei Horkheimer

Die erste Anstellung führte Jahoda an die Seite eines Mannes, mit dem sie seit den 30er Jahren in losem Kontakt stand. Bei der Suche nach Mitarbeitern für die erste größere Studie des Instituts für Sozialforschung, später als *Autorität und Familie* publiziert, hatte sich Max Horkheimer auch an die Wiener Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle gewandt. Lazarsfeld und Jahoda arbeiteten in der Folge an verschiedenen empirischen Teilen dieser Studie mit. (1936) Weiteren Aufträgen kam die Verhaftung Jahodas in die Quere, und Horkheimer war dann einer von jenen, die sich um ihre Freilassung bemühten. Eine Untersuchung über Denkgewohnheiten, für die Jahoda über Jahre hinweg Material gesammelt hatte, fand noch in Europa das Interesse Horkheimers, und die beiden korrespondierten während der Jahre des Exils darüber, wenigstens gelegentlich.[29]

Horkheimer konnte jemanden gebrauchen, der in der Lage war, empirische Forschung durchzuführen und zu organisieren. Die von seinem Institut seit langem geplante Studie über den Antisemitismus hatte gerade einen Finanzier gefunden, und Horkheimer war an der Seite von Samuel H. Flowerman zum Research Director des Department of Scientific Research des American Jewish Committee geworden. Unmittelbar nach ihrer Ankunft in New York begann Jahoda dort als Assistentin von Horkheimer zu arbeiten.

Die Zusammenarbeit einer Wiener Sozialforscherin mit dem ein Jahrzehnt älteren Doyen der Frankfurter Schule paßt nicht ganz in das Bild, das die Hausgeschichtsschreibung der Kritischen Theorie entworfen hat. Zu groß erscheint die Differenz zwischen den als positivistisch geltenden Wiener Sozialwissenschaftlern und den hegelmarxistischen Kritischen Theoretikern aus Frankfurt. Tatsächlich war der Gegensatz zwischen Wienern und Frankfurtern weit weniger prononciert als gemeinhin angenommen und schloß eine Zusammenarbeit keineswegs aus, im Gegenteil: die Gemeinsamkeiten und Kooperationen zwischen den beiden Emigrantengruppen waren zahlreicher als die Divergenzen. Die Mitglieder beider Schulen gehörten politisch zur Linken, Angehörige beider Gruppen waren zur Emigration gezwungen worden und in beiden Gruppen gab es ein Interesse für interdisziplinäre Zusammenarbeit und problemorientierte Forschung. Mitglieder beider Gruppen fanden während der Emigrationsjahre jeweils auch in Einrichtungen, die von Mitgliedern der anderen Gruppe geleitet wurden, für kürzer oder länger Beschäftigung. Es gab nicht nur die bekannte Kooperation zwischen Lazarsfeld und Theodor W. Adorno im Rahmen der Radioforschung; Leo Löwenthal und Siegfried Kracauer gehörten längere Zeit zu den Mitarbeitern des Bureau of Applied Social Research, und mancher Wiener arbeitete zeitweilig für das exilierte Institut für Sozialforschung.[30]

Wiener und Frankfurter teilten aber nicht nur die Emigrationserfahrung, sondern für einige Jahre auch die Affiliation in New York, waren doch beide - das Institut und das Bureau - mit der Columbia University verbunden. Auch unter den amerikanischen Protektoren findet man einige, die beiden Gruppen verbunden waren. Der Gegensatz zwischen "Positivismus" und "Kritischer Theorie" entwickelte sich erst später und wurde dann vor allem von der nächsten Generation der Frankfurter Schule - wohl auch in Unkenntnis der Vorgeschichte - scharf konturiert.[31]

Während Jahoda in New York in ihr von Europa her bekannten Bezugsgruppen Aufnahme fand (einen New Yorker Intellektuellen porträtierte Jahoda in "Begegnung mit dem Teufel," in diesem Band), galt Analoges nicht für die wissenschaftliche Arbeit. Thematisch, methodisch und hinsichtlich des Forschungsstiles betrat sie Neuland. Vorurteile, Gruppenkonflikte und Antisemitismus waren für sie bislang keine Forschungsthemen gewesen. Das Thema lag natürlich in der Luft. Bei vielen, nicht nur emigrierten Sozialwissenschaftlern hatte sich ein Interesse an der Erforschung der sozialen und psychologischen Wurzeln des Antise-

mitismus auch schon vor dem Bekanntwerden des Ausmaßes des industriellen Massenmordes der Nationalsozialisten gebildet (vgl. die knappen wissenschaftshistorischen Hinweise in "Über die 'Autoritäre Persönlichkeit'" und die Hinweise auf zeitgenössische Arbeiten in "Was kann man aus Umfragen über den Antisemitismus lernen?", beide in diesem Band). Die Berichte aus den Konzentrationslagern, vor allem jedoch die Filmdokumente amerikanischer Kriegsberichterstatter aus den Tagen der Befreiung verstärkten dieses Interesse und machten es zu einem öffentlichen Anliegen.

Bei einem potentiellen Opfer des nationalsozialistischen Regimes, das dem Holocaust nur knapp entronnen war - wäre Jahoda 1937 nicht vorzeitig freigelassen worden, hätte es leicht geschehen können, daß der "Anschluß" sie während der zeitlich nicht befristeten Anhaltehaft überrascht hätte oder daß sie nicht mehr in der Lage gewesen wäre, Österreich zu verlassen -, ist ein darauf gerichtetes Interesse kaum erklärungsbedürftig. Die Akzeptierung des Angebots, in einer Gruppe mitzuarbeiten, die sich mit den Wurzeln des Antisemitismus beschäftigte, ist daher nicht weiter überraschend, wurde doch auch Jahoda durch den Massenmord an Juden gezwungen, sich mit ihrer jüdischen Identität auseinanderzusetzen. ("Was heißt es, jüdisch zu sein?", in diesem Band.) Dazu kommt, daß der Spezialisierungsgrad der Sozialwissenschaften damals noch nicht so groß und ein Wechsel des Forschungsinteresses daher nicht ungewöhnlich war.

In ihren bisherigen Studien hatte Jahoda keinen Gebrauch von den neueren Erhebungstechniken der zeitgenössischen amerikanischen Sozialpsychologie gemacht. Teilnehmende Beobachtung und Feldforschung waren die von ihr bevorzugten Erhebungsinstrumente gewesen. Und auch noch dort, wo sie persönliche Befragungen durchführte, wählte sie - wie im Fall der Möbel-Studie - die weniger rigide Variante des offenen Befragens und der Durchführung der Erhebung in der natürlichen Alltagssituation der zu Untersuchenden. In der amerikanischen Sozialpsychologie der 40er Jahre begannen dagegen Tests wie der Rohrschach Test oder der TAT (Thematic Apperception Test), eine überragende Rolle zu spielen, und experimentelle Laborstudien verzeichneten erste Erfolge. Bei beiden Techniken konnte man vom breiteren sozialen Kontext absehen und die soziale Einbettung der zu untersuchenden Versuchspersonen ignorieren.[32]

Der Forschungsstil, der sich in den USA als vorherrschender etabliert hatte, unterschied sich deutlich von dem von Jahoda bislang gepflogenen. Praktisch alle von ihr vor ihrer Übersiedelung nach New York durchgeführten Studien behandelten komplexere soziale Einheiten - das arbeitslose Dorf, das Experiment der Selbsthilfeproduktion, die Belegschaft einer Fabrik und selbst noch die Käufer moderner Möbel -, die als strukturierte soziale Gruppen analysiert und nicht in ihre individuellen "Bestandteile" zerlegt wurden. Die von ihr untersuchten Populationen wiesen Merkmale auf, die im Zusammenhang mit der untersuchungsleitenden Frage relevant waren und als unabhängige Variable in die Erklärung Eingang fanden. Meinungsbefragungen einer ganzen Nation auf der Basis

von repräsentativen Stichproben durch professionelle Meinungsforschungsinstitute waren, als Jahoda Europa verließ, dort noch unbekannt, in den USA hatte ihr Siegeszug aber schon begonnen.[33]

Der erste Aufsatz, den Jahoda in den USA schrieb und der - Flowerman zeichnete als Ko-Autor - in dem vom American Jewish Committee herausgegebenen, an ein breiteres Publikum adressierten Magazin *Commentary* veröffentlicht wurde ("Was kann man aus Umfragen über den Antisemitismus lernen?", in diesem Band), kann daher auch als ihr Kommentar zur Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Methodologie und Forschungsroutine in den USA gelesen werden, weil man annehmen wird dürfen, daß sie die während des Krieges erschienenen Veröffentlichungen nicht verfolgen konnte. Ihre Vorbehalte gegen die Umfrageforschung sind von ungebrochener Aktualität.

Versuch einer psychoanalytischen Erklärung des Antisemitismus

Jahoda kam zu einem Zeitpunkt zum Team, das die *Studies in prejudice* durchführte, als die wichtigsten forschungsorganisatorischen Entscheidungen schon gefallen waren; die meisten Studien waren fixiert und die Mitarbeiter bestimmt. Neben ihrer Rolle als Forschungsassistentin wertete sie mit dem Psychiater Nathan W. Ackerman Protokolle psychotherapeutischer Sitzungen mit Patienten aus, die antisemitische Vorurteile aufwiesen, obwohl diese Symptome nicht der Grund waren, derentwegen sie sich in Analyse begeben hatten.

Die Auswertung der vierzig Fälle ergab kein einheitliches Bild; man konnte nicht sagen, daß ein bestimmter Persönlichkeitstyp, eine bestimmte Kategorie klinischer Symptome für das Auftreten antisemitischer Vorurteile verantwortlich waren. "Die Juden" wurden von den Patienten als Projektionsfläche für die eigenen Schwierigkeiten benutzt - "als lebender Rorschach-Tintenklecks." (1950a, 58) Ein Vorbericht ("Die dynamische Basis antisemitischer Einstellungen," in diesem Band) beruht auf einer geringeren Fallzahl; er wurde von den beiden Verfasser erstmals bei einer gemeinsamen Tagung der American Psychoanalytic Association und der American Psychiatric Association im Mai 1947 vorgetragen und im September 1947 bei der Jahrestagung der American Psychological Association nochmals vorgestellt. Das Abstract, das im Programm der letztgenannten Tagung erschien, enthielt noch mehr der Erklärungsansprüche, die die beiden Autoren einzulösen hofften:

"Das Material liefert Evidenz für den Nachweis zweier Idealtypen (in Max Webers Terminologie) der Motivation antisemitischer Einstellungen: Auf dem einen Extrem entstehen antisemitische Einstellungen als Resultat der Konformität gegenüber Gruppendruck; auf dem anderen Extrem sind antisemitische Einstellungen motiviert durch spezifische Persönlichkeitskonflikte, welche in Beziehung zu spezifischen Elementen des Inhalts des kulturell überlieferten negativen

Stereotyps der Juden stehen. Obwohl sich diese beiden Typen in jedem konkreten Fall überschneiden, ist es möglich, den dominanten Typ festzustellen. In beiden Fällen prädisponieren bestimmte individuelle Lebensereignisse die Ausbildung der Muster an Feindlichkeit. Was immer das vorherrschende motivationale Muster ist, der Antisemitismus hat eine wohldefinierte Rolle bei den Mechanismen des Selbstschutzes, die die Verletzung des Ich verhindern sollen."[34]

Weder die Aufsätze noch die Buchveröffentlichung enthalten diese starken explanatorischen Behauptungen.

Das Buch fand freundliche, wenn auch ein wenig ratlose Aufnahme. Die Zurückhaltung der beiden Autoren, was Verallgemeinerungen anlangt, fand Lob, aber die meisten Rezensenten waren sich unschlüssig darüber, welche Einsichten aus der Untersuchung gewonnen werden könnten. Meist wurde das Buch von Jahoda und Ackerman gemeinsam mit anderen Bänden der *Studies in prejudice* - *The authoritarian personality* und *Dynamics of prejudice* - besprochen, und die Rezensenten verglichen daher die Bände miteinander. Fast scheint es, als habe bei diesen Vergleichen die schiere Zahl der in die jeweilige Untersuchung einbezogenen Fälle den Ausschlag für ein bestimmtes Urteil gegeben: Der *Authoritarian personality* wurde mehr Aufmerksamkeit gewidmet als den beiden anderen empirischen Studien, und unter diesen wurde wiederum der Arbeit von Bruno Bettelheim und Morris Janowitz, die 150 Tiefeninterviews mit Veteranen durchgeführt hatten, größere Bedeutung eingeräumt.[35]

Im Zusammenhang mit den früheren Arbeiten von Jahoda sticht an der Studie, die vom Autorenduo schließlich nur als explorativ bezeichnet wurde, etwas anderes als die Stichprobenqualität und der Nullhypothesencharakter ins Auge. Die Untersuchung beruht nur auf einer inhaltsanalytischen Auswertung der zur Verfügung gestellten Therapieprotokolle. Der breite, soziographische Zugang, der die Arbeiten Jahodas bislang charakterisiert hatte, fehlt hier vollständig. Zurecht wurde kritisiert, daß wegen der Reserviertheit der kooperierenden Psychoanalytiker nicht einmal das Ergebnis der Therapie in die Interpretation einbezogen werden konnte.[36]

Das Buch basierte aber nicht nur auf psychoanalytischen Therapieprotokollen, sondern betrachtete sich selbst als psychoanalytischen Beitrag zur Analyse des Antisemitismus. Da Ackerman als Psychoanalytiker arbeitete, ist diese Zuordnung zumindest zur Hälfte lizensiert; daß Jahoda an einer ausdrücklich psychoanalytischen Studie teilhatte, scheint hingegen erklärungsbedürftig. Ihre persönliche Erfahrung mit der Psychoanalyse reichte in ihre Wiener Jahre zurück, aber reifte dort nicht bis zu einer Ausbildung. Den Initiationsritus der Freudianer - die Lehranalyse - hatte sie nicht absolviert. Es ist daher vielleicht nicht übertrieben zu sagen, daß ihr Anteil an der Koproduktion weniger im psychoanalytischen Bereich lag. Allerdings sollte man auch bedenken, daß innerhalb der Gruppe, die Horkheimer leitete, die Psychoanalyse als allgemeine Kulturtheorie hoch im Kurs stand und viele Mitglieder des Frankfurter Instituts ihre Schriften als psychoanalytisch beeinflußt ansahen, um das mindeste zu sagen.

Im Fall von Marie Jahoda blieb dieses Buch die einzige Veröffentlichung, die explizit psychoanalytische Erklärungen benutzt. Jahre später schrieb sie für die Hartmann, ihrem Analytiker aus der Wiener Zeit, gewidmete Festschrift einen Beitrag (als "Bemerkungen zum Begriff 'Arbeit'" in diesem Band), in welchem sie, ebenso wie in anderen in den 60er Jahren geschriebenen Artikeln, Freudsche Theorien aufgriff und mit ihren eigenen sozialpsychologischen Einsichten zu verbinden trachtete. 1977 widmete sie der Psychoanalyse eine eigene Monographie, die sich aber mehr mit der Diskussion über die Psychoanalyse und vergleichend mit deren Meriten beschäftigte. (1977a, deutsch 1985) In den anderen Studien wirkten psychoanalytische Einflüsse nur aus dem Hintergrund.

Aus ihrer Zeit als Mitarbeiterin des American Jewish Committee stammt auch ein gemeinsam mit Eunice Cooper geschriebener Artikel, der - abgesehen vom Inhalt und davon, daß er die enge Verflechtung zwischen dem Bureau, dem AJC und der Horkheimergruppe belegt - Aufschluß über den Wandel gibt, den bei Jahoda der politische Impetus der Wiener Jahre erfahren hat. ("Vorurteile und Vermeidung: Wen erreicht Propaganda, die Vorurteile bekämpfen will?" in diesem Band) Die Grenzen aufklärerischer Aktivitäten waren etwas, womit sich Jahoda während ihrer Wiener Jahre meinte nicht beschäftigen zu brauchen. Damals war der angehenden Sozialpsychologin der Nutzen von Wissenschaft eine klare und unzweideutige Sache: Die Psychologie ziele darauf, die "Lage des einzelnen Arbeiters erträglicher zu machen," hatte die Zwanzigjährige geschrieben; im Kapitalismus bedeute Arbeitsfreude jedoch "eine große Gefahr fürjede revolutionäre Bewegung. Revolutionäre Einstellung kommt aus Unlustgefühlen, Arbeitsfreude bringt Zufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustand, Konservativismus." In dieser Situation könne psychologische Forschung nur darin eine Rechtfertigung finden, daß sie "Material über die psychologische Mißhandlung des Arbeiters im jetzigen Wirtschaftssystem" liefere. (1927b)

Zwanzig Jahre später argumentiert Jahoda vorsichtiger und differenzierter. Wenn sie in Rechnung stellt, daß es so etwas wie Widerstand gegen Aufklärung - sie nennt diese bescheidener: Propaganda im Dienste der Demokratie - geben könne, klingt dabei sowohl ihre in der Zwischenzeit gemachte politische als auch ihre psychoanalytische Erfahrung durch. Andererseits verfällt sie nicht in den Pessimismus, der aus Horkheimers in dieser Zeit geschriebener *Dialektik der Aufklärung* spricht. Der pädagogische Optimismus der Jugendjahre ist zwischen den Zeilen des 1947 veröffentlichten Aufsatzes durchaus noch zu erkennen und aus anderen Quellen wissen wir, daß Jahoda in New York Ende der 40er Jahre an politischen Aktivitäten verschiedener Art beteiligt war.[37]

Arbeiten mit Merton

Als *Antisemitism and emotional disorder* 1950 erschien, war Jahoda bereits aus dem Horkheimer-Team ausgeschieden. 1948 und im darauffolgenden Jahr arbeitete sie im Bureau of Applied Social Research. Es war nicht die Ähnlichkeit des Arbeitsklimas im Bureau zum Stil der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle, sondern die Zusammenarbeit mit dem um vier Jahre jüngeren Merton, die für sie bedeutsam wurde. Dokumentiert ist diese Kooperation nur in Form der gemeinsamen Edition eines Schwerpunktheftes einer Zeitschrift. (1951b) Die Publikation einer Arbeit über Rassenbeziehungen und Wohnungspolitik unterblieb, weil Merton der selbständigen Veröffentlichung von empirischen Arbeiten immer reserviert gegenüberstand. Eine andere Studie, an der Jahoda mit Merton arbeitete, konnte nicht fertiggestellt werden, weil der damalige Präsidenten der Columbia University, der spätere US-Präsident Dwight D. Eisenhower, das zur Verfügung gestellte Material zurückzog und eine Publikation dadurch vereitelte.[38]

Mertons intellektueller Einfluß auf Jahoda war stark und wirkte über die kurze Zeit der Zusammenarbeit hinaus. Vor allem seine Theorie der latenten Funktionen paßte gut in das bisherige Denken Jahodas und vermochte Elemente ihres in Wien geprägten Denkens in die Sprache der dominanten soziologischen Theorie der 50er Jahre zu übersetzen: Das im Marxismus und in der Psychoanalyse verankerte Verständnis für verborgene Wirkungszusammenhänge, gleichgültig ob diese zur Begünstigung der Interessen einer sozialen Klasse führen oder den Imperativen unbewußter Triebregungen geschuldet sind, konnte problemlos auch in der Sprache des Funktionalismus ausgedrückt werden.[39]

In Jahodas umfangreichem Gesamtwerk findet man kaum eine Veröffentlichung, die sich ausschließlich theoretischen Fragen widmet. Beim Versuch, ihre theoretische Position herauszuarbeiten, ist man auf die Analyse der Verwendung bestimmter begrifflicher Konzepte verwiesen. Das Thema, über das Jahoda am meisten und ihr ganzes Leben lang publiziert hat - die soziale Funktion der Arbeit - ist jenes, wo man die funktionalistische Position am deutlichsten am Werk sehen kann: Arbeit diene nicht nur dem Einkommenserwerb, sondern erfülle daneben noch zumindest die folgenden "latenten" Funktionen:

"[1] Die Auferlegung einer festen Zeitstruktur, [2] die Ausweitung der Bandbreite sozialer Erfahrungen in Bereiche hinein, die weniger stark emotional besetzt sind als das Familienleben, [3] die Teilnahme an kollektiven Zielsetzungen oder Anstrengungen, [4] die Zuweisung von Status und Identität durch die Erwerbstätigkeit und [5] die verlangte regelmäßige Tätigkeit."[40]

Der Funktionalismus ist in jüngster Zeit ins Gerede gekommen und verlor, nicht zuletzt aufgrund methodologischer Kritik, seine früher selbstverständliche Vorrangstellung. Der rigorosen Rekonstruktion des funktionalistischen Erklärungsschemas genügt Jahodas Sichtweise der Funktionen, denen Erwerbsarbeit dient, wahrscheinlich nicht, weil man nicht sagen wird können, daß obige Nebeneffekte

den Akteuren unbekannt sind. Demgemäß wäre dann Jahodas Theorie anders zu verorten. Wichtiger als zu entscheiden, ob Jahodas Ausführungen als funktionalistisch zu qualifizieren sind, ist aber etwas anderes. Der Hinweis darauf nämlich, daß sie bei diesem wie auch bei anderen Themen Einsichten aus ganz divergenten Wissenschaftstraditionen zusammenzuführen in der Lage war. Während andere Einflüsse (zu nennen wären die Orientierung an biographischer Forschung, das Ideal erklärender Sozialwissenschaft, die Perspektive auf soziale Ungleichheit, der Feldforschungszugang) offensichtlich sind, trifft das für die Prägung durch die Zusammenarbeit mit Merton weniger zu. Da Jahoda sich - sieht man von den Jugendjahren ab - nie mehr als Parteigängerin irgendeiner Schule oder Theorie verstand, läßt sich ihre Arbeit auch nicht in einen wohldefinierten paradigmatischen Schulenzusammenhang einordnen. Ihre Beiträge sind solche zum kumulativ verstandenen Wissenszuwachs und es war ihr nie sehr wichtig, zu welcher Disziplin oder gar Schule das zu rechnen sei, was sie tat.[41]

Die Zusammenarbeit mit Merton dürfte Jahoda aber auch noch in anderer Hinsicht wenn schon nicht beeinflußt, so doch zu intellektueller Auseinandersetzung veranlaßt haben: Merton vertrat einen strikten Standpunkt der Wertfreiheit der Forschung; politische Erwägungen sollten, ganz im Sinne Webers, innerhalb des Begründungszusammenhangs von Wissenschaft keine Rolle spielen. Jahoda kam dagegen aus einem Denkkollektiv, in dem diese strikte Trennung normativ nicht verbindlich war, und sie ließ auch während ihrer New Yorker Zeit zu, daß in die Interpretation der Forschungsergebnisse politische Überzeugungen einflossen. Die Konfrontation der Rollenmodelle des "reinen" Wissenschaftlers mit dem der politisch inspirierten Sozialforscherin führte zu einer intellektuellen Spannung, die in den folgenden Kooperationen keine Fortsetzung fand.[42]

Die interdisziplinäre Erforschung sozialer Beziehungen

1949 wechselte Jahoda an die New York University, wo sie anfangs als Associate Professor, später dann als Full Professor am Department of Psychology und am Research Center for Human Relations arbeitete. Dieser Wechsel bedeutete für die mittlerweile 42-jährige nicht nur, daß sie das erste Mal in ihrer Karriere eine Universitätsstelle einnahm, sondern verankerte sie auch in jener Disziplin, die für die nächsten Jahrzehnte ihr professionelles Betätigungsfeld bleiben sollte: die Sozialpsychologie. Die soziale Positionierung führte allerdings nicht zu einer parallel verlaufenden Verengung der wissenschaftlichen Perspektive, was dadurch erleichtert wurde, daß damals ein Teil der amerikanischen Sozialpsychologie bei der Erforschung der sozialen Beziehungen eine Position zwischen Psychologie und Soziologie einzunehmen trachtete, etwas, was Jahoda schon während ihrer Wiener Jahre vorschwebte.[43]

Ende der 40er Jahre erlebte die Sozialpsychologie in den USA eine Blütezeit. Es gab sie als Subdisziplin schon länger, wenn man beispielsweise das Erscheinen von wissenschaftlichen Fachzeitschriften und Lehrbüchern als Indikator wählt. Eine Ausstrahlung über die Grenzen der Teildisziplin hinaus fand aber erst in den Jahren nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs statt. Verschiedene Entwicklungen können hier als Beleg angeführt werden. Jacob L. Moreno gelang es mit der von ihm kreierten Soziometrie und der seit 1937 erscheinenden gleichnamigen Zeitschrift breiten Einfluß auszuüben; ebenso wichtig war die Wirkung der von Kurt Lewin initiierten Gruppendynamik und Aktionsforschung, die trotz des frühen Todes von Lewin weite Verbreitung fanden; in der universitären Psychologie war eine breite sozialpsychologische Orientierung, wie sie beispielsweise von Gordon W. Allport vertreten wurde, von großem Einfluß, und schließlich kann auch noch daran erinnert werden, daß in der Soziologie die Erforschung der sozialen Interaktion breiten Raum einnahm und sogar so theoretisch orientierte Wissenschaftler wie Talcott Parsons anzog. In Harvard wurde 1946 ein eigenes Department of Social Relations gegründet, in dem Sozial- und klinische Psychologen mit Soziologen und Kulturanthropologen zusammenarbeiteten.[44]

Charakteristisch war für diese Zeit die interdisziplinäre Kleingruppenforschung, an der sich neben Psychologen auch Anthropologen, Politikwissenschaftler, Betriebswirte und Soziologen beteiligten. Die Gründung von ausdrücklich interdisziplinären Zeitschriften, wie dem *Journal of Social Issue* (1945) und *Human Relations* (1947), unterstreicht diesen Trend - in diesen beiden Zeitschriften veröffentlichte auch Jahoda (1951c, 1959b, 1961a, 1963b, 1981b, 1988b). Innerhalb der sozialpsychologischen Disziplin unterschied man später zwischen einer mehr psychologischen, einer mehr soziologischen Sozialpsychologie und einer Sozialpsychologie, die sich mit dem Verhältnis von Sozialstruktur und Persönlichkeit beschäftigt. Jeder dieser drei Richtungen entsprach auch eine Vorliebe für bestimmte Methoden: Die psychologische Richtung verschrieb sich dem Experiment, die soziologische Zugangsweise präferierte teilnehmende Beobachtung und informelles Interviewen, während die sozialstrukturelle Persönlichkeitspsychologie vornehmlich der Umfrageforschung vertraute. Jahodas frühere Arbeiten und ihre in den USA entwickelten Forschungsinteressen plazierten sie an der Schnittstelle von soziologischer und sozialstruktureller Sozialpsychologie.[45]

Die soziale Gestalt der verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen war letztlich stärker als die Bemühungen, Disziplingrenzen zu überwinden. Publikationsmöglichkeiten, wissenschaftliche Konferenzen der Berufsverbände, Karrieremuster und Finanzierungsfragen trennten die Disziplinen wieder deutlicher voneinander - mit dem Resultat, daß die interdisziplinäre Erforschung sozialer Beziehungen Episode blieb. Jahodas professionelle Aktivitäten können den Prozeß disziplinärer Kristallisation im kleinen illustrieren. Nach ihrer Ankunft in den USA trat sie den Berufsverbänden der beiden Disziplinen bei, denen sie sich zurechnen konnte: der American Sociologial Association und der American

Psychological Association. Ihre Forschungsergebnisse präsentierte sie in den folgenden Jahren aber bei den Jahrestagungen der American Psychological Association, wissenschaftlich arbeitete sie vor allem mit Psychologen zusammen, und Anerkennung fand sie zwar auch außerhalb der Sozialpsychologie, in ihr aber sicherlich mehr als anderswo. In der US-Soziologie trat sie kaum hervor. Es scheint, daß sie deren Jahrestagungen nicht, zumindest nicht regelmäßig besuchte; es gibt von ihr keine Veröffentlichungen in ausdrücklich soziologischen Zeitschriften, und nach ihrem Ausscheiden aus dem Bureau publizierte sie auch nicht mehr in dem Feld, das von Lazarsfeld zeitweilig zu einer neuen Subdisziplin auserkoren wurde: die Erforschung der öffentlichen Meinung.

Die Vereinigung, die gegründet worden war, um der zwischen den Disziplinen angesiedelten Erforschung sozialer Beziehungen ein Forum zu schaffen - die Society for the Psychological Study of Social Issue (SPSSI) war auch Herausgeber des *Journal of Social Issue* -, mutierte recht bald zu einem Teil des psychologischen Diskurses. Parallel dazu entwickelte sich eine soziologische Teildisziplin, die sich der Erforschung sozialer Probleme verschrieb, eine Gesellschaft gründete (die Society for the Study of Social Problems, 1953) und eine eigene Zeitschrift (*Social Problems*, 1952) herausgab. Jahoda nahm in den folgenden Jahren an prominenter Stelle nur am psychologischen Diskurs der sozialen Frage teil.

Lehrbuchautorin

Deutlich wurde die von Jahoda in kurzer Zeit erworbene Reputation als sie gemeinsam mit zwei Kollegen von der New York University die Autorenschaft an einem Lehrbuch übertragen bekam, das auf einführendem Niveau die Methoden zur Erforschung der sozialen Beziehungen darstellen sollte. Die erste Ausgabe führt sie als Erstautorin und Morton Deutsch und Stuart W. Cook als Mitautoren an. (1951a)

Es lohnt sich, dieses Lehrbuch und seine Entstehungsgeschichte etwas eingehender zu betrachten, nicht nur, weil es für viele Jahre eines der meistverwendeten Lehrbücher blieb, sondern auch, weil es den Versuch darstellte, den interdisziplinären Zugang zur Erforschung der sozialen Beziehungen methodisch zu kanonisieren. Institutionell war das Lehrbuch in der SPSSI verankert, die sein Erscheinen förderte. Ein elfköpfiges Redaktionskomitee und zwei Editorial Readers demonstrieren den offiziösen Charakter. Sie approbierten das Manuskript. Entstanden war das Lehrbuch auf Anregung von Allport, der der SPSSI die Herausgabe eines Lehrbuchs zur Messung von Vorurteilen vorgeschlagen hatte; das Buch führte daher in der ersten Ausgabe den Untertitel "with especial reference to prejudice," und das Beispielmaterial stammt vornehmlich aus Untersuchungen über Vorurteile. Allports enger Vorgabe wurde aber nicht Folge geleistet, weil, wie die Autoren im Vorwort schreiben, die "Messung von Vorurteilen nicht grundsätzlich verschieden ist von der Messung anderer sozialer Beziehungen." Eine

Beschränkung auf Meßtechniken hätte irreführend sein können, weil der "breitere soziale Kontext des ganzen Forschungsprozesses" mißachtet worden wäre. (1951a, vii)

Neben der Einbettung in die scientific community ist eine weitere Besonderheit zu beachten, die das Selbstverständnis derjenigen zu illustrieren vermag, die am Beginn der 50er Jahre den Ansatz verfolgten, soziale Beziehungen interdisziplinär zu untersuchen. Das Lehrbuch wandte sich ausdrücklich an zwei verschiedene Leserkreise: "An jene, die ausgebildet werden sollen, um Sozialforschung durchzuführen, und an jene, die deren Resultate nutzen sollen." (1951a, vi) Die überraschende Einbeziehung der Benutzer von Sozialforschung in den Leserkreis findet seine Erklärung darin, daß die Autoren meinten, immer mehr Sozialwissenschaftler würden die Ansicht teilen, Sozialforschung solle zur Lösung praktischer Probleme beitragen.

"Die Erfahrung hat gezeigt, daß Forschung, die unternommen wird, ohne sich unmittelbar um ihre Anwendung zu bemühen, später weder leicht noch sofort benutzt werden kann. Forschung, die sofort Anwendung findet, erfordert während des Forschungsprozesses gemeinsame Anstrengungen der Sozialwissenschaftler und derer, die auf der Grundlage ihrer Resultate handeln wollen. Solche Zusammenarbeit wirft ihre eigenen Probleme auf, für deren Lösung keine der beiden Seite ausreichend vorbereitet ist. Dieses Buch enthält daher eine Behandlung solcher Probleme." (1951a, vi)

Dieses engere Verhältnis von Forschung und Politik dürfte Jahoda mehr zugesagt haben als die vom "mainstream" favorisierte Trennung der beiden Sphären. Mit der Freiheit von Bindungen an moralische Überzeugungen - und sei es nur, um der Qualität der Forschungsergebnisse willen - konnte sich Jahoda nicht wirklich anfreunden. Der auf soziale Probleme bezogene Ansatz der SPSSI paßte besser zu ihrer Auffassung von Sozialforschung, und ihr Forschungsstil paßte besser dorthin (in "Sozialpsychologie und Anthropologie," in diesem Band, entwikkelt Jahoda ein Modell, in dessen Zentrum die Idee der Einfügung von Individuen in sozialen Strukturen steht).

In der ersten Ausgabe (1951a) bestand das Lehrbuch aus zwei Bänden, 1959 erschien dann - Claire Selltiz war als vierte Autorin und nunmehrige Hauptautorin hinzugekommen - eine überarbeitete einbändige Ausgabe. (1959a) Die Konzentration auf Vorurteile wurde zugunsten einer allgemeineren Orientierung aufgegeben, und die im ursprünglichen zweiten Band zusammengefaßten speziellen Abhandlungen anderer Autoren wurden weitgehend gekürzt.[46]

Während ihrer Tätigkeit an der New York University führte Jahoda eine große Zahl von empirischen Erhebungen durch. Zur anfänglichen Konzentration auf Vorurteile und Gruppenkonflikte traten später andere Themen hinzu: Zu nennen sind Arbeiten über mental health, die das Vorurteilsthema auf allgemeinerem Niveau weiterführten, und Studien, die Bildungsfragen behandelten. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß Jahoda in dieser Zeit auch einige kleinere Arbeiten über die Rolle der Frau schrieb.[47]

Kritik der "Authoritarian personality"

Gleichsam als Schlußpunkt ihrer sozialpsychologischen Beschäftigung mit der Erforschung des Antisemitismus kann die 1954 gemeinsam mit Richard Christie, ihrem Kollegen von der New York University, erfolgte Herausgabe eines Sammelbandes über die Bedeutung und methodischen Probleme der mittlerweile berühmt gewordenen *The Authoritarian personality* angesehen werden. (1954a) Dieses Buch (die von Jahoda allein gezeichnete Einleitung ist als "Über die 'Autoritäre Persönlichkeit' in diesem Band abgedruckt) erschien in einer Reihe mit dem programmatischen Titel "Continuities in social research," deren ersten Band Lazarsfeld und Merton der vielbeachteten Studie von Samuel A. Stouffer *The American soldier* gewidmet hatten.[48]

Christie und Jahoda luden prominente Autoren ein, den Stellenwert der zur Diskussion stehenden Arbeit zu erörtern. Zwei Experten der Umfrageforschung, Herbert H. Hyman und Paul B. Sheatsley (die beide auch Beiträge zum Methodenlehrbuch geschrieben hatten) unterzogen die *Authoritarian personality* einer rigorosen methodisch-technischen Kritik, die im Befund gipfelte, daß die Theorie der Autoren der *Authoritarian personality* durch die Daten, die sie zitieren, nicht bewiesen worden sei. Christie zeigte, daß das Konzept der "autoritären Persönlichkeit" in einer Reihe weiterer Studien verwendet worden war und Bestätigung gefunden hatte, die zugrundeliegende psychoanalytische Annahme, Kindheitserfahrungen hätten für die Entstehung potentiell faschistischer Einstellungen große Bedeutung, jedoch zu den Schwächen des Buches zu rechnen wäre. Harold Lasswell versuchte weniger den Stellenwert der kalifornischen Studie für die politischen Wissenschaften herauszuarbeiten, als einen eigenständigen konstruktiven Beitrag zur Verwendung von Persönlichkeitstheorien zur Erklärung politischer Phänomene zu liefern. Die Autoren der zur Diskussion stehenden Studie waren in diesem Sammelband durch Else Frenkel-Brunswik vertreten, die über Resultate der von ihr fortgeführten Studien zum Ethnozentrismus berichtete und sich um eine Verteidigung der ursprünglichen Publikation bemühte.

In gewisser Weise hätte man auch Edward A. Shils als Vertreter der Forschergruppe, die die *Studies in prejudice* durchführte, ansehen können, war er doch an der Bettelheim-Janowitz-Untersuchung beteiligt gewesen. Vor allem sein Beitrag, der die These verfocht, daß der Links-rechts-Gegensatz nicht mehr zutreffend sei, und die Frage diskutierte, warum die kalifornische Gruppe die Untersuchung eines spezifisch "linken Autoritarismus" unterlassen habe, erboste Adorno und Horkheimer, die beide gerade nach Frankfurt zurückgekehrt waren, um das Institut für Sozialforschung dort wieder aufzubauen. Tatsächlich war Shils' heftiger, anklagender Ton insofern deplaziert, um das mindeste zu sagen, als er einer Studie, die 1944 in den USA begonnen wurde, vorwarf, den Autoritarismus der Kommunisten nicht untersucht zu haben. Am Höhepunkt des Kalten Krieges tat Shils so, als wäre bei Kriegsende das Problem linker Autoritärer von zentraler Wichtigkeit gewesen.[49]

In den zehn Jahren, die seit dem Beginn der Arbeiten an den *Studies in prejudice* vergangen waren, hatte sich das politische Klima deutlich verändert, was Shils geflissentlich übersah. Bei Kriegsende bestand ein Konsens darüber, daß die psychologischen und sozialen Wurzeln des Antisemitismus zu erforschen wären, ein Konsens, der weit über den Kreis der Emigranten hinaus Geltung hatte. Der Stalinismus war damals kein Problem, dem sich die akademische Sozialwissenschaft widmen zu müssen meinte (Stalinismuskritik war vor Beginn des Kalten Krieges auf kleine linke Gruppierungen beschränkt), wohl auch aus der zutreffenden Einsicht heraus, daß es in den USA kaum linke Faschisten gab. Shils, der offenkundig um die politische Affinität der Frankfurter Bescheid wußte, schoß eine Breitseite auf die *Authoritarian personality* ab, die die politischen Auffassungen der Mentoren der *Studies in prejudice* meinte, sich aber als eine akademische Diskussion des 1950 erschienenen Buches gab.

Da das Buch über die *Authoritarian personality* zu einem Zeitpunkt erschien als der McCarthyismus seinen Höhepunkt erreicht hatte, war es - stellt man die Persönlichkeiten und Sensibilitäten der Frankfurter in Rechnung - nur naheliegend, daß die Angegriffenen sich politisch bedroht fühlten. Es war nicht die Zeit, in der methodische Probleme in Ruhe diskutiert hätten werden können. Aus den relativierenden Bemerkungen in Jahodas Einleitung spricht sehr deutlich ein Unbehagen über die Vehemenz von Shils; andererseits teilte sie weder die naiven politischen Ansichten der Frankfurter, noch fühlte sie sich zu diesem Zeitpunkt dieser Gruppe dermaßen verbunden, daß sie bereit gewesen wäre, Kritik an ihr zu zensieren. Um das intellektuelle Klima, in dem dieser Band erschien, zu verdeutlichen, muß etwas ausgeholt werden. Das ist umso gerechtfertigter, als Jahoda über die psychologischen Auswirkungen der Bewegung, die man sich angewöhnt hat, mit dem Namen des Senators Joseph McCarthy zu bezeichnen, mehrere Studien durchgeführt hat. Das folgende dient daher auch zur Beleuchtung des Hintergrunds dieser Studien, von denen ein Teil in diesem Band aufgenommen wurde.

Bedrohung der Freiheit - durch wen?

Nach der Überwindung des Isolationismus und dem Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg herrschte unter den Intellektuellen eine selten anzutreffende Einmütigkeit: Der Nationalsozialismus müsse besiegt werden. Selbst divergierende Vorstellungen über die wünschenswerte Nachkriegsordnung führten zu keinem langdauernden Dissens. Der anti-nazistische Grundkonsens (der nicht nur Intellektuelle umfaßte, sondern ein Eckpfeiler der damaligen amerikanischen und britischen Politik war) überlebte das Kriegsende nur kurz. Als eine Haltung, die gegen etwas gerichtet war, war auch der Antifaschismus, wie andere Anti-Bewegungen davor und danach, nicht fähig, sich zu einem positiven Programm zukünftiger Politik zu wandeln - das galt für die große Politik der vier Alliierten ebenso wie für die kleine Politik in den Nachfolgestaaten der Hitlerdiktatur und

anderswo im befreiten Europa; es galt auch für die Welt der Intellektuellen. Die politischen Ereignisse im Nachkriegseuropa, vor allem die Entwicklung in den Ländern, die dem sowjetischen Einflußbereich zugefallen waren, forderten zur Parteinahme auf, und diese wurde recht rasch zu einem "Entweder - Oder," für oder gegen den Kommunismus, für oder gegen die Freiheit. Alle Versuche, eine Zwischenposition zu vertreten, die berühmten dritten Wege, scheiterten, noch ehe sie wirklich begonnen wurden.

Parallel zur Ausschaltung der nichtkommunistischen und der nicht zur Kollaboration mit den Kommunisten bereiten Parteien in Ungarn, Polen und 1948 auch in der Tschechoslowakei entwickelte sich in den USA eine panische Angst vor Subversion. Diese Stimmung war nicht gerade neu - hatte man doch während der Jahre davor gefürchtet, von deutschen oder japanischen Agenten unterwandert zu werden. Während damals kaum jemand zu finden war, der im Regierungsdienst stand und der Wühlarbeit für den Gegner bezichtigt werden hätte können, traf das für die Nachkriegsjahre nicht zu. Es gab unter den New Dealern Leute mit Sympathien für die Sowjetunion, ehemalige Volksfrontaktivisten, Unterstützer der republikanischen Seite im Spanischen Bürgerkrieg, Mitglieder irgendwelcher von kommunistischen Vorfeldorganisationen initiierter Komitees oder auch bloß Personen, die die wohltönenden Worte der Waffenbrüderschaft gegen Hitler wörtlich nahmen und in sowjetisch-amerikanischen Freundschaftsvereinen aktiv waren. Sie waren - viel mehr als die wenigen Mitglieder der KP - prädestiniert dafür, Opfer der Subversionsparanoia zu werden. Während es sich prominente Autoren und Schauspieler eine Zeitlang leisten konnten, an pro-kommunistischen Veranstaltungen teilzunehmen, schmolz die Gruppe der "fellow travelers" immer mehr zusammen; teils, weil sie sehr reale Existenzangst befiel, teils weil sie ihre Vorstellungen über den friedlichen und demokratischen Charakter des Sowjetkommunismus verloren.[50]

Die Zündung der ersten sowjetischen Atombombe schürte den Argwohn gegen die am "Manhattan Project" - der geheimen Arbeit an der amerikanischen Atombombe - beteiligten Forscher, zu denen bekanntlich viele Hitler-Flüchtlinge gehörten. Die populäre Vorstellung, daß die rückständige Sowjetunion aus eigener Kraft nicht in der Lage gewesen sein konnte, eine Atombombe zu bauen, schlug um in die Suche nach den Atomspionen. Als man dann später wirklich welche fand, bestärkte das nicht nur die traditionelle Auffassung von der technologischen Überlegenheit Amerikas, sondern diente zugleich natürlich auch als Beweis für die Richtigkeit der Unterwanderungsangst.[51]

Den potentiellen Opfern antikommunistischer Maßnahmen der US-Administration standen drei Gruppen von Beschuldigern gegenüber. Lautstark, einflußreich und Teil der neuen, über Presse, Radio und Fernsehen vermittelten Politik waren die Mitglieder des parlamentarischen Komitees für unamerikanische Umtriebe, dessen Wortführer McCarthy war und dem auch der spätere (Vize-) Präsident Richard Nixon angehörte. Als Republikaner waren sie parteipolitisch motiviert, um den von den Demokraten nominierten Präsidenten Harry S. Tru-

man zu schwächen, der 1945, ohne gewählt worden zu sein, zum Nachfolger des verstorbenen Franklin D. Roosevelt geworden war.[52]

Eine zweite Gruppe bildeten jene, auf die der Begriff Renegaten im engen Sinn zutraf: Ehemalige Mitglieder der KP, die sich jetzt umso vehementer anti-kommunistisch gebärdeten und denen als Insidern große Bedeutung zukam; der berühmteste war Wittaker Chambers, der aus seiner angeblichen Intimkenntnis der amerikanischen KP Kapital schlug. Aber es gab in dieser Gruppe auch einige bekannte Intellektuelle, die früher einmal Mitglieder der KP gewesen waren: Franz Borkenau, James Burnham, Ruth Fischer, Sidney Hook, Karl A. Wittfogel. Ihr lautstarker Anti-Kommunismus fand starke Resonanz, auch wenn ihre Beschuldigungen manchmal einer realen Basis entbehrten.[53]

Die dritte Gruppe ist die im Rahmen einer Analyse engagierter Intellektuellen dieses Jahrhunderts interessanteste Gruppe. Sie setzte sich aus Personen zusammen, die nie in einem auch nur geistigen Naheverhältnis zum stalinistischen Kommunismus standen. Sozialdemokraten aller Schattierungen, Trotzkisten und andere nichtstalinistische Linke, Liberale und in den USA wenige Konservative. Sie waren Gegner jeder Spielart des später dann so genannten Totalitarismus und zumindest die Linken unter ihnen opponierten auch gegen den Kapitalismus. In den USA rekrutierte sich vor allem aus dieser Gruppe das 1950 gegründete American Committee for Cultural Freedom, das ein Teil des weltweit agierenden Congress for Cultural Freedom war. Auf der Mitgliederliste findet man neben dem Namen Marie Jahodas auch andere sozialwissenschaftliche Emigranten aus Europa: Max Ascoli, Reinhard Bendix, Bruno Bettelheim, Borkenau, Bert F. Hoselitz, Oscar Jaszi, Hans Kohn, Jacob Marschak, Franz L. Neumann, Alfred Tarski, Wittfogel. Zu den amerikanischen Sozialwissenschaftlern, die diesem Committee angehörten, zählten Daniel Bell, Burnham, Hook, Robert A. Dahl, Carl J. Friedrich, Nathan Glazer, Richard Hofstadter, Ernest Nagel, David Riesman, Arthur Schlesinger jr. und Shils.[54]

Diese Gruppe von Sozialwissenschaftlern war in sich sehr heterogen und in politischen Fragen jenseits der globalen Ablehnung beider Totalitarismen keineswegs einer Meinung. Einer der Streitpunkte betraf das Ausmaß wünschenswerter Maßnahmen gegen Kommunisten und deren Mitläufer in Regierungsbehörden, der Presse, beim Film und an den Universitäten. Ebenso kontroversiell wurde die Gefährdung der Freiheit im allgemeinen und der akademischen im besonderen beurteilt: Rührt sie mehr von der Unterwanderung durch ferngesteuerte Kommunisten oder von deren Bekämpfung her?

Das waren in den 40er und Anfang der 50er Jahren keine akademischen Fragen, sondern reale Probleme, mit denen die US-Universitäten und Forschungseinrichtungen, die Unterhaltungsindustrie und die Bundesbeamten konfrontiert waren. Nach Beginn des Kalten Krieges, der Erklärung der einst verbündeten Sowjetunion zum neuen, gefährlichsten Feind der Freiheit, gerieten diejenigen, die zu Zeiten der Anti-Hitler-Koalition freundliche Worte für den Verbündeten gefunden hatten, unter Beschuß. Zum Teil, um dieser Kritik zuvorzukommen,

zum Teil wohl aber auch aus Überzeugung erließ Truman im März 1947 einen Erlaß zur nationalen Sicherheit. Bundesbeamte wurden überprüft und konnten im Falle des Vorliegens begründeter Zweifel an ihrer Loyalität entlassen werden. Der gleichen Prozedur mußten sich Stellenbewerber unterziehen. Die Bestimmungen dieses Erlasses und anderer, die ihm folgten, waren außerordentlich vage, galt es doch - nach Meinung der Initiatoren -, Verschwörer zu finden: Eine Liste subversiver Organisationen wurde von der Bundesregierung veröffentlicht. Gemaßregelt wurden aber nicht nur Mitglieder dieser Organisationen, sondern auch alle jene, die im Verdacht einer "sympathetic association" zum Kommunismus standen. Und die Sicherheitsüberprüfungen erstreckten sich nicht nur auf die Gegenwart, sondern ebenso intensiv auf die Vergangenheit der Beschuldigten. Jeder, der während seiner Jugendjahre einer linken Organisation angehört hatte oder ihr nahestand, war diskreditierbar. ("Wie reagieren Unbeteiligte auf den McCarthyismus?", in diesem Band, ist eine Untersuchung über dieses frühe Stadium der Sicherheitsmaßnahmen und Loyalitätsprüfungen.)[55]

1948 wurden führende Funktionäre der KP unter Benutzung einer alten, aber selten benutzten Gesetzesbestimmung - dem sogenannten Smith Act - angeklagt, die Regierung der USA gewaltsam beseitigen bzw. zerstören zu wollen. Die KP-Führer verteidigten sich unter Berufung auf den Ersten Verfassungszusatz, der die Redefreiheit garantierte, verloren aber den Prozeß. Weitere Verfahren gegen Spitzenbeamte, die wie Alger Hiss beschuldigt wurden, Geheimnisse an die Sowjetunion verraten zu haben, und gegen Wissenschaftler, wie den Chinaexperten Owen Lattimore, der beschuldigt wurde, am Verrat Chinas an Mao Zedong mitgewirkt zu haben, verschärften das Klima der Verdächtigung und Subversionsangst.[56]

Da die Kommunistische Partei Amerikas zum geringsten Teil eine Partei der Arbeiter, wohl aber eine Organisation war, in der in den 30er Jahren Studenten und Universitätsangehörige aktiv gewesen waren, griffen die Loyalitätsprüfungen bald auf die Universitäten über. Damit stand zusätzlich die Frage der akademischen Freiheit zur Diskussion. Die Untersuchungskommissionen des Parlaments befragten Universitätslehrer über frühere politische Aktivitäten, und die meisten Universitäten wiederholten diese Befragungen intern nochmals. Manche jener, die in früheren Jahren einer der inkriminierten Organisationen angehört hatten und mittlerweile mit dem Kommunismus gebrochen hatten, versuchten, ihren Kopf durch Zusammenarbeit mit den Beschuldigern zu retten. Die Hürde, die diese "freundlichen Zeugen" nehmen mußten, war die Denunziation anderer: "Naming names" galt als Nachweis der mittlerweile eingetretenen Läuterung. Jene, die zu dieser Denunziation nicht bereit waren, sondern nur über sich selbst, ihre vergangenen Aktivitäten und heutigen politischen Ansichten aussagen wollten, konnten sich zwar vor weiterer Verfolgung retten, verloren aber trotzdem meist ihre Anstellung. Einige jener, die unter Berufung auf die Verfassung die Kooperation mit den Parlamentsausschüssen verweigerten, wanderten wegen Mißachtung des Parlaments ins Gefängnis.[57]

Beschuldigte, die ganz oder teilweise die Aussage verweigerten, beriefen sich dabei auf den Fünften Verfassungszusatz, der Beschuldigten das Recht einräumt, sich nicht selbst beschuldigen zu müssen. Perfiderweise galt jeder, der sich auf dieses Recht berief, de facto als (ehemaliger) Kommunist. Die Weigerung, mit der Bundesadministration oder der Verwaltung der Universitäten zusammenzuarbeiten, galt als Beweis der Illoyalität und untrügliches Zeichen (früherer) Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei und führte zur Entlassung oder zur Nichtverlängerung zeitlich befristeter Dienstverhältnisse.

"Unfreundliche Zeugen," diejenigen, die sich weigerten, mit den Untersuchungsausschüssen zusammenzuarbeiten, die ganz oder teilweise die Aussage oder das Namennennen verweigerten, verloren jedoch nicht nur ihren Job, sondern konnten auch kaum anderswo einen neuen bekommen. "Schwarze Listen" scheint es innerhalb der Universitäten nicht gegeben zu haben, wohl aber in der Unterhaltungsindustrie. Die Universitäten ersparten sich "schwarze Listen," heuerten aber dennoch keinen an, der auf dieser imaginären Liste stand. Die Namen der bekannten Fälle waren durch die Zeitungen gegangen; Bewerber mußten Undenklichkeitsbescheinigungen des FBI beibringen oder einen Loyalitätseid ablegen.[58]

Es ist nicht weiter verwunderlich, daß diese Stimmung auch jene beeinflußte, die von den Maßnahmen gegen vermeintliche oder tatsächliche Kommunisten zu keinem Zeitpunkt getroffen worden wären. Das intellektuelle Klima der späten 40er und der 50er Jahre war nachhaltig von der Unterwanderungshysterie geprägt: Duckmäusertum, Leisetreten und Nicht-Anecken waren die nicht ausgesprochenen, aber dennoch wirkungsvollen Verhaltensimperative. Daß Neueinwanderer, wie die von den Nationalsozialisten zur Emigration gezwungenen Wissenschaftler, konformistisch reagieren würden, um sich nicht schon wieder zu Außenseitern machen zu lassen, darf nicht verwundern. Überraschend ist die gegenteilige Reaktion: denn gegen den McCarthyismus Stellung zu nehmen, die akademische Freiheit und Redefreiheit zu verteidigen und auf die Folgen der Sicherheitsüberprüfungen für den moralischen Konsens der Gesellschaft hinzuweisen, hatte eine gehörige Portion Mut und Überzeugungsstärke zur Voraussetzung.

Marie Jahoda war eine der wenigen Emigranten und eine der ersten Sozialwissenschaftler, die mit den Mitteln der Sozialforschung versuchte, auf die (wie sie es formulierte: möglicherweise nicht beabsichtigten) Folgen des McCarthyismus hinzuweisen. Der politisch vorsichtige Ton, in dem ihre Arbeiten gehalten sind, ist angesichts des Umfeldes nur zu verständlich. Daneben ist aber noch auf etwas weiteres hinzuweisen: Jahoda stand dem Kommunismus nie freundlich oder gar "sympathetisch" gegenüber, als Mitglied der im Untergrund arbeitenden Revolutionären Sozialisten Österreichs stand sie aber in manchen politischen Fragen wenigstens so weit links wie die österreichischen Kommunisten und jedenfalls jenseits des durch den McCarthyismus drastisch verschmälerten politischen Konsens der amerikanischen Gesellschaft. Es wäre ein leichtes gewesen, sie als Revolutionärin in Mißkredit zu bringen. Anders als Liberale, die, wenn sie

sich - was wenige taten - zur Verteidigung der Redefreiheit aufschwangen, selbst nicht der Sympathie zum Kommunismus beschuldigt werden hätten können, ging Jahoda ein größeres Risiko ein, von einem der rabiaten Antikommunisten Amerikas selbst zur Verdächtigen erklärt zu werden. Tatsächlich widerfuhren ihr derartige Beschuldigungen.[59]

War die Durchführung und Publikation von Studien über die Auswirkungen der Unterwanderungshysterie ein deutliches Zeichen der Bewahrung eines unabhängigen Urteils, stellte sich für eine Sozialforscherin ein zusätzliches Problem: das der Finanzierung solcher Untersuchungen. Jahodas erste, gemeinsam mit Stuart W. Cook durchgeführte Studie über die Auswirkungen des Trumanschen Sicherheitserlasses auf jene, die von ihm gar nicht betroffen waren (als "Wie reagieren Unbeteiligte auf den McCarthyismus?" in diesem Band) wurde bei ihrer Veröffentlichung im März 1952 ausdrücklich als explorative Vorstudie bezeichnet. Gelder für die Durchführung der Hauptstudie konnten die beiden Autoren nicht einwerben.

Psychologie des Totalitarismus und Konformismus

Die Veröffentlichung dieses ausführlichen Berichts im *Yale Law Journal* weckte das Interesse anderer. David Riesman, der in den späten 40er Jahren eine Professur an einer Law School gegen die Stelle eines Soziologieprofessors in Chicago getauscht hatte, empfahl seinem Freund Carl J. Friedrich Jahoda nachdrücklich für eine Konferenz über den Totalitarismus, die Friedrich an der American Academy of Arts and Science in Cambridge, Massachusetts, für das Frühjahr 1953 geplant hatte. Diese Tagung war in mehrerlei Hinsicht bemerkenswert. Zum einen versammelte sie Vertreter sehr verschiedener Disziplinen zu einer interdisziplinären Diskussion über den Totalitarismus. Zum anderen markierte sie so etwas wie den Wendepunkt der sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Totalitarismus. Diese Theorie war während der Kriegsjahre entwickelt worden, um den deutschen Nationalsozialismus zu interpretieren. Nicht zuletzt deswegen waren vornehmlich Hitlerflüchtlinge an ihrer Ausarbeitung beteiligt. Nun, Anfang der 50er Jahre, stand der stalinistische Totalitarismus zur Diskussion, und die Konferenzteilnehmer, zu denen viele Emigranten gehörten, widmeten sich vornehmlich der Analyse des Kommunismus.[60]

Jahoda schrieb für diese Tagung gemeinsam mit Cook ein Papier, in welchem sie eingangs ihre Pilotstudie kurz zusammenfaßten. Der Großteil des Beitrags bestand aber in einem Referat der kurz vorher von Solomon Asch publizierten Experimente über die Auswirkungen des Gruppendrucks auf das Urteil des Einzelnen. Aschs elegante Experimentalanordnung bestand darin, die Mehrheit einer zufällig zusammengesetzten Gruppe von Versuchspersonen zu instruieren, nach anfänglich richtigen Urteilen gemeinsam falsche abzugeben. Die nichtinstruierten Versuchspersonen schlossen sich in der überwältigenden Mehrzahl der Versuche nach kurzer Zeit dem falschen Urteil der Mehrheit an, obwohl kei-

nerlei Zwang auf sie ausgeübt wurde. Jahoda und Cook interpretierten diese Befunde als Beweis dafür, daß freiwillige Unterwerfung in einem von einer Mehrheit geschaffenen Klima die Regel sei. Zwar handelte es sich bei Aschs Experiment nur um Urteile über die Wahrnehmung der Länge von Linien, aber Jahoda und Cook meinten, im Anschluß an Asch argumentieren zu können, daß der Konformitätsdruck bei komplexeren Phänomenen, wie beispielsweise politischen Überzeugungen, nur umso rascher einsetzen würde.[61]

Das Referat von Jahoda stieß bei den anderen Teilnehmern der Konferenz auf Kritik: Hannah Arendt meinte bespielsweise, daß ideologische Unterwürfigkeit etwas anderes sei als Zustimmung zu falschen Wahrnehmungsurteilen, und fand damit Zustimmung bei den anwesenden Politologen und Ökonomen. Nur Riesman und Erik Erikson unterstützten Jahodas Analyse, die noch in einer anderen Hinsicht vom Konsens, der diese Konferenz auszeichnete, abwich: Als einzige Referentin stellte Jahoda nämlich einen Zusammenhang zwischen dem Totalitarismus und dem geistigen Klima her, das zu dieser Zeit in den USA selbst herrschte. Unterwürfigkeit könne es auch in einer Demokratie geben, und die Resultate ihrer Pilotstudie und die Befunde von Asch könnten dahingehend interpretiert werden, daß die Abwehr des Totalitarismus und die Versuche, die kommunistische Subversion in den USA zu bekämpfen, zu einer nachhaltigen Deformation der demokratischen Kultur führen könnten.

"Es herrscht allgemein Übereinstimmung, daß die internationalen Spannungen die Ursache unserer gegenwärtigen Sorge über nationale Loyalität und abweichendes politisches Verhalten sind. ... Obwohl wir der Diagnose über die Gründe der Schwierigkeiten zustimmen, können wir der Folgerung, daß alles andere ohne Bedeutung sei, nicht zustimmen. Unsere Studie des Problems hat uns überzeugt, daß Kräfte vorhanden sind, wenn nicht gar nutzbar gemacht werden können, welche den Gemeinschaftsdruck in Richtung ideologischer Konformität merklich verringern und individuellen Widerstand gegen ideologische Unterwürfigkeit verstärken können. ... Die Bedeutung einer derartigen Anstrengung liegt in ihrem Ziel: Zu Hause und im Ausland zu zeigen, daß die Demokratie sogar in einer Atmosphäre der Gefahr Freiheiten zu sichern vermag, welche der Totalitarismus fürchtet und daher zerstört." (1954b, 221f.)

In einer abschließenden Diskussionsbemerkung kündigte Jahoda an, daß sie über die Frage der ideologischen Unterwürfigkeit weiter empirisch arbeiten wolle. "Vielleicht werden wir herausfinden, daß für die große Masse der Bevölkerung kein signifikanter Unterschied besteht, weil für viele Leute, die keine eigenen inneren Überzeugungen haben, ideologische Unterwürfigkeit weitgehend dasselbe ist wie für uns alle die Zustimmung zu falschen Wahrnehmungsurteilen." (1954b, 230)

Wenige Monate nach der Totalitarismus-Konferenz unterbreitete Jahoda dem Fund for the Republic, einer vornehmlich von der Ford Foundation finanzierten Einrichtung, die während des McCarthyismus durch Förderung von sozialwissenschaftlicher Forschung akademische Freiheit und Bürgerrechte sichern wollte,

einen Projektvorschlag, der eine Erweiterung der Asch-Experimente in das Feld der politischen Psychologie enthielt.

"Resistance to pressures for ideological compliance" sollte in einem ersten Teil die Argumente identifizieren, die Mitglieder "natürlicher" Gemeinschaften in Alltagsdiskussionen verwenden; Mitglieder der Veteranenorganisation, von Gewerkschaften und Lehrer- und Elternausschüssen sollten die Frage diskutieren, welche Bücher, falls überhaupt, aus Schulbibliotheken verbannt werden sollten und wer die Entscheidung über die Eignung von Büchern für Schulbibliotheken entscheiden sollte. Im zweiten Teil sollte ein Experiment im Stile Aschs durchgeführt werden, bei dem es aber nicht um Wahrnehmungsfragen gehen sollte, sondern um ein politisch kontroverses Thema: ob in Schulen Materialien Verwendung finden sollten, die von bestimmten Gruppen als subversiv bezeichnet worden waren. Insoweit hätte diese Studie den Kritikpunkten, die während der Totalitarismuskonferenz geäußert wurden, Rechnung getragen.

Jahoda wollte darüber hinaus die Potentiale identifizieren, die den Widerstand gegen Gruppendruck erhöhen könnten. Folgende Variablen sollten berücksichtigt werden: Das Ausmaß des Wissens der Versuchsperson über die zur Diskussion stehende Frage; die Identifikation der Versuchsperson mit der Gruppe, um die Hypothese zu prüfen, wonach ein Wechsel der Meinung unwahrscheinlicher ist, wenn man die Werte der Mehrheitsgruppe nicht teilt; Vorhandensein oder Abwesenheit der Betonung der amerikanischen Tradition von Freiheit und Dissens; Bestärkung der Versuchsperson durch Verbündete. (Eine theoretische Diskussion der Frage der Bedingungen für Unabhängigkeit beim Urteilen enthält "Wie ist Nonkonformität möglich?", in diesem Band.)

In Anlage und Methode (Einstellungsmessungen, Inhaltsanalyse und Gruppendiskussion) ähnelt der Vorschlag zu dieser Studie stark den Erhebungen, die das Institut für Sozialforschung durchführte, um das Ausmaß des Autoritarismus in der deutschen Nachkriegsgesellschaft zu erfassen. Der Fund for the Republic lehnte die Finanzierung der Studie ab, und es scheint, daß dafür vor allem die in Zweifel gezogene Generalisierungsmöglichkeit den Ausschlag gab.[62]

Jahoda war an anderen Studien, die der Fund for the Republic finanzierte, in verschiedenen Rollen beteiligt. Keine dieser Studien benutzte jedoch experimentelle sozialpsychologische Erhebungsmethoden. Sie stützten sich alle auf die Anfang der 50er Jahre beliebteste Erhebungstechnik, den Survey, der eine repräsentative Stichprobe mit einem standardisierten Fragebogen befragt. Wichtiger als die Unterschiede der methodischen Anlage scheint aber eine weitere Differenz zwischen der von Jahoda vorgeschlagenen Studie und den vom Fund for the Republic finanzierten zu sein. Keine der realisierten Studien gelangte zu einer Tiefenerklärung, wie sie in Jahodas Entwurf angelegt war: Könnte man zeigen, daß es einigermaßen stabile Mechanismen gibt, die das Ausmaß an Konformität bzw. Unabhängigkeit des Urteilens bestimmen, würde der Erkenntniszuwachs zweifellos größer sein, als wenn man sich damit begnügen muß festzustellen, daß Angehörige der sozialen Elite liberaler urteilen als die Durchschnitts-

bevölkerung (einer der Befunde von Stouffers *Communism, conformity and civil liberties*), oder daß sich die Mehrheit der amerikanischen Universitätsangehörigen dieser Jahre einer Selbstzensur unterwarf (einer der Befunde von Lazarsfelds *Academic mind*).[63]

In ihrer Dankesrede anläßlich der Verleihung des Kurt Lewin Preises der Society for the Psychological Study of Social Issues sprach Marie Jahoda darüber, warum einige ihrer Arbeiten nicht im Druck erschienen. (1981b) Sie berichtet über Arbeiten, die unveröffentlicht blieben, weil sie der untersuchten Population schaden hätten können, und über solche, bei denen Rücksichtnahmen auf die Auftraggeber die Drucklegung verhinderten, und über Studien, bei welchen sich die beteiligten Sozialwissenschaftler nicht einig werden konnten. Jahodas Rede bietet eine der seltenen Gelegenheiten, Einblick in die Gründe und Ursachen der (Nicht-)Veröffentlichung von Forschungsergebnissen zu bekommen. Mir scheint, daß eine ebenso interessante und weitgehend unbehandelte Frage die Analyse des *Nichtzustandekommens* von Studien betrifft. Eine Geschichte des aus Geldmangel nicht stattgefundenen Erkenntnisfortschritts würde unser Wissen über die normativen und sozialen Mechanismen der Wissenschaftsentwicklung bereichern; sie zu schreiben ist ein Desiderat der Wissenschaftssoziologie.[64]

Während der 50er Jahre führte Jahoda weitere empirische Studien durch, die sich mit spezifischen Wirkungen der McCarthy-Ära befaßten ("Schwarze Listen in der Unterhaltungsindustrie," in diesem Band, wurde vom Fund for the Republic in Auftrag gegeben) oder verwandte Themen analysierten, wie die Frage, welche psychologischen Annahmen der Diskussion über Zensurmaßnahmen zugrundeliegen. ("Können Bücher schädlich sein?", in diesem Band.) In beiden Fällen benutzte Jahoda Methoden, die dem damaligen "mainstream" der Sozialwissenschaften entsprachen und offenbar eher geeignet waren, finanziert zu werden.

Die Arbeiten , die Jahoda sie während ihres amerikanischen Aufenthalts durchführte und teilweise veröffentlichte, zeigen zweierlei: Zum einen erweiterte und vervollständigte sie ihre sozialwissenschaftliche Kompetenz, vor allem im Feld der Sozialpsychologie, wo sie während dieser Jahre führend am Versuch einer nicht-reduktionistischen interdisziplinären Orientierung dieser Disziplin mitwirkte. (Vgl. ihren bilanzierenden Aufsatz "Nicht-reduktionistische Sozialpsychologie - ein fast aussichtsloses Unternehmen, zu faszinierend, um es unversucht zu lassen," in diesem Band.) Andererseits demonstrieren ihre Aktivitäten, daß eine Entpolitisierung, wie sie bei vielen anderen emigrierten Sozialwissenschaftlern nachweisbar ist, keineswegs eine notwendige Folge des erzwungenen Wechsels der kulturellen, politischen und wissenschaftlichen Umwelt sein mußte. Ihr unerschrockener Widerstand gegen die Konformitätszumutungen und die selbstbewußte Übernahme einer auch politisch interpretierten Rolle des Sozialwissenschaftlers fällt umso positiver ins Gewicht, als die Zeit des McCarthyismus keineswegs dazu angetan war, die Unabhängigkeit des Urteils zu prämieren.

Rückkehr nach England

Drei Jahre später übersiedelte Jahoda aus privaten Gründen wieder nach England, wo sie anfangs am freien Markt der Forschungsprojekte arbeitete. Kurze Zeit später wurde sie in den Lehrkörper des Brunel College aufgenommen, welches wenig später in eine Universität ungewandelt wurde. Die Ausbildung von Technikern in Brunel behandelte sie in einer eigenen Studie. (1963a) Den Höhepunkt ihrer akademischen Karriere erreichte Jahoda, als sie im Alter von 58 Jahren zur Gründungsprofessorin für Sozialpsychologie an der neuen University of Sussex berufen wurde, wo sie bis zu ihrer Emeritierung 1973 - und darüber hinaus - arbeitete. Widmete sie sich anfangs dem Aufbau des Departments, so begann sie recht bald wieder mit interdisziplinärer Zusammenarbeit. Diesmal bildeten Fragen der wissenschaftlichen Politik den Brennpunkt ihrer Kooperation mit Ökonomen, Soziologen und Psychologen. Unmittelbar nach der Veröffentlichung der Club-of-Rome-Studie *Grenzen des Wachstums* war Jahoda an einer kritischen Replik auf die Zukunft aus dem Computer beteiligt und vertiefte diese Kritik in weiteren Arbeiten. Ebenfalls am Beginn der 70er Jahren wandte sich Jahoda dann nochmals dem Thema zu, das man ohne Übertreibung als das zentrale ihres wissenschaftlichen Lebens bezeichnen kann: die Erforschung der sozialpsychologischen Folgen der Arbeitslosigkeit. Der englischen (bzw. amerikanischen) Ausgabe von *Marienthal* folgten - zum ersten Mal seit der Großen Depression der 30er Jahre trat in den westlichen Industrieländern wieder Arbeitslosigkeit auf - viele Aufsätze zu diesem Thema, das schließlich von ihr in einer Monographie zusammenfassend erörtert wurde. (1982a) Das produktive und vielgestaltige Spätwerk Jahodas kann hier nicht in der wünschenswerten Ausführlichkeit erörtert werden: Es gehört nicht mehr in den durch die Emigrationserfahrung gebildeten Rahmen. (Über Jahodas Veröffentlichungen informiert die Auswahlbibliographie der Schriften Marie Jahodas am Ende dieses Bandes.)

Zur Auswahl

Bei der Auswahl der Texte versuchte ich, mehrere Gesichtspunkte zum Tragen kommen zu lassen. Die Reihe, deren ersten Band dieses Buch bildet, will den Zusammenhang von erzwungener Emigration und Wandel oder Kontinuität der wissenschaftlichen Produktion thematisieren; eine Auswahl aus dem Gesamtwerk soll die im deutschen Sprachraum emigrationsbedingt weniger bekannten Arbeiten zugänglich machen und zugunsten einer thematischen Fokussierung wird auf eine alle Facetten abdeckende Auswahl verzichtet. Von Jahoda sind einige Buchveröffentlichungen leicht zugänglich, sie brauchten daher keine Berücksichtigung finden. Neben den unmittelbar nach der Emigration geschriebenen Arbeiten kommen hier drei bislang unveröffentlichte autobiographische Texte erstmals zur Veröffentlichung, in denen Erfahrungen im Zusammenhang mit der

erzwungenen Exilierung und dem Kulturwechsel reflektiert werden. Der Hauptteil der Bandes behandelt die Folgen des Konformitätsdrucks während der McCarthyära; Jahodas Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus bzw. mit der Frage, wie man diesen sozialwissenschaftlich erforschen kann, und ihre Beiträge über die Erforschung der Folgen von Vorurteilen ergänzen das Konformitätsthema. Die unter der Überschrift "Methodologie und Theorie" zusammengestellten, zeitlich weit auseinanderliegenden Beiträge dokumentieren die Entwicklung des methodologischen Selbstverständnisses Jahodas. Sie umrahmen einen Text, der sich mit dem Lebensthema Jahodas auseinandersetzt, um dieses in dieser Auswahl nicht ganz unberücksicht zu lassen, und einen weiteren, der allein schon deswegen aufzunehmen war, weil er von Marie Jahoda als ihr "Lieblingsaufsatz" bezeichnet wurde.[65]

Danksagung

Bei der Arbeit an diesem Band wurde ich von verschiedensten Seiten unterstützt. An erster Stelle habe ich Marie Jahoda zu danken, die mich nicht nur bei der Auswahl der Texte beriet, mir Manuskripte zugänglich machte, an die ich anders nicht hätte gelangen können, und die mir dennoch nie ihre Perspektive aufzunötigen versuchte. Die Einleitung wurde während des Jahres, das ich als Schumpeter Fellow an der Harvard University verbringen konnte, geschrieben. Für die Editionsarbeit die Bibliotheken Harvards benutzen zu können, war nicht nur außerordentlich hilfreich, sondern ein unvergleichliches Vergnügen, und die Materialien des Harvard University Archives lieferten mir zahlreiche zusätzliche Informationen. Die Zitate aus den Paul F. Lazarsfeld Papers erfolgen mit freundlicher Genehmigung der Rare Book and Manuscript Library der Columbia University, New York; diejenigen aus den Gordon W. Allport Papers und den Samuel A. Stouffer Papers mit freundlicher Genehmigung der Harvard University Archives, Cambridge, Massachusetts.

Zumindest ebenso hilfreich waren Auskünfte, die ich von verschiedenen Personen erhalten habe. Ich bin Lotte Bailyn, Daniel Bell, Lewis Coser, Robert K. Merton, David Riesman, David L. Sills und Leila Sussmann dafür zu größtem Dank verpflichtet. Lola Fleck half mit ihrer kritischen Lektüre, die Lesbarkeit zu verbessern. Keiner derer, denen hier gedankt wird, trägt für die verbliebenen Mängel und Fehler Verantwortung.

Für die finanzielle Unterstützung dieses ersten Bandes der Bibliothek sozialwissenschaftlicher Emigration ist dem Bundesministerium für Wissenschaft und Kunst, Wien, der Arbeiterkammer Wien, der Stadt Graz und dem Kulturamt der Stadt Wien zu danken. Vorarbeiten zu dieser Einleitung wurden im Rahmen des FWF Projekts "Wissenstransfer durch erzwungene Migration" (P 8831-SOZ) durchgeführt.

Konformität und Freiheit

Wie reagieren Unbeteiligte auf den McCarthyismus?

I. Einleitung

Der gegenwärtige internationale Konflikt, der die Welt in zwei feindliche Lager spaltet, wird allgemein als Bedrohung der nationalen Sicherheit der USA betrachtet. Man mag die Wurzeln dieses Konflikts vor allem in ökonomischen Faktoren sehen[1] oder im Aufeinanderprallen verschiedener Ideen oder in beidem; der kalte Krieg wird jedenfalls weithin als ideologischer Konflikt aufgefaßt. Die Bedrohung der nationalen Sicherheit führte dazu, daß neben den physischen Sicherheitsvorkehrungen weitere Maßnahmen ergriffen wurden, die sich gegen einen möglichen Feind im Inneren richten, der einem potentiellen äußeren Staatsfeind lebenswichtige Information übermitteln könnte.

Die Konsequenzen dieser Schutzmaßnahmen bilden den Gegenstand einer anhaltenden öffentlichen Diskussion, bei der sich die Argumente aller Beteiligten mehr auf die Werte und die Überzeugungen der Diskussionsteilnehmer stützen als auf faktisches Wissen. Das ist notwendigerweise der Fall, da ein solches Wissen nicht zur Verfügung steht.

Reichweite und Zielsetzung der Pilotstudie

Unsere Studie soll Forschungsstrategien aufzeigen, die geeignet sein könnten, die Erörterung der Loyalitäts- und Sicherheitsmaßnahmen aus der Arena der politischen Beschuldigung und Gegenbeschuldigung in den Bereich der wissenschaftlichen Forschung zu verpflanzen; vielleicht kann sie dadurch bei der Gewinnung jenes Wissens behilflich sein, das für eine rationale Einschätzung der Situation erforderlich ist. Selbstverständlich könnte man eine solche Untersuchung aus vielen verschiedenen Perspektiven durchführen. Der Experte für internationale Beziehungen könnte untersuchen, wie ernsthaft die Kriegsgefahr ist; der Politikwissenschaftler und der Verwaltungsfachmann könnten sich mit der Frage der Auswirkungen der Schutzmaßnahmen auf die tatsächliche Sicherheit des Landes befassen oder - unterstützt durch Juristen - die Zweckmäßigkeit bestimmter administrativer Routinen und deren Beziehung zur rechtlichen Tradition und zu juridischen Präzedenzfällen erforschen; der Individualpsychologe

[1] Gemeinsam mit Stuart W. Cook. Ursprünglich als "Security measures and freedom of thought: An exploratory study of the impact of loyality and security programs" in *The Yale Law Journal*, 61. 1952: 295-333 erschienen.

könnte sich auf die Motivation von Spionen und potentiellen Spionen konzentrieren. Als Sozialpsychologen sind wir uns zwar all dieser Faktoren bewußt, doch geht es uns um etwas anderes, um die Untersuchung der sozialpsychologischen Auswirkungen des Loyalitäts- und Sicherheitsprogramms auf jene Leute, die von ihm betroffen sind.

Zu diesem Zweck haben wir eine Pilotstudie über die Auswirkungen der Loyalitäts- und Sicherheitsmaßnahmen durchgeführt, die sich vor allem auf eine Reihe von Tiefeninterviews stützt. Befragt wurden 15 Angehörige verschiedener Universitäten und 70 höhere Bundesbeamte in Washington, D.C. Zwei Faktoren sprechen dafür, diesen Gruppen bei der Untersuchung des Problems eine strategische Bedeutung zuzumessen: Einerseits waren sie von speziellen Maßnahmen unmittelbarer betroffen als die allgemeine Bevölkerung, andererseits sind Beschäftigte des Bundes und der Universitäten aufgrund ihrer Stellung in der Gesellschaft dazu prädestiniert, bei der Formung des intellektuellen und kulturellen Klimas des Landes eine führende Rolle einzunehmen. Wie stets bei Pilotstudien geht es eher darum, Fragen für systematischere Untersuchungen zu formulieren als Antworten zu liefern. Daher machten wir keinen Versuch, eine Stichprobe von Befragten auszuwählen, die als repräsentativ für irgendeine wohldefinierte Population aufgefaßt werden könnte. Stattdessen wählten wir vor allem Leute aus, die bereit waren, an längeren - oft mehrstündigen - Gesprächen teilzunehmen. Die Interviews wurden über persönliche Bekannte des Befragten angebahnt; so versuchten wir, eine ausreichende Vertrauensbasis zu schaffen, die es dem Interviewten ermöglichen sollte, sich über alle Aspekte der Situation freimütig zu äußern, ohne unangenehme Konsequenzen befürchten zu müssen.[2] Es gelang uns, Interviews mit Beamten von mehr als einem Dutzend verschiedener Bundesbehörden zu führen. Der niedrigste Dienstrang war der eines jüngeren Beamten mit Universitätsabschluß (GS 5 nach dem amerikanischen Klassifikationssystem); der höchste war GS 15. Die Männer und Frauen, die mit uns sprachen, unterschieden sich auch nach dem Alter, der Dienstzeit, und - was vielleicht für eine solche Untersuchung besonders wichtig ist - nach ihren politischen Auffassungen. Meist beschrieben sie sich als Demokraten und Republikaner, manchmal auch als Liberale, Sozialdemokraten oder als Personen ohne parteipolitische Präferenzen, die "dem Besten" den Vorzug zu geben pflegten. Diese Streuung relevanter Merkmale macht uns zuversichtlich, daß wir ein breites Spektrum von Einstellungen erfaßt haben und auf Reaktionen gestoßen sind, die wir auch bei Ziehung einer repräsentativen Stichprobe nicht in extremeren Ausprägungen vorfinden hätten können.

Die Interviews wurden anhand eines weitgehend offenen Leitfadens durchgeführt, was den Befragten viel Spielraum ließ, jene Aspekte der Situation zu erörtern, die ihnen am wichtigsten erschienen. Dennoch verwendeten wir in jedem einzelnen Fall dieselbe Einstiegsfrage. Die Interviewten wurden aufgefordert, in der folgenden hypothetischen Situation Ratschläge zu äußern: "Denken Sie an einen Ihrer Arbeitskollegen, den Sie gut genug kennen, um von seiner Loyalität

überzeugt zu sein. Ich möchte Ihnen eine Reihe von Fragen stellen, die sich auf diesen Kollegen beziehen. Geben Sie bitte keine allgemeine Antwort, sondern berücksichtigen Sie seine spezifische Situation und seine Merkmale. Nehmen Sie an, diese Person wendet sich an Sie um Rat; sie ist offenkundig beunruhigt und glaubt, daß ihre Loyalität in Zweifel gezogen wird. Ihr Arbeitskollege hat gerade entdeckt, daß sein Nachbar, mit dem er freundschaftliche nachbarliche Kontakte pflegt, beschuldigt wurde, Kommunist zu sein. Ihr Kollege fragt sich nun, wie er sich verhalten soll. Eine zusätzliche Komplikation entsteht aus der Tatsache, daß man ihm gerade eine Stelle angeboten hat, die einigermaßen attraktiv ist und nicht im Bereich der Hoheitsverwaltung liegt, die er allerdings unter gewöhnlichen Umständen nicht annehmen würde. Er betrachtet die folgenden Alternativen: (1) Annahme der angebotenen Stelle. (2) Sofortige Kontaktaufnahme mit Mitgliedern des Loyalitätsausschusses oder Sicherheitsbeamten. (3) Abwarten, ohne irgend etwas zu tun."

Diese Situation wurde detailliert erörtert. Der Interviewte wurde dann gefragt, ob er seine eigenen Ratschläge beherzigen würde. Vor allem in jenen Fällen, wo der Befragte unterschiedliche Standards auf sich selbst und auf den hypothetischen Kollegen anwandte, lieferte die Diskussion dieser Diskrepanz zahlreiche interessante Einsichten bezüglich des Zugangs zum Problem.

Eine andere Gruppe von Fragen bezog sich auf die zwischenmenschlichen Beziehungen in der Dienststelle des Befragten und auf die Unterstützung (bzw. das Fehlen solcher Unterstützung), die sich der Interviewte von seinen Kollegen, seinen Untergebenen und seinen Vorgesetzten erwartete, sollte er in eine Untersuchung verwickelt werden.

Dies führte häufig und zwanglos zur Sondierung der Frage, welche Verhaltenscodes und Vorsichtsmaßnahmen die Beamten derzeit für angemessen hielten, und welche Personen oder Gruppen das höchste Risiko aufwiesen, zur Zielscheibe unbegründeter Verdächtigungen zu werden. Schließlich wurden die Interviewpersonen ermutigt, sich in allgemeinerer Form über Loyalitäts- und Sicherheitsmaßnahmen zu äußern; in welchem Ausmaß würden sie gebraucht, und welche Rolle spielten sie in der gegenwärtigen politischen Situation?[3]

Aufgrund dieser explorativen Interviews werden wir Fragen aufwerfen und Hypothesen vorschlagen. Unser Ziel ist der Entwurf eines Forschungsansatzes zur Untersuchung der sozialpsychologischen Auswirkungen von Sicherheitsmaßnahmen. Die Sozialpsychologie legt nahe, daß solche Auswirkungen nicht nur von den tatsächlichen Ereignissen abhängen, sondern auch davon, wie diese Ereignisse von den Leuten wahrgenommen werden. Daher werden wir uns zunächst mit den Vorstellungen der Bundesbeamten über Loyalitäts- und Sicherheitsmaßnahmen und deren Zielsetzungen befassen. Weiters werden wir versuchen, aus dem vorhandenen Material einige Ideen über die zweckmäßigsten Dimensionen, auf denen diese Auswirkungen gemessen werden können, abzuleiten. An dieser Stelle wird es sich als notwendig erweisen, sich mit den sozialen Prozessen und Zwängen auseinanderzusetzen, durch die diese Effekte vermittelt

werden. Und da sich, ganz abgesehen von den Prozessen und Zwängen, denen vermutlich alle Bundesbeamten unterworfen sind, im Datenmaterial eine große Bandbreite unterschiedlich starker Auswirkungen nachweisen läßt, werden wir schließlich die Frage aufwerfen müssen, in welche Richtung Forschungen über die wechselnden Randbedingungen derartig verschiedener Reaktionsformen gehen könnten.

Unserer explorativen Analyse liegt ein Gedanke zugrunde, der in seiner vollen Tragweite erst erfaßt werden kann, wenn eine systematische Untersuchung Antworten auf die hier gestellten Fragen geliefert hat. Es handelt sich dabei um die These, daß *die sozialpsychologischen Konsequenzen politischer Maßnahmen sich mit den Zielen, die mit diesen Maßnahmen angestrebt wurden, decken können, aber nicht müssen*. Wenn die Untersuchung dieser Konsequenzen jenen, die die Loyalitäts- und Sicherheitsmaßnahmen ersonnen haben und administrieren, nützlich sein soll, dann muß sie die Frage aufwerfen, welche dieser Konsequenzen beabsichtigt waren und welche unbeabsichtigt; welche wünschenswert sind und welche nicht.[4]

Bevor wir den Versuch unternehmen, den Problemen jene Formulierung zu geben, die sich aus unserer Pilotstudie ableiten läßt, müssen wir einen kurzen Überblick über die Maßnahmen präsentieren, mit deren Konsequenzen wir uns befassen.

Nationale Sicherheit und staatliche Loyalitäts- und Sicherheitsmaßnahmen

Das Bedürfnis nach Sicherheitsmaßnahmen wird selbstverständlich in Zeiten internationaler Spannungen, wenn sich das ganze Land von der Möglichkeit eines Krieges bedroht sieht, besonders drängend. Sicherheitsmaßnahmen werden nicht im Interesse irgendeiner gesellschaftlichen Gruppierung getroffen, sondern mit der expliziten Zielsetzung, die Nation als Ganzes zu schützen.

Es ist der ausdrückliche Zweck des Sicherheitserlasses des Präsidenten[5], die Überprüfung von Personen zu veranlassen, die ein "Sicherheitsrisiko" darstellen; der ausdrückliche Zweck des Loyalitätserlasses ist es, feststellen zu lassen, ob "vernünftige Zweifel" an jemandes Loyalität bestehen. "Sicherheitsrisiko" und "vernünftige Zweifel an der Loyalität" werden in allen offiziellen Verlautbarungen als klar voneinander geschiedene Begriffe behandelt. Eine Person stellt ein Sicherheitsrisiko dar, wenn man sich nicht darauf verlassen kann, daß sie Informationen, die sie während ihrer beruflichen Tätigkeit erworben hat, für sich behält. Jemanden als "Sicherheitsrisiko" einzustufen, ist weniger abwertend, als "vernünftige Zweifel" an seiner Loyalität zu hegen. Das erstere Etikett mag lediglich nahelegen, daß die betreffende Person unter dem Einfluß von Alkohol zuviel redet. Das letztere hat vermutlich ernsthaftere Implikationen, darunter

zumindest die, daß die betreffende Person sich nicht ausreichend mit unserer von der Verfassung vorgesehenen Regierungsform identifiziert; auch mag dabei die Möglichkeit offengelassen werden, daß der Betreffende vorsätzlich Information preisgibt - daß er also ein potentieller Spion ist. Man kann für ein "Sicherheitsrisiko" gehalten werden, auch wenn die Loyalität der Person nicht in Frage gestellt ist. Zweifel an der Loyalität hingegen implizieren stets potentielle Sicherheitsrisken.

Bestehen Zweifel an der Loyalität einer Person, dann stellt dies ein Einstellungshindernis für den Dienst in allen Regierungsstellen dar; im Fall der Einstufung als Sicherheitsrisiko gilt dies nur für bestimmte Behörden. Einige der Regierungsstellen, in denen Sicherheits- und Loyalitätsverfahren angewendet werden, verfügen über ein Komitee, das sich mit beiden Fragen befaßt; andere wiederum behandeln die beiden Phasen des Programms getrennt. Gegen eine Sicherheitsentscheidung gibt es keine Berufung an eine Instanz außerhalb der betreffenden Behörde; bei Loyalitätsentscheidungen besteht diese Möglichkeit. In Sicherheitsfällen kann es zur Suspendierung kommen, ohne daß dem Betreffenden mitgeteilt wird, was gegen ihn vorliegt. In Loyalitätsfällen kann innerhalb der betreffenden Behörde und an das Loyality Review Board der Civil Service Commission berufen werden.

Der Erlaß Nr. 9835 vom 21. März 1947 etablierte das *Loyality Review Board*[6] und formulierte folgende Kriterien der Loyalität bzw. Illoyalität:

1. Das Kriterium dafür, jemandem aus Loyalitätsgründen die Aufnahme in eine Behörde zu verweigern bzw. ihn aus dem Dienst einer Behörde zu entlassen, besteht in der Existenz vernünftiger und auf das verfügbare Beweismaterial gestützter Gründe zur Annahme, daß die betreffende Person gegenüber der Regierung der Vereinigten Staaten illoyal ist. (Dieser Absatz wurde durch Erlaß Nr. 10241 vom 1. Mai 1951 dahingehend abgeändert, daß das Kriterium der Verweigerung der Aufnahme bzw. der Entlassung nun darin besteht, daß "... aufgrund des verfügbaren Beweismaterials vernünftige Zweifel an der Loyalität der betreffenden Person gegenüber der Regierung der Vereinigten Staaten" bestehen.[7])
2. Die Tätigkeiten und Beziehungen eines Bewerbers oder eines Angestellten, die anläßlich der Ermittlung seiner Illoyalität berücksichtigt werden, können eine oder mehrere der im folgenden genannten einschließen:
   a. Sabotage, Spionage, oder der Versuch oder die Vorbereitung dazu, oder der wissentliche Umgang mit Spionen oder Saboteuren;
   b. Hochverrat, Aufruhr oder deren Befürwortung;
   c. Befürwortung von Revolution oder Gewalt, um die verfassungsmäßige Regierungsform der Vereinigten Staaten zu verändern;
   d. absichtliche und unautorisierte Übermittlung von Dokumenten oder Informationen vertraulicher oder nicht-öffentlicher Natur, die aufgrund eines Dienstverhältnisses in einer Regierungsstelle erworben wurden und beliebigen Dritten zur Verfügung gestellt werden;

e. Erledigung oder der Versuch der Erledigung der dienstlichen Aufgaben oder das Setzen sonstiger Handlungen derart, daß den Interessen einer anderen Regierung eher entsprochen wird als den Interessen der Vereinigten Staaten;
f. Mitgliedschaft an oder Sympathie mit irgendeiner in- oder ausländischen Organisation, Verbindung, Bewegung oder Gruppe von Personen, die vom Justizminister als totalitär, faschistisch, kommunistisch oder subversiv bezeichnet wird, bzw. als eine Personenverbindung, die es sich zum Ziel gesetzt hat, Akte der Gewalt zu befürworten oder gutzuheißen, durch die andere Personen in ihren durch die Verfassung der Vereinigten Staaten garantierten Rechten beschnitten werden sollen, oder die darauf abzielt, die Regierungsform der Vereinigten Staaten durch verfassungswidrige Vorgangsweise zu verändern.

Die Anwendung dieser Kriterien leidet an einer inhärenten Schwierigkeit von beträchtlichen Ausmaßen: Meist läßt sich keine objektive Angabe machen, wer sie erfüllt und wer nicht.[8] Angesichts dieser Schwierigkeit läuft das offizielle Programm in zwei Phasen ab: Zunächst sammelt das FBI Beweismaterial unter Verwendung von Kriterien, von denen *angenommen wird, daß sie einen Verdacht rechtfertigen*; die so entstandenen "inkriminierenden Beweise" werden dann von den Loyalitätsausschüssen der einzelnen Behörden bewertet.

Die vom Justizministerium erstellte Liste der subversiven Organisationen stellt offensichtlich einen Versuch dar, solche Kriterien präziser zu fassen; wie erfolgreich dieser Versuch war, wurde natürlich zum Gegenstand einer erbitterten Auseinandersetzung. Zweifellos gibt es noch viele weitere Kriterien, die der Untersuchungstätigkeit des FBI zugrundeliegen. Wir werden auf dieses Problem der Kriterien des Verdachts noch des öfteren zurückkommen, da sie - wie später offenkundig werden wird - einen Angelpunkt eines Gutteils unserer Analyse darstellen.

II. Einige sozialpsychologische Konsequenzen der Loyalitäts- und Sicherheitsmaßnahmen

Situationswahrnehmung

Will man das Bild nachzeichnen, das sich Regierungsbeamte von den Loyalitäts- und Sicherheitsmaßnahmen gemacht haben, dann muß man einige zentrale Elemente dieses Bildes herausarbeiten. Zunächst entsteht die Frage, welches Verfahren oder welche Verfahren die Befragten vor Augen haben, wenn sie die Situation kommentieren. Die Distinktion zwischen Loyalität und Sicherheit wird von

offizieller Seite immer wieder hervorgehoben. Sind sich die Regierungsangestellten dieser Unterscheidung bewußt? Reagieren sie bloß auf die Programme der Bundesregierung oder sind sie darüber hinaus von anderen offiziellen und inoffiziellen Aktionen beeinflußt, die eine gewisse Ähnlichkeit mit den Bundesprogrammen aufweisen? Was halten sie für den Zweck jener Verfahren, mit denen sie sich am intensivsten auseinandersetzen? Und meinen sie, daß diese Zwecke den Interessen des ganzen Landes oder denen einer bestimmten politischen Gruppierung untergeordnet sind?

Schon während der ersten Interviews wurde deutlich, daß wir unser Forschungsinteresse nicht wie ursprünglich vorgesehen auf die Auswirkungen der offiziellen Loyalitäts- und Sicherheitsverfahren der einzelnen Behörden beschränken konnten. In der Wahrnehmung unserer Befragten handelte es sich dabei bloß um einen Teil eines wesentlich größeren Netzwerkes von formellen und informellen Maßnahmen, die ein und demselben Ziel untergeordnet waren. Ungeachtet der Formulierungen des Interviewleitfadens, der die einzelnen verschiedenen Verfahren auseinanderhalten sollte, äußerte sich die Mehrheit der Interviewten in allgemeinerer Form. Es gab kaum einen Befragten, der nicht früher oder später den Namen des Senators aus Wisconsin[9] nannte. So sagte etwa ein Collegeprofessor im Zuge einer Erörterung eines akademischen Treueeids: "Ich glaube nicht, daß die Behauptung, diese Untersuchungen hätten schädliche Implikationen, allzu aufregend ist. Sogar Senator McCarthy könnte sie äußern, wenn er noch einen Funken intellektueller Integrität hat. Er meint allerdings, alles wäre schlimmer, wenn man nicht versuchen würde, die, die auf der anderen Seite sein könnten, zu ertappen."

Verschiedene Gesetze wurden in die Diskussion eingebracht - z.B. die nach den Senatoren Hatch, McCarran und Smith benannten.[10] Kongreßreden, die Rolle und Funktion des FBI, behördliche Routineüberprüfungen und Spezialuntersuchungen; Sicherheits- und Loyalitätsverfahren; staatliche und städtische Untersuchungsprogramme; das parlamentarische Komitee zur Untersuchung unamerikanischer Aktivitäten; die Vorgangsweise in den Rundfunkgesellschaften und der Privatindustrie; die Aktivitäten verschiedener privater und selbsternannter Organisationen, die es sich zum Ziel gesetzt haben, die vom Generalstaatsanwalt erstellte Liste der verdächtigen Organisationen zu bereichern - sie alle wurden als integrale Bestandteile der Sicherheitsmaßnahmen genannt, zu denen die Interviewten ihre Kommentare abgaben.

In einem - vielleicht extremeren - Fall wurde ein Bundesangestellter gefragt, ob er eine Person kenne, die einer Untersuchung unterzogen worden war, wobei aus dem Kontext eindeutig hervorging, daß die Loyalitätsverfahren der Bundesregierung zur Debatte standen. Er antwortete mit der Geschichte eines Mannes, der in einem kleinstädtischen Industriebetrieb beschäftigt war und dem man die Kündigung nahegelegt hatte, weil seine Frau an einer Friedensversammlung teilgenommen hatte. Eine so offenkundige Fehlinterpretation der Frage kann nicht auf intellektuelle Defizite zurückgeführt werden, sondern eher auf die Tatsache,

daß begrenzte Fragen in diesem ganzen Bereich oft unbeantwortbar sind. Die Leute sind nicht von der einen oder anderen Maßnahme betroffen, sondern von der ganzen Situation im Sicherheitsbereich. Obwohl einige wenige[11] Bundesangestellte zwischen den Verfahren ihrer Behörden und anderen Maßnahmen unterschieden - "die offiziellen Loyalitätsüberprüfungen sind nicht so schlimm; die wirkliche Gefahr geht vom Capitol[12] aus" -, existiert in der Wahrnehmung aller eine Situation, die auf die ganze breite Palette der Schutzmaßnahmen zurückzuführen ist. Ein Regierungsbeamter brachte diese Tatsache sehr deutlich zum Ausdruck. Er sagte: "Ich halte diese Untersuchungen (er meinte damit die Bundesprogramme) für notwendig. Angesichts dieser Tatsache ist McCarthy psychologisch unvermeidlich."

Die Auffassung, alle offiziellen und inoffiziellen Sicherheitsmaßnahmen wären in unvermeidlicher Weise miteinander verknüpft, läuft selbstverständlich darauf hinaus, daß nicht auf eine einzelne Maßnahme, die den Forschungsgegenstand darstellt, reagiert wird, sondern auf die ganze Situation. Das macht das Bild komplizierter. Denn die Bundesprogramme, ob sie nun gelobt oder getadelt werden, werden stets gemeinsam mit Ereignissen und Verfahren bewertet, die nicht unbedingt beabsichtigt waren.

Die Frage stellt sich, ob bestimmte institutionelle Merkmale dieser Programme die Möglichkeit beeinträchtigen, zwischen verschiedenen Maßnahmen zu unterscheiden. Es könnte sich für Politikwissenschaftler als lohnend erweisen, bestehende politische Verfahren unter der Zielsetzung zu analysieren, jene Aspekte herauszuarbeiten, die zur Verwechslung verschiedener Maßnahmen führen können.

Nicht nur gelingt es den Befragten nicht, zwischen den verschiedenen Sicherheitsmaßnahmen zu unterscheiden, sondern sie nehmen auch ein breites Spektrum von Motiven wahr, das dieser zugrundeliegt. Mindestens drei Typen von Motiven werden erwähnt: potentielle Spione aus dem Regierungsdienst auszuscheiden; das bestimmten Konservativen zugeschriebene Motiv, gegenwärtigen ideologischen Trends in Regierungskreisen entgegenzuwirken, die ihrer Auffassung nach das Wohlergehen des Landes beeinträchtigen könnten; und parteipolitische Motive, die den Interessen einer Gruppe und nicht jenen des Landes als Ganzem untergeordnet sind. So meinte etwa ein Bundesangestellter: "Ein sehr beträchtlicher Teil der Untersuchungen kann als überflüssig aufgefaßt werden ... Ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß sehr viel davon parteipolitisch motiviert ist und den Versuch darstellt, aus rein politischen Gründen der Regierung Unannehmlichkeiten zu bereiten."

Es gibt natürlich viele , die ebenfalls den Verdacht hegen, daß vieles von dem, was im Kongreß aus vorgeblichen Sicherheitserwägungen vorgebracht wird, auf verschleierten politischen Motiven beruht. Das Ziel, der Regierungspartei Schwierigkeiten zu bereiten, ist Oppositionsparteien sicherlich nicht fremd. Doch die politische Zielsetzung mancher im Kongreß vorgebrachter Anschuldigungen mag auch eine etwas andere Stoßrichtung haben: Den gewählten Volksvertretern ist

es auch nicht fremd, eine politische Linie zu verfolgen, von der sie wissen oder annehmen, daß sie bei ihren Wählern ankommt.

Zusätzlich zu den verschleierten parteipolitischen Motiven der Sicherheitsmaßnahmen sehen die Befragten bei den Sicherheitsaktivitäten privater Organisationen auch andere Motive am Werk. Der bereits zitierte Interviewpartner, der über die beruflichen Schwierigkeiten eines Mannes berichtete, dessen Frau sich einer Friedensbewegung angeschlossen hatte, hatte über die zugrundeliegenden Motive folgendes zu sagen: "Die lokale Zeitung hatte die Frau als Mitglied der fünften Kolonne bezeichnet. Der Herausgeber des Blattes, das von der örtlichen Industrie finanziert wird, versucht das zu tun, was die Geldgeber seiner Ansicht nach von ihm erwarten. Die führenden Wirtschaftstreibenden der Region waren von einer plötzlichen Furcht vor dem Sozialismus erfaßt." Ob diese Diagnose unseres Befragten korrekt ist, ist für unsere Erörterung fast bedeutungslos. Worauf es ankommt, ist die Tatsache, daß er hinter dem Verhalten des Lokalblatts ein finanzielles Motiv wahrnimmt, das mit dem Ziel, dieses Land zu schützen, nichts zu tun hat.

Ein ganz ähnliches Motiv veranlaßte nach Auffassung eines Interviewten den Sponsor einer Fernsehshow, einen Künstler aus dem Programm zu eliminieren, da er in den "Roten Kanälen"[13] genannt worden war. Das Argument lief hier nicht darauf hinaus, daß die Fernsehshow die Staatssicherheit gefährden könnte, sondern vielmehr, daß Zuseher protestiert hatten. Offensichtlich wollte der Sponsor sein Publikum nicht verlieren. Schließlich verfolgte er mit der Ausstrahlung des Programms ja kommerzielle Ziele.

Wenn sie über die gesamte Sicherheitssituation sprechen, verfallen einige Befragte in eine ziemlich deftige Sprache: "Gestapo-Methoden", "ganz wie in Deutschland", "bei der Bekämpfung des Totalitarismus in Rußland werden wir selbst totalitär." Es ist nicht uninteressant, daß derart starke Ausdrücke vor allem von jenen verwendet werden, die der Auffassung sind, daß sich hinter dem Loyalitätsprogramm parteipolitische Motive verbergen. Ein Befragter, der wie die überwältigende Mehrheit der anderen meint, die Sicherheitsmaßnahmen wären selbstverständlich notwendig, fügt hinzu: "Es wird schlimmer werden. Ich glaube nicht, daß wir der Öffentlichkeit Regierungsvertreter mit einem Programm der Mäßigung verkaufen können. Was derzeit geschieht, stärkt die politische Macht und das Prestige von Leuten wie McCarthy. Sie würden sich jeder vernünftigen Lösung widersetzen; und auch jene, die für den Krieg sind, werden die Sicherheitshysterie aufschaukeln. Das ist auch nicht ganz abwegig - wenn du kämpfen willst, dann mußt du die Leute zornig machen."

Wir sind nicht in der Lage, diese Motivzuschreibungen zu überprüfen: des politischen Machtstrebens, des finanziellen Vorteils oder des Wunsches, die Kriegsbegeisterung der Leute anzufachen. Was wir zeigen wollen, ist, daß viele Befragte glauben, es gäbe solche vielfältigen Motive. Und es geht uns um die Idee, daß die Reaktion des Einzelnen auf die allgemeine Sicherheitssituation wahrscheinlich vor allem durch seine Interpretation der ihr zugrundeliegenden Motive bestimmt

ist. Je mehr jemand parteipolitische Absichten hinter dem Sicherheitsprogramm stehen sieht, desto weniger dürfte er sich mit ihm identifizieren - desto eher steht er ihm ablehnend gegenüber, und desto eher reagiert er darauf mit Hoffnungslosigkeit oder Panik.

Diese Hypothese scheint es zu verdienen, getestet zu werden; das uns bisher vorliegende Datenmaterial verleiht ihr einige Plausibilität. Die Mehrzahl unserer Befragten scheint der Auffassung zuzuneigen, daß ein Programm, das sich auf die Enttarnung potentieller Spione beschränkt, keine Bedrohung jener darstellen würde, die sich loyal zu diesem Land bekennen. Doch sobald andere Motive ins Spiel kommen, die als parteilich und verschleiert wahrgenommen werden, regen sich bei manchen Befragten Widerstände gegen eine von mächtigen Faktoren bestimmte Situation, der der einzelne nichts entgegenzusetzen hat. Beim Kampf um die eigenen Rechte werden das rationale Argument und das Anführen von Beweisen zur vergeblichen Liebesmüh'; sie scheitern, da sie für die verborgenen Motive irrelevant sind.

Sollte sich diese Hypothese bestätigen, dann wird sich den Juristen und Politikwissenschaftlern in ihrer Rolle als politische Berater wiederum die Frage stellen: Welche institutionellen Merkmale der offiziellen Loyalitäts- und Sicherheitsprogramme lassen den Verdacht entstehen, daß ihnen verdeckte Motive zugrundeliegen, die das Motiv, die Sicherheit dieses Landes zu gewährleisten, in seiner Bedeutung verblassen lassen?

Die kognitive Bedeutsamkeit der Loyalitäts- und Sicherheitssituation

Die Sicherheitssituation konfrontiert also unsere Befragten mit einem komplexen System von formellen und informellen Mechanismen der sozialen Kontrolle, das ihrer Auffassung nach auf einer Vielfalt von Motiven beruht. Wie wichtig ist diese Situation im Leben von Personen, die davon betroffen sind oder betroffen sein könnten? Ist sie ein isolierter Aspekt ihrer Erfahrung, dem sie nur dann ihre Aufmerksamkeit zuwenden, wenn sie dazu während eines Interviews aufgefordert werden oder wenn sie selbst direkt betroffen sind? Oder beeinflußt es weite Bereiche des Denkens und Handelns, auch wenn er nicht unmittelbar im Brennpunkt der Aufmerksamkeit steht?

Die Interviews unserer Pilotstudie legen nahe, die Hypothese gründlicher zu erforschen, daß die in der dargestellten globalen Form wahrgenommene Sicherheitssituation für die Bundesbeamten in Washington von großer kognitiver Bedeutung ist. Das Problem erschöpft sich nicht darin, daß man sich mit ihm intellektuell auseinandersetzt, sondern es durchdringt die ganze Atmosphäre; es wurde, mit anderen Worten, Teil des herrschenden Meinungsklimas und stellt implizite Annahmen zur Verfügung, die vielen Aspekten des Alltagshandelns

zugrundeliegen. Das Phänomen zeigt sich darüber hinaus bei Personen, die sich in ihren politischen Auffassungen stark voneinander unterscheiden.

Die stillschweigenden Vorannahmen einer Gemeinschaft lassen sich per definitionem nur aus beobachtbarem Verhalten ableiten. Es gibt jedoch eine Kommunikationsform, die das Verstehen stillschweigender Vorannahmen zu Voraussetzungen hat: den Witz.

Der Außenstehende, der im Oktober 1951 nach Washington, D.C. kommt, kann die Häufigkeit von Witzen über die Sicherheitssituation in formlosen Unterhaltungen nur bemerkenswert finden. In einer kleinen geselligen Runde berichtete ein Bundesbeamter, der - wie seine Freunde sehr genau wußten - viel von Orientteppichen versteht, von einer Auktion, der er gerade beigewohnt hatte. Der Leiter der Versteigerung, der ihn gut kannte, hatte ihn dem Publikum vorgestellt, indem er auf ihn zeigte: "Dort sitzt ein echter Fernostexperte." "Was wird nun aus meiner Karriere?" fragte der Beamte seine Freunde. Der Scherz fand bei allen Anwesenden großen Anklang. Ein Interviewer berichtete, daß während eines Interviews in der Wohnung des Befragten dessen Frau hereinkam und scherzhaft bemerkte: "Sie sammeln wahrscheinlich Informationen für das FBI." Ein anderer Befragter berichtete, daß seine Kollegen auf viele seiner unverblümten Aussagen mit dem scherzhaften Kommentar reagierten: "Du klingst genau wie ein Kommunist." Ein Bundesbeamter erzählte eine Anekdote, deren Witz auf seine eigenen Kosten ging: Er hatte einen sehr guten Kurzwellenempfänger, und als er sich einmal daran zu schaffen machte, hörte er plötzlich Radio Moskau: "Für einen Augenblick war ich erschrocken und schaute über die Schulter, ob mich irgendjemand beobachtete," sagte er und lachte über seine überzogene Reaktion.

Im allgemeinen werden Witze zur Unterhaltung erzählt und dienen dem Abbau von Spannung.[14] Könnte man die Häufigkeit von Witzen über nationale Sicherheit feststellen, dann ließe sich ein Indikator für das Ausmaß der Spannung in Washington bezüglich der Sicherheitsbestimmungen gewinnen.

In unserem Material finden sich noch weitere isolierte Vorfälle, die stillschweigende Voraussetzungen in diesem Bereich zutage treten lassen. Ein Befragter erwähnte zum Beispiel eine überraschende Wende im Gespräch mit einem Untergebenen, die als Illustration dienen kann. Er hatte sich eher zweifelnd über einen Stellenwerber für seine Abteilung geäußert. Bevor er noch erläutern konnte, daß er von den fachlichen Qualifikationen des Bewerbers nicht überzeugt war, fragte sein Mitarbeiter: "Ist er ein Kommunist?"

Falls weitere Forschungen zeigen sollten, daß die Sicherheitsmaßnahmen für Bundesangestellte in hohem Ausmaß kognitiv bedeutsam sind, würde sich den politischen Entscheidungsträgern und den Politikwissenschaftlern eine weitere Reihe von Fragen stellen: Wenn die Loyalitäts- und Sicherheitsmaßnahmen aufmerksam verfolgt werden, erhöht das oder beeinträchtigt das die Wirksamkeit dieser Maßnahmen? Ergeben sich so positive oder negative Auswirkungen auf andere Aspekte des Gemeinwohls - z.B. auf die Fähigkeit von Regierungsbeamten,

ihre Arbeit in effizienter und kreativer Weise zu verrichten? Und, sollte sich herausstellen, daß die starke Aufmerksamkeit, die die potentiell Betroffenen der ganzen Situation widmen, nicht wünschenswert ist, dann wäre zu überlegen, welche Aspekte der Sicherheitsmaßnahmen dazu beitragen und welche Veränderungen vorgenommen werden könnten, die den Sicherheitserfordernissen den notwendigen Stellenwert einräumen, aber das Leben der von diesen Maßnahmen Betroffenen nicht zu sehr beeinträchtigen.

Auswirkungen auf das geistige Klima

Es scheint, als würde die Sicherheitssituation als Komplex mehr oder weniger parteipolitischer, offener und verdeckter Motive mit hoher kognitiver Relevanz aufgefaßt; wenn dem so ist, dann ist fraglich, ob und in welcher Weise sie sich auf das Denken und Verhalten der Personen auswirkt, die von ihr betroffen sind. Oder, vielleicht weniger abstrakt formuliert: Welche Auswirkungen hat die Wahrnehmung der Sicherheitssituation auf das geistige Klima unter Regierungsbeamten?

Es ist leichter, ein Gefühl für das machtvolle Wirken eines geistigen Klimas zu vermitteln, als seine entscheidenden Merkmale zu definieren. Gilbert Murray etwa ruft uns eine Situation in Erinnerung, die diesen nicht leicht faßlichen Begriff in überzeugender Weise illustriert, auch wenn er ihn nicht erklärt:

"Nimm drei nach den Maßstäben ihrer Zeit aufgeklärte orthodoxe Christen, aus dem vierten, dem sechzehnten und dem zwanzigsten Jahrhundert. Ich glaube, daß sich zwischen ihnen stärkere religiöse Auffassungsunterschiede feststellen ließen als zwischen einem Methodisten, einem Katholiken, einem Freidenker und sogar einem gebildeten Buddhisten oder Brahmanen unserer Tage."[15]

Wir können nur Spekulationen anstellen, an welche Aspekte der Religion Gilbert Murray dabei gedacht hat; vielleicht gehört die Bereitwilligkeit, an Wunder zu glauben, dazu. Ein Christ aus dem vierten Jahrhundert, der sich Beweisen gegenübersieht, daß sich ein Toter von seinem Totenbett erhoben hat und wieder lebendig ist, dachte vermutlich sofort an Wunder und einen göttlichen Eingriff in das Geschehen. Ein Christ oder ein Freidenker aus dem zwanzigsten Jahrhundert würde angesichts desselben Tatbestandes vermutlich über Fortschritte in der Herzchirurgie nachzudenken beginnen.

Vor dem Krieg hätte ein Regierungsbeamter angesichts von Bedenken seines Vorgesetzten gegenüber einem Stellenwerber vielleicht geschlossen, daß er fachlich ungeeignet wäre oder eine unangenehme Persönlichkeit hätte. Wie wir gesehen haben, wird 1951 die Frage gestellt: Ist er Kommunist?

Der Begriff des *geistigen Klimas* wurde noch nicht ausreichend analysiert, um alle Dimensionen präzise erfassen zu können. Für das vorliegende Problem scheinen die folgenden drei eindeutig bedeutsam zu sein: (1) Die Verhaltensregeln,

die für Personen in bestimmten Rollen als bindend aufgefaßt werden; (2) die emotionale Färbung der menschlichen Beziehungen auf dem Kontinuum Vertrauen - Verdacht und (3) die Anzahl und Beschaffenheit der Individuen und Gruppen, die zum Gegenstand des Verdachts werden. Auf den folgenden Seiten werden wir die in unseren Interviews nahegelegten Fragen skizzieren, die sich auf diese Dimensionen beziehen.

Verhaltensregeln

Jede organisierte Gruppe verfügt selbstverständlich über ihre eigenen Standards des normkonformen Verhaltens; und Verhaltenskonformität, die auf allgemein akzeptierten impliziten Annahmen beruht, ist in gewissem Ausmaß für jede funktionierende Gesellschaft nötig. Doch Gesellschaften unterscheiden sich durch das Niveau der Konkretheit und der Genauigkeit des normkonformen Verhaltens. In einem totalitären Geistesklima erzwingen die gesellschaftlichen Bedingungen Konformität sogar in den spezifischsten Angelegenheiten. In einem demokratischen Geistesklima beschränkt sich die Konformität auf allgemeine Grundprinzipien, die ein breites Spektrum abweichender Verhaltensweisen und verschiedenartige Interpretationen durch verschiedene Individuen zulassen. Wenn die Lebensbedingungen in Rußland tatsächlich so sind, wie sie beschrieben wurden, dann kann dort der Satz "Stalin hat einen Fehler gemacht" öffentlich nicht geäußert werden. Die Loyalität gegenüber dem Land ist bis hinunter zur konkretesten Ebene des Denkens reglementiert. Loyalität gegenüber dem Land ist auch Teil des amerikanischen Geistesklimas. Dennoch kann der Satz "Truman hat einen Fehler gemacht" ohne revolutionäre Konsequenzen geäußert werden. Die Frage stellt sich, ob die jetzige Sicherheitssituation konkretere und spezifischere Verhaltensregeln hervorgebracht hat, von denen die Bundesbeamten meinen, sie müßten sich ihnen fügen.

Unsere Interviews legen nahe, daß die Verhaltensregeln, die unsere Befragten befolgen oder von denen sie befürchten, daß sie sie befolgen müssen, heute spezifischer und konkreter sind, als es mit dem traditionellen American Way of Life vereinbar erscheint. Allem Anschein nach halten viele der Befragten[16] diese traditionellen Verhaltensstandards der gegenwärtigen Situation unangemessen. Neue Standards entstehen, und die traditionellen werden umgedeutet, sodaß sie nun auf einer konkreteren Ebene verhaltenssteuernd wirken können.

Bei den 70 Bundesbeamten, die wir um ein Interview ersuchten, verweigerten zwei die Teilnahme an der Untersuchung, da sie nicht sicher waren, ob eine solche Teilnahme mit dem zu vereinbaren sei, was man von ihnen in ihrer Position erwartete.[17] Einer der beiden sagte: "Ich weiß nicht, ob die Regierung diese Studie gutheißt. In einer offiziellen Untersuchung könnte man mich fragen, warum ich daran teilgenommen habe." Der Bemerkung liegt mehr als Mißtrauen gegenüber

den Motiven der Forscher zugrunde;[18] es herrscht die Annahme, daß ein Regierungsbeamter nicht nur Dinge meiden sollte, gegen die sich die Regierung explizit ausgesprochen hat, sondern auch jene, die die Regierung nicht explizit gutgeheißen hat, eine Position, die dem Bereich möglichen Handelns naturgemäß enge Grenzen zieht. Die zweite Verweigerung war weniger zögernd formuliert: "Ich glaube nicht, daß es für einen Beamten des Außenministeriums tunlich ist, zum gegenwärtigen Zeitpunkt derartige Fragen zu beantworten."

Zwischen den beiden Antworten besteht ein interessanter psychologischer Unterschied. Der erste Befragte hält es für die Auffassung der Regierung, daß es für einen Bundesbeamten unziemlich ist, im Verlauf eines Interviews, das Forschungszwecken dient, Fragen über Loyalitäts- und Sicherheitsbestimmungen zu beantworten; der zweite Befragte vertritt diese Position als seine eigene. Andere sozialpsychologische Studien deuten darauf hin, daß man bei ein und demselben Individuum die beiden Reaktionsweisen in chronologischer Abfolge antreffen kann; sieht man sich mit einem kulturellen Klima konfrontiert, das neue Verhaltensstandards mit sich bringt, dann wird man sich diesen zunächst fügen, weil sie von außen auferlegt sind. War man über längere Zeit hinweg dem neuen Klima ausgesetzt, dann werden diese Standards nicht selten internalisiert und zu den eigenen gemacht, sodaß sie nicht mehr als fremd oder zwanghaft erfahren werden, sondern als "freiwillig" befolgt.[19]

Die meisten Ideen zur Bandbreite des korrekten Verhaltens von Regierungsbeamten stammen allerdings aus den eigentlichen Interviews und nicht aus den wenigen Verweigerungen. Die Beamten erwähnen Verhaltensmaximen, die vom in gewisser Weise naheliegenden "Man sollte dem Feind keine Informationen liefern" bis zur wild entschlossenen Aussage eines Mannes reichten, der aufgrund von Anschuldigungen, die allesamt vor 1941 erhoben worden waren, mehrmals überprüft und für unbedenklich befunden worden war und dessen Nerven durch diese Erfahrung ziemlich strapaziert waren: "Warum sollte man sich zu weit nach vorne wagen? Wenn die Dinge einmal klargestellt sind, dann sehe ich keinen Grund, mich mit solchen Sachen abzugeben. Wenn die Kommunisten gerne Apfelkuchen essen, und ich auch, dann sehe ich keinen Grund, warum ich aufhören sollte, ihn zu essen. Aber ich würde es tun." Es sei angemerkt, daß diese Reaktion nicht von jemandem kam, der am Loyalitätsprogramm besonders viel auszusetzen hatte. Wie viele unserer Befragten war er völlig davon überzeugt, daß "irgendeine Form der Überprüfung der Regierungsbeamten" notwendig ist, "um sicherzustellen, daß wir keine Subversiven bei uns haben."

Zwischen diesen beiden Extremen gibt es eine große Zahl von konkreten Maximen, die aus verschiedenen geistigen Haltungen heraus vorgeschlagen werden; manchmal als kluge Vorsichtsmaßnahmen zur Vermeidung von Schwierigkeiten, als bewußtes "Gehen mit der Zeit;" manchmal nicht als unausweichlicher Kompromiß mit äußeren Bedingungen, sondern in der festgefügten Überzeugung, daß ein von diesen Maximen abweichendes Verhalten nicht bloß Verdachtsmomente liefern würde, sondern tatsächlich den Beweis der Untauglichkeit für

den Regierungsdienst. Gelegentlich werden solche Verhaltensstandards auch "eingestanden;" d.h., daß Befragte, die fest davon überzeugt sind, daß sie ihre Standards und ihr Verhalten nicht ändern sollten, mit dem Ausdruck von Scham und von Schuldgefühlen und mit Beimengung von Selbstverachtung und Verwirrtheit berichten, daß sie sich dabei ertappen, wie sie aus irrationalen Gründen ihr Verhalten einschränken, ohne das wirklich zu wollen.

Zu den bekannteren Vorsichtsmaßnahmen gehören: Tritt aus Organisationen aus, die auf der Liste des Justizministers stehen; abonniere nicht die Literatur dieser Organisationen; sei vorsichtig bei politischen Diskussionen mit Fremden; sprich außerhalb des Büros nicht über deine Arbeit; verkehre nicht mit Kommunisten; unterstütze keinen Aufruf, ohne dich von der Vertrauenswürdigkeit der Initiatoren überzeugt zu haben; lies in der Öffentlichkeit nicht den *Daily Worker*[20] oder die *New Masses*[21] oder "The Daily Masses", wie die weniger gut Informierten unter unseren Befragten das Blatt nannten.

Andere Verhaltenseinschränkungen bezogen sich auf die Lesegewohnheiten und den Besitz von Büchern. Manche Befragte, die derartige Einschränkungen als vernünftig hinnehmen, reagierten mit Gelassenheit auf die allgemeine Sicherheitssituation; die Berichte anderer wiederum waren von Peinlichkeit, Verwirrung oder Kummer gekennzeichnet. Zwei Befragte, die allem Anschein nach kein Bedürfnis hatten, etwas anderes als das Übliche zu lesen und sich selbst nicht eingeschränkt fühlten, skizzierten dennoch Beschränkungen bei der Auswahl von Lesestoff, die von anderen als ziemlich drastisch empfunden werden könnten. Als einer der Befragten darauf verwies, daß die Ziellosigkeit der Anschuldigungen stark übertrieben werde, fügte er hinzu: "Wenn es über jemanden bloß gerüchteweise heißt, daß er Marx liest, dann geschieht ihm nichts. Wenn sich das Gerücht jedoch als wahr herausstellt, dann ist das selbstverständlich etwas anderes." Ein anderer, nach dessen Auffassung es überhaupt keine nennenswerten Einschränkungen gab, meinte: "Es gibt keinen Grund, auf die Lektüre der *Saturday Evening Post*[22] oder von *Collier's*[23] zu verzichten."

Andere Befragte nahmen Einschränkungen wahr, die in gewissem Sinn selbstauferlegt waren. Mehrere kommentierten den Wandel des Bücherbestands in den Heimen ihrer Freunde: "Die Bücherregale einiger meiner Freunde haben sich während der letzten zehn Jahre verändert. Bücher bleiben im allgemeinen auf unbestimmte Zeit in den Regalen, es sei denn, sie werden absichtlich ausgetauscht." Ein Interviewter gab an, daß er anläßlich einer Übersiedlung in ein anderes Haus auf die ersten Jahrgänge der *New Masses* gestoßen sei. "Ich wußte nicht, was ich damit tun sollte; es erschien gefährlich. Daher habe ich es schließlich verbrannt." Mehrere Befragte hielten es für besser, *Nation*[24] am Kiosk zu kaufen, statt auf der Abonnentenliste zu stehen.

Ein Befragter erzählte folgende Geschichte: "Ich fuhr mit einem Freund in der Straßenbahn, und er las einen Zeitungsbericht über die Amerikanische Legion;[25] er begann sich darüber lustig zu machen. Unsere unmittelbaren Sitznachbarn konnten ihn hören. Ich dachte mir, warum hört er nicht auf damit, bevor wir

beschuldigt werden, Kommunisten zu sein. Mehrere meiner Freunde haben mir erzählt, daß sie sich in ähnlichen Situationen befunden haben und daß sie sich dabei ähnlich gefühlt haben wie ich." Dieser Mann war Anti-Kommunist aus langjähriger Überzeugung. Er erinnerte sich stolz, daß er 15 Jahre zuvor im College eingeladen worden war, der Liga der jungen Kommunisten[26] beizutreten, und daß er die Einladung aufgrund seiner politischen Philosophie ausgeschlagen hatte; seine Position sei die eines Demokraten, nicht die der Demokraten,[27] wie er betonte.

Konformitätsvorschriften auf einer sehr konkreten Ebene beziehen sich auch auf Gesprächsthemen und auf Meinungen und deren Äußerung. Einer der Befragten sagte z.B., er würde "davor zurückschrecken, Rußland zu verteidigen, sogar wenn die Argumente zugunsten Rußlands sprächen, aus Furcht, irrtümlich für einen Roten gehalten zu werden." Ein anderer erinnerte sich, daß er vor ein oder zwei Jahren mit Kollegen darüber zu diskutieren pflegte, ob Rotchina in die UNO aufgenommen werden sollte. Damals waren in diesen Diskussionen alle möglichen Standpunkte vertreten. Er fügte hinzu: "Wenn heute ein Befürworter der Aufnahme in mein Büro käme, dann würde ich meinen Ohren nicht trauen." Ein weiterer Befragter meint, man solle Regierungsentscheidungen nicht so wie früher in Frage stellen, sondern hinnehmen, "was von oben kommt." Einige Befragte empfehlen, daß sich Regierungsbeamte aus jeder Diskussion über ein kontroversielles Thema heraushalten sollten. Und jene, die sich in dieser Angelegenheit spezifischer geben, nennen - neben anderen - die folgenden Tabuthemen: Atomenergie, Religion, die Gleichberechtigung der Schwarzen, etc. Bei seinem Bemühen, Gespräche über kontroversielle Themen zu vermeiden, ging ein Befragter so weit, einen früheren Bus zur Arbeit zu nehmen, da er im ursprünglichen Bus mithören hatte müssen, wie einige der Pendler politische Fragen diskutierten.

Es ist selbstverständlich sehr schwierig, die Beziehung zwischen einem solchen Wandel der Gesprächsthemen und dem Inhalt des privaten Denkens zu identifizieren. Doch es wurde schon des öfteren festgestellt, daß es den Leuten nicht leicht fällt, anders zu denken als zu sprechen. Die Mitglieder totalitär regierter Gesellschaften waren nur in seltenen Fällen fähig, die Integrität ihres privaten Denkens angesichts der überwältigenden sozialen Durchsetzungsmacht des offiziellen Standpunkts zu bewahren. Langfristig gesehen verfällt ihre intellektuelle Widerstandsfähigkeit, und sie beginnen - oft, ohne es zu bemerken -, sich mit der offiziellen Auffassung zu arrangieren. Ob die zweifellos schwächeren und weniger massiv durchgesetzten Zwänge der gegenwärtigen Sicherheitssituation ähnliche Auswirkungen haben, können wir nicht sagen, wenn auch einige introspektiv veranlagte Befragte diese Prozesse voll Entsetzen bei sich selbst identifiziert haben.

Wie dem auch sei, die Mehrzahl der Interviews vermittelt den Eindruck, daß das sozial relevante Denken, also jenes Denken, das öffentlich zum Ausdruck gebracht und in Handlung umgesetzt werden kann, heute konformistischer ist

als noch vor wenigen Jahren. In welchem Ausmaß das der Fall ist, müßte selbstverständlich aufgrund systematischerer Untersuchungen festgestellt werden.

Vertrauen und Mißtrauen in den persönlichen Beziehungen

Vor einigen Jahren wurde in den USA und in Deutschland eine Meinungsumfrage durchgeführt, bei der die Interviewten gefragt wurden: "Glauben Sie, daß man den meisten Leuten vertrauen kann?" Hier stimmten 66 Prozent der Befragten zu, in Deutschland nur 6 Prozent.[28] Der Unterschied verweist auf eine tiefgehende Verschiedenheit des jeweiligen geistigen Klimas. Es drängt sich die Frage auf, ob sich aufgrund der durch die Sicherheitsmaßnahmen entstandenen Spannung dieser Unterschied verringert hat, ob also die Amerikaner heute - und besonders jene, die in einer durch Sicherheitsprobleme sensibilisierten Atmosphäre leben - gegenüber anderen mißtrauischer geworden sind.

Wissenschaftler, die sich mit den großen Verwaltungsmaschinerien der modernen Gesellschaft befaßt haben, verweisen darauf, daß diese dazu tendieren, enge und kooperative Arbeitsbeziehungen hervorzubringen. Merton etwa erläutert die Funktion der institutionellen Aspekte der Bürokratie:

Beamte haben die Vorstellung von einer Art gemeinsamen Schicksals all derer, die miteinander arbeiten. Sie haben die gleichen Interessen, besonders da es wegen des Senioritätsprinzips bei Beförderungen relativ wenig Konkurrenz zwischen ihnen gibt. Aggressivität innerhalb der Gruppe ist so auf ein Minimum beschränkt, weshalb dieser Zusammenhang als positiv funktional für die Bürokratie begriffen wird. Indes, Korpsgeist und informelle soziale Organisation, die sich typischerweise in solchen Situationen entfalten, motivieren häufig das Personal dazu, eher ihre angestammten Interessen zu verteidigen.[29] Unter solchen Bedingungen ist nicht zu erwarten, daß unter den Beteiligten Gefühle des Mißtrauens entstehen. Diese „gute Atmosphäre" wird zum Teil durch die Aussagen unserer Befragten über die sozialen Beziehungen am Arbeitsplatz bestätigt. Es gibt einen überwältigenden Konsens dahingehend, daß "die Beziehungen gut sind"; daß die Belegschaft des Büros aus einer "sympathischen Gruppe von Leuten" besteht; daß die Leute "überraschend gut" miteinander auskommen; daß "eine Atmosphäre des Gebens und Nehmens" herrscht; daß "Meinungsverschiedenheiten aufgrund von Diskussionen und durch Kompromisse beigelegt werden"; häufig entstehen aus den Arbeitsbeziehungen Freizeitkontakte; etc.

Kommt jedoch im Zusammenhang mit den Arbeitsbeziehungen das Loyalitäts- und Sicherheitsprogramm zur Sprache, dann hat es den Anschein, als würde im Fall einiger Befragter dieses wechselseitige Vertrauen allmählich untergraben. In einem extremen Fall sagte ein Interviewter, der aufgefordert worden war, an einen Kollegen zu denken, von dessen Loyalität er überzeugt sei: "So jemanden gibt es nicht. Jeder ist käuflich." In weniger extremen Fällen werden Verdacht

und Mißtrauen gegenüber Personen, die man gut kennt, nur erwähnt, wenn tatsächlich eine Untersuchung anhängig ist. Wir fragten unsere Interviewpartner, was passieren würde, wenn sie das Opfer einer falschen Beschuldigung der Illoyalität wären; wie würden ihre Kollegen, Untergebenen und Vorgesetzten reagieren? Einer von ihnen gab an, er würde kaum Hilfe erwarten. Dies störte ihn jedoch nicht weiter, denn er selbst würde in dieser Situation keinem anderen helfen: "Ich hätte Angst davor, jemand anderem beizustehen, da man nie wissen kann, wer sich als ein zweiter Fuchs[30] herausstellt."

Doch auch hier mag es sich um einen außergewöhnlichen Fall handeln. Andere Bundesbeamte und Universitätsangestellte, die wir interviewten, erwarteten sehr wohl, daß ihre Kollegen ihnen als "Charakterzeugen" zu Hilfe eilen würden, sie durch die Intensivierung der Sozialkontakte moralisch unterstützen würden und auch - was allerdings weniger oft genannt wurde - finanzielle Hilfeleistung anbieten würden.

Was Vertrauensbeweise der Vorgesetzten angeht, ist die Situation etwas undurchsichtiger. Daß in den meisten schwierigen Situationen, die den Arbeitsplatz gefährden, die Unterstützung von oben wichtig ist, ist offensichtlich, bei Regierungsstellen ebenso wie in der akademischen Welt. Viele Befragte, und da vor allem jene aus dem akademischen Bereich, weisen darauf hin, daß der Ausgang des Kampfes gegen falsche Anschuldigungen vor allem von der Einstellung des Vorgesetzten abhängt. Einige gaben sogar an, daß sie, wenn sie nicht auf Unterstützung von oben rechnen könnten, lieber sofort ihre Stelle aufgeben würden, statt sich auf einen Kampf einzulassen, der verloren war, bevor er noch begonnen wurde.

Vor allem bei den Regierungsbehörden hat es den Anschein, als würden die Interviewten, die in der Hierarchie weiter oben stehen, seltener auf die Unterstützung ihrer Vorgesetzten zählen als jene, die untere Ränge bekleiden. So sagt ein vergleichsweise hochrangiger Bundesbeamter: "Meine Untergebenen und meine Kollegen würden ihre Unterstützung anbieten - soweit sie sich trauen. Meine Vorgesetzten würden wahrscheinlich auf Distanz gehen." Ein anderer sagte, sein Chef würde ihn zwar vertraulich seines persönlichen Glaubens an seine Loyalität versichern, doch würde er nicht in der Lage sein, das auch offiziell zu tun. Die Tatsache, daß von Spitzenbeamten selten erwartet wird, ihren Untergebenen öffentlich das Vertrauen auszusprechen, ist selbstverständlich nicht auf irgendeinen Bias bei der Auswahl von Persönlichkeiten für Spitzenpositionen zurückzuführen. Sie ist vermutlich eher darauf zurückzuführen, daß Spitzenbeamte aufgrund ihrer Nähe zur politischen Macht einem doppelten Druck ausgesetzt sind. Verständlicherweise sind sie gegenüber den verdeckten politischen Zielsetzungen, die in die verschiedenen Sicherheitsmaßnahmen eingehen können, in stärkerem Ausmaß sensibilisiert. Wenn es von ihnen heißt, sie seien besonders vorsichtig, gingen "jedem Risiko aus dem Weg" oder würden sich "nie vor irgend jemanden stellen," dann mag das an ihrer Hellhörigkeit gegenüber jenem politischen Druck liegen, den sie in der Situation als sekundäres Motiv

wahrnehmen. Es geht für sie nicht bloß darum, jemanden, von dessen Loyalität sie überzeugt sind, individuell zu unterstützen; der Ruf der Abteilung, für die sie verantwortlich sind, steht auf dem Spiel. Ein Befragter beschrieb dies in aller Deutlichkeit. Er berichtete von einem Freund, der in seiner Abteilung eine relativ hohe Stellung bekleidete und in eine Untersuchung verwickelt wurde, weil er einmal einer Organisation, von der es sich herausstellte, daß sie kommunistisch unterwandert war, einen Dollar gespendet hatte. Die Vorwürfe erwiesen sich letztlich als haltlos, und der Betreffende wurde in der Zwischenzeit befördert. Während der Untersuchung "machten sich seine engeren Arbeitskollegen über die Anschuldigungen lustig und nahmen sie nicht weiter ernst, da sie ihn für über jeden Zweifel erhaben hielten. Die Leiter der Organisation hingegen waren über den Vorfall ziemlich beunruhigt. Sie waren vor allem bemüht, den Ruf ihrer Organisation zu schützen."

Andererseits meinte ein weiterer Spitzenbeamter, daß der politische Druck und die Sorge um den Ruf seiner Abteilung die Bereitschaft der Vorgesetzten, ihre Untergebenen zu unterstützen, nicht unbedingt beeinträchtigen müßten, da sie volles Vertrauen zu ihnen hätten und von ihrer Loyalität überzeugt seien. Nach Auskunft unseres Befragten hatte in dieser Behörde der Druck auf die hohen Beamten andere Auswirkungen: "Die offiziellen Loyalitätsprogramme für unsere Mitarbeiter sind nicht so schlimm. Schrecklich sind die inoffiziellen, die vom Capitol[31] ausgehen. Am schlimmsten sind die Auswirkungen auf Behörden wie die unsere in der Personalpolitik. Die Leute hier sagen: Gehen wir bei den Bewerbern kein Risiko ein; stelle niemanden ein, wenn auch nur der kleinste Zweifel daran besteht, daß er irgendetwas anderes sein könnte als ein Konservativer. Das Problem liegt darin, daß sie keinen Grund angeben müssen, wenn sie einen Bewerber ablehnen. Sie teilen ihm lediglich mit, daß die Stelle anderweitig besetzt wurde. Ich bin mir sicher, daß wir auf diese Art viele erstklassige Bewerber verlieren. Die Personalzuständigen haben Angst vor dem Kongreß.[32] Ihrer Behörde gegenüber sind sie alle sehr loyal, und sie sind stolz darauf, daß in ihr noch nicht viele Fälle vorgekommen sind, die im Kongreß behandelt wurden. Sie wollen kein Risiko eingehen, sie wollen vor allem ihre Abteilung sauber halten. Nicht das offizielle Loyalitätsprogramm, sondern der Einfluß des Kongresses verhindert, daß Nicht-Konservative hier einen Job bekommen."

Ob dies nun für die gegenwärtigen Rekrutierungspraktiken der Administrationen charakteristisch ist oder nicht, es liegt jedenfalls die Hypothese nahe, daß einem gewissen Prozentsatz der Verwaltungsbeamten von anderen Bundesbeamten die Tendenz zugeschrieben wird, sich den Sicherheitsmaßnahmen dadurch anzupassen, daß sie den Bewerberpool drastisch verkleinern und darüber hinaus jenen ihrer gegenwärtigen Mitarbeiter, die unter Verdacht geraten, die öffentliche Unterstützung verweigern. In welchem Ausmaß das geschieht und in welchem Ausmaß die Wahrnehmung besteht, daß das geschieht, sind Fragen, die einer systematischeren Untersuchung vorbehalten bleiben müssen. Sollte es tatsächlich der Fall sein, daß hochrangige Vorgesetzte nicht zu den dringend

benötigten Vertrauensbeweisen bewogen werden können, dann könnte dies auf andere Arbeitsbeziehungen im Regierungsdienst abfärben, da die Personen an der Spitze der Hierarchie oft eine Vorbildwirkung entfalten.

In einigen Interviews fanden wir Hinweise darauf, daß die Atmosphäre des Mißtrauens in der Erfahrung mancher Befragter nicht auf die Arbeitsbeziehungen beschränkt ist, sondern auch die mehr oder weniger engen Sozialbeziehungen erfaßt. Aus den relevanten Bemerkungen läßt sich ableiten, daß Bundesbeamte weniger als andere daran interessiert sind, neue Bekanntschaften zu schließen oder größere Partys zu besuchen, und daß sie eher bereit sind, mehr oder weniger enge persönliche Beziehungen abzubrechen.

Die Zielscheiben grundloser Anschuldigungen

In einem unserer ersten exploratoriven Interviews wurde ein Universitätsprofessor aufgefordert, an einen seiner Kollegen zu denken, von dessen Loyalität er überzeugt war, doch die Annahme zu treffen, daß dieser Kollege erfahren hätte, daß seine Loyalität in Frage gestellt worden sei. Bei der Erörterung dieser hypothetischen Situation stellte sich heraus, daß der Befragte aus mehreren möglichen Kandidaten einen jüdischen Kollegen ausländischer Herkunft ausgewählt hatte. Der Interviewte erläuterte, daß seine Wahl von dem Wunsch bestimmt gewesen wäre, die Situation so "natürlich" wie möglich zu entwerfen. Er nahm an, daß ein Jude ausländischer Herkunft eher zur Zielscheibe grundloser Anschuldigungen werden würde als irgendein anderer Kollege.

Dieses Detail verwies uns auf die Möglichkeit, daß die Loyalitäts- und Sicherheitsprogramme unter anderem eine soziale Atmosphäre erzeugt haben könnten, in der Individuen aufgrund bestimmter Persönlichkeitsmerkmale oder der Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen zum Gegenstand grundloser Verdächtigungen werden. Angesichts der inhärenten Schwierigkeiten, denen sich die Sicherheitsmaßnahmen gegenübersehen, wäre eine solche Entwicklung nicht sonderlich überraschend - vor allem in Anbetracht des Problems, jene, auf die sich die Maßnahmen beziehen, zu identifizieren, ohne dabei auf adäquate objektive Kriterien zurückgreifen zu können. Es wäre nur allzu verständlich, wenn unter diesen Bedingungen verschiedene Leute verschiedene Kriterien entwickelten; und wenn ängstlichere und eher leichter erregbare Personen dazu tendieren sollten, alle Bereiche, die von den professionellen Untersuchungsbeamten gestreift würden, als für die Entscheidungen der Schuldfrage relevant zu erachten. Solche Konsequenzen wären in bestimmter Hinsicht besonders bedauerlich; bestimmte Bevölkerungsgruppen wären in systematischer Weise und in größerem Ausmaß als andere grundlosen Anschuldigungen ausgesetzt.

Um Hintergrundinformation für eine detailliertere Formulierung des Problems zu gewinnen, fragten wir alle in Washington interviewten Bundesbeamten, welche

Leute ihrer Auffassung nach zur Zielscheibe *grundloser* Verdächtigungen werden könnten. Einige der Interviewten nannten vor allem Persönlichkeitsmerkmale wie soziale Unbeholfenheit oder Arroganz, andere eine weite Bandbreite sozial definierter Zielgruppen. Trotz der speziellen Hervorhebung des Ausdrucks in der Formulierung der Frage gab es auch jene, die das Wort "grundlos" vergaßen und selbst Verdachtsmomente artikulierten.

Die enge gedankliche Assoziation zwischen den Zielgruppen, die gerechtfertigterweise oder ungerechtfertigt verdächtigt werden, kann durch ein Beispiel illustriert werden. Am Anfang des folgenden Interviewabschnitts ist sich der Befragte der Qualifikation "grundlos" offensichtlich bewußt. Er spricht über Idealisten und verwendet das Wort "mißverstanden." Im selben Atemzug erwähnt er jedoch Gruppen, denen seiner Auffassung nach Mißtrauen entgegengebracht werden sollte, z.B. jene, die die Regierung gewaltsam stürzen möchten. Die Zielscheibe ungerechtfertigter Anschuldigungen seien "jene Personen, die mit der allgemeinen Lebensweise unzufrieden sind oder eine idealistische Perspektive einnehmen, die von anderen mißverstanden wird. Selbstverständlich jeder, der den Kommunismus für eine bessere Regierungsform hält, jeder, der nicht wie ein typischer Amerikaner wirkt. Im Grunde jene, die die Regierung gewaltsam stürzen möchten. Und auch Leute, die falsche Information verbreiten."

Wie nicht anders zu erwarten, wurden jene Gruppen, die auch in anderen Zusammenhängen des öfteren marginalisiert wurden, häufig als Zielscheibe grundloser Verdächtigungen genannt: Juden, Schwarze und Personen ausländischer Herkunft. Doch wurden auch andere Gruppen erwähnt, die traditionellerweise in unserer Gesellschaft nicht als marginal oder wenig vertrauenswürdig aufgefaßt wurden. Von dieser Vielfalt kann vielleicht eine zufällig aus den Interviews ausgewählte Liste den deutlichsten Eindruck vermitteln:

"Gewerkschaftsmitglieder, weil sie in der Regierung in der Minderheit sind."
"Leute, die Organisationen beitreten."
"Vereinsmeier."
"Jene, die sich in Organisationen als nützlich erweisen. Wenn du nichts tust, läßt man dich immer in Ruhe."
"Die, die aktiv an Wahlkämpfen teilnehmen."
"Leute, denen es nichts ausmacht, wenn sie einen Neger zum Nachbarn haben."
"Großzügige und sentimentale Leute, die spontan für eine Minderheit eintreten könnten."
"Jemand, der eine schwarze Sekretärin einstellen würde."
"Leute mit einem lebhaften Interesse an Problemen wie Rassekonflikten, der Eindämmung der Armut und der Förderung der Menschenrechte."
"Sogenannte Freidenker müssen naturgemäß zu irgendeinem Zeitpunkt Umgang mit Leuten gehabt haben, die zum Kommunismus tendieren."
"Leute, die keiner organisierten Religionsgemeinschaft angehören."
"Leute mit starken Überzeugungen."
"Liberale."

"Intellektuelle."
"Leute, die sich beruflich mit internationalen Angelegenheiten befassen."
"Leute, die etwas mit China zu tun gehabt haben."
"Leute mit vielen Freunden und Bekannten."
"Die, die sich nicht anpassen wollen."
"Die, die soziale Nonkonformisten sind."
"Leute mit ausländisch klingenden Namen."
"Leute, die während der Depression auf dem College waren."

Eine Gruppe aus dieser formidablen Liste scheint besonderer Erwähnung wert, da sie immer wieder von Befragten genannt wurde, auch wenn sich deren Auffassungen sehr voneinander unterschieden: von Demokraten und Republikanern; von jenen, die die Konsequenzen der Untersuchungen für vollkommen segensreich halten, und von jenen, die negative Auswirkungen wahrnehmen; von jenen, die keinen Zweifel daran lassen, daß sie nicht zur betreffenden Gruppe gehören, und von jenen, die sich mit ihr identifizieren; von jenen, die diese mit Mißtrauen betrachten und von jenen, die über das gegen sie gerichtete Mißtrauen empört sind. Wir meinen jene Leute, die freiwilligen Organisationen mit bestimmten sozialen Zielsetzungen angehören.

Einige der Interviewten verstanden unter dieser Gruppe nur jene, die von einer getarnten kommunistischen Organisation vereinnahmt worden waren. Andere haben das Gefühl, daß es riskant ist, einer Organisation beizutreten, da sie, auch wenn sie jetzt noch nicht zur Liste des Justizministers gehört, in der Zukunft auf diese Liste gelangen könnte. So zog sich ein Befragter aus dem Komitee der Amerikanischen Kriegsveteranen[33] zurück, da er befürchtete, dieses könnte sich in eine "radikale Richtung" entwickeln. Einige Interviewte waren sich über die *Consumers Union*[34] nicht im klaren, die zwar nicht auf der Liste des Justizministers steht, allem Anschein nach aber in irgendeiner inoffiziellen Liste geführt wird; dennoch wird ihre Zeitschrift an Kiosken in Regierungsgebäuden verkauft, wie ein verunsicherter Interviewter anmerkte. Eine Person meinte - nicht in satirischer Absicht, sondern ganz ernsthaft - , daß ein Bundesbeamter nichts anderem als den "*Knights of Columbus*[35] und vielleicht den Freimaurern" betreten sollte.

Sollten Personen, die Organisationen mit gemeinnützigen und sozialen Zielsetzungen angehören, in der amerikanischen Gesellschaft tatsächlich unter Verdacht geraten, dann würde dies eine der tiefsten und weitreichendsten Veränderungen im geistigen Klima des Landes anzeigen. Daß Amerika eine Nation ist, für die die Existenz vieler Bürgerorganisationen charakteristisch ist, wurde in interkulturellen Vergleichen immer wieder festgestellt, seit de Tocqueville den Sachverhalt vor 120 Jahren in seiner klassischen Analyse der Demokratie in Amerika zum Ausdruck gebracht hatte:

"Amerika ist das Land, in dem man die Möglichkeit der Menschen, sich zusammenzuschließen, am meisten genutzt und dieses mächtige Mittel auf den verschiedensten Gebieten angewendet hat."[36]

"Die Vereinigungsfreiheit ... hat in Amerika von jeher bestanden. Die Ausübung dieses Rechts ist heute in die Gewohnheiten und Sitten des Volks eingegangen. Heutzutage ist die Vereinigungsfreiheit ein notwendiger Schutz gegen die Tyrannei der Mehrheit geworden."[37]

"... in den Ländern, in denen die Vereinigungsfreiheit gewährleistet ist, gibt es keine Geheimbünde. In Amerika gibt es Aufrührer, aber keine Verschwörer."[38]

Dieser Darstellung der machtvollen Rolle der Vereinigungsfreiheit in Amerika ließ de Tocqueville einige weitere Bemerkungen folgen, die ihm für dieses Land in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nicht relevant erschienen, die aber für die vorliegende Erörterung relevant sind:

Sind gewisse Vereine verboten und andere zugelassen, so kann man in der Praxis jene von diesen schwer unterscheiden. Im Zweifel enthält man sich aller, und es bildet sich eine Art öffentlicher Meinung, die dazu neigt, jegliche Vereinigung als etwas Gewagtes und beinahe Ungesetzliches hinzustellen.[39]

Gegenwärtig sind in diesem Land freiwillige Vereinigungen nicht verboten. Aus unserem Datenmaterial läßt sich jedoch ableiten, daß diese Möglichkeit besteht, da die Mitgliedschaft in manchen Organisationen für Bundesbeamte peinliche Konsequenzen haben kann.

Unsere Daten über jene, die unter Verdacht geraten, legen eine Reihe von Hypothesen nahe, die für zukünftige Forschungen eine Herausforderung darstellen. Die erste davon nimmt an, daß die Unterscheidung zwischen *unbegründetem* und *begründetem* Verdacht relativ leicht zu verwischen ist, sodaß Gruppen, die zunächst von der Mehrheit der Leute als Opfer des nicht gerechtfertigten Verdachts aufgefaßt werden, allmählich ganz allgemein unter Verdacht geraten. Es wäre zweitens sinnvoll zu untersuchen, ob Personen, die freiwilligen Organisationen beitreten, marginalisiert werden, ob sie also von Individuen und Gruppen gemieden werden, die sie ansonsten akzeptiert hätten. Schließlich könnte man die Auswirkungen der Etikettierung dieser Personen als Mitglieder einer verdächtigen Gruppe auf die Intensität der Beteiligung an freiwilligen Vereinigungen jener Personen untersuchen, die dem Sicherheitsprogramm unterworfen sind; d.h. weiterführende Forschung könnte Aufschlüsse darüber vermitteln, ob die Sicherheitssituation tatsächlich die Teilnahme von Bundesbeamten an freiwilligen Organisationen eingeschränkt hat.

III. Soziale Kontrollmechanismen im neuen geistigen Klima

Es scheint zwei Typen von sozialem Druck zu geben, die Konformität erzwingen: jene, die in institutionalisierter Form Teil der gängigen Verfahren bilden, und jene, die stärker auf psychologischen Mechanismen beruhen und bei den

Bundesbeamten informell wirksam werden. Als Beispiele des ersten Typs werden wir die Bestrafungen, die *während* der Untersuchung anfallen, betrachten, sowie die Fortdauer der Buße, auch wenn das Verfahren mit einem Freispruch endet. Der informelle soziale Druck äußert sich in Formen, die dem Modell des Teufelskreises ähneln - die Auswirkungen der Sicherheitssituation auf Verhalten, Wahrnehmungen und Glaubensvorstellungen werden wiederum zur zusätzlichen Quelle der Verschärfung eben dieser Konsequenzen.

Die Bestrafungen während der Untersuchungen

Soll die Strafe dem Delikt entsprechen, dann muß dessen Wesen erfaßt werden, bevor die Strafe verhängt wird. Nach Auskunft der meisten unserer Interviewten beginnt allerdings die Bestrafung, lange bevor die Untersuchung beendet ist. Ein Befragter beschrieb den Fall einer Kollegin, die Gegenstand einer Untersuchung geworden war: "Es war eine ältere Dame kurz vor der Pension. Sie wurde beschuldigt, Organisationen angehört zu haben, die sich um Schwarze kümmerten oder Spanienhilfe[40] leisteten oder andere wohltätige Aufgaben wahrnahmen. Ihre Basis war rein christlich; aus einer christlichen Einstellung heraus wollte sie Gutes tun. Es gab überhaupt nichts Politisches dabei. Sie verfiel in völlige Panik - sie hatte Angst, ihre Pension zu verlieren, und sie war zu alt, um einen neuen Arbeitsplatz zu finden. Sie wurde schwer krank. Das Loyalitätskomitee, das ihren Fall verhandelte, nahm eine äußerst umsichtige Haltung ein; aus dessen Sicht handelte es sich um eine notwendige Prozedur. Der Fall stand ein Jahr lang auf des Messers Schneide. Schließlich bekam die Frau ihre Verhandlung und wurde freigesprochen."

In diesem speziellen Fall war die Strafe ein Jahr persönliche Agonie und die Beeinträchtigung der Gesundheit. Daß sich die Loyalitätskommission fair verhielt, konnte die dem letzten Akt des Dramas vorhergehende Bestrafung nicht ungeschehen machen.

Ein anderer Befragter berichtet, daß ein Kollege, "der in Rußland geboren wurde und im Alter von zwölf Jahren hierher kam, aufgefordert wurde, selbst Gründe dafür zu liefern, warum er nicht suspendiert werden sollte; wessen er genau beschuldigt war, wurde ihm allerdings vorenthalten. Der Mann nahm sich einen Anwalt, was mit beträchtlichen Kosten verbunden war. Die Anschuldigungen gegen ihn wurden überprüft, in der Verhandlung in zufriedenstellender Weise beantwortet, und der Mann wurde freigesprochen." Wie in anderen Fällen, über die unsere Interviewten berichteten, tritt hier eine "Geldstrafe" - die Anwaltskosten - zu den während der Untersuchung anfallenden Strafen. Anscheinend vermittelt diese finanzielle Belastung vielen das Gefühl, daß sie es sich nicht leisten können, die Angelegenheit durchzustehen. Einige Befragte reagierten auf die im Interview präsentierte hypothetische Situation mit dem Rat, schon bei der ersten

Vorahnung einer möglichen Untersuchung aus Kostengründen den Dienst zu quittieren. „Ich denke an eine Stenotypistin, die eine Familie zu erhalten hat. Für sie könnte es besser sein, einen anderen Arbeitsplatz zu suchen, am besten schon, wenn sie eine schriftliche Anfrage bekommt und bevor noch die Anklage erhoben wurde." Tatsächlich ist der häufigste Rat unserer Interviewten an einen Freund, der unter Verdacht geraten ist, sich einen Anwalt zu nehmen.

Zur psychischen Agonie, der möglichen Beeinträchtigung der physischen Gesundheit und zur "Geldstrafe" tritt nach Auskunft einiger Befragter eine weitere vorverlegte Bestrafung - die Rufschädigung. Ein Interviewter erinnerte sich an einen Fall, der dem hypothetischen sehr ähnlich war: "Wir wußten, daß er sich nichts zuschulden kommen hatte lassen, doch er war über die Untersuchung und die Befragung von Nachbarn und Freunden, die ihn nicht allzu gut kannten, zu Tode erschrocken. Er entschloß sich zu kämpfen. Das kostete ihn Geld. Nachdem er freigesprochen worden war, entdeckte er, daß einige seiner Arbeitskollegen ihm nicht mehr trauten, einfach weil sie vom FBI befragt worden waren und daraus den Eindruck gewonnen hatten, daß er schuldig war. So gab er schließlich doch seinen Posten in der Behörde auf und nahm einen anderen Job an."

Die Rufschädigung, so andere Befragte, beschränkt sich nicht auf die gegenwärtige berufliche Position des Beschuldigten: "Wird ein anderer Arbeitgeber als die Regierung einen Mann einstellen, dessen Loyalität in Frage gestellt wurde? Auch wenn er von der Kommission freigesprochen wird, könnte es ihm schwerfallen, das Vertrauen der Leute zu gewinnen."

Die Bestrafung vor dem endgültigen Schuldspruch ist bei längeren Vorerhebungen und Untersuchungen vermutlich auch in anderen rechtlichen Verfahren keine Seltenheit. Bei Loyalitäts- und Sicherheitsuntersuchungen ist jedoch dieser Faktor wahrscheinlich sozial wirksamer als bei den meisten Gerichtsverfahren. Einerseits deshalb, weil die Anzahl der unschuldig in Loyalitätsverfahren Verwickelten um ein Vielfaches größer ist als in der Mehrheit der Strafprozesse,[41] andererseits, weil die Kriterien der Schuld wesentlich unklarer sind, wodurch der Ausgang des Verfahrens auch für jene ungewiß wird, die wissen, daß sie unschuldig sind.

Die fortdauernde Buße nach dem Freispruch

Viele der Befragten geben an, daß nicht nur die während der Untersuchung anfallenden Strafen nach dem abschließenden Freispruch nicht mehr gutgemacht werden, sondern - was noch schlimmer ist - daß auch nach der Rehabilitierung die Buße fortdauert. So sagte ein Interviewter über einen Kollegen: "Er wurde freigesprochen, aber er hat beständig Angst, daß diese Sache wiederaufgenommen wird, und er kann niemals sicher sein, daß derartige Anschuldigungen nicht wieder erhoben werden." Oder ein anderer Fall: "Er war froh darüber, daß er

sich zur Wehr gesetzt hat, denn er hat in gewissem Sinn seine Ehre wiederhergestellt. Gleichzeitig jedoch gibt es Leute, die ihn noch immer so behandeln, als wäre er nicht freigesprochen worden, obwohl er freigesprochen wurde. Der Verdacht, der während der Untersuchung geweckt wird, kann durch die Entscheidung der Loyalitätskommission nicht so ohne weiteres ausgeräumt werden. Der Schaden ist von Dauer." Ein anderer Befragter bemerkt: "Viele Leute meinen, daß man auch nach dem Freispruch ein Schandmal trägt." Jeder verwendet in diesem Zusammenhang die Redewendung "Wo Rauch ist, ist auch Feuer;" einmal als Beschreibung des allgemeinen Meinungsklimas, einmal als Ausdruck der persönlichen Überzeugung, dann wieder in erbitterter Ablehnung.

Einige Befragte merken an, daß auch nach einem Freispruch die alten Anschuldigungen wiederholt werden, oft anläßlich einer behördeninternen Versetzung; dies stellt für sie ein Symptom der Wirkungslosigkeit der derzeit geübten Praktiken dar, die Anschuldigungen amtlich zu entkräften. Hier ein Beispiel: "Diese Person hat einen niedrigen Angestelltenposten in einer Behörde ohne sicherheitspolitisch bedeutsame Agenden. Er befaßt sich mit Statistiken; das von ihm bearbeitete Material ist nicht vertraulich, im Gegenteil, es wird publiziert. Der Mann war bereits einmal beschuldigt worden, doch hatte man das Verfahren nach einer schriftlichen Stellungnahme eingestellt. Vor kurzem wurde er wiederum beschuldigt, und zwar aus praktisch dem gleichen Grund; er hatte einst mit einer Person zusammengelebt, die jetzt beschuldigt wurde, Kommunist zu sein. Der Beschuldigte nahm sich um mehrere hundert Dollar einen Anwalt, und der Fall schleppte sich einige Monate hin, bis es zur Verhandlung kam. Während dieses Zeitraums war er in einer nervlichen Verfassung, die seine Arbeitsleistung beeinträchtigte. Schließlich wurde er rehabilitiert. Nun fragt er sich, wann es wieder von vorne losgeht."

Eine Bemerkung Kurt Lewins paßt hierher: "Also nicht augenblickliche Nöte in dem üblichen Sinn des Wortes, sondern eher gewisse Seiten der psychologischen Zukunft und der psychologischen Vergangenheit in Verbindung mit dem Gefühl, gerecht oder ungerecht behandelt zu werden, sind am entscheidendsten, will man feststellen, in welchem Umfang jemand leidet."[42]

Ein nicht sonderlich glücklicher Befragter erwähnt einen anderen Aspekt des Problems: "Wozu den Helden spielen? Derselbe Mann kann noch einmal beschuldigt werden, aus demselben oder einem etwas abgewandelten Grund, wenn sich herausstellt, daß er im College auf dieser oder jener Liste unterschrieben hat oder daß er dieser oder jener Organisation angehört hat, die fünf, zehn oder zwanzig Jahre später für subversiv erklärt wurde oder zwanzig Gründungsmitglieder hatte, von denen drei Kommunisten waren." Der Bemerkung liegt etwas zugrunde, das mehreren unserer Befragten Kopfzerbrechen bereitete, vor allem jenen, die während der Jahre der Depression junge Erwachsene waren. Allgemeiner kann es wie folgt formuliert werden: Während des Lebens einer Person wandelt sich der Zeitgeist. Wird ihre Vergangenheit und nicht ihre Gegenwart beurteilt, dann wird sie heute beschuldigt, Taten begangen zu haben, die vor

fünfzehn Jahren allgemein akzeptiert waren. Und da es bei vielen eher das allgemeine Klima und nicht die persönliche Überzeugung war, das sie damals zum Handeln bewegte, fühlen sie sich nun gezwungen, das, was sie fühlten und taten, zu verleugnen oder etwas zu verteidigen, was sie zu keinem Zeitpunkt verteidigen hätten müssen, da es sich ihrerseits um keinen bewußten Wahlakt gehandelt hatte.

Dies sind die institutionalisierten Konformitätszwänge, die sich am deutlichsten in unseren Interviews abzeichnen. Wesentlich daran ist, daß die Gefahr, *zum Gegenstand einer Untersuchung zu werden* - auch wenn man später freigesprochen wird - , so groß ist, daß Einzelakteure ihr Verhalten einschränken, indem sie alles vermeiden (oder zu vermeiden suchen), das auch nur im geringsten geeignet sein könnte, irgendjemandes Verdacht zu erwecken und so zu Beschuldigungen und zur Einleitung einer Untersuchung führen könnte. Ob diese Gefahren durch eine Veränderung der Verfahren selbst entschärft werden können, hängt zum Teil von weiterführender Forschung ab, die jene Verfahrensmerkmale isolieren soll, die für die Strafwirkung der Untersuchung per se verantwortlich sind, zum Teil auch von einer Analyse der Verfahren aus juristischer und administrativer Sicht.

Informelle Konformitätszwänge im Dienste des neuen geistigen Klimas

Der eben beschriebene institutionalisierte Konformitätsdruck auf ein Verhalten, das Verdacht erregen oder eine Untersuchung auslösen könnte, wird dadurch verstärkt, daß diesem Druck eine informelle Publizität zuteil wird. Die institutionalisierten Zwänge haben das geistige Klima geformt, und andere Mechanismen, die in dieses Klima eingebettet sind, verstärken diese Auswirkungen zusätzlich. Individuen, die von der Sicherheitssituation betroffen waren, neigen - infolge einer Vielfalt von Motiven und Verhaltensweisen - dazu, zu Keimzellen zu werden, von denen aus die Auswirkungen der Situation auf andere übergreifen.

Personen, die sich selbst den neuen Verhaltensstandards unterwerfen, können sich zu Beschuldigungen versteigen, die das Vertrauen anderer in die Wirksamkeit der offiziellen Verfahren untergraben und sogar Zweifel an der Lauterkeit der ihnen zugrundeliegenden Absichten aufkommen lassen. Da es an adäquaten objektiven Kriterien für die Identifikation der Personen fehlt, gegen die sich die Loyalitäts- und Sicherheitsmaßnahmen richten, können auch die harmlosesten Verhaltensweisen Verdacht erregen; eine oberflächliche Ähnlichkeit mit anderen Verhaltensweisen, die für subversiv gehalten werden, genügt da schon. Ein Beispiel kann dies illustrieren. Ein Befragter berichtete von einem Freund, der beschuldigt worden war, in seinem Haus kommunistische Versammlungen abzuhalten - eine Beschuldigung, die sich schließlich als haltlos erwies. Im Zuge der

Untersuchung stellte sich heraus, daß ein Nachbar gehört hatte, daß im Haus des Betreffenden Lieder in einer fremden Sprache gesungen wurden. Seine Neugier war geweckt, er spähte durch ein Fenster und sah ein Verhalten, das ihm als sehr merkwürdig erschien - eine Gruppe von Leuten saß in einem Kreis auf dem Fußboden und sang. Da er Kommunisten ebenso wie die beobachtete Szene für merkwürdig hielt, schloß er, daß die beiden merkwürdigen Elemente zusammengehörten. Das hatte zum Ergebnis, daß eine Versammlung, die in Wirklichkeit eine zionistische war, als ein Treffen von Kommunisten denunziert wurde.

Es ist nicht schwer, sich die Auswirkungen dieser Anschuldigungen vorzustellen, ob man nun darüber vom Beschuldiger oder vom Beschuldigten informiert wird. Im ersteren Fall erfährt man, daß das Singen fremdsprachiger Lieder Verdacht erregt. Egal, wie man sich zu dieser Anschuldigung stellt, ist man dennoch mit der Tatsache konfrontiert, daß es in der gegenwärtigen Atmosphäre in Washington zumindest möglich ist, daß man als illoyal *verdächtigt wird* (und die Unannehmlichkeiten einer Untersuchung über sich ergehen lassen muß), einfach weil Leute fremdsprachige Lieder singen. Jene, die diese Anschuldigungen für vernünftig halten und sie anderen gegenüber wiederholten, werden die Atmosphäre des Mißtrauens verdichten; jene, die sie als unvernünftig zurückweisen, sind sich dennoch bewußt, daß sie eine Untersuchung auslösen können, und werden daher in Gesprächen mit anderen zu einer Atmosphäre der Angst beitragen. Wer die Geschichte vom Beschuldigten erfährt, wird wohl eher zur zweiten Gruppe zu zählen sein. Man kann sich vorstellen, daß der in diesem Fall Beschuldigte über die Angelegenheit empört ist, daß er sich während der Untersuchung verfolgt fühlt, daß er über diese Gefühle zu seinen Freunden und engen Bekannten spricht und daß der schließlich erfolgte Freispruch vielleicht nichts an dem Gefühl seiner Freunde ändern könnte, daß auch eine zionistische Gruppe, die sich privat trifft, um Lieder zu singen, vor der Verfolgung nicht sicher ist.

Ein Teil der Berichterstattung in den Zeitungen hat unweigerlich zu diesem Effekt beigetragen, und zwar unabhängig von der politischen Ausrichtung des Blattes. Es gibt jene Zeitungen, die in der Absicht, gegen die vielen potentiellen Spione, die sie in den Regierungsbehörden vermuten, Stimmung zu machen, ausgiebig über derartige Fälle berichten, noch bevor sie bis zur Verhandlung gediehen sind. Es gibt andere, die aus dem offen eingestandenen Wunsch heraus, die ihrer Auffassung nach hysterischen Auswüchse anzuprangern, das Lächerliche an manchen der Anschuldigungen hervorheben und dadurch - ohne das zu wollen - den Eindruck erzeugen, daß Bundesbeamte völlig schuldlos in Schwierigkeiten geraten können. Dies kann die nicht beabsichtigte Konsequenz haben, den Bundesangestellten die Warnung zukommen zu lassen, daß sie ihr Verhalten auf eng gesteckte konventionelle Bahnen beschränken müssen, wenn sie nicht in Schwierigkeiten kommen wollen.

In alltäglichen Gesprächen tritt dasselbe Problem auf. Indem sie über die ihrer Auffassung nach bestehenden Einschränkungen der Gedankenfreiheit klagen und die Sanktionen gegenüber abweichendem Verhalten kritisieren, heben ihre Gegner

diese gegen ihren Willen noch gesondert hervor, damit aber auch die Gefahren der Abweichung vom neuen Verhaltenscode. Ein Vertreter des neuen geistigen Klimas könnte z.B. sagen: "Die Leute müssen daran gehindert werden, Marx zu lesen, da sie der Ideologie des Kommunismus verfallen und unser Land verraten könnten." Wer anderer Meinung ist, könnte darauf antworten, indem er voll Entrüstung über das Sanktionspotential spricht, das sich gegen die Leser von Marx richtet. Obwohl er sich gegen die Annahme wenden möchte, daß man die Lektüre von Marx verbieten sollte, hat er die Annahme akzeptiert, daß sie verboten *ist*, und damit zur Verbreitung der Meinung beigetragen, daß man als Reagierungsbeamter Marx nicht lesen darf - dadurch hat er aber den sozialen Konformitätsdruck verstärkt, der der Marx-Lektüre (oder welche Formen des devianten Verhaltens sonst zur Debatte stehen) entgegenwirkt.

Man könnte sich natürlich fragen, ob das entgegengesetzte Muster ebenso häufig auftritt; d.h. ob die Vertreter des neuen geistigen Klimas die Botschaft verbreiten, daß - so schrecklich ihnen das auch erscheinen mag - in Washington noch immer Marx gelesen wird, während ihre Kontrahenten im Gespräch erläutern, wie wichtig es für unsere Demokratie ist, daß die Leute lesen und lesen können, was immer sie wollen. Welches dieser Muster die beiläufige Konversation beherrscht - ein Handeln und Denken, wie es für das traditionelle amerikanische Geistesklima charakteristisch ist, oder Denk- und Handlungsweisen, die zu jenem geistigen Klima passen, das einige unserer Befragten heraufziehen sehen - wäre aufgrund systematischer Forschung zu beantworten; dies könnte ein Instrument zur Ermittlung der Stimmung liefern, die gegenwärtig im geistigen Klima in Washington herrscht. Denn wer - und sei es auch mißbilligend oder verbittert - jene Aspekte der Situation hervorhebt, die sein Gegner begrüßt, hat dessen stillschweigende Voraussetzungen akzeptiert. Wie lautstark er auch seine Abneigung gegen diesen gemeinsamen Boden bekundet, er steht dennoch auf ihm.

IV. Bedingungen, die die Folgen der Loyalitäts- und Sicherheitsverfahren verstärken oder abschwächen

Bei unserer Darstellung der Konsequenzen der Sicherheitssituation haben wir uns bisher bewußt auf Material konzentriert, das die neuen Entwicklungen des geistigen Klimas und deren gesellschaftliche Durchsetzung belegt. Es braucht kaum besonders betont zu werden, daß verschiedene Individuen jedoch in verschiedener Weise auf die Situation reagieren. Bei der Planung der systematischen Behandlung des Themas erweist es sich daher als notwendig, das vorläufige Material dahingehend zu sichten, unter welchen Bedingungen die Auswirkungen der Situation verstärkt oder abgeschwächt werden; zuvor könnte es sich

jedoch lohnen, die Bandbreite der Reaktionen durch drei kurze individuelle Skizzen zu illustrieren.

Drei Arten der Reaktion

Den Fall A bildet ein Mensch, dessen Denken und Handeln - wenn überhaupt - von den Sicherheitsmaßnahmen nur in geringem Ausmaß beeinflußt wurde. Er bekleidet eine relativ hohe Position. Mit der hypothetischen Situation eines Kollegen konfrontiert, der sich vor einer Untersuchung fürchtet, weil sein Nachbar als Kommunist verdächtigt wird, sagt er: "An seiner Stelle würde ich in meinem Job verbleiben. Das ist schon Hysterie, wenn man davonläuft, weil ein Freund beschuldigt wird." Sollte es sich als notwendig erweisen, würde er unter Einsatz aller denkbarer Mittel um die eigene Rehabilitierung kämpfen. "Es geht dabei ums Prinzip. Sonst könnte jeder wegen irgendeines Clowns seinen Lebensunterhalt verlieren." Er würde jedermann, ungeachtet der jeweiligen Umstände, raten, sich zur Wehr zu setzen. Er sieht keine Notwendigkeit, sich wegen der Sicherheitssituation vorsichtiger zu verhalten, und er hat keinen Zweifel daran, daß er keinerlei subtile oder plumpe Anpassungsleistungen, die auf Furcht zurückzuführen wären, erbracht hat. Einige der Untersuchungsverfahren betrachtet er als "notwendig, da Leute in Schlüsselpositionen, die einer anderen Regierung verpflichtet sind, dem Land schaden können. Wäre da keine Ausnahmesituation, dann würde ich sie für überflüssig erklären. Der wirkliche Spion wird allerdings auf diese Weise niemals entdeckt; und psychologisch ist es schädlich, da die Leute das Gefühl haben, daß man ihnen nicht vertraut. Es belastet die Beziehungen zwischen den Leuten. Manche vernachlässigen vielleicht ihre Aufgaben, aus Angst, den Verdacht auf sich zu lenken." Er wäre gegen einen antikommunistischen Eid an den Universitäten, "weil es albern ist." Politisch bezeichnet er sich weder als Demokrat noch als Republikaner. "Sie könnten mich einen gemäßigten Sozialdemokraten nennen." Mit Personen, die Gegenstand einer Untersuchung wurden, hat er keine Erfahrungen aus erster Hand.

Fall B, ein fast gleichrangiger Beamter, unterscheidet sich sehr von diesem Mann. Konfrontiert mit der hypothetischen Situation des Kollegen mit dem verdächtigen Nachbarn, empfiehlt er die spontane Kontaktaufnahme mit den Beamten des Loyalitäts- und Sicherheitsprogramms, weil "das einen guten Eindruck machen und seinem eigenen Schutz dienen würde. Man kann sich so präsentieren, als würde man ihnen nützliche Information liefern. Der Kollege sollte auch in Gesprächen, die er mit Nachbarn führt, vorsichtiger werden. Wenn sich der Fall zuspitzte, sollte er sich „darum bemühen, sich zu rehabilitieren; ansonsten würde die Anschuldigung auch in der Zukunft über ihm schweben. Das würde auch das Vertrauen der Leute in ihn wiederherstellen." Herr B würde jedermann dasselbe raten. Würde er selbst der Illoyalität bezichtigt, dann wären andere

gegenüber den Beschuldigungen wohl skeptisch, doch "glaube ich nicht, daß mir irgendjemand Geld borgen würde oder sonst etwas tun würde, da er sich dadurch selbst belasten könnte." Er betrachtet Lehrer als eine Zielgruppe grundloser Beschuldigungen, wie auch Schriftsteller, Redner und Kommentatoren. Er ergänzt: "Jemand, der allzu neugierig ist und zuviele Fragen stellt, oder jemand, der allzu freundlich ist, könnte beschuldigt werden." Auch er hat das Gefühl, daß er sich nicht verändert hat. "Ich denke einfach nicht an die Untersuchungen, und schon gar nicht rede ich darüber." Er hält es jedoch für vernünftig, bestimmte Vorsichtsmaßnahmen zu treffen: "Man sollte nicht radikal sein, nicht über Religion streiten, keine extremen Auffassungen über Atomtheorien haben, aber auch über ein großes Ausmaß an Gedankenfreiheit verfügen. Ich würde keine Zeitungen abonnieren, die auf der Liste stehen, und ich wäre in Gesprächen über Religion und Politik vorsichtig." Er betrachtet die Untersuchungen als ganz und gar vorteilhaft, weil sie die Leute wachsam machen. "Die Leute sind bloß dagegen, weil sie nicht wissen, wogegen sie sind. Ich nehme an, die Untersuchungen wirken sich nur positiv aus und können keinerlei Schaden anrichten. Sie machen die Leute wachsamer im alltäglichen Umgang." Herr B. hat anscheinend die Zeitungsberichte über mehrere Fälle verfolgt. Er sagt: "Ist einmal ein Verdacht aufgetaucht, dann scheint die Öffentlichkeit unwillig zu sein, den ersten Eindruck zu revidieren. Das versetzt viele in Angst, doch die positive Reaktion der Mehrheit besteht darin, daß sie Vertrauen zur Regierung haben." Herr B. bezeichnet sich als Republikaner. Auch er hat keinerlei persönlichen Kontakt mit jemandem gehabt, der zum Gegenstand einer Untersuchung wurde.

Im Fall C haben wir es wiederum mit einer anderen Reaktion zu tun. Zur hypothetischen Situation äußert sich der Mann wie folgt: "Ich würde ihm gerne raten, zu bleiben und abzuwarten, doch vielleicht sollte er doch eine ihm angebotene Stelle außerhalb des öffentlichen Sektors annehmen. In normalen Zeiten hätte er nichts zu befürchten. Doch wir wissen, daß wir nicht in normalen Zeiten leben. Leute wurden finanziell ruiniert und in ihrer geistigen und vielleicht auch körperlichen Gesundheit beeinträchtigt, weil sie sich mit bestimmten Menschen abgegeben haben. Vielleicht würde sich nur ein Narr hinstellen und ohne Waffen kämpfen. Vielleicht ist es am besten, schnell und ohne Aufsehen zu verschwinden, bevor man ihn irgendwelcher Dinge beschuldigt. Wenn er vorher aus dem Dienst ausscheidet, wird seine Loyalität nie in Frage gestellt. Ich kann es nicht genau sagen. Auch wenn er von der Kommission rehabilitiert würde, könnte es ihm doch sehr schwer fallen, das Vertrauen der Leute zu gewinnen, wenn sich die Anschuldigungen herumgesprochen haben. Sie kennen das ja - wo Rauch ist, ist auch Feuer." Unter der Annahme, der Kollege hätte das Verfahren erfolgreich durchgestanden, erläutert Herr C. zu den Auswirkungen eines Freispruchs: "Ich würde gerne glauben, daß im allgemeinen das mit den Bürgerrechten und der Demokratie zu tun hat, doch gelingt mir das nicht. Für meinen Freund würde es bedeuten, daß er in seinen persönlichen Beziehungen ständig mißtrauisch wäre. Vielleicht hätte er Schulden machen müssen. In seiner Umgebung würde er

vielleicht nicht gerade geschnitten werden, doch würden die Leute in bezug auf die eigene Position ängstlicher werden ... Leute, die es sich finanziell leisten können, die auf ihren Gebieten bekannt sind und Anerkennung genießen, sollten vielleicht kämpfen." Herr C. hat bemerkt, daß „Leute, die sich über Dinge unterhalten, die politische Konnotationen haben könnten, dazu neigen, über die Schulter zu schauen, um sicher zu gehen, daß niemand mithört. Ich war verblüfft und schockiert, als ich mich dabei ertappte, wie ich mich selbst so verhielt." Herr C. erwartet sich ein wenig Unterstützung von seinen Kollegen, doch keinerlei Hilfe von seinen Vorgesetzten: "Sie würden mir privat ihr Vertrauen aussprechen, doch gleichzeitig um Verständnis für ihre schwierige Situation bitten." Er hält Intellektuelle und Universitätslehrer für die wahrscheinlichsten Ziele grundloser Anschuldigungen. Er hat sich genötigt gefühlt, bestimmte Vorsichtsmaßnahmen zu treffen: "Ich habe gelegentlich den *Daily Worker* gelesen, doch heute könnten mich keine zehn Pferde mehr in seine Nähe bringen. Ich glaube an die Freiheit. Was mich stört, ist, daß ich weniger Kontrolle über mich selbst haben könnte, als ich gedacht hatte, und daß ich vielleicht so weit komme, daß ich nur mehr politisch saubere Bücher, Leute und Aussagen mag. Ich kann einfach nicht alles tun oder sagen, was ich möchte. Es ist völlig unvernünftig, so zu sein, aber so ist es nun einmal." Herr C. glaubt, daß mit Ausnahme von Routineüberprüfungen, gegen die er nichts einzuwenden hat, Untersuchungen auf Einrichtungen der Landesverteidigung beschränkt sein sollten. Er glaubt, daß es für einen Bundesbeamten selbstmörderisch wäre, politische Meinungsverschiedenheiten mit mächtigen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zu haben. Hinter den Untersuchungen sieht er ein parteipolitisches Motiv: "Es gibt viele machthungrige Leute, die die Weltkrise für ihre eigenen Zwecke einspannen." Herr C. bevorzugt die Demokratische Partei. Während er keine Gelegenheit gehabt hat, eine unter Verdacht geratene Person direkt zu beobachten, kennt er mehrere Fälle vom Hörensagen, von denen einige durch Freisprüche abgeschlossen wurden, andere noch immer in Schwebe sind.

Diese kurzen Skizzen illustrieren die Bandbreite der Reaktionen. Nur im Fall A fehlen Auswirkungen der Sicherheitsmaßnahmen fast gänzlich. Doch der Betreffende ist sich der Auswirkungen auf andere bewußt, was bei ihm Befürchtungen über bedenkliche Entwicklungen weckt. B und C reagieren auf die Situation durch Verhaltensmodifikationen, einerseits bereitwillig, andererseits mit Verärgerung. Die Einstellung gegenüber der Situation ist bei B und C so verschieden wie nur möglich: Der eine begrüßt den neuen Trend, den der andere fürchtet.

Bestimmungsfaktoren der unterschiedlichen Reaktionen

Wie sind diese unterschiedlichen Reaktionen zu erklären? Resultieren sie aus unterschiedlichen objektiven Situationen, haben also Individuen, die verschieden

reagieren, vielleicht verschiedene Sicherheitsmaßnahmen erfahren? Oder unterscheiden sich ihre Lebensbedingungen, sodaß im Grunde identische Maßnahmen unterschiedliche Bedeutungen annehmen und unterschiedliche Konsequenzen haben? Welche Elemente der äußeren Situation rufen die verschiedenen Reaktionen hervor? Und welche Persönlichkeitsmerkmale sind damit verknüpft? Zu den Aspekten, die zuerst in Betracht kommen, zählen das Ausmaß an persönlicher Sicherheit, die Position auf einem Optimismus-Pessimismus-Kontinuum, die Stärke und Ausrichtung der politischen Überzeugungen und ein reines Gewissen.

Offenkundig können diese Fragen nur aufgrund breit angelegter und intensiver Forschungen beantwortet werden. Im vorliegenden Zusammenhang müssen wir uns darauf beschränken, aus unserem Datenmaterial Hinweise auf mögliche Variablen abzuleiten, die die Auswirkungen der Sicherheitssituation beeinflussen.

Unsere Interviews enthielten keine Hinweise auf Unterschiede der offiziellen Verfahren, die für unterschiedliche Auswirkungen verantwortlich sein könnten. Das mag wiederum einerseits auf die Beschränkungen unseres Wissens über die Loyalitäts- und Sicherheitsmaßnahmen zurückzuführen sein, andererseits auf die unsystematische Auswahl der Befragten für die explorativen Interviews. Jedenfalls kann man sich Unterschiede der Verfahren vorstellen, die ihre Auswirkungen beeinflussen könnten. Um nur eine Möglichkeit zu nennen: Es wäre vorstellbar, daß die Konsequenzen weniger gravierend oder zumindest von anderer Beschaffenheit wären, würden die finanziellen Kosten, die der in eine Untersuchung verwickelten Person aus ihrer Verteidigung entstehen, von der öffentlichen Hand getragen.

Die Interviews legten nahe, daß Auftreten und Intensität der Konsequenzen von Sicherheitsmaßnahmen von variablen Bedingungen bestimmt werden. Aufgrund dieser Interviews möchten wir folgende Hypothese postulieren: (1) Je positiver die Gefühle des Individuums hinsichtlich jener Arbeitsbedingungen und Arbeitsbeziehungen, die mit der Sicherheitssituation nichts zu tun haben, desto schwächer sind die Auswirkungen der Sicherheitsmaßnahmen auf seine Einstellungen und sein Verhalten. (2) Je klarer der Akteur die ideologischen Positionen im gegenwärtigen Weltkonflikt erfaßt hat, desto schwächer sind die Auswirkungen. (3) Die Auswirkungen variieren mit der Nähe des Kontakts zu einer Person, die in eine Untersuchung verwickelt ist, in folgender Weise: Sie sind am schwächsten, wenn es keinen direkten Kontakt mit einer solchen Person gibt; sie sind am stärksten, wenn man beobachtet hat, wie jemand, der schließlich freigesprochen wurde, durch die Untersuchung intensiv gelitten hat; Auswirkungen anderer Art werden sich in jenen Fällen zeigen, wo jemand rehabilitiert wurde, die Untersuchung aber eher gelassen über sich ergehen ließ. Die folgenden Absätze beschreiben den Hintergrund dieser Hypothesen etwas detaillierter.

Arbeitsbedingungen und Arbeitsbeziehungen

(a) Vertrauen und Fairness. Die Arbeit für die Regierung ist natürlich nicht überall und immer mit denselben Erfahrung verbunden, sondern unterscheidet sich von Behörde zu Behörde beträchtlich. Viele der Befragten haben sehr präzise Auffassungen über die eigene und andere Behörden - ob sie hinsichtlich ihrer formellen und informellen internen Organisation "gut" oder "schlecht" sind. Ein Interviewter sagte z.B. über die Behörde X: "Dort ist es schlecht. Sie haben überhaupt kein Vertrauen in ihre Angestellten. Wenn jemand nicht um Punkt halb neun am Schreibtisch sitzt, dann ist er in Teufels Küche." Im Gegensatz dazu beschrieb ein Befragter seine eigene Behörde so: "Hier läßt es sich gut arbeiten. Die Leute sind stolz auf die Abteilung. Die Spitzenbeamten kennen viele Angestellte der verschiedensten Dienstklassen. Sie vertrauen dir hier bei der Arbeit, ohne den ganzen Tag hinter dir herzusein." In beiden Fällen erhielten wir diese Auskünfte von Befragten anläßlich der Erörterung der Frage, ob die Leute in ihrer Umgebung in Reaktion auf die Sicherheitssituation ihr Verhalten geändert hätten. Im Fall der ersten Behörde vermutete der Befragte, daß das wechselseitige Mißtrauen und übertriebene Vorsichtsmaßnahmen nun ihren Höhepunkt erreicht haben dürften. Im Fall der zweiten Behörde fuhr der Befragte fort: "Das gilt für alle Bereiche. Zum Beispiel ist unsere Loyalitätskommission für ihre faire Vorgangsweise bekannt."

Viele andere Befragte äußerten sich ähnlich über ihre Loyalitätskommissionen, d.h. sie unterscheiden zwischen "guten" und "schlechten" Kommissionen und verweisen darauf, daß diese Merkmale nicht das geringste damit zu tun haben, ob es sich bei der betreffenden Behörde um eine sicherheitspolitisch exponierte handelt oder nicht; entscheidend sind vielmehr die Reputation der Kommissionsmitglieder und deren Interpretation der Verfahrensroutinen. Es ist natürlich denkbar, daß die "guten" Kommissionen nicht sonderlich anders als die "schlechten" agieren und daß ihr guter Ruf durch den guten Ruf der Behörde als Ganzes bewirkt wird - der Matthäus-Effekt. Andererseits kann nicht ausgeschlossen werden, daß manche Kommissionen Routinen etabliert haben, die geeignet sind, das Vertrauen der betroffenen Personen zu verstärken.

(b) Die Intimität der engeren Arbeitsgruppe und deren geistiges Klima. Schon allein die Größe von Regierungsbehörden legt nahe, daß die Arbeitsmoral des Bundesbeamten nicht allein von seiner Einstellung gegenüber der Behörde als Ganzem, sei dies nun Stolz oder Verachtung, geprägt ist, sondern auch durch seine Beziehung zur engeren Arbeitsgruppe, der er angehört. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß unter unseren Befragten weitgehend Übereinstimmung darüber herrscht, daß die Arbeitsbeziehungen im Bundesdienst im allgemeinen "gut" sind; was das jedoch im einzelnen zu bedeuten hat, darüber bestehen beträchtliche Auffassungsunterschiede. Einige Befragte meinen damit nicht mehr als Freundlichkeit und Höflichkeit am Arbeitsplatz, andere sprechen von intensiven persönlichen Sozialkontakten; einige merken an, daß gesellschaftliche und politische Fragen "selbstverständlich vermieden" werden, andere führen lebhafte Dis-

kussionen darüber. Derartige Berichte einer Reihe von Interviewten erwecken den Anschein, als wäre die Intensität der Auswirkungen der Sicherheitsmaßnahmen nicht nur auf das geistige Klima der Gruppe zurückzuführen, sondern auch auf die Enge der Gruppenkontakte und die Freimütigkeit der Diskussionen unter den Mitarbeitern. Ein Befragter gab an, er hätte Owen Lattimores *Ordeal by slander*[43] auf dem Schreibtisch liegen gehabt. Allem Anschein nach wurden in seinem Büro kontroversielle Gesprächsthemen stets sorgfältig gemieden, doch interpretierte er das Unterbleiben jeglichen Kommentars zu seiner Lektüre als demonstratives Schweigen; er war sicher, daß die Leute Blicke auf das Buch warfen und fühlte sich entsprechend unbehaglich. Ein anderes Büro, wo alle anfallenden Angelegenheiten beim Mittagessen offen diskutiert werden, stellt dazu einen deutlichen Kontrast dar; dort mußte sich ein Mitarbeiter eine Menge scherzhafter Bemerkungen anhören, weil er aus Angst sein Abonnement für *Consumers Union* abbestellt hatte.

(c) Erwartungen über die Unterstützung durch Vorgesetzte. Jener Arbeitsplatzfaktor, der - wie unsere exploratorischen Interviews nahelegen - die Auswirkungen der Sicherheitsmaßnahmen am stärksten zu beeinflussen scheint, ist die Beziehung der Angestellten zu ihren unmittelbaren Vorgesetzten, ein Faktor, den wir bereits erwähnt haben. Universitätsangestellte und Bundesbeamte waren sich darüber einig, daß der Unterstützung durch ihre Vorgesetzten bei der Formung ihrer Reaktionen auf die Sicherheitsmaßnahmen große Bedeutung zukam. Angesichts der hypothetischen Situation antwortete ein Befragter mit einer Darstellung, die die Wichtigkeit der Einstellung jener, die in der Arbeitshierarchie höher gestellt sind, deutlich hervortreten läßt: "In unserer Abteilung würde ich ihm raten, zu bleiben und zu kämpfen, und ich würde die Erfolgschancen als sehr gut einschätzen. Ich habe Vertrauen zum Abteilungsleiter; er würde mich unterstützen. Aber das ist die einzige Grundlage meines Ratschlags. In jedem anderen Fall, egal, wer verdächtigt wird, und wie aufrichtig, brillant oder kompetent er auch ist, würde ich ihm raten, so schnell wie möglich zu verschwinden. Bei uns hier gibt es keinen Grund, sich zu ändern. Doch ich halte nichts davon, den Märtyrer zu spielen. Anderswo könnte ich mich anders verhalten."

Das war nicht der einzige derartige Kommentar, der nahelegte, daß in einer hierarchisch organisierten Gruppe den an der Spitze Stehenden die Macht zugeschrieben wird, die stillschweigenden Voraussetzungen des Verhaltens der Gruppenmitglieder zu bestimmen. Diese Macht könnte sich bei der Entschärfung der Auswirkungen der Sicherheitsmaßnahmen als ein noch wirksamerer Faktor erweisen, würde der Vorgesetzte seine Einstellungen ebenso bekanntmachen wie die Maßnahmen, die er ergreifen würde, käme es zu einer Untersuchung gegen einen seiner Untergebenen.

Welche Aspekte der Arbeitsbedingungen und Arbeitsbeziehungen die Auswirkungen der Sicherheitsmaßnahmen beeinflussen und in welchem Ausmaß, kann selbstverständlich nur aufgrund weiterer und methodisch strengerer Forschungen ermittelt werden.

Intensität der Überzeugung und Klarheit über die ideologische Position

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß stillschweigende Voraussetzungen - eben weil sie stillschweigend sind - leicht aus dem Blickfeld geraten, mit dem Ergebnis, daß Leute manchmal die plötzliche und unangenehme Entdeckung machen müssen, daß sie, ohne es zu wollen, ihren Standpunkt geändert haben. Dies legt nahe, daß dort, wo bisher stillschweigende Voraussetzungen einer von Gedankenfreiheit geprägten gesellschaftlichen Praxis - und das sind Voraussetzungen, die mit einigen der Konsequenzen der Loyalitäts- und Sicherheitsprogramme unverträglich sind - explizit gemacht werden, diese Konsequenzen ausbleiben könnten. Einiges in den Interviews erhöht die Plausibilität dieser Hypothese.

Alle Interviewten wurden gefragt, ob sie für die Einführung eines antikommunistischen Eides an den Universitäten wären.[44] Die Antworten zeigten beträchtliche Unterschiede in Hinsicht auf die Klarheit über das demokratische und das kommunistische Wertsystem. Einige Befragte stießen sich am manifesten Zweck eines derartigen Eids, Kommunisten von Lehrpositionen fernzuhalten. Die Antworten jener, die gegen diese Zielsetzung nichts einzuwenden hatten, enthüllten jedoch beträchtliche Auffassungsunterschiede bezüglich des Kommunismus als Ideologie. So sagten z.B. einige, daß Kommunisten als allererste einen solchen Eid ablegen würden, während andere meinten, der Eid würde seinen Zweck erfüllen können. Mit dieser letzten Auffassung über den Kommunismus scheinen auch Unklarheiten über die Demokratie verknüpft zu sein, oder zumindest das Fehlen einer Bezugnahme auf demokratische Prinzipien in den Kommentaren zur Sicherheitssituation und eine entsprechende Bereitschaft, das, was man sagt und glaubt, infolge Sicherheitsmaßnahmen zu ändern.

Jene hingegen, die sich auf traditionelle amerikanische Werte beriefen, erschienen am wenigsten durch die Sicherheitssituation verändert. Diese Werte tauchten in den Interviews immer wieder auf, in Wendungen wie "ausgeprägter Individualismus", "Abneigung dagegen, herumgeschubst zu werden", "Rechte des Individuums", "sich zur Wehr setzen", "das Recht zu denken, was du willst, zu lesen, was du willst, und Umgang zu haben, mit wem du willst", "hartnäckiger Widerstand gegen die Beschneidung der Gedankenfreiheit", etc.

Ein Fall, wo diese amerikanischen Werte immer wieder beschworen wurden, illustriert, wie diese Werte einer Veränderung der Einstellung entgegenwirken können, auch wenn sich jemand in einer schwierigen Situation befindet. Der Befragte war zeitweilig vom Dienst suspendiert worden, da man ihn beschuldigt hatte, gemeinsam mit einem Kommunisten in ein und derselben Mannschaft Sport betrieben zu haben. Er wurde schließlich rehabilitiert und konnte an seinen Arbeitsplatz zurückkehren. Seine Reaktion auf den Vorfall beschrieb er als "sehr zornig;" von Angst oder Kummer war nicht die Rede. Er wehrte sich gegen die Beschuldigungen, ohne die Tatsache zu leugnen; er verwahrte sich jedoch gegen

die Schlüsse, die aus ihnen gezogen wurden. Er erklärte der Kommission, daß er sich der Möglichkeit bewußt war, von Kommunisten für ihre Zwecke eingespannt zu werden; davon abgesehen jedoch würde er sich nicht scheuen, für seine Überzeugungen einzustehen, bloß weil diese von Kommunisten geteilt würden. Er bestritt nicht, daß er von den kommunistischen Verbindungen des betreffenden Mannschaftsmitglieds wußte, doch meinte er, daß er nicht das Gefühl habe, daß das irgendetwas über seine eigenen Auffassungen aussagte. Er sei übrigens stets Anti-Kommunist gewesen und habe eine klare Vorstellung davon, wofür der Kommunismus steht. Die stärkste Antriebsfeder seines Widerstands war anscheinend seine Abneigung dagegen, herumgeschubst und herumkommandiert zu werden.

Ein anderer Befragter gab an, er würde sich in jedem Verfahren zur Wehr setzen, "aus bloßer Sturheit," egal, wie attraktiv andere Stellenangebote wären. Tatsächlich kannte er einen Fall, der unserer hypothetischen Situation sehr ähnlich war; er meinte, daß auch dort die "Sturheit" des Beschuldigten der gesamten Kollegenschaft moralischen Auftrieb gegeben habe.

In anderen Fällen scheint Klarheit über das eigene Bekenntnis zu den Prinzipien der Demokratie und über die Rechte und Pflichten des Bundesbeamten dem Befragten eine innere Sicherheit zu verleihen, aus der heraus er jeglichem Druck in Richtung einer Veränderung seiner Haltung widerstehen kann. Ein Interviewter etwa verbreitet sich über das korrekte Verhalten von Bundesangestellten und betont, daß "der Bundesdienst mit einem großen Ausmaß an Verantwortung verknüpft ist; diese bezieht sich auf das Gesamtverhalten, nicht bloß auf die Loyalität." Er hält fest, daß er sich keiner Veränderung der eigenen Haltung bewußt ist: "Ich schmeichle mir mit dem Gedanken, daß ich mich allgemein und unter allen Umständen an jene Spielregeln gehalten habe, die ich für Bundesbeamte formuliert habe. Mein Gewissen sagt mir, daß ich das getan habe."

Mehrere Befragte meinten, angesichts der Natur der internationalen Krise, die den Hintergrund der Sicherheitssituation bildet, sei Klarheit über die Prinzipien der Demokratie wichtig zur Unterstützung der Sache der Demokratie, ganz unabhängig von ihrer Funktion bei der Bewertung von Sicherheitsmaßnahmen und bei der Entscheidung darüber, wie man sich selbst verhalten soll.

Die explorativen Interviews legen also nahe, daß einerseits bestimmte Auffassungen über die kommunistische Ideologie oft mit fehlender Klarheit über demokratische Prinzipien verknüpft sind, andererseits eine derartige Klarheit die Auswirkungen des Sicherheitsprogramms teilweise entschärft. Die Korrektheit dieser Hypothesen muß natürlich noch genauer überprüft werden.

Kontakt mit "Fällen." Bei der Erörterung der mit einer Untersuchung verbundenen und aus ihr resultierenden Sanktionen haben wir bereits darauf hingewiesen, daß Personen, die Kontakt mit jenen haben, die in solche Loyalitäts- und Sicherheitsverfahren verwickelt worden waren, nicht selten in Reaktion auf ihre Beobachtungen ihren Lebensstil zu verändern scheinen. Die Frage stellt sich, ob die Umkehrung ebenfalls gilt, ob also Personen ohne Kontakt mit derartigen

"Fällen" eine geringere Wahrscheinlichkeit aufweisen, alte Verhaltensregeln zugunsten neuer aufzugeben. Bei unseren Befragten scheinen Verhaltensänderungen bei jenen, die mit keinem "Fall" in Berührung gekommen sind, seltener zu sein, wenn sie auch beileibe nicht gänzlich fehlen. Zwei oder drei Befragte erklärten sich außerstande, in der hypothetischen Situation des Kollegen mit dem als Kommunisten verdächtigten Nachbarn einen Rat zu erteilen, ja, sie weigerten sich, den Fall ernst zu nehmen, da sie steif und fest davon überzeugt waren, daß derartiges in diesem Land nicht passieren könne. Keiner von ihnen hatte je eine Person, die zum Gegenstand einer Untersuchung geworden war, näher gekannt, und keiner hatte die Zeitungsberichte über die Einvernahmen und Verhandlungen verfolgt. Sie gaben an, sie wären von der Situation überhaupt nicht betroffen, sähen keinen Grund für irgendwelche Vorsichtsmaßnahmen, hätten keine Angst und fühlten sich auch keinem Druck ausgesetzt. Denselben Eindruck vermittelte eine Anzahl Befragter, die zwar selbst offenkundig betroffen waren, allerdings fest davon überzeugt waren, daß die Mehrheit der Bundesbeamten von den Sicherheitsmaßnahmen in keiner Weise berührt wäre.

Jene, die aus erster Hand mit einem Fall vertraut sind, scheinen in ihren eigenen Einstellungen die Reaktion der von der Untersuchung betroffenen Person zu reproduzieren. Ein Aspekt dieses Prozesses - die Ansteckung mit der Angst - wurde bereits erwähnt. Zusätzlich sollte in diesem Zusammenhang berücksichtigt werden, daß die vom Beschuldigten bezogene Position auch ganz eindeutig die Funktion haben kann, dem Konformitätsdruck entgegenzuwirken statt ihn zu verstärken. Unsere Interviewpartner aus dem akademischen Bereich lieferten zahlreiche Beweise für die Existenz dieses Effekts, wenn sie die Kontroverse an der Universität von Kalifornien über den Loyalitätseid erörterten.[45] Für viele wurden jene, die das Eidesformular nicht unterschrieben hatten, zu einem Symbol der überkommenen Werte der amerikanischen Demokratie und der akademischen Freiheit und zu einer Quelle der Kraft und des moralischen Durchhaltevermögens. In den Interviews mit Bundesbeamten findet sich dieses Muster selten. Da es für die Gruppe der Universitätslehrer aber von Bedeutung zu sein scheint, sollte es genauer untersucht werden.

V. Zusammenfassung und Forschungsplan

Die vorhergehende Analyse hatte das Ziel, einen Rahmen von Begriffen und Ideen zu erarbeiten, innerhalb dessen sinnvolle Fragen über die Auswirkungen des Komplexes von offiziellen und inoffiziellen Verfahren und Programmen, den wir Sicherheitsmaßnahmen genannt haben, gestellt werden können. Fassen wir kurz die formale Forschungsstruktur, die wir dargestellt haben, zusammen.

Wir sind von der Annahme ausgegangen, daß jede soziale Handlung verschiedene Arten von Konsequenzen hat. Manche dieser Konsequenzen sind beabsichtigt, d.h. sie decken sich mit den Zielsetzungen, die die soziale Handlung in Gang

gesetzt haben; andere wiederum sind nicht intendiert. Einige der nicht intendierten Konsequenzen können erwünscht sein, andere unerwünscht. Wir haben die sozialpsychologischen Konsequenzen der Sicherheitsmaßnahmen in den Brennpunkt unserer Analyse gestellt, ohne dabei zwischen den intendierten und nicht intendierten Konsequenzen zu unterscheiden. Diese Distinktion zu treffen ist vor allem die Aufgabe der für die Einführung und Administration dieser Maßnahmen Verantwortlichen. Wenn allerdings die ganze Bandbreite der Konsequenzen einmal bekannt ist, dann kann jedermann unter Bezug auf seine eigenen Werte zwischen dem Erwünschten und dem Unerwünschten unterscheiden.

Wo immer es als angebracht erschien, haben wir versucht, zwischen den sozialpsychologischen Konsequenzen und hypothetischen und realen administrativen Problemen eine Brücke zu schlagen. Nur insoweit man in der Lage ist, solche Verknüpfungen zwischen Aspekten der zur Erörterung stehenden sozialen Handlung und ihren Konsequenzen herzustellen, darf man einen Kausalzusammenhang zwischen der Handlung und ihren Folgen annehmen. Die dem Versuch, die vom betreffenden Erlaß gemeinten Personen zu identifizieren, innewohnenden praktischen Schwierigkeiten und Implikationen ihre für die Herausbildung neuer marginaler Gruppen, die mit Vorliebe Opfer grundloser Beschuldigungen werden, illustrierten das Bemühen um die Herstellung derartiger Verknüpfungen. In ähnlicher Weise illustriert die Diskussion der das neue geistige Klima verfestigenden sozialen Zwänge - das Sanktionspotential, das mit der Untersuchung verknüpft ist und über den Freispruch hinauswirkt - die Abhängigkeit einiger der Konsequenzen von Phänomenen, die institutionalisierte Merkmale der Sicherheitsverfahren zu sein scheinen.

Der Versuch, die sozialpsychologischen Konsequenzen der Sicherheitsmaßnahmen derart zu strukturieren, daß empirisch behandelbare Fragen formuliert werden können, hat die Unterscheidung zwischen der Wahrnehmung der Situation durch relevante Akteure und den durch diese Wahrnehmung bewirkten Reaktionsweisen nahegelegt. Unsere Analyse war hier von den Ergebnissen eines Forschungszweigs der Sozialpsychologie geleitet - der Untersuchung der sozialen Wahrnehmung. Es hat sich heute allgemein die Auffassung durchgesetzt, daß das menschliche Verhalten nicht nur durch äußere Stimuli beeinflußt wird, sondern auch dadurch, wie diese Reize von Individuen wahrgenommen werden.

Wir haben daher festgehalten, daß die Betroffenen nicht auf die Loyalitäts- und Sicherheitsprogramme der Regierung als isoliertes Maßnahmenbündel reagieren, sondern daß diese Maßnahmen als integraler Bestandteil eines ganzen Geflechts verwandter Aktivitäten gesehen werden. Da diese Aktivitäten als ineinander verwoben wahrgenommen werden, färbt die Wahrnehmung der Motive von Maßnahmen, die mit jenen der Regierung direkt nichts zu tun haben, auf die Wahrnehmung der offiziellen Motive ab. Für zukünftige Forschungen bedeutet diese Analyse, daß die Wahrnehmung einer Situation und der dieser zugrundeliegenden Zwecke als zentrale Variable bei der Untersuchung ihrer Konsequenzen behandelt werden muß.

Bei der Suche nach Begriffen, die sich bei der deskriptiven Analyse der Auswirkungen der Sicherheitsmaßnahmen als fruchtbar erweisen könnten, sind wir auf die ein wenig vage Idee des geistigen Klimas gestoßen. Man kann mindestens drei Bedeutungselemente des Begriffs unterscheiden und auf eine Weise definieren, die deren empirische Brauchbarkeit als gesichert erscheinen läßt: (1) den Inhalt und die Detailliertheit der Verhaltensregeln (die manchmal auch als Gruppenstandards oder soziale Normen bezeichnet werden); (2) die emotionale Färbung der persönlichen Beziehungen auf dem Kontinuum Vertrauen - Mißtrauen; und (3) die Isolierung bestimmter sozialer Gruppen aufgrund der Tatsache, daß sie für die Zielscheibe grundloser Verdächtigungen gehalten werden. Diese drei Elemente liefern Kriterien für die Messung der Auswirkungen der Sicherheitsmaßnahmen im Rahmen späterer systematischerer Forschungen.

Die große Bandbreite der Auswirkungen der Situation sogar bei unserer kleinen und nicht-repräsentativen Gruppe von Befragten wirft eine Frage auf, die für zukünftige Studien von entscheidender Bedeutung ist: Welche Bedingungen sind dafür verantwortlich, daß eine bestimmte Person auf eine bestimmte Weise reagiert? Hier wird es sich als notwendig erweisen, Leute mit verschiedenen Arbeitsbedingungen und unterschiedlichem Gruppenethos zu untersuchen; Leute, deren Persönlichkeitsstruktur sie für bestimmte Reaktionsformen prädisponiert; und Leute, für die die Sicherheitsmaßnahmen aufgrund persönlicher Erfahrungen kognitiv bedeutsam geworden sind, ebenso wie jene, die mit ihnen noch vergleichsweise wenig zu tun hatten.

Das Ziel systematischerer Forschung wird also sein, die Häufigkeit verschiedener Reaktionen auf die Sicherheitsmaßnahmen unter verschiedenen Bedingungen festzustellen. Zur Verwirklichung dieses Ziels wird es notwendig sein, eine repräsentative Stichprobe der zu untersuchenden Populationen zu ziehen, um sinnvolle quantitative Aussagen zu ermöglichen. Aufgrund der zentralen Bedeutung, die wir in unserem Forschungsplan der Identifizierung jener spezifischen Bedingungen zugewiesen haben, die die Konsequenzen der Sicherheitsmaßnahmen verschärfen oder abschwächen, ist es unumgänglich, das Design der Studie so zu gestalten, daß ein Vergleich dieser verschiedenen Bedingungen möglich wird. Es ist jedoch hier nicht der Ort, die technischen Details des für unsere Fragestellung zweckmäßigsten Forschungsdesigns zu erörtern. Wir beschränken uns daher auf den Hinweis, daß die Verwendung der bestmöglichen wissenschaftlichen Werkzeuge bei der systematischen Untersuchung dieser Probleme von kaum zu überschätzender Bedeutung ist.

Wenn eine solche Studie die hier präsentierten Hypothesen bestätigen sollte, dann würde sie zeigen, daß die Loyalitäts- und Sicherheitsmaßnahmen der Regierung als unintendierte Konsequenz ihrer Wirkungsweise jene großen Traditionen der amerikanischen Demokratie untergraben, die sie bewahren hätten sollen.

Anhang

Interviewleitfaden

Einleitung: Ich bin ... ; Ihr Name wurde uns von Herrn ... genannt. Das Research Center for Human Relations der New York University beabsichtigt eine Studie darüber durchzuführen, wie man über die Loyalitäts- und Sicherheitsuntersuchungen denkt. Zur Zeit wollen wir herausfinden, ob eine solche Studie überhaupt durchführbar ist und ob die Resultate unser Verständnis aktueller Probleme verbessern können. Wir brauchen Ihre Hilfe in zweierlei Hinsicht; zunächst würde ich gerne Ihre eigene Meinung kennenlernen, und dann würde ich gerne von Ihnen wissen, ob Sie glauben, daß eine solche Studie in größerem Maßstab durchgeführt werden kann und ob sie brauchbare Resultate liefern könnte. Alles, was sie sagen, wird selbstverständlich streng vertraulich behandelt. Das heißt, Ihr Name wird nirgends aufscheinen und die Ergebnisse werden in aggregierter Form zusammengefaßt, sodaß nicht einmal Ihr bester Freund herausfinden könnte, ob sie an der Studie teilgenommen haben oder nicht.

I. Denken Sie an einen Ihrer Arbeitskollegen, den sie gut genug kennen, um von seiner Loyalität überzeugt zu sein. Ich möchte Ihnen eine Reihe von Fragen stellen, die sich auf diesen Kollegen beziehen. Geben Sie bitte keine allgemeine Antwort, sondern berücksichtigen Sie seine spezifische Situation und seine Merkmale. Nehmen Sie an, diese Person wendet sich an Sie um Rat; sie ist offenkundig beunruhigt und glaubt, daß ihre Loyalität unter Verdacht steht. Ihr Arbeitskollege hat gerade entdeckt, daß sein Nachbar, mit dem er freundschaftliche nachbarliche Kontakte pflegt, beschuldigt wurde, Kommunist zu sein. Ihr Kollege fragt sich nun, wie er sich verhalten soll. Eine zusätzliche Komplikation entsteht aus der Tatsache, daß man ihm gerade eine Stelle angeboten hat, die einigermaßen attraktiv ist und nicht im Bereich der Hoheitsverwaltung liegt, die er allerdings unter gewöhnlichen Umständen nicht annehmen würde. Er betrachtet die folgenden Alternativen:

   1) Annahme der angebotenen Stelle.
   2) Sofortige Kontaktaufnahme mit Mitgliedern des Loyalitätsausschusses oder Sicherheitsbeamten.
   3) Abwarten, ohne irgend etwas zu tun.

a) Welche dieser drei Handlungsalternativen würden Sie ihm empfehlen?
b) Warum?
   (Wenn 1, Annahme der angebotenen Stelle:) Warum?
   (Wenn 2, Kontaktaufnahme mit Sicherheitsbeamten:) Was sollte er sagen?
   (Versprechen, seine Kontakte mit dem Beschuldigten einzuschränken,

Belastungsmaterial zur Verfügung stellen, die Beziehung zum Beschuldigten als harmlos hinstellen, oder was sonst? Gründe.)
(Wenn 3, Abwarten:) Was glauben Sie, daß in einem solchen Fall passieren wird?

c) (Unabhängig von der Antwort des Befragten:) Nehmen wir an, er hat sich entschlossen, die weitere Entwicklung abzuwarten, und er erhält wenig später einen Brief der Loyalitätskommission oder eines Sicherheitsbeamten, in dem er um Auskunft über seine Beziehung zu einem Kommunisten ersucht wird. Die Stelle außerhalb der Hoheitsverwaltung ist noch immer offen. Was würden Sie ihm raten zu tun?
1) Annahme der angebotenen Stelle.
2) Abwarten und den Brief beantworten.

d) (Wenn 1:) Warum?
(Wenn 2:) Was sollte er sagen?

e) (Unabhängig von der Antwort des Befragten:) Nehmen wir an, nach dem Brief kommt es zu einer Anklage und zu einer Suspendierung vom Dienst. Die angebotene Stelle ist noch immer offen. Was würden Sie ihm raten zu tun?
1) Annahme der angebotenen Stelle.
2) Sich gegen die Anklage zur Wehr setzen.

f) (Wenn 1:) Warum?
(Wenn 2:) Wie?

g) Nehmen wir an, Ihr Kollege hat sich gegen die Anklage zur Wehr gesetzt und einen Freispruch erreicht. Offensichtlich wäre er mit diesem Ergebnis sehr zufrieden. Doch abgesehen von dieser verständlichen Reaktion - welche allgemeine Bedeutung hat der Kampf um einen Freispruch, statt eine andere Stelle anzunehmen? (1) Für Ihren Kollegen als Person, und (2) für die Leute in seiner Umgebung? (Nachfragen: Werte, die auf dem Spiel stehen, und Auswirkungen auf die allgemeine Atmosphäre.)

II. a) Ihre erste Reaktion war ... (zitiere Antwort auf I.a). Würden Sie allen Ihren Kollegen dasselbe raten oder bezieht sich Ihr Ratschlag nur auf den Kollegen, an den Sie gedacht haben?

b) (Wenn IP nicht allen dasselbe raten würde:) Welche Merkmale der Person würden Sie dazu bewegen, einen anderen Rat zu geben? (Nachfragen: Statuserwägung; Qualifikation; Gruppenzugehörigkeit, vor allem zu Minderheiten und ethnischen und religiösen Gruppen; politische Auffassung; familiäre Verpflichtungen, etc.)

c) Und wie sieht es mit Ihnen aus? Würden Sie ihren eigenen Rat befolgen (wie in der Antwort auf I.a)? (Wenn nicht, sondiere die Gründe.)

III. Was Sie bisher gesagt haben, läßt einige Rückschlüsse auf die allgemeine Atmosphäre an Ihrem Arbeitsplatz zu. Ich würde darüber gerne etwas mehr wissen. Sind die Beziehungen zwischen den Leuten in Ihrem Büro im großen

und ganzen gut oder schlecht, oder wie würden Sie sie beschreiben? (Nachfragen über Beziehungen zu Kollegen, zu Vorgesetzten und zu Untergebenen: Auf das Büro beschränkt oder reichlich soziale Kontakte außerhalb? Gibt es Meinungsverschiedenheiten über Inhalt und Durchführung der Arbeit? Wie wird damit umgegangen? Meinungsverschiedenheiten über politische Fragen? Wie wird damit umgegangen? Gibt es wenig Hemmungen, andere um Hilfe zu bitten, von ihnen Geld zu borgen, etc.?)

IV. Wären Sie in einer Situation, wo Ihre Loyalität in Frage gestellt wird, wie würden Ihrer Meinung nach Ihre Kollegen, Ihre Vorgesetzten und Ihre Untergebenen reagieren? (Nachfragen: Erwartete Veränderungen der sozialen Beziehungen; moralische oder finanzielle Unterstützung; Vertrauensbeweise oder deren Gegenteil; Angebote, als Zeuge aufzutreten; etc.)

V. Welche Arten von Personen, wenn überhaupt irgend jemand, werden Ihrer Auffassung nach am ehesten zur Zielscheibe *grundloser* Beschuldigungen, nicht loyal zu sein? (Nachfragen: Sind nach Auffassung des Befragten sozial definierte Gruppen - Juden, Personen ausländischer Herkunft, Liberale, etc. - stärker bedroht als "unbequeme" oder unpopuläre Personen, etc.? Beschaffe Liste von Gruppen und Persönlichkeitsmerkmalen, die Anschuldigungen auslösen.)

VI. Sind Sie je in die Lage gekommen, jemanden, der verdächtigt und zum Gegenstand einer Untersuchung wurde, aus der Nähe zu beobachten? (Für eine genauere Darstellung wähle den Fall aus, mit dem der Befragte am besten vertraut ist.) Beschreiben Sie bitte die Situation. (Nachfragen: Status, berufliche Stellung, Gruppenmitgliedschaft der betroffenen Personen; Beschuldigungen; Ausgang des Verfahrens; Haltung des Beschuldigten; Einstellung seiner Freunde und Kollegen. Welche sozialen Faktoren, wenn überhaupt irgendwelche, spielten im ganzen Ablauf eine Rolle?)

VII. Wie sehen Sie die Personen, die selbst nicht unmittelbar von Anschuldigungen betroffen waren? Haben Sie bei ihnen in Reaktion auf die derzeit durchgeführten Untersuchungen irgendwelche Veränderungen des Verhaltens oder der Einstellung bemerkt? (Nachfragen: Beispiele; etwaige Distinktionen zwischen bewußten und "unbewußten" Veränderungen.)

VIII. Kennen Sie Leute, die sich überhaupt nicht verändert haben? Was halten Sie für die Ursachen, die bei manchen Leuten starke Reaktionen auslösen, während andere die Angelegenheit zu ignorieren scheinen? (Nachfragen: Vor allem die Voraussetzungen des Widerstands unter den Mitgliedern jener Gruppen, die vorher - unter V - vom Befragten als bedroht identifiziert wurden.)

IX. Halten Sie es im großen und ganzen für vernünftig, wenn Regierungsbeamte bestimmte Vorsichtsmaßnahmen ergreifen? Wenn ja, welche? (Nachfragen: Vermeidung von Meinungsverschiedenheiten in Gesprächen am Arbeitsplatz; Auswahl von Freunden; Eingehen beiläufiger Beziehungen außerhalb der Arbeit; Verzicht auf die Lektüre oder das Abonnement bestimmter Zeitungen

und Zeitschriften; Überprüfung der Zugehörigkeit zu Vereinen; Vorsicht bei allen beiläufigen Gesprächen; etc.)

X. Wie sehen Sie sich in diesem Zusammenhang selbst: Haben Sie sich in den erwähnten oder sonstigen Belangen bewußt oder auch fast unmerklich verändert? Wenn ja, trifft dies auf alle oder nur auf spezielle Situationen zu?

XI. Halten Sie die Untersuchungen im großen und ganzen für notwendig oder für überflüssig, für schädlich oder für nützlich? Geben Sie bitte an, welche Aspekte des Programms Sie gutheißen und welche Sie mißbilligen.

XII. Wenn Sie die Loyalitäts- und Sicherheitsprogramme und deren auf Privatinitiative beruhenden Gegenstücke betrachten, welchem Zweck dienen diese dann Ihrer Meinung nach im weiteren Kontext des amerikanischen gesellschaftlichen und politischen Lebens? Wie verhält sich dieser Zweck zu anderen Faktoren der politischen Situation des Landes? (Nachfragen: Ansichten des Befragten über die politischen Trends in diesem Land, deren Intensität und deren Rückhalt bei der Bevölkerung.)

XIII. Haben Sie die Zeitungsberichte über einige der wichtigsten Untersuchungsfälle verfolgt? Welche Auswirkungen hat die Berichterstattung Ihrer Auf fassung nach? (Nimm den Fall Lattimore[46] als Beispiel, es sei denn, der Befragte kommt von sich aus auf einen bestimmten Fall zu sprechen.)

XIV. Wären Sie dafür, an allen Universitäten einen antikommunistischen Eid einzuführen? (Gründe.)

XV. Beschreiben Sie bitte kurz ihre allgemeine politische Einstellung und deren allfällige Veränderungen. Wenn Sie einer der bestehenden politischen Parteien nahestehen, welche ist das?

XVI. Einige Hintergrunddaten:
Alter (ungefähr).
Geschlecht.
Einkommen (ungefähr).
Beruf und Dienstrang.
Dauer der gegenwärtigen Anstellung.
Beförderungsaussichten.
Arbeitsplatz sicher/unsicher.
Familiäre Verpflichtungen.
Geburtsort (wenn in den USA, welche Generation?).

XVII. Halten Sie eine derartige Studie in größerem Maßstab für durchführbar?

Können Bücher schädlich sein?

Seit unvordenklichen Zeiten haben Geschichtenerzähler ihren Mitmenschen auf der ganzen Welt Vergnügen bereitet. Doch während verschiedener Epochen unterschiedlicher Zivilisationen waren Geschichtenerzähler für die Gesellschaft auch ein Problem. Wie wirken diese Geschichten auf die Zuhörer und Leser? Was ist, wenn sie nicht nur Vergnügen bereiten, sondern auch die Seele vergiften?

Das Problem ist tatsächlich ziemlich alt, und es ist viel dazu gesagt worden, vor allem in bezug auf Kinder. So war Plato für die Zensur.[1] "Sollen wir einfach zulassen, daß Kinder alle müßigen Geschichten hören, die müßigen Personen einfallen mögen, und Ideen in sich aufnehmen, die zum Großteil das genaue Gegenteil jener sind, die uns als für sie wünschenswert erscheinen, wenn sie erwachsen sind?"[2] In der *Politeia* (Das Staatswesen) schlägt er vor, "die Schreiber von Geschichten der Zensur zu unterwerfen; und mögen die Zensoren jede Geschichte, die gut ist, annehmen und die schlechten verwerfen."[3] Geschichten über die griechischen Götter bereiten Plato noch mehr Kopfzerbrechen, wenn er sich fragt, ob diese einem erwachsenen Publikum vorgeführt werden können.

Aristoteles nimmt eine vorsichtigere und differenziertere Position ein. Er meint, die Erzieher sollten "sich darum kümmern, welche Geschichten sie (die Kinder) hören dürfen."[4] Und er fügt hinzu: "Eine gute Erziehung wird sie vor all den Übeln bewahren, die diesen Dingen innewohnen."[5] Jedoch befürwortet auch er bestimmte gesetzgeberische Maßnahmen, besonders was den Theaterbesuch von Kindern betrifft. Von zentraler Bedeutung für Aristoteles' Position ist seine Auffassung, daß Kunst in der Lage sei, "die Seele zu läutern." Mortimer Adler beschreibt die aristotelische Position wie folgt: "Die Situationen im Leben, die die Emotionen erregen, machen das Handeln sowohl möglich als auch notwendig; doch Nachahmungen (die Kunst) erregen die Emotionen und machen das Handeln sowohl unmöglich als auch unnotwendig. Dadurch wird die Seele erleichtert. Diese Erleichterung ist ihre Katharsis."[6]

Es bestehen deutliche Differenzen zwischen Platos und Aristoteles' Auffassung dieser Angelegenheit; es gibt aber auch weitgehende Ähnlichkeiten. Man kann sich des Verdachts nicht erwehren, daß die Unterschiede weniger mit der Wirkung von Geschichten zu tun haben als mit unterschiedlichen Auffassungen über die Macht und die Verantwortlichkeit des Staates und über die Rolle der Kunst in einer zivilisierten Gesellschaft. Die vielleicht auffälligste Ähnlichkeit liegt in den Annahmen der beiden über die Wirkung von Geschichten auf den Geist der Zuhörer und Leser.

Gemeinsam mit Mitarbeitern des "Research Center for Human Relations" der New York University. Der maschinschriftliche Forschungsbericht wurde 1954 unter dem Titel "The impact of literature: A psychological discussion of some assumptions in the censorship debate" im Auftrag des "American Book Publishers Council" geschrieben.

In diesen beiden Aspekten ähnelt die moderne Debatte über die Zensur ihrem antiken Vorbild in bemerkenswerter Weise. Auch heute steht viel mehr auf dem Spiel als die bloße Wirkung von Büchern, und Annahmen über diese Wirkung gibt es wie Sand am Meer. Es ist der Zweck des vorliegenden Memorandums, die empirischen Beweise für diese Annahmen zu überprüfen. Es gibt selbstverständlich eine große Vielfalt von Experten, die berufen sind, zu dieser Debatte beizutragen, und die das auch getan haben. Literaturkritiker, Kultursoziologen, Kriminologen, Politikwissenschaftler, Juristen und all jene, die sich mit der Anwendung und Interpretation des Ersten Zusatzes der Bundesverfassung[7] auseinandergesetzt haben, haben über das Problem nachgedacht. Eine detaillierte Darstellung der Argumente, die in der Zensurdebatte im Laufe der Jahrhunderte und in verschiedenen Zivilisationen vorgebracht wurden, findet sich z.B. in Morris Ernsts *To the pure ...*[8]

Diese Analyse und andere Beiträge werden im folgenden dort, wo es zweckmäßig erscheint, berücksichtigt, soweit dies unser begrenztes Wissen zuläßt. Doch in der Hauptsache geht es uns nicht um diese Perspektiven. Indem wir uns auf die Frage konzentrieren, ob es einen Kausalzusammenhang zwischen der Lektüre der Leute und ihrem Denken und ihren Handlungen gibt, also die Frage der Bestimmungsgründe des menschlichen Verhaltens erörtern, haben wir uns auf einen anderen Zugang festgelegt - den der Psychologie. Es ist dies der Bereich, in dem wir nach Ideen und empirischen Belegen suchen werden.

Daß man dies tun kann, stellt eine neue und aufregende Möglichkeit dar. Theorien über den Einfluß des gedruckten Wortes auf das menschliche Verhalten wurden im Verlauf der Geschichte immer schon entwickelt. Doch erst im Zuge der Entwicklung der Psychologie als empirischer Wissenschaft in diesem Jahrhundert haben sich Methoden und Techniken herausgebildet, die es ermöglichen, diese Theorien zu testen und aufgrund systematischer Untersuchungen zu verfeinern und zu verbessern. Gleichzeitig wird die Verheißung des neuen Ansatzes gerade durch seine Neuheit abgeschwächt. Wie wir bald sehen werden, hat die Psychologie keine endgültigen Befunde anzubieten. Das vorhandene empirische Beweismaterial kann aber bei der Klärung der Problemlage behilflich sein; und es kann auf die Natur des Beweismaterials verweisen, das beigebracht werden könnte, käme es in diesem Bereich zu systematischen Forschungen.

Es sollte gleich vorweg betont werden, daß die psychologische Erörterung der Wirkung von Büchern auf ihre Leser zwar das Problem der Zensur offenkundig berührt, jedoch keinen Zugang liefert, der die Frage der Zensur entscheiden könnte. Die meisten Forderungen nach Zensur sind freilich in psychologischer Sprache formuliert; d.h. sie behaupten, daß ein bestimmtes Buch verboten werden sollte, weil es die Gedanken und Handlungen seiner Leser in unerwünschter Weise beeinflussen kann. In ähnlicher Weise stützen sich einige der Argumente gegen die Zensur auf die Behauptung, daß keine nachteiligen Auswirkungen auftreten. Doch das ist sicherlich nur ein Teilaspekt der Angelegenheit. Auch

wenn wir unwiderlegbare Beweise für die Behauptung, schlechte Bücher seien eine wichtige Ursache der Kriminalität, liefern könnten, oder für die Gegenbehauptung, daß sie mit Kriminalität überhaupt nichts zu tun hätten, können noch immer andere Argumente für oder gegen die Zensur - sozialen, politischen, philosophischen oder religiösen Charakters - vorgebracht werden. Die damit verbundene "Zweck-Mittel"-Frage z.B. oder die Frage, ob die Lektüre bestimmter Materialien an sich sündig ist, unabhängig von den Konsequenzen; das Problem der vorhergesehenen oder unvorhergesehenen Konsequenzen der Zensur (oder der fehlenden Zensur) für den religiösen, den politischen und andere Lebensbereiche - keines dieser Probleme kann durch die Befunde der Psychologie über die Wirkungen bestimmter literarischer Erzeugnisse gelöst werden. Die Funktion der Psychologie in dieser Debatte ist es, die *Annahmen über das menschliche Verhalten*, die der Mehrzahl der Pro- und Kontraargumente zugrundeliegen, zu klären, das vorhandene Beweismaterial, das für oder gegen diese Annahmen spricht, vorzulegen und aufzuzeigen, wie zusätzliches Beweismaterial, das für diese psychologischen Behauptungen relevant ist, gesammelt werden kann. Die Psychologie kann sich selbstverständlich nicht zum Schiedsrichter in allen damit verknüpften Fragen aufwerfen. Sollte es gelingen, diese bescheidenere Aufgabe zu erledigen, dann kann sich die Natur der Debatte verändern. Meinungsverschiedenheiten darüber, ob bestimmte Arten von Büchern bestimmte Wirkungen haben oder nicht, können dann durch ein den Beteiligten gemeinsames Wissen über solche Behauptungen ersetzt werden; die Diskussion könnte sich in direkterer Weise mit den anderen Aspekten der Zensurproblematik auseinandersetzen.

Wir werden folgendermaßen vorgehen: Zuerst werden wir versuchen, die psychologische Annahme, die der öffentlichen Diskussion über "schlechte" Bücher zugrundeliegen, explizit zu machen; danach werden wir versuchen, die Gültigkeit dieser Annahmen unter Rückgriff auf zwei Arten von Beweismaterial zu überprüfen: (1) Das, was der Psychologie über die Determinanten des menschlichen Verhaltens und da vor allem des sozial unerwünschten, wie etwa Jugendkriminalität oder Drogenabhängigkeit, bekannt ist; sowie (2) das vorhandene psychologische Wissen über die Auswirkungen der Massenmedien oder der Kommunikation im allgemeinen und des geschriebenen Wortes im besonderen. Die beiden verschiedenen Zugänge ergeben sich aus dem derzeitigen Stand der psychologischen Literatur. Es ist offensichtlich, daß hier beide Glieder der angenommenen Kausalbeziehung getrennt betrachtet werden. Bedauerlicherweise hat es noch kaum Versuche gegeben, sich direkt mit den spezifischen Auswirkungen "schlechter" Bücher auf das Verhalten auseinanderzusetzen; es ist in der Tat zweifelhaft, ob derartige Versuche jemals von Erfolg gekrönt sein könnten. Schließlich werden wir versuchen, jene Bereiche zu skizzieren, wo wir einfach noch nicht genug über die Auswirkungen der Literatur wissen, und einige Vorschläge über weiterführende Forschungen machen.

Psychologische Annahmen in der Debatte über schädliche Literatur

Die formalen Elemente aller psychologischen Annahmen über die Auswirkungen bestimmter Reize auf Menschen lassen sich unschwer festhalten. Erstens muß der angenommene kausal wirksame Faktor spezifiziert werden - *wovon* wird behauptet, es hätte Auswirkungen auf Menschen? Zweitens müssen die angenommenen Auswirkungen präzisiert werden - *wie* werden Menschen durch die spezifizierten Faktoren beeinflußt? Drittens muß die spezifische Gruppe - wenn es eine solche gibt -, die den Annahmen entsprechend beeinflußt wird, charakterisiert werden - *wer* wird angeblich beeinflußt?

Der spezielle Gegenstandsbereich, mit dem wir uns hier befassen, liefert einen zusätzlichen Faktor, über den psychologische Annahmen getroffen werden: Wer ist dazu berechtigt, Aussagen über die Auswirkungen von Literatur zu machen?

Wo immer Fragen der Zensur erörtert werden, unter Laien oder unter Fachleuten, in Gerichtssälen oder in Ausschüssen des Kongresses, erhalten die genannten allgemeinen Gesichtspunkte einen konkreten Inhalt, obwohl natürlich die Meinungen darüber auseinandergehen, was genau zur schädlichen Lektüre zählt, welche Schäden verursacht werden und welches Publikum besonders gefährdet ist.

In einem vor kurzem erschienenen Bericht eines Kongreßausschusses findet sich eine Anzahl relevanter Aussagen - unbeschadet der Tatsache, daß der Bericht auch verkündet, daß "die Zensur keine praktikable oder adäquate Lösung der im Bereich Obszönität entstehenden Probleme darstellt."[9] In der Einleitung ist die Rede von literarischen Produkten, die "Obszönität, Unmoral und andere Anstoß erregende Dinge fördern;" von Inhalten, "von denen geglaubt wird, daß sie Moral, Loyalität und Glauben unterhöhlen" oder "von denen geglaubt wird, daß sie einen erniedrigenden und entwürdigenden Einfluß auf die gegenüber solchen Einflüssen anfällige Jugend haben." Die zugrundeliegende psychologische Annahme ist hier allem Anschein nach, daß bestimmte Bücher dazu tendieren, das Handeln von Personen in Richtung Obszönität, Unmoral und sonstige Anstößigkeit zu verändern, daß sie geeignet sind, deren Moral, Loyalität und Gläubigkeit (ob in Taten oder in Gedanken, wird offengelassen) negativ zu beeinflussen, und daß sie die Werte und Standards bestimmter junger Menschen beeinträchtigen, auch wenn sich letzteres nicht unbedingt in asoziale Handlungen übersetzt. Weiter unten werden richterliche Autoritäten zitiert, die "dahingehend übereinstimmen, daß sie (obszöne Bücher) einen unleugbaren Einfluß auf die Motive jugendlicher Gesetzesbrecher haben." Der Bericht ergänzt, daß diese zweifelhaften literarischen Erzeugnisse "in raffinierter Weise zur Sinnlichkeit und Unmoral, zu Schmutz und Perversion und degeneriertem Verhalten einladen." Aus dem Zusammenhang geht hervor, daß den Autoren vorschwebt, daß diese Bücher ein Bild der Welt liefern, wo Sinnlichkeit, Unmoral, Schmutz, Perversion und degeneriertes Verhalten eher die Regel als die Ausnahme darstellen.

Derselbe Bericht zitiert auch aus der Urteilsbegründung von Richter Goodman im Fall *United States vs. Two obscene books*; dies ergänzt unser Inventar der relevanten Begriffe:

"Die Frage der Obszönität ist eine Tatsachenfrage, die vom Gericht oder den Geschworenen entschieden werden kann, indem sie die Bücher lesen."

Diese Auffassung von der Leichtigkeit, mit der die Anstoß erregenden Faktoren identifiziert werden können, sollte allerdings im Licht der Tatsache gesehen werden, daß die Gerichte in diesen Angelegenheiten oft verschiedener Meinung waren und daß die Obergerichte gelegentlich die Urteile der unteren Instanzen revidiert haben. Im selben Zusammenhang nimmt Richter Goodman zu den Kriterien Stellung, die das Gericht oder die Geschworenen anwenden würden:

"In unserem Sprengel gilt das einfache Prinzip, daß Obszönität darin besteht, das Gefühl von Zucht und Anstand zu verletzen, ... daß sie jene Form der Unsittlichkeit darstellt, die darauf angelegt ist, einen allgemeinen Sittenverfall herbeizuführen. Der wirkliche Test ... besteht in der Überprüfung der Frage, ob die verwendete Sprache dazu neigt, die Moral jener zu untergraben oder zu deformieren, die solchen Einflüssen gegenüber offen sind und denen diese Literatur in die Hände fallen kann, indem die Entstehung obszöner, unzüchtiger oder lüsterner Gedanken oder Begierden bei den betroffenen Personen gefördert oder zugelassen wird."[10]

Vom Standpunkt der psychologischen Forschung ist diese Definition alles andere als einfach. Der "wirkliche Test" der Obszönität wird in dieser Formulierung mit dem angenommenen Effekt gleichgesetzt. Da der Effekt der wissenschaftlichen Überprüfung unterzogen werden muß, wäre es für Forschungszwecke unerläßlich, den Faktor, dem die Auslösung des Effektes zugeschrieben wird, in unabhängiger Weise zu definieren.

Die offizielle Formulierung im Abschnitt 1141 des Strafgesetzbuches des Staates New York, wo die Verbreitung und der Verkauf obszönen Materials zum Vergehen erklärt werden, ist auch nicht sehr hilfreich; dort finden wir eine Liste äußerst farbenfroher Eigenschaftswörter - obszön, unzüchtig, lüstern, schmutzig, anstößig, widerlich - die nichts zu der Genauigkeit beitragen, mit der das anstößige Material definiert werden sollte. Gemeinsam ist diesen Adjektiven ihre abwertende Konnotation in Relation zu bestimmten Moralvorstellungen, vor allem über sexuelles Verhalten. Ob man diese Ausdrücke legitimerweise auf James Joyce' *Ulysses*, auf die Fotoreportage *Die Geburt eines Babys* in der Illustrierten *Life*, auf *Forever amber* und auf den Film *Der Reigen*,[11] um nur einige Fälle zu nennen, die gerichtsanhängig wurden, anwenden kann, ist - wie die Gerichtsverfahren selbst beweisen - eine Frage des Geschmacks, des Urteils und der Moral des einzelnen, nicht die einer objektiven Definition. Ansonsten wäre es wohl kaum möglich, daß ein und dasselbe Buch in Boston obszön ist, im benachbarten Cambridge jedoch nicht.

Der zitierte Abschlußbericht ging über die Auflistung von Adjektiven hinaus und spezifizierte bestimmte Inhalte, die von den Mitgliedern des Ausschusses -

die hunderte von Büchern gelesen hatten - als möglicherweise schädlich klassifiziert worden waren. Diese Inhalte sind "Obszönität, Gewalt, Lüsternheit, die Verwendung von Drogen, Blasphemie, Anstößigkeit, Pornographie, Jugendkriminalität, Sadismus, Masochismus, Perversion, Homosexualität, lesbische Liebe, Mord, Vergewaltigung, Nymphomanie und andere verwerfliche Phänomene." Auch diese Liste bezeugt, wie ungeheuer schwierig es ist, jene Inhalte zu definieren, die angeblich eine schädigende Wirkung ausüben. Die Verständigungsschwierigkeiten in dieser Angelegenheit werden noch dadurch verstärkt, daß der Ausschuß sich um das sittliche Niveau von Regierungspublikationen sorgt: "Die Aufnahme von Zitaten in diesen Berichten würde darauf hinauslaufen, Obszönität zu verbreiten, und daher den Bericht selbst zu Pornographie machen." Die bloße Aufzählung "schädlicher" Themen ist selbstverständlich keine sehr zufriedenstellende Vorgangsweise. Die meisten dieser Themen werden in den Tageszeitungen ausführlich dargestellt und abgebildet; sie werden auch in wissenschaftlichen Büchern und in den großen Werken der Weltliteratur behandelt. Offensichtlich muß das Komitee mehr an der Art der Darstellung als an den dargestellten Inhalten Anstoß genommen haben. Es gibt jedoch mit Ausnahme verstreuter Bemerkungen keinen klaren Hinweis auf die beanstandete Darstellungsform. Es wird z.B. behauptet, daß manche literarische Erzeugnisse "sich ausführlich und in einer Weise mit Drogen befassen, daß dafür empfängliche Leser dazu verleitet werden könnten, aus schierer Neugierde zu Drogenabhängigen zu werden." Doch solche Bemühungen um Konkretheit werden wiederum durch die Gleichsetzung von Ursache und Wirkung beeinträchtigt. "Schlechte" Bücher sind aus dieser Perspektive Bücher, die schlechte Auswirkungen haben.

Verschiedene private Organisationen haben ihre eigenen Definitionen aufgestellt. Die Nationale Organisation für Einwandfreie Literatur (N.O.E.L.),[12] die Zeitschriften, Taschenbücher und Comics bewertet, verwendet z.B. die folgenden Kriterien, um über die Anstößigkeit einer Publikation zu entscheiden:

"1. Die Verherrlichung oder Rechtfertigung verwerflicher Charaktere oder verwerflicher Handlungen;
2. Material, das in anstößiger Weise 'sexy' ist;
3. die Darstellung illegitimer Liebe;
4. die Verwendung blasphemischer, lästerlicher oder obszöner Sprache;
5. unanständige oder anzügliche Illustrationen; oder
6. Werbung für schlüpfrige Produkte."

Vielleicht mit Ausnahme der Punkte 4 und 6 der Liste kann auch das in ebenso vielfältiger Weise interpretiert werden wie die zitierten Definitionen. Die Meinungen darüber, was verwerflich, in anstößiger Weise sexy, obszön, unanständig oder anzüglich ist, gehen auseinander. Die Idee tritt vielleicht in Punkt 3 am deutlichsten zutage, doch liegt sie der ganzen Liste zugrunde - die Idee, daß sich Literatur nicht der Darstellung der "Sünde" widmen darf.

Harold C. Gardiner, S.J., setzt sich in seinem gut durchdachten Buch *Norms for the novel* kritisch mit dieser Vorstellung auseinander:

"Dies bringt uns jedoch sofort zum nächsten Problem der Frage, inwieweit die Sünde in einem Roman als anziehend dargestellt werden darf. Es sollte hier vielleicht so nebenbei und als theologische Basis des Folgenden festgehalten werden, daß die Sünde anziehend *ist*. Wäre sie es nicht, dann würde niemals eine Sünde begangen werden ... Doch in welchem Ausmaß diese Anziehungskraft auf den Seiten eines Buches zum Leben erweckt werden darf, ist wiederum etwas anderes. Sie *muß* lebendig genug vorgeführt werden, um plausibel zu machen, daß die handelnden Personen ihr erliegen können. Doch sie *darf nicht* als derart verführerisch präsentiert werden, daß der Leser seinerseits in einem Maße angezogen ist, daß sein Urteil verzerrt und sein Verhalten irregeleitet wird."[13]

Der Autor räumt selbstverständlich ein, daß es schwierig ist, diese Standards anzuwenden. Tatsächlich liegen diese auch zumindest dem Punkt 1 der Kriterienliste der N.O.E.L. zugrunde, wenn auf die Verherrlichung verwerflicher Handlungen Bezug genommen wird. Vorausgesetzt, daß "verwerfliche Handlungen" definiert werden können, ist die diesem Kriterium zugrundeliegende psychologische Annahme die, daß die Moral von Personen - und da besonders ihre Sexualmoral - nicht nur durch die Kenntnis bestimmter Praktiken beeinflußt wird, sondern auch durch die Einstellung gegenüber diesen Praktiken, die von einem Autor zum Ausdruck gebracht wird. Den anderen Punkten der Liste und vielen geläufigen Definitionen liegt hingegen die Annahme zugrunde, daß der Inhalt der Darstellung vom Leser als Verhaltensmodell übernommen wird, ob der Autor nun eine zustimmende oder eine ablehnende Haltung zum Ausdruck bringt. Bei beiden Arten von Annahmen wird der Inhalt vage belassen. Man gewinnt jedoch den Eindruck, daß vor allem Abweichungen des sexuellen Verhaltens gemeint sind, die in unserer Gesellschaft zwar vorkommen, aber offiziell und rechtlich mißbilligt werden, gemeinsam mit asozialem Verhalten, wie etwa Jugendkriminalität oder Drogensucht.

Es sei angemerkt, daß die N.O.E.L. einen eigenen Kodex für die Bewertung von Comics hat. Anstelle der illegitimen Liebe, der blaspemischen Sprache und der anzüglichen Illustrationen haben wir drei neue Punkte. (Diese Ersetzung ist für die Schwierigkeiten und Konfusionen, die sich um die Definition anstößiger Inhalte ranken, charakteristisch. Sind wir zur Schlußfolgerung veranlaßt, daß die ersetzten Inhalte nicht anstößig sind, wenn sie in Comics vorkommen? Offensichtlich nicht. Sind die Autoren des Kodex ganz sicher, daß diese Dinge in Comics niemals erwähnt werden oder Verwendung finden? Unsere eigene beschränkte Erfahrung mit Comics läßt diese Annahme als unplausibel erscheinen.) Die neuen Punkte lauten:

"Grauenhafte Szenen des Blutvergießens, zerfleischte Körper und dergleichen; Szenen von grausamen und ungewöhnlichen Folterungen, die sich an sadistische Impulse wenden; Respektlosigkeit gegenüber dem Gesetz und seinen Hütern, ob die Publikation diese zum Ausdruck bringt oder hervorruft."

Weiters wurde der Punkt, der sich auf die Werbung für schlüpfrige Produkte bezog, abgeändert. Nun ist die Rede von "Werbung für Produkte oder Gegenstände, die geeignet sind, zur Jugendkriminalität beizutragen."

Man könnte natürlich auch an diesen Formulierungen bemängeln, daß sie Ursachen und Wirkungen vermengen. Doch sollte festgehalten werden, daß Blutvergießen, zerfleischte Körper und grausame und ungewöhnliche Folterungen etwas konkreter und objektiv identifizierbar sind als z.B. "Material, das in anstößiger Weise sexy ist."

Bemerkenswert ist das hohe Ausmaß an Übereinstimmung darüber, was für Kinder schlecht ist, zwischen Leuten, deren Zugang zum Problem sich ansonsten ziemlich unterscheidet. Man nehme z.B. G.K. Chesterton, dessen Beitrag zu unserem Thema ganz anders klingt als die Kodifizierungen der N.O.E.L. In einem Essay mit dem Titel *The fear of the film* meint er unter anderem:

"Da gibt es lange Aufzählungen einzelner Fälle, in denen Kinder aufgrund der angeblichen Schrecken des Kinos geistigen oder gesundheitlichen Schaden erlitten haben. Von einem Kind heißt es, es hätte nach dem Besuch eines Filmes einen Anfall erlitten; ein anderes habe aufgrund einiger fixer Ideen aus einem Film nicht mehr schlafen können; ein anderes habe seinen Vater mit einem Tranchiermesser getötet, weil es in einem Film ein Messer gesehen habe. Das mag auch tatsächlich passiert sein; doch wenn es passiert ist, dann würde jemand, der seine fünf Sinne beisammen hat, mehr Details über dieses bestimmte Kind wissen wollen, statt über diesen bestimmten Film. Doch welche Lehre sollten wir dem Vorgefallenen überhaupt entnehmen? Daß die Jungen niemals mit einer Geschichte in Berührung kommen sollen, in der ein Messer vorkommt? Sollen sie in völliger Unkenntnis des 'Kaufmann von Venedig' aufwachsen, weil Shylock einmal in wenig sympathischer Absicht mit einem Messer herumfuchtelt? Sollen sie niemals Macbeth hören, damit es ihrem eingeschüchterten Verstand nicht dämmern könnte, daß es ein Dolch ist, den sie vor sich sehen? Es wäre wohl sinnvoller, wenn das Kind niemals ein wirkliches Tranchiermesser zu Gesicht bekäme, und noch sinnvoller, wenn es niemals einen wirklichen Vater sähe. Es ist natürlich wahr, daß ein Kind Schreckensvisionen haben wird, nachdem es irgendein Detail gesehen hat. Es ist ebenso wahr, daß niemand vorhersagen kann, was für ein Detail das sein wird. Sicherlich braucht es nicht etwas so Offensichtliches zu sein wie ein Mord oder sogar ein Messer - wenn das Kino nichts anderes zeigte als Ansichten von Pfarrhäusern auf dem Lande oder von vegetarischen Restaurants, könnten häßliche Phantasien durch diese Dinge ebenso ausgelöst werden wie durch irgend etwas anderes. Es ist, wie man im Muster des Teppichs ein Gesicht sieht; es macht keinen Unterschied, daß es der Teppich im Pfarrhaus ist ..."

Dennoch sagt er im selben Essay:

"In ähnlicher Weise spricht einiges zugunsten von Beschränkungen - sogar von ziemlich puritanischen und provinziellen Beschränkungen - dessen, was Kinder lesen oder sehen dürfen, solange sich diese auf wohlabgegrenzte Gebiete beziehen wie Sex oder sensationelle Folterungen."[14]

Dem bisher Gesagten liegen bereits einige Annahmen darüber zugrunde, wie diese ziemlich vage abgegrenzte Lektüre den Leser beeinflußt.[15] Sie soll seine Auffassungen über Recht und Unrecht in sexuellen Dingen und anderen Verhaltensbereichen verändern und darüber hinaus zumindest einen Beitrag dazu leisten, unerwünschtes Verhalten anzuregen.

Eine Kommission des Staates New York, die sich mit Comics befaßt, hat sehr konkrete Vorstellungen über die angeblichen Auswirkungen dieser Publikationen: "Kriminalcomics tragen zur Jugendkriminalität bei. Comics sind besonders geeignet, Ideen zu verbreiten ... Comics, die Verbrechen, Brutalität und Schrekken darstellen und den Haß zwischen den Rassen schüren, beeinträchtigen die ethische Entwicklung von Kindern ... Die Lektüre von Kriminalcomics fördert die Entstehung sadistischer und masochistischer Einstellungen, wirkt der normalen Entwicklung der sexuellen Gewohnheiten von Kindern entgegen und fördert abnorme sexuelle Tendenzen bei Heranwachsenden."

Diese Aussagen unterstellen, daß die Lektüre von Comics Auswirkungen sowohl auf Einstellungen als auch auf das Verhalten hat. Dr. F. Wertham, der vor der Kommission aussagte, hat sich bei diesem Anlaß, aber auch bei anderen Gelegenheiten über die Auswirkungen des Lesens von Comics verbreitet. Angesichts seiner führenden Rolle beim Kampf gegen unerwünschte Comics ist es vielleicht am besten, seine Ausführungen etwas detaillierter zu zitieren.

"Man weiß, daß Comics einen wichtigen Kausalfaktor der Jugendkriminalität darstellen. Jedermann, der in den letzten zehn Jahren reichlich Erfahrungen mit Jugendkriminalität gesammelt hat, weiß, daß die Brutalität des Spiels der Kinder und die Gewalttätigkeit ihrer kriminellen Handlungen stark zugenommen haben. Und wenn heute die Polizei einen jugendlichen Kriminellen verhaftet, dann findet sie diesen oft in Comics vertieft."[16]

Wenn sie nicht kriminell werden, wird nach Dr. Werthams Auffassung jedenfalls ihre Persönlichkeitsentwicklung beeinträchtigt:

"Comics fördern bei Kindern die Entstehung von Stereotypen und von Vorurteilen gegen bestimmte Rassen und Minderheiten ... Besonders bedenklich ist der schädliche Einfluß von Comics auf die sexuelle Entwicklung von Kindern, die in Richtung Sadismus, Masochismus, Homosexualität, Frigidität und sexuelle Hypochondrie gelenkt wird."[17]

Dr. Wertham behauptet nicht, daß alle Kinder im Denken oder Handeln nachahmen, was sie lesen. Er relativiert seine Position wie folgt:

"Es erscheint mir ebenso ungenau zu behaupten, Literatur habe überhaupt keinen Einfluß auf die Handlungen von Menschen, wie zu sagen, die Kriminalität sei auf derartige Literatur zurückzuführen. Allem Anschein nach entstehen asoziale Impulse nicht auf diese Weise. Doch wenn sie einmal vorliegen, können sie durch die Identifikation mit einer erfundenen Szene verstärkt werden."[18]

Und andernorts:

"Ich behaupte nicht, daß jedes Kind, das Comics liest, kriminell oder abnorm wird."[19]

Die Auswirkungen betreffen dennoch alle Kinder:

"Man glaube nicht, daß Comics ihren schlechten Einfluß nur gegenüber emotional gestörten oder haltlosen Kindern ausüben. Das ist nicht der Fall. Comics beeinflussen auch brave und normale Kinder."[20]

Bei diesen „braven und normalen Kindern" erfüllen Comics, in denen Gewalttaten dargestellt werden, Dr. Wertham zufolge eine andere Funktion. Die Annahme, daß Kinde die Brutalität ihrer Lektüre imitieren und durch blutrünstige Darstellungen angeregt werden, wurde bereits erwähnt. Eine zweite Annahme wird durch andere Aussagen nahegelegt; beispielsweise, daß Kinder in der entgegengesetzten Weise beeinflußt werden, indem ihre Gefühle abstumpfen.

"... sie (die Comics) immunisieren eine ganze Generation gegen das Mitleid und gegen die Wahrnehmung von Gewalt und Grausamkeit."[21]

"Wenn die regelmäßige Betrachtung solcher Bilder keine Angst erzeugt, dann macht sie Kinder gegenüber dem Leiden anderer stumpf und gleichgültig."[22]

"Ihre gefährlichste Auswirkung besteht in einer subtilen Veränderung menschlicher Werte."[23]

Wir können Dr. Werthams Bemerkungen wie folgt zusammenfassen: (1) Asoziale Impulse, die von einer Reihe von Faktoren verursacht sein können, werden durch Lektüre verstärkt und angestachelt. (2) Das häufige Lesen von Geschichten voll Gewalt und Schrecken zerstört die Empfindsamkeit des "braven und normalen" Kindes.

Verständlicherweise wurden die Probleme, die im Zusammenhang mit anderen Medien entstehen, als weniger dringlich empfunden und daher die angenommenen Effekte "schlechter" Erzeugnisse weniger detailliert erläutert. Doch in der Diskussion über die Auswirkungen anderer Medien auf andere Bevölkerungsgruppen werden ganz ähnliche Annahmen getroffen.

Es bleibt die Aufgabe, aus den angeführten Beispielen die Zielgruppen abzuleiten, auf die die „schlechte" Literatur angeblich einen schlechten Einfluß ausübt. Die Diskussion über Comics hob naturgemäß Kinder und Jugendliche hervor. Gelegentlich finden wir die Idee, daß alle Kinder zu ihrem Nachteil beeinflußt werden; manchmal werden die Auswirkungen auch auf das anfällige, prädisponierte Kind eingeschränkt.

Bei den jüngeren Zensurfällen, die vor Gericht gekommen sind, orientieren sich die Entscheidungen an den angeblichen Auswirkungen auf normale erwachsene Personen, aus der Erwägung heraus, daß die Literatur eines Landes nicht auf den kleinsten gemeinsamen Nenner der intellektuellen Reife zugeschnitten sein kann. Aus psychologischer Perspektive entsteht freilich auch die Frage nach den Auswirkungen bestimmter Formen von Literatur auf neurotische und anderweitig anfällige Personen.

Ein weiteres Merkmal der Zielgruppe, die das Gewissen der Gesellschaft bewegt, hat eine wichtige Rolle in der Zensurdebatte gespielt, nämlich die Anzahl von Personen, die durch eine Publikation erreicht wird. Plato und Aristoteles befassen sich vor allem mit dem Theater, dem einzigen Massenmedium ihrer

Zeit. In analoger Weise konzentriert sich heute die Aufmerksamkeit auf jene Erzeugnisse, die so billig sind, daß sie die breite Masse erreichen. Es scheint eine stillschweigende Übereinkunft zu herrschen, daß privat verlegte erotische Schriften nicht Gegenstand gerichtlicher Verfolgung werden. Offensichtlich geht man dabei nicht von der Annahme aus, daß jene, die es sich leisten können, für derartige Bücher enorme Summen zu bezahlen, anders reagieren als die weniger Begüterten; selbstverständlich nimmt man auch nicht an, daß die Reichen bereits so verdorben sind, daß zusätzliche Stimulantien keine bedeutenden Wirkungen mehr haben können. Der Grund ist vielmehr der, daß ihre Anzahl klein ist und sie daher den Aufwand nicht lohnen.

Diese Annahme verdient eine genauere Erörterung, da sie unter Umständen Parallelen zu einem allgemeineren Problem aufweist. Nehmen wir an, von einem Buch mit hoher Auflage könnte gezeigt werden, daß es in einem Fall an der Verursachung eines Verbrechens mitgewirkt hat, während dies bei allen anderen Lesern des Werks nicht der Fall war, und daß zusätzlich viele Verbrechen desselben Typs begangen wurden, ohne daß dabei das Buch eine kausale Rolle gespielt hätte; in diesem Fall würde ebenfalls gelten, daß die quantitative Bedeutsamkeit des Phänomens vernachlässigenswert wäre. Das heißt, daß unter dem Gesichtspunkt der sozialen Relevanz Auswirkungen auf die Massen und nicht auf das isolierte Individuum im Brennpunkt des psychologischen Interesses stehen müssen.

Wir können nun die psychologischen Annahmen über die Auswirkungen "schlechter" Bücher auf den Leser kurz zusammenfassen:

Das wirksame Material: Es gibt wenig Übereinstimmung darüber, was ein "schlechtes" Buch ausmacht, abgesehen von der tautologischen Aussage, daß ein "schlechtes" Buch eines ist, das "schlechte" Auswirkungen hat. Sehr häufig wird allerdings impliziert, daß die Beschreibung sozial mißbilligten Verhaltens, vor allem, aber nicht ausschließlich, im sexuellen Bereich, das wirksame Material darstellt. Manche Leute behaupten, daß solche Beschreibungen "schlecht" sind, sofern sie der Autor nicht in der Absicht schreibt, das Beschriebene zu mißbilligen. Andere meinen, daß die Beschreibungen an sich anstößig sind, auch wenn sich der Autor mißbilligend davon distanziert.

Die Art der Auswirkungen: Hier finden wir eine große Fülle verschiedener Annahmen, von einer Abstumpfung der Sensibilität über die Vermittlung eines falschen Bildes der Welt zu einem Verfall der Werte und Standards bis schließlich zu unerwünschtem Verhalten, wie etwa sexuelle Perversion, Drogenabhängigkeit und Jugendkriminalität.

Das Zielpublikum: Diese Auswirkungen werden hinsichtlich verschiedener sozialer Gruppen betrachtet, vom normalen Erwachsenen bis zum anfälligen und in unerwünschter Weise prädisponierten Kind.

Die Richter: Vom Gesetz werden Berufsrichter oder Geschworene für befähigt gehalten, eine Publikation hinsichtlich ihres Inhalts oder ihrer potentiellen Auswirkungen zu beurteilen. Zusätzlich wurden Fachleute aus verschiedenen Disziplinen

der Humanwissenschaften beim Versuch, derartige Fragen zu entscheiden, zu Rate gezogen. Verschiedene freiwillige Organisationen wie z.B. N.O.E.L. haben sich auf das Urteil einer kleinen Gruppe interessierter Personen gestützt.

Es ist in der Tat nicht sehr überraschend, daß die Annahmen verschiedener Leute über die Auswirkungen "schlechter" Bücher oft ungenau, verwirrend und miteinander unverträglich sind. Psychologische Untersuchungen, die sich mit anderen Gegenständen befaßten, haben überzeugend nachgewiesen, daß das Urteil von Personen desto verläßlicher wird, je komplexer die Materie ist. Sogar bei der Beurteilung ganz einfacher Reize gibt es individuelle Variationen. Wenn genügend Raum für das Eingehen subjektiver Erwägungen in das Urteil bleibt, dann kann - wie im vorliegenden Fall - die Übereinstimmung zwischen verschiedenen Beurteilern sehr schwach sein.

Die meisten bisher zitierten Quellen und Autoritäten haben sich auf ihre psychologischen Intuitionen gestützt, ohne die Verläßlichkeit ihrer eigenen Urteile in Frage zu stellen; kaum einer von ihnen hat die zur Verfügung stehenden Forschungsergebnisse berücksichtigt. Soziologie und Psychologie sind noch nicht so weit, die in der öffentlichen Debatte über schädliche Bücher aufgeworfene Vielfalt von Fragen zu beantworten. Sie können jedoch ihren Beitrag zur Beantwortung zweier zentraler Fragen liefern: (1) Wie entstehen einige wenige spezifische Formen des asozialen Verhaltens? (2) Welche Auswirkungen hat das geschriebene Wort auf den Leser? Wenden wir uns der Erörterung dieser beiden Fragen zu.

Die Bestimmungsgründe asozialen Verhaltens

In der umfangreichen Literatur über Kriminalität und ihre Ursachen spielt die Erörterung des Lesestoffes als Beitragsfaktor, wenn überhaupt, dann doch eine vernachlässigenswerte Rolle. Die zeitgenössischen Forscher in diesem Bereich sind sich über zwei wichtige Punkte weitgehend einig: Kein einzelner Faktor kann als *die* Ursache der Kriminalität aufgefaßt werden, und das Ineinanderspiel der Kausalfaktoren ist außergewöhnlich schwierig zu entwirren. Diese Schwierigkeit entsteht zum Teil daraus, daß Untersuchungen des Problems zwangsläufig auf verurteilte Kriminelle beschränkt sind. Da auch allgemeine Einigkeit darüber besteht, daß wesentlich mehr kriminelle Handlungen gesetzt werden, als zur Verurteilung oder auch nur zur Anklage kommen, ist es nicht möglich festzustellen, ob eine Reihe von Umständen, die sich häufig bei verurteilten Kriminellen findet, eine Ursache der Kriminalität ist; sie kann ebensogut eine Ursache der Anklageerhebung sein. Ganz ähnlich können Faktoren, die sich bei verurteilten Verbrechern ebenso finden wie bei anderen Leuten, einen Kausalbeitrag zur Entstehung von Kriminalität leisten - denn die letzteren können zur Gruppe der nicht ertappten Kriminellen gehören. Ungeachtet dieser Komplikationen gibt es dennoch ein gewisses Maß an Übereinstimmung bezüglich einiger Einflußfaktoren. Eine autoritative Quelle stellt z.B. fest:

"Wissenschaftler, die sich mit dem Problem auseinandergesetzt haben, würden vermutlich zugeben, daß bei Kindern, die aus Familien kommen, in denen sie im Zentrum der Spannungen standen, sowie aus Familien, die sie zurückgewiesen haben, hinreichend Grund zur Annahme besteht, daß sie kriminell werden können. Mangelnde Beaufsichtigung und Familienmitglieder mit demoralisiertem Charakter werden ebenfalls verdächtigt, bei der Verursachung der Jugendkriminalität eine Rolle zu spielen. Ein weiterer soziologischer oder situationsbedingter Faktor, über dessen Bedeutsamkeit und Stärke weitgehende Übereinstimmung besteht, ist die Verleitung durch Gleichaltrige."[24]

Anläßlich der Zusammenfassung der Einflußfaktoren wird später ergänzt:

"In dieser komplexen Konstellation des Familienlebens, gleichaltriger Gefährten, Frustration und neurotischer und psychopathischer Verhaltensmerkmale findet sich vermutlich der Großteil der direkten Einflußfaktoren, die in verschiedenen Kombinationen und zeitlichen Anordnungen die Jugendkriminalität in Amerika verursachen."

In einer der sorgfältigsten Studien zum Thema wurden jugendliche Gewohnheitskriminelle mit Kindern verglichen, die noch nie mit dem Gesetz in Konflikt geraten waren. Die Autoren fassen ihre Befunde folgendermaßen zusammen:

"Die jugendlichen Kriminellen als Gruppe sind von den Nicht-Kriminellen durch eine Reihe von Merkmalen unterscheidbar: (1) Aufgrund des Körperbaus, da sie vor allem von athletischer Konstitution sind (kräftig, untersetzt, muskulös); (2) vom Temperament her - sie sind in rastloser Weise energisch, impulsiv, extrovertiert, aggressiv, mit destruktiven (und oft sadistischen) Zügen, die mit den sprunghaften Wachstumsmustern und deren physiologischen Korrelaten oder Konsequenzen zu tun haben mögen; (3) durch die Einstellung - sie sind feindselig, trotzig, voller Ressentiments, mißtrauisch, stur, sozial dominant, abenteuerlustig, unkonventionell und unwillig, sich Autoritäten unterzuordnen; (4) aufgrund psychologischer Faktoren, da sie dazu tendieren, sich eher direkt und konkret auszudrücken als symbolisch und intellektuell und Probleme weniger methodisch anzugehen; (5) in sozio-kultureller Hinsicht, da sie in weit größerem Ausmaß als die Kontrollgruppe in Familien aufgewachsen sind, in denen es an Verständnis, Zuneigung, Stabilität und Charakterstärke mangelte, wobei ihre Eltern im allgemeinen ungeeignet waren, als Leitfiguren und Beschützer zu wirken oder - wie es die Psychoanalyse formulieren würde - brauchbare Leitbilder für die Identifikation und für den Aufbau eines konsistenten, ausgewogenen und sozial normalen Über-Ichs während der frühen Stadien der Charakterentwicklung abzugeben. Während in Einzelfällen die durch jedes einzelne dieser Problemfelder ausgelösten Belastungen Gewohnheitskriminalität zufriedenstellend erklären können, wird im allgemeinen die hohe Wahrscheinlichkeit, kriminell zu werden, vom Ineinanderwirken all dieser Bedingungen und Kräfte bestimmt.

In der aufregenden und stimulierenden, aber wenig kontrollierten und kulturell inkonsistenten Umgebung der unterprivilegierten Wohngebiete sind männliche Jugendliche allzu bereit, ihren ungezügelten Impulsen und egozentrischen

Begierden durch verschiedene Formen des devianten Verhaltens Ausdruck zu verleihen. Ihre Neigung zum ungehemmten Ausdruck von Energie ist in Körper und Seele und in den während der ersten Lebensjahre erlittenen charakterlichen Mißbildungen tief verwurzelt."[25]

Die Gluecks untersuchten auch die Freizeitgewohnheiten von 500 delinquenten und 500 nicht-delinquenten Kindern. Inaktive Formen des Zeitvertreibs (darunter Lesen und Kinobesuche) wurden von bloß 2,7 Prozent der delinquenten Gruppe vorgezogen, verglichen mit den 7,8 Prozent der Kontrollgruppe. Für beide Gruppen ist der Prozentsatz bemerkenswert niedrig; daß er bei den jugendlichen Kriminellen besonders niedrig ist, ist keineswegs ein Zufallsbefund. Andere Untersuchungen weisen in dieselbe Richtung, indem sie einen Zusammenhang zwischen Delinquenz und herabgesetzter Leseleistung nahelegen.

Daß in den Untersuchungen über die Jugendkriminalität die Lektüre der Jugendlichen keine besondere Rolle spielt, dürfte kein Zufall sein. Es spiegelt einen allgemeinen Trend des Denkens über soziale Pathologien wider. Angesichts der gewaltigen Schwierigkeiten, die sich dem Versuch in den Weg stellen, die Ursachen des menschlichen Verhaltens rein empirisch zu identifizieren, orientieren Kriminalsoziologen ihre empirischen Untersuchungen in zunehmendem Maß an den Postulaten der psychologischen Theorie. Für unsere Zwecke muß dann die Frage wie folgt umformuliert werden: Was haben zeitgenössische Theorien über die Jugendkriminalität zu sagen und welche Rolle spielt der Lesestoff in diesen Theorien?

Unter dem Einfluß der Psychoanalyse ist das moderne Denken über die Bestimmungsgründe des Verhaltens zu einer Einsicht gelangt, die von der jesuitischen Weisheit schon vor langer Zeit vertreten wurde: In jenem Alter, wo die meisten Kinder zu lesen beginnen und daher dem Risiko ausgesetzt sind, von schlechter Literatur beeinflußt zu werden, sind wichtige Aspekte der Persönlichkeit bereits in unwiderruflicher Weise geformt. Vor allem behauptet die psychoanalytische Theorie, daß die Ursachen der späteren Prädisponiertheit für sexuelle Störungen, Perversionen und Gewalttätigkeit in den psychologischen Ereignissen der frühen Kindheit gesucht werden müssen.

Was immer sie brauchen, müssen sie sofort haben. Solange der Säugling nach dem Lustprinzip handelt, versucht er, jede Spannung sofort abzuführen, und erfährt jede Erregung als ein "Trauma," auf das er mit unkoordinierten Abfuhrbewegungen antwortet. Die Überwindung dieses Zustands beruht auf zwei Entwicklungsfaktoren: a) der physiologischen Fähigkeit, die Motilität zu beherrschen, d.h. unkoordinierte Abfuhrbewegungen in zweckgerichtete Handlungen zu überführen, und b) der Fähigkeit, eine unmittelbare Reaktion zurückzustellen. Es ist, als hätten die Impulsneurotiker den ersten dieser beiden Entwicklungsschritte, nicht aber den zweiten gelernt. Denn sie führen zwar keine unkoordinierten Bewegungen aus, sondern Handlungen; aber sie handeln, statt zu denken. Sie können nicht warten. Daher haben sie ihr Realitätsprinzip nicht voll entwickelt

und verfallen auf der Grundlage vergangener Erfahrungen einer falschen Beurteilung der Realität.[26]

Diesen Zustand mit dem zentralen Merkmal der Unfähigkeit zum Aufschub von Gratifikationen betrachtet Fenichel als Ergebnis konstitutioneller Faktoren oder früher Erfahrungen. Viele Perversionen, auch gemeingefährliche wie die Pyromanie, werden als Folgeerscheinungen von solchen Zwangsneurosen erklärt. In ähnlicher Weise werden Kleptomanie, Spiel- und Drogensucht, Alkoholismus und andere asoziale Verhaltensweisen mit frühkindlichen Erlebnissen in Zusammenhang gebracht. Freud z.B. spricht vom "Verbrecher aus Schuldgefühl", also von jenem Kriminellen, dessen früh erworbenes und später unverändertes und unbezwingbares Schuldgefühl ihn dazu treibt, irgendeine verwerfliche Handlung zu begehen, die seinen Schuldgefühlen zumindest einen Pseudogrund zur Verfügung stellt und gleichzeitig eine Bestrafung nach sich ziehen mag, die dem bedrückenden und unkontrollierbaren Schuldbewußtsein Erleichterung schafft.

Die Bedeutung dieser Erklärungen und Theorien für unser Problem ist klar. Wenn diese Verhaltensstörungen tatsächlich in frühkindlichen Erfahrungen wurzeln, die von der ganzen Persönlichkeit Besitz ergriffen haben, und wenn sie in der Tat aussichtslose Versuche darstellen, sich mit kindlichen Wünschen und Begierden auseinanderzusetzen, dann kann obszöne oder sonstige schlechte Literatur kaum in einer Einflußbeziehung zur Jugendkriminalität stehen. Und wie uns Chesterton erinnert, ist es zumindest so wahrscheinlich, daß ein wirkliches Messer und ein wirklicher Vater jene zusätzliche Spannung schaffen, die sich in krimineller Gewalt entlädt, wie daß das auslösende Moment aus irgendeiner Lektüre stammt.

Jüngeren Untersuchungen zur Persönlichkeitsstruktur und den Charakterstörungen können wir einem anderen Begriff entnehmen, der hier relevant ist - das Phänomen des Ausagierens, das bei einer ganzen Klasse von emotionalen Störungen, darunter auch dem asozialen Verhalten, auftritt.[27] Klinische Psychologen wie z.B. Dr. Roy Schafer haben einen negativen Zusammenhang zwischen verbalen Interessen und Fähigkeiten und der Tendenz, sich auszuagieren, gefunden. Jedermann, der dazu neigt, seine Impulse in Handlungen umzusetzen, die ihn selbst oder andere schädigen können, ist nach diesem Befund zu rastlos, um sich in nennenswertem Ausmaß mit der Lektüre von Büchern abzugeben. Das Vergnügen an der Literatur oder an anderen Erfahrungen aus zweiter Hand setzt eine gut entwickelte Fähigkeit voraus, den Aufschub von Gratifikationen zu ertragen - eben jene Fähigkeit, die bei den meisten Charakterneurosen fehlt.

Obwohl diese Gedankengänge recht gut untermauert sind und von vielen akzptiert werden, herrscht selbstverständlich in dieser Angelegenheit keine Einhelligkeit der Meinungen; und wie stets bei psychologischen Beobachtungen sind viele Ausnahmen bekannt.

J. Paul de River berichtet z.B. in einer Fallstudie über einen gerichtlich verurteilten Sexualverbrecher über die Auswirkungen des Lesens. Man sollte aber nicht

vergessen, daß de River die Ursachen dieser Störung ebenfalls in frühkindlichen Ereignissen vermutet. Dieser psychopathische Verbrecher "pflegte Zeitungsberichte über sexuelle Gewalttaten zu lesen; dies beflügelte seine Phantasie, und er begann zu zeichnen. Der Großteil der Zeichnungen stellt junge Mädchen beim Geschlechtsverkehr und als Opfer verschiedener perverser Praktiken dar. Er gibt an, daß ihn das Zeichnen sexuell so erregte, daß er eine Erektion hatte. Während dieser Episoden pflegte er auch häufig zu masturbieren. Er las Havelock Ellis und Kraft-Ebbing und alle anderen Lehrbücher, die sich auf Sex und sexuelle Perversionen bezogen, deren er habhaft werden konnte. Wann immer er ein Bild einer sexuell devianten Handlung sah oder eine Beschreibung einer solchen Handlung las, setzte er sich hin und verfertigte Zeichnungen, die solche Handlungen abbildeten; dabei pflegte er zu trinken. Er gibt zu, daß er sadistische Bilder gezeichnet hat, von gefolterten Frauen, von Frauen, die erstochen und zerstückelt werden, und von Leichen in verschiedenen Stellungen, an denen verschiedene Handlungen vollzogen werden. Er gibt an, all dies geschehe, um sich sexuell zu stimulieren und um zu sehen, ob er sein Sexualverlangen anstacheln könne, von dem er zugibt, daß es beständig schwächer wird."[28]

Dieser Fall stellt gegenüber dem negativen Zusammenhang zwischen dem Interesse am Lesen und dem Ausagieren die Ausnahme dar. Er bildet selbstverständlich keine Ausnahme gegenüber unseren bisherigen Ausführungen über die Ursachen kriminellen Handelns. Der spezielle Gebrauch, den dieser Mann von der Literatur macht - der Parallelen aufweist zum Verhalten jener, die Kriminologie studieren, um das "perfekte" Verbrechen zu planen -, wird uns in einem späteren Abschnitt dieses Berichts noch beschäftigen. Im großen und ganzen stimmen heutige Kriminologen mit der psychologischen Theorie dahingehend überein, daß einige der essentiellen Ursachen der Kriminalität in frühkindlichen Erfahrungen zu suchen sind.

Niemand, ob er nun der psychoanalytischen Theorie Glauben schenkt oder nicht, wird das Problem damit ad acta legen. Denn selbst wenn man den psychoanalytischen Ansatz für geeignet hält, unser Verständnis der Jugendkriminalität zu vertiefen, wäre es eine gravierende Vereinfachung dieser Theorie, die nach den ersten Lebensjahren herausgebildete Persönlichkeit als unwandelbar aufzufassen oder Umwelteinflüsse - wie eben die Lektüre - als für die Persönlichkeitsentwicklung irrelevant darzustellen.

Kriminalsoziologische Untersuchungen haben schon seit langem hervorgehoben, daß Persönlichkeitsfaktoren zwar bedeutsam sind, jedoch mit Umweltfaktoren zusammentreffen müssen, um zu kriminellem Verhalten zu führen; dieses entsteht nicht aus einer einzigen, sondern aus einer Vielfalt von Ursachen. In ihrer allgemeinsten Form wird diese Einsicht von Kurt Lewin als psychologisches Gesetz formuliert: Verhalten ist stets eine Funktion sowohl der Persönlichkeit als auch der Umwelt.[29] Obwohl wir gezeigt haben, daß kriminelle Persönlichkeitsdispositionen kaum durch Lesestoff erzeugt sein können, bleibt die Frage zu

klären, ob der Lesestoff zu jenen Umweltfaktoren gehört, die in Verbindung mit einer bestimmten Persönlichkeit Kriminalität hervorbringen.

Wiederum wird in der Literatur über die Umweltbedingungen der Entstehung von Kriminalität der Einfluß schlechter Bücher kaum je erwähnt. Die Forschung hat sich vor allem auf Dinge wie ökonomische Deprivation, schädigende persönliche Erfahrungen, wie sie oft aus Scheidungen resultieren, den Erziehungsstil der Eltern, den Einfluß von Jugendbanden, etc. konzentiert.

Die Betonung dieser von Umwelteinflüssen geformten direkten Erfahrung ist wiederum kein Zufall. Diesen Befunden liegt ein allgemeines Prinzip zugrunde: *Direkte Erfahrungen bestimmen das menschliche Verhalten in weit größerem Ausmaß als Erfahrungen aus zweiter Hand.* Die Beweise für die Wirksamkeit dieses Prinzips stammen aus einem weiten Bereich verschiedener menschlicher Verhaltensweisen.

Man betrachte hier das Beispiel des Drogenmißbrauchs.

Ein Überblicksartikel zu den Forschungsarbeiten auf diesem Gebiet zeigt auf, daß Drogenabhängige über Dealer, andere Anwender und manchmal Ärzte zum erstenmal mit Drogen in Berührung kamen.[30] In einer Untersuchung über 40 Abhängige in Chicago kommt Bingham Dai zur Schlußfolgerung:

"Fast alle diese Süchtigen erhielten ihre ersten Informationen über Opiate und Instruktionen über ihre Anwendung im Umgang mit Drogenabhängigen ... Einige ... wurden aufgrund ihrer emotionalen Identifikation mit anderen Abhängigen selbst abhängig."

Eine Studie über 22 männliche Jugendliche in der Bellevue-Klinik, die von Paul Zimmering und anderen durchgeführt wurde, ergab folgendes Bild:

"22 jugendliche Süchtige in der Bellevue-Klinik wurden im allgemeinen durch Dealer oder andere Süchtige mit Heroin in Berührung gebracht. Es scheint, daß letztere wünschen, daß auch ihre Freunde süchtig werden, um ihre Schuldgefühle zu verringern und das Angebot an Drogen zu erhöhen."

Edward C. Jandy und Maurice Floch untersuchten 43 Fälle in einem Detroiter Jugendgefängnis und fanden heraus:

"11 gaben an, sie wären in Spitälern oder durch Ärzte mit Drogen zusammengebracht worden; 21 sagten, der Umgang mit anderen Abhängigen wäre der entscheidende Faktor gewesen; und 11 sagten, sie hätten Drogen aus Neugierde oder Abenteuerlust ausprobiert."

Diese Befunde werden durch eine Studie weiblicher Süchtiger, die Margaret F. Hall geleitet hatte, unterstützt:

"22 von 37 weiblichen Drogenabhängigen in der staatlichen Besserungsanstalt von Illinois gaben an, sie hätten auf den Rat von Freunden hin mit der Verwendung von Drogen begonnen, 11 sagten, sie wären mit Drogen aufgrund ärztlicher Verschreibung zum erstenmal in Kontakt gekommen und hätten dann in der Gesellschaft von Abhängigen die Verwendung von Drogen zur Gewohnheit entwickelt, zwei führten ihre Sucht lediglich auf ärztlichen Rat zurück, und zwei berichteten, sie hätten aus Eigeninitiative mit der Verwendung von Drogen begonnen."

Die direkte Erfahrung, die mit der Imitation in den gewohnheitsmäßigen Gebrauch von Drogen verbunden ist, wird von den Abhängigen selbst in einprägsamer Weise geschildert:

"Es regnete, und ich war müde. Ich stand in einem Hauseingang, als einer meiner Freunde vorbeikam; er sagte: 'Willst du etwas, das dich aufmuntert?' 'Sicher', sagte ich, und dann warfen wir die Tabletten ein."

"Ich war auf einer Party, und alle unterhielten sich blendend. Ich wollte dazugehören - ich dachte, wenn es ihnen nicht schadete, dann konnte es mir auch nicht schaden; so kam der Ball ins Rollen. Damals waren wir auf Kokain. Zwei oder drei boten mir das Zeug an; sie sagten: 'Hier, wenn du es einmal versuchen möchtest.' Ich habe es angenommen. Sie haben nicht versucht, mich abhängig zu machen - sie haben es mir einfach so gegeben."

"Es war in der Schule; damals haben alle Burschen das Zeug verwendet. Ein Freund hat mir etwas angeboten - er hat gesagt, es sei etwas ganz anderes. Er hatte eben erst selbst damit begonnen und wollte, daß auch ich es probiere."[31]

Die vorrangige Bedeutung der direkten gegenüber der indirekten Erfahrung beschränkt sich natürlich nicht auf die Bestimmungsgründe des asozialen Verhaltens. Untersuchungen des Wählerverhaltens z.B. haben dasselbe Resultat zutage gefördert: Der direkte persönliche Einfluß in Kleingruppen ist ein wichtigerer Faktor als die Massenmedien, die im Verlauf von Wahlkampagnen eingesetzt werden.[32] In *The people's choice* wird z.B. darauf hingewiesen, daß "an jedem durchschnittlichen Tag (des Wahlkampfes) um mindestens 10 Prozent mehr Leute aktiv oder passiv an Diskussionen über die Wahlen teilnahmen als einer Wahlrede zuhörten oder die Wahlkampfberichterstattung in den Zeitungen verfolgten." Im selben Buch werden auch die psychologischen Stärken des persönlichen Kontakts genauer erörtert; fünf Merkmale, die die persönliche Interaktion zu einem besonders wirksamen Bestimmungsfaktor der Wahlentscheidung machen, werden in diesem Zusammenhang behandelt. Der persönliche Kontakt ist umfassender und weniger zielgerichtet als Lesestoff; er ermöglicht es, auf allfällige Widerstände flexibler zu reagieren; er gestattet es, kooperatives Verhalten sofort und in persönlicher Weise zu belohnen; er beruht auf jenem Vertrauensvorschuß, den wir im allgemeinen einer sehr vertrauten Informationsquelle gewähren; und er kann überreden, ohne deshalb die Überzeugungen zu verändern. Mutatis mutandis gelten diese Befunde wohl auch für den Unterschied zwischen der persönlichen Verführung zum Drogenmißbrauch und den Verlockungen, die vom gedruckten Wort ausgehen.

Ein anderer Bereich, wo das Prinzip nachgewiesen wurde, daß direkte Erfahrungen folgenreicher sind als indirekte, ist jener der Vorurteile und des Wandels von Vorurteilen in Reaktion auf verschiedene Einflüsse. Eine große Anzahl von Studien über die Auswirkungen der Massenmedien und über die Auswirkungen des direkten Kontakts mit Mitgliedern der Gruppe, der gegenüber man negativ eingestellt ist, hat die heute in weiten Kreisen akzeptierte *Kontakthypothese*

hervorgebracht, also die Auffassung, daß die direkte Erfahrung eher den Wandel von Vorurteilen bewirken kann als das gedruckte Wort.[33]

Es sei jedoch angemerkt, daß der persönliche Kontakt nicht immer "gute" Auswirkungen haben muß, im Sinne eines Abbaus von Vorurteilen. Borowitz hat gezeigt, daß der persönliche Kontakt mit vorurteilsbehafteten Individuen zur Übernahme ihrer Vorurteile führt, ohne daß die Mitglieder der Gruppe, auf die sich die Vorurteile beziehen, irgend etwas mit der Sache zu tun hätten.[34] Worauf es hier jedenfalls ankommt, ist die Tatsache, daß der direkte Kontakt das Verhalten und die Gefühle stärker beeinflußt als die Lektüre.

Natürlich enthalten die beiden Kinseyberichte[35] eine Fülle von Material zur Frage der relativen Bedeutung der direkten und indirekten Erfahrung. Aus diesem - und nur aus diesem - Grund zitieren wir die folgenden Daten aus Kinseys Material. Selbstverständlich sollte man nicht die Annahme treffen, daß Kinsey die direkte oder indirekte Erfahrung der sexuellen Erregung für asozial oder unerwünscht hält.

Die relevanten Befunde Kinseys über Männer können folgendermaßen zusammengefaßt werden:

1. Die sexuelle Reaktion vor der Pubertät ist sehr allgemein. Viele Reize, sexuelle und nicht-sexuelle, sind in der Lage, einige Komponenten der sexuellen Erregung auszulösen. Bei Kinsey findet sich kein Hinweis, daß erotische Literatur für diese Altersgruppe besonders stimulierend wäre.
2. Jugendliche können zwar durch rein psychologische Reize - wie etwa obszöne Literatur - erregt werden, doch sind sie im allgemeinen direkten physischen Reizen eher zugänglich.
3. Erwachsene bilden die Altersgruppe, die die relativ höchste Wahrscheinlichkeit aufweist, durch indirekte Erfahrungen wie z.B. erotische Literatur in Erregung versetzt zu werden. (Auch hier übertrifft jedoch die direkte Erfahrung die indirekte Erfahrung bei weitem an Wirksamkeit.) Dies trifft vor allem auf erwachsene Männer der höheren sozio-ökonomischen Schichten zu, die sich als die häufigsten Leser obszöner Literatur herausgestellt haben.

Die Schlußfolgerung, die man aus diesen Punkten ableiten kann, ist die, daß obszöne Literatur bei jener Gruppe, die am ehesten zu Jugendkriminalität neigt - den Heranwachsenden der unteren ökonomischen Schichten -, am wenigsten geeignet ist, sexuelle Erregung hervorzurufen.

Gesamt gesehen bleiben nach Kinsey 88 Prozent der Frauen und 46 Prozent der Männer von nicht-physischen Reizen - darunter auch die Lektüre - gänzlich unberührt. (In der geringen Zahl der Fälle seiner Stichprobe, wo Kinsey fand, daß Frauen von Lesestoff sexuell erregt wurden, wurde der Effekt nicht von obszönem oder erotischem Material ausgelöst, sondern von romantischer Literatur und Liebesgeschichten.)

Bisher hat unsere Suche nach psychologischem Wissen, das für die Behauptung relevant ist, daß "schlechte" Bücher schlechte Taten hervorbringen, folgenden Verlauf genommen: Wir haben zunächst festgehalten, daß Experten der Kriminologie und der psychologischen Theorie Persönlichkeitsmerkmale als wichtige und notwendige Bedingungen der Kriminalität betrachten. Die relevanten persönlichen Prädispositionen werden in den frühen Lebensjahren geformt, lange bevor es überhaupt technisch möglich ist, mit potentiell schädlicher Literatur in Berührung zu kommen. Persönlichkeitsmerkmale können jedoch durch Umwelteinflüsse zum Positiven oder zum Negativen hin verändert werden. Diese Veränderungen können durch direkte oder durch indirekte Erfahrungen herbeigeführt werden. Wir verfügen über Beweise aus verschiedenen Bereichen, daß direkte Erfahrungen das menschliche Verhalten wesentlich stärker beeinflussen als Erfahrungen aus zweiter Hand. Dies impliziert nicht, daß indirekte Erfahrungen notwendigerweise wenig intensiv sind, noch schließt es selbstverständlich die Möglichkeit aus, daß bei Vorliegen der wichtigeren Einflußfaktoren der Kriminalität ein Buch dennoch als Auslöser einer kriminellen Handlung dienen kann. Es konnten allerdings keine empirischen Nachweise dieses Effektes - sozusagen des letzten Strohhalms - gefunden werden.

Unser erster Versuch hat, in anderen Worten, keine Beweise der Behauptung zutage gefördert, daß kriminelle Handlungen häufig durch die Lektüre "schlechter" Literatur herbeigeführt werden.

Die Auswirkungen des geschriebenen Wortes

Obwohl nichts darauf hinweist, daß asoziales Verhalten in signifikantem Ausmaß durch "schlechte" Bücher verursacht wird, wäre es natürlich hahnebüchen zu schließen, daß der Leser durch seinen Lesestoff nicht beeinflußt wird oder daß dieser Einfluß notwendigerweise gut statt schlecht ist.

Die schieren Massen von Lesematerial, das in diesem Land produziert und konsumiert wird, legen nahe, daß das geschriebene Wort im Leben der Nation eine immer wichtigere Rolle spielt. 1952 wurden in diesem Land 11840 Buchtitel publiziert (Neuerscheinungen und Neuausgaben), eine Zahl, die nur von Großbritannien übertroffen wird (18066 im Jahr 1951). In den USA betrug die Zunahme gegenüber der durchschnittlichen Produktion in den Jahren vor dem Krieg 4 Prozent. Zu den Büchern gehören billige Taschenbücher; von diesen kamen im Jahr 1950 940 und 1951 972 auf den Markt.[36] Die Anzahl der verkauften Taschenbücher wurde auf 214 Millionen für das Jahr 1950 und auf 231 Millionen für 1951 geschätzt. Um ein Bild des Produktionsvolumens zu gewinnen, sollte ergänzt werden, daß in den Vereinigten Staaten jährlich 3,5 Milliarden Exemplare von verschiedenen Arten von Zeitschriften und Illustrierten verkauft werden. Zusätzlich ist bekannt, daß unter der Hand harte pornographische Materialien verkauft werden, deren Volumen sich der statistischen Erfassung gänzlich entzieht.

Es ist selbstverständlich unmöglich, diese gewaltige Masse von Lesestoff in "gute" und "schlechte" Literatur einzuteilen, auch nicht bei Wahl der willkürlichsten Standards. Einige aufs Geratewohl herausgegriffene Zahlen können illustrieren, mit welcher Bandbreite wir es hier zu tun haben. *Four tragedies of William Shakespeare* wurde 1939 als Taschenbuch publiziert und seitdem in 1 583 000 Exemplaren verkauft; Ourslers *The greatest story ever told*, 1951 ebenfalls als Taschenbuch publiziert, hält bei einer verkauften Auflage von 1,5 Millionen.[37] Einer anderen Schätzung zufolge[38] wurden 1951 in den USA 66 Millionen Detektivgeschichten verkauft. Aus derselben Quelle stammt die Schätzung, daß einige der Romane von Mickey Spillane[39] Auflagen zwischen 2,5 und 10 Millionen erzielt haben.

Für den vorliegenden Zweck ist es von besonderem Interesse, die Verkaufszahlen von Comic-Heften zu betrachten. 41 Prozent der zivilen männlichen Erwachsenen und 28 Prozent der Frauen lesen solche Hefte regelmäßig, d.h. mindestens 6 pro Monat; für Collegeabsolventen beträgt diese Zahl 16 Prozent, für die Lehrer des Landes 12 Prozent.

Bei Kindern sind jedoch die entsprechenden Prozentsätze beträchtlich höher. "Im Alter zwischen 6 und 11 Jahren lesen 95 Prozent der Buben und 91 Prozent der Mädchen durchschnittlich 15 Comic-Hefte pro Monat; es gibt hier nur geringe regionale Unterschiede. In der Gruppe der 12- bis 18jährigen lesen mehr als 8 von 10 Kindern noch immer ein Dutzend pro Monat, wobei die Burschen wiederum einen leichten Vorsprung gegenüber den Mädchen haben."[40]

Es hat den Anschein, als ob die Millionen, die die billigen Taschenbücher und Comics lesen, die nun in noch nie gesehenen Mengen angeboten werden, *neue Leser* seien; sie haben nicht anderen Lesestoff durch diese billigeren Produkte ersetzt, sondern sie haben wahrscheinlich nichts gelesen oder zumindest weniger gelesen, als diese neuen Publikationsformen noch nicht existierten.

Um eine adäquate Perspektive auf die möglicherweise vorhandenen Probleme zu gewinnen, die mit diesen Büchern verknüpft sind, muß man auch die anderen Massenmedien berücksichtigen, die weitgehend ähnliche Inhalte verbreiten, vor allem das Fernsehen, den Film und das Radio. Über das Publikum dieser Massenmedien gibt es heute bereits ein nicht unbeträchtliches Ausmaß an empirischer Forschung.[41] Viele dieser Studien verweisen darauf, daß auf das Lesen weniger Zeit verwendet wird als auf die anderen Massenmedien. Obwohl es in diesem Land praktisch keinen Analphabetismus gibt, ist das Lesen dennoch eine Fertigkeit, die in höherem Ausmaß als das Sehen oder Hören durch beständige Übung und durch die Dauer der formalen Schulbildung verbessert wird. Je höher also das Bildungsniveau, desto häufiger wird das Lesen den anderen Medien der Massenkommunikation als Freizeitaktivität vorgezogen. Beim Radiohören und beim Besuch von Filmen zeigen sich keine derartigen Unterschiede. (Diese Studien enthalten noch keine quantitativen Befunde über die Fernsehgewohnheiten.) Davon abgesehen scheinen jedoch die Medien nicht miteinander zu konkurrieren, wie häufig vermutet wird; es besteht stattdessen eine Tendenz zu

einem "Alles-oder-nichts"-Verhalten: Leute, die gerne lesen, hören auch gerne Radio und gehen gerne ins Kino, während jene, die nicht gerne lesen, auch mit den anderen Massenmedien weniger anfangen können.

Die Massenmedien produzieren also überwältigende Mengen von Material, das Millionen von Leuten täglich Erfahrungen aus zweiter Hand zur Verfügung stellt. Da diese Medien Inhalte vermitteln, die sich weitgehend überschneiden und daher vermutlich ähnliche Erfahrungen und Reaktionen auslösen, stellen sich dem Versuch, die Auswirkungen eines einzelnen davon in Isolation zu beschreiben, fast unüberwindliche Hindernisse entgegen.

Wenn wir nun dazu übergehen, die Natur der Erfahrung, die durch das Lesen fiktiven Materials ausgelöst wird, zu analysieren, dann sollte man sich vor Augen halten, daß eine sehr ähnliche - und vielleicht intensivere - Erfahrung durch Zeitungsbericht über "menschliche Schicksale," bei denen der Wirklichkeitscharakter des Ereignisses deutlich akzentuiert ist, verursacht wird; dasselbe gilt auch für das Radio, das Kino und das Fernsehen, die allesamt geringere Anforderungen an die Geschicklichkeit und Phantasie des Publikums stellen.

Die erste Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt - Wer liest was? -, kann in spezifischer Form kaum beantwortet werden, solange nicht wesentlich mehr Forschungsergebnisse vorliegen; und diese Forschungen sollten sich auf Inhalte und Darstellungsformen beziehen statt auf die verschiedenen Medien und auf grobe Klassifikationen, wie jene in Romane, Biographien, Kriminalgeschichten, etc. Allgemein gibt es jedoch Beweismaterial aus einer Reihe verschiedener Quellen, das stets dieselbe Antwort nahelegt: Leute lesen, was ihnen gefällt, d.h. was zu ihren Interessen, ihren Neigungen und ihrer Persönlichkeit paßt.

Diese Einsicht stammt zum Teil aus Untersuchungen über Propaganda, über die Funktion der Massenmedien in Wahlkämpfen und über volksbildnerische Anstrengungen der Massenmedien. Sie wurde an anderer Stelle wie folgt zusammengefaßt:

"Die Kommunikationsforschung hat nachgewiesen, daß es im allgemeinen schwierig ist, durch eine Mitteilung jene Leute zu erreichen, die nicht bereits mit ihrem Inhalt einverstanden sind. Es ist wohlbekannt, daß viele Leute Auffassungen, die ihren eigenen zuwiderlaufen, ausweichen, indem sie sich solchen Auffassungen einfach nicht aussetzen. Jene, die es am nötigsten haben, von bestimmten Mitteilungen beeinflußt zu werden, haben die geringste Wahrscheinlichkeit, von ihnen erreicht zu werden.

So gehört der Großteil der Hörer von allgemeinbildenden Radioprogrammen den gebildeteren Schichten der Zuhörerschaft an. Eine Studie über ein Rundfunkprogramm, das die Freundschaft, die Zusammenarbeit und den wechselseitigen Respekt zwischen verschiedenen Gruppen von Einwanderer fördern sollte, ergab, daß eine Sendung über Italiener vor allem von Italienern gehört wurde, eine über Polen hauptsächlich von Polen usw. In ganz ähnlicher Weise ist von Propaganda im Dienst des Abbaus von Vorurteilen zu erwarten, daß sie unter

ihren Adressaten eher die Vorurteilsfreien als die mit Vorurteilen Behafteten erreichen oder beeinflussen wird."[42]

Das Prinzip, das diesen Befunden zugrundeliegt - die durch verschiedene Wahlkampfstudien bestätigt wurden, die nachwiesen, daß sich Republikaner hauptsächlich der Propaganda der Republikaner aussetzen, Demokraten jener der Demokraten -, läuft darauf hinaus, daß Vertrautheit Interesse erzeugt, Fremdheit hingegen Mißtrauen und Zurückweisung. Soweit uns bekannt ist, liegen keine empirischen Befunde vor, die die Geltung dieses Prinzips der Selbstselektion des Publikums im Bereich der Auswahl von belletristischen Werken zeigen könnten.

Doch allgemeine Beobachtungen lassen es als äußerst plausibel erscheinen, daß das Prinzip auch hier gilt. Leute beginnen, ein Buch zu lesen, und hören wieder damit auf, weil sie "nicht interessiert" sind, was bedeutet, daß sie darin nichts finden können, was ihre persönlichen Erfahrungen und gegenwärtigen Anliegen berührt. Sie sind nicht in der Lage, zwischen dem Material aus zweiter Hand und der Realität ihres eigenen Lebens eine sinnvolle Verknüpfung herzustellen. Das Dargestellte ist ihnen nicht geläufig; diese Geläufigkeit bezieht sich in der Regel auf Inhalte, seltener auf den Stil oder das Ambiente. Daß Romane und Erzählungen im Gegensatz zu anderen Arten von Büchern eine derart starke Wirkung auf Menschen ausüben, kann natürlich auch unter Bezug auf das Prinzip Vertrautheit erklärt werden - sie handeln von menschlichen Schicksalen, die niemandem fremd sind.

Vor allem junge, aber auch ältere Leser haben Mühe, bloße Beschreibungen oder eine profunde Analyse menschlicher Motive als vertraut zu empfinden. Das ist vielleicht weniger deshalb der Fall, weil ihnen die Motive selbst fremd wären; sicherlich ist es jedoch die Art ihrer Verbalisierung. Was sie in ihren Bann schlägt, ist eine Sequenz von Ereignissen - eine Geschichte. Es ist derzeit noch eine unerforschte Frage, ob die gewaltige und unleugbare Anziehungskraft von Comics und Detektivgeschichten tatsächlich auf ihren oft vulgären und brutalen Inhalt zurückzuführen ist oder auf die Tatsache, daß sie gute Geschichten enthalten.

"Mr. Somerset Maugham hat die Vermutung ausgesprochen, daß sich sehr viele Leute der Detektivgeschichte zugewendet haben, weil sie das einzige literarische Genre darstellt, wo das reine Geschichtenerzählen überlebt hat; der ernsthafte Romancier ist auf dieser Dimension schwächlich und verinnerlicht worden - zu philosophisch, zu psychiatrisch, zu symbolisch."[43]

Insofern dieses Prinzip der Selbst-Selektion bei der Wahl der Lektüre wirksam ist, muß von den im vorhergehenden Abschnitt erörterten Persönlichkeitsfaktoren angenommen werden, daß sie für die Auswirkungen von Büchern eine Rolle spielen. Mit anderen Worten ist das, was ein Leser einem Buch abgewinnen kann, vor allem dadurch bestimmt, was er bereits mitbringt. Es ist wohlbekannt, daß Wörterbücher, Lexika und anderes neutrales Material gelegentlich das liefern können, was "schlechte" Bücher angeblich liefern, aufgrund der selektiven Bedürfnisse und Interessen des Lesers. Hinsichtlich dieser Selbst-Selektion von

Büchern und noch mehr des Brennpunkts der Aufmerksamkeit gibt es kein Gut oder Böse, nur ein Denken, daß etwas gut oder böse ist.

Das ist jedoch sicherlich noch nicht alles. Die Vertrautheit als notwendige Bedingung, um den Leser bei der Stange zu halten, bezieht sich natürlich nur auf einige wenige Themen oder Ideen einer Geschichte. Wenn das Werk als Ganzes wohlbekannt ist, treten bei allen Lesern - mit Ausnahme der ganz jungen - Langeweile und Überdruß an die Stelle des Interesses. Das vertraute Detail hingegen erzeugt im Leser die Bereitwilligkeit, sich für das Neuartige zu interessieren und mit ihm vertraut zu werden. Es ist dies ein weites Feld, wo der Leser Informationen und Standards aufnehmen kann, die er wissentlich und willentlich nicht ausgewählt hätte. Wenn die Erweiterung des Horizonts in dieser Weise abläuft, dann werden die guten oder schlechten Auswirkungen der Literatur potentiell tatsächlich sehr bedeutsam sein.

Es gibt jedoch einige empirische Hinweise darauf, daß die Aufnahme von Informationen rascher und reibungsloser erfolgt als die Übernahme von Einstellungen, Werten und Standards, die der etablierten Weltsicht des Individuums zuwiderlaufen. Obwohl auch dieses Beweismaterial indirekter Natur ist, regt es doch zumindest einige plausible Vermutungen über die Auswirkungen von Literatur an.

Während des Zweiten Weltkriegs untersuchten Carl Hovland und seine Mitarbeiter den Einfluß eines Films, der darauf abzielte, den Informationsstand und die Einstellungen amerikanischer Soldaten über die mit ihnen verbündete britische Armee zu verbessern.[44] Während der Film das Informationsniveau in signifikanter Weise anhob, gab es kaum Auswirkungen auf die Einstellungen der Soldaten. Ein ganz ähnliches Ergebnis lieferte eine methodisch strenge Untersuchung der Auswirkungen eines Films mit dem Titel *Don't be a sucker* auf Schulkinder.[45] Der Film vermittelte den Kindern bestimmte Tatsachen; die Einstellungen und Werte, die der Film vertrat, stellten allerdings eine Botschaft dar, die auf die Kinder kaum Eindruck machte. Aufgrund dieser und einiger anderer davon unabhängiger Studien gibt es heute einen ziemlich verbreiteten Konsens unter den Kommunikationsforschern, daß solche Mitteilungen Information verbreiten könnten und daß sie darüber hinaus jene Einstellungen des Publikums bestätigen und verstärken, die mit den Standards und Werten der Mitteilung zusammenfallen. Allerdings gelingt es ihnen *nicht*, Personen mit konträren Einstellungen zu bekehren. Tatsächlich ist der Widerstand des einzelnen gegen Bekehrung durch die Massenmedien so stark, daß er nicht selten ein ganzes Repertoire defensiver Reaktionen entwickelt; hiezu gehört die Umdeutung des kommunikativen Inhalts derart, daß er sich in die eigenen Bedürfnisse und Einstellungen einfügt.[46]

Im Licht dieser Studien sollte man annehmen dürfen, daß jemand, dessen Einstellungen und Werte ziemlich gut entwickelt sind, von den Einstellungen und Werten, die ihm in seiner Lektüre begegnen, nicht übermäßig beeinflußt wird, wenn seine ursprüngliche Haltung jener des Buches zuwiderläuft. Umgekehrt können bereits existierende positive Einstellungen gegenüber dem Obszönen und

dem Unmoralischen durch die entsprechende Lektüre vermutlich verstärkt werden.

Was bisher über die Schwierigkeiten gesagt wurde, durch das geschriebene Wort Einstellungen zu modifizieren, gilt selbstverständlich nur in jenen Fällen, wo bereits Einstellungen vorliegen. Nun gibt es freilich viele Lebensbereiche, wo das nicht der Fall ist, vor allem bei Kindern und Jugendlichen. Wenn wir Einstellungen als Residuum vergangener Erfahrungen auffassen, die sich in irgendeiner Form auf den Inhalt der Einstellungen beziehen, dann erscheint die Annahme plausibel, daß Einstellungen desto weniger tief verankert sein sollten, je weniger relevante Lebenserfahrung gesammelt wurde. Während der ersten Lebensjahre macht man selbstverständlich Erfahrungen, die die Einstellung gegenüber sexuellen Dingen prägen. In der Regel erzeugen allerdings diese Erfahrungen keine bewußten Einstellungen, die für die spätere Kindheit charakteristisch wären; stattdessen formen und durchdringen sie die ganze Persönlichkeit. In ihrem bewußten Leben sind Kinder in bezug auf sexuelle Beziehungen sehr neugierig; sie sind sich ihrer Wissenslücken ebenso deutlich bewußt wie der Schranken, die sich ihrem Verlangen entgegenstellen, in der Wirklichkeit ihre ersten Ideen auszuprobieren, die eine Mischung aus Phantasien und wahllos gesammelten Informationen darstellen. Sie beschaffen sich diese Information, wo immer sie können; und da sie in der Sache noch über keine ausgeformte Einstellung verfügen, leisten sie auch wenig Widerstand gegen die Übernahme der Art von Einstellung, die oft der in schriftlichem Material enthaltenen Information zugrundeliegt und mit dieser nicht selten in unentwirrbarer Weise verwoben ist. In einem gewissen Alter nehmen vermutlich Kinder z.B. die Idee, daß Sex und Brutalität zusammengehören, so gutgläubig hin wie die Vorstellung, daß die Erde rund ist.

In ihrer Studie über den Film trifft Ruth Inglis eine ganz ähnliche Annahme, wenn sie sagt: "Es ist zu vermuten, daß Filme ihren größten Einfluß dort ausüben, wo es in der Umwelt der Zuschauer keine alternative Quelle von Informationen oder Bildern gibt. So können z.B. Kinder zeitweilig beeinflußt werden, weil sie es einfach nicht besser wissen."[47]

Wenn wir Grund zur Annahme haben, daß die Quellen, aus denen Kinder ihre Information über sexuelle Dinge beziehen, durch Obszönität, Gewalt, Brutalität und Aggression verunreinigt sind, dann sind die Aussichten auf die Herausbildung gesunder Einstellungen gegenüber dem Sex allerdings tatsächlich ziemlich düster.

Im Laufe der Jahre wurden mehrere Studien über die Quellen der Information über sexuelle Belange durchgeführt.[48] Während wir gute Gründe zur Annahme haben, daß einige dieser Quellen tatsächlich getrübt sind, erscheint das gedruckte Wort unter diesen Quellen als relativ unverdächtig. Man nehme z.B. eine Studie von Glenn V. Ramsey.[49] Er interviewte eine Stichprobe männlicher Jugendlicher, die vor allem den mittleren und höheren mittleren Schichten einer Stadt im Mittelwesten mit über 100 000 Einwohnern angehörten. Für unsere Zwecke ist die folgende Tabelle am wichtigsten:

Erste Quellen der sexuellen Information für männliche Jugendliche (Angaben in Prozent)

Erste Quelle	Herkunft der Babys	Ejakulation	nächtlicher Samenerguß	Empfängnis-verhütung	Menstrua-tion	Masturba-tion	Geschlechts-verkehr	Prostitu-tion	Geschlechts-krankheiten
Unterhaltung mit Freunden	52,5	67,4	68,0	92,1	57,6	44,2	90,9	93,0	65,5
Unterhaltung mit Mädchen	0,7			0,5	4,3		1,7		
Mutter	27,5	1,3	2,8	2,7	20,2	1,0	0,5	1,5	4,8
Vater	3,5	2,6	2,8	1,6	4,3		1,0	1,9	4,8
Druckschriften	4,4	2,2	1,6	1,0	5,1	2,1	2,1	1,3	14,3
Erwachsene	3,0	1,3	2,4	0,5	4,3	0,4	0,5	1,3	6,8
Beobachtung	4,1	11,3			2,1	21,2	0,7		
Direkte Erfahrung		10,9	22,4			30,7			
Andere (Schule, Radio, etc.)	2,2								3,8
Unbekannt, unbestimmt	2,1	3,0		1,6	2,1	0,4	2,6	1,0	

Es sollte selbstverständlich berücksichtigt werden, daß die in der Tabelle erwähnten Druckschriften vermutlich zum allergrößten Teil aus moralischen Aufklärungsschriften bestehen und nicht zu jener Art gehören dürften, gegen die sich die Zensur richten soll. Es ist auch möglich, daß diese Jugendlichen sich der Tatsache nicht bewußt waren, daß bestimmte Formen der Literatur ihnen tatsächlich Information über sexuelle Dinge vermittelt hatten, die sich Kinder ja schließlich aus einer Vielfalt von Quellen stückweise zusammensuchen müssen. Das veröffentlichte Material über die Quellen sexueller Information legt allerdings ziemlich einhellig nahe, daß gedrucktes Material eine sehr unbedeutende Rolle spielt, zumindest im Bewußtsein der befragten Kinder.

Die Einschränkung, daß Kinder der Ansicht sein könnten, daß literarisches Material in solchen Interviews nicht als Informationsquelle erwähnt zu werden braucht, sollte jedoch ernst genommen werden. Es kann sein, daß sie ihrer belletristischen Lektüre wesentlich mehr entnehmen, als ihnen tatsächlich bewußt ist. Es wird dann notwendig, die Natur des psychologischen Prozesses, durch den Literatur auf den Leser einwirkt, zu betrachten. Über diesen Bereich ist noch nicht viel gearbeitet worden. Glücklicherweise haben jedoch Katherine Wolf und Marjorie Fiske eine außergewöhnlich einfühlsame Studie über die Prozesse durchgeführt, die ablaufen, wenn Kinder Comics lesen.[50] Der wichtigste Begriff, den sie an die Analyse dieses Prozesses heranbringen, ist der der Identifikation mit dem Helden. Sie betrachten diese Identifikation im Licht der speziellen psychologischen Bedürfnisse der verschiedenen untersuchten Altersgruppen; dies gestattet ihnen eine besonders differenzierte Analyse.

Es besteht in der amerikanischen Kultur und manchmal auch in psychologischen Schriften eine Tendenz, Kinder als kleine Erwachsene zu betrachten, also anzunehmen, daß im Kind dieselben Prozesse wie im Erwachsenen in sozusagen verkleinertem Maßstab ablaufen. Diese Annahme ist tatsächlich ziemlich unberechtigt. Kinder unter zehn Jahren erscheint die Welt der Phantasie von der Realität weit weniger deutlich geschieden, als dies bei Erwachsenen der Fall ist. In diesem Stadium stellen Comics und andere literarische Erzeugnisse das Personal der Phantasiewelt; die Kinder erleben die fiktiven Charaktere, als wären sie wirklich, und handeln so (und nicht nur in ihren Spielen), als wären sie tatsächlich Charaktere in einer Geschichte. Wenn diese Charaktere zu dem, was Kinder tun und verstehen können, passen, dann fällt ihnen dieses Rollenspiel nicht nur leicht, sondern erfüllt auch eine nützliche Funktion. Mit zunehmendem Alter wird z.B. die Behauptung "Ich bin der Sheriff" weniger befriedigend. "Als ob es erkennen müßte, daß es nicht wirklich all die Formen und Gestalten annehmen kann, die es während der frühen Phase angenommen hat, wird das Ich des Kindes eingeengt." Da die Grenzen der Wirklichkeit nun besser verstanden werden, verlegt sich das Kind auf die phantastische Sorte von Comics, die seine Machtgelüste nur mehr in der Phantasie befriedigen. Auch wenn es erkennt, daß in der wirklichen Welt seine Macht gering ist, tröstet sich das Kind durch die Identifikation z.B. mit Superman. Eine Zeitlang kann nun der junge Leser phantastische

Taten vollbringen, nicht mehr durch Ausagieren, sondern in der Vorstellung. Die Identifikation mit dem Helden wird nun zum Vehikel der Flucht vor der Realität. Der Leser wechselt in eine Phantasiewelt über, wo alles verstehbar und vorhersagbar ist und wo er es ist, der alle Probleme löst.

Für das *normale* Kind verlieren diese großen Befriedigungen ab einem gewissen Alter allmählich an Bedeutung. Im Alter von ungefähr 13 Jahren wird die wirkliche Welt interessanter, gerade weil sie weniger vorhersagbar ist. Comics beginnen ihre Macht über den Verstand einzubüßen.

Der Comics-Fan bleibt allerdings bei seiner Lektüre. Nach dieser Studie ist der Fan allem Anschein nach ein Kind, dessen Ausgeglichenheit und Sicherheit unterminiert worden sind. Der Fan hat nicht einmal genug Selbstvertrauen, um sich mit dem Helden zu identifizieren. Stattdessen sieht er sich in einer eher passiven Rolle, in der er vom Helden stets beschützt wird. Das Bedürfnis der Fans, der Realität zu entfliehen, ist ungebrochen, und sie träumen von Sicherheit unter den phantasierten Fittichen eines Comic-Heft-Helden. Bezeichnend dafür ist der Befund, daß 52 Prozent der Kinder in der Studie von Wolf und Fiske, die unterdurchschnittlich groß waren - eine häufige Ursache der Unsicherheit - Fans waren, während nur 16 Prozent der überdurchschnittlich großen Kinder zur Gruppe der Fans gehörten. Für das schlecht angepaßte Kind können also Comics eine echte Gefahr darstellen, auch wenn sie gänzlich frei von sexuellen Anspielungen oder von Brutalität sind: Es mag sich durch die Lektüre von Comics über seine Unsicherheit hinwegtrösten, wobei dieser Lesestoff seine Beziehung zur Realität weiter untergräbt, seine Passivität verstärkt und es noch apathischer macht. Diese Gefahr unterscheidet sich sehr von den in der Debatte über diese Dinge heraufbeschworenen; doch sie ist keinesfalls weniger ernstzunehmen. Dieser Aspekt wurde von Norbert Muhlen bei seiner Erörterung der Auswirkungen von Comics energisch herausgearbeitet. Er geht zurecht davon aus, daß die Trennlinie zwischen dem normalen und dem gestörten Kind nicht so ohne weiteres zu ziehen ist und daß daher auch die sogenannten Normalen von dem Problem betroffen sein könnten:

"Es geht nicht wirklich darum, daß die Kinder selbst zur Gewalttätigkeit neigen werden; worauf es ankommt, ist, daß sie beginnen, die von anderen ausgeübte Gewalt als 'normal' zu *akzeptieren*, ganz wie Amerikaner während des letzten Krieges begonnen haben, die Idee, Leute in Konzentrationslagern festzuhalten, als normal hinzunehmen, sogar wenn dies von der 'eigenen' Seite praktiziert wird ...

Auch wenn diese Erziehung zur Gewalt kaum eine unmittelbar drohende Gefahr der Verursachung von Wellen der Jugendkriminalität heraufbeschwört, bereitet sie doch einer zukünftigen kriminellen Gesellschaft den Boden. Individuelle Unsicherheit und soziale Angst, die gemeinsamen Wurzeln des Trends zum Mord in der Unterhaltung und der steigenden Jugendkriminalität, können Gewalt und Schrecken zur normalen Grundlage der Gesellschaft machen, während sie bloß ein abnormes individuelles Verhaltensmuster darstellen. Sollte das der

Fall sein, dann könnte auch zutreffen, daß Comics bei der Erziehung einer ganzen Generation mitwirken, die für eine autoritäre Gesellschaft besser vorbereitet sein wird als für die Demokratie."[51]

Die allgemeine Gefahr, die Mr. Muhlen in seinem letzten Satz beschreibt, erschöpft sich nicht in der Macht der Comics, bei ihren Fans Passivität und Apathie zu erzeugen. Sie sollte stattdessen im Zusammenhang mit dem skizzierten Prozeß gesehen werden, nämlich der Hervorbringung von Einstellungen dort, wo vorher keine bewußten Einstellungen vorhanden waren. So werden etwa jene, die zum Rückzug aus der Realität prädisponiert sind, sich mit den wohlfeilen Belohnungen, die man sich beim Lesen verschaffen kann, zufriedengeben, statt die größere Herausforderung des Lebens anzunehmen. Jene hingegen, die sich normal entwickeln und sich nicht mit Phantasien bescheiden, könnten mit der durch die Lektüre erworbenen Information und aufgrund der Befriedigung, die alle Leser aus einer gewissen Identifikation mit dem fiktiven Charakter beziehen, sehr wohl eine Weltsicht entwickeln, in der die Brutalität die menschlichen Beziehungen - darunter auch jene zwischen Männern und Frauen - beherrscht. Da Kinder solchem Material keine echte Überprüfung der Realität gegenüberstellen können und da ihnen ihre begrenzten Erfahrungen nicht genug Daten zur Verfügung gestellt haben, um selbständig eine Einstellung zu entwickeln, die sie gegen diesen "osmotischen" Prozeß schützen könnte, ist ihre geistige Entwicklung tatsächlich gefährdet, wenn sie mit Material konfrontiert werden, das ihnen aus anderen Gründen gefällt.

Dieser Erörterung des Prozesses, bei dem Kinder durch das gedruckte Wort beeinflußt werden, liegen bestimmte psychologische Annahmen über den analogen Prozeß bei Erwachsenen zugrunde. Auch hier werden wir wahrscheinlich Formen der Ersatzbefriedigung und eine temporäre Flucht vor der Realität finden. Was wir nicht finden werden, ist, daß Einstellungen ohne größeren Aufwand modifiziert werden. Ob die Erfahrung aus zweiter Hand die Persönlichkeit und den Geist des Lesers bereichert, oder ob der Inhalt eines Buches das innere Leben des Leser unberührt läßt, wird aller Wahrscheinlichkeit nach von den Neigungen der Person und vom Inhalt des Buches abhängen. Daß Verhaltensstandards untergraben werden, kann dort vorkommen, wo bereits der Keim der Korruption gelegt ist. Die mißtrauische Erwartung, daß andere auf diese Weise verdorben werden, mag sogar noch häufiger sein; sie kann von wirklichen Ereignissen ablenken, über die man sich ebenfalls entrüsten könnte, die aber als alltäglich hingenommen werden, statt gegen sie anzukämpfen.

Wir können nun zusammenfassen, was wir über die Auswirkungen von Büchern auf ihre Leser gesagt haben. (1) Halten wir fest, daß es praktisch unmöglich ist, die Auswirkungen der Lektüre von Büchern von jenen des Zeitunglesens oder der Beeinflussung durch irgendein anderes Massenkommunikationsmittel zu isolieren. (2) Es gibt einiges an indirektem Beweismaterial, das darauf hinweist, daß das Publikum der Massenmedien diesen gegenüber Formen der Selbstselektion ausübt. Es werden vor allem Inhalte ausgewählt, zu denen eine

Beziehung der Vertrautheit besteht; in vielen Fällen jene, mit denen das Auditorium im Grunde übereinstimmt. In gewissem Ausmaß bestimmt das, was der Leser an das Buch heranträgt, dessen Auswirkungen. Und man sollte sich vor Augen halten, daß der "schlechte" Geist und das "gute" Buch eine schlimmere Kombination darstellen können als der "gute" Geist und das "schlechte" Buch. (3) Einige Untersuchungen verwandter Problemstellungen legen nahe, daß die Massenmedien das Informationsniveau stärker beeinflussen als die Einstellungen der Konsumenten. (4) Allerdings haben wir darauf hingewiesen, daß der Begriff der Einstellungsresistenz gegenüber Veränderungen durch Literatur nur dort einen Sinn ergibt, wo vorgängige Einstellungen bestehen. Wo sich Einstellungen noch nicht verfestigt haben, und vor allem, wo Barrieren gegenüber der Realitätsüberprüfung bestehen, können Einstellungen tatsächlich ebenso leicht übernommen werden wie Informationen. Obwohl Kinder sich der Tatsache nicht bewußt zu sein scheinen, daß sie aus fiktivem Material Information übernehmen, von Einstellungen ganz zu schweigen, mag dies durchaus der Fall sein. (5) Es läßt sich jedoch aus Befunden über die Lektüre von Comics ableiten, daß nur im frühesten Lesealter ein gewisses Ausmaß von Imitation ausgelöst wird, was Platos Annahme stützt, daß die Kunst durch die Verführung zur Nachahmung ihre verderbliche Wirkung entfalten könnte. In einer späteren Phase, ab dem Alter von 11 oder 12 Jahren, finden wir Hinweise auf einen anderen Einfluß der Literatur, der sich mit der Aristotelischen Konzeption besser verträgt. Das Lesen dient als Ersatzbefriedigung für Bedürfnisse und Impulse, die sich nicht in Handlung zu übersetzen brauchen. Insofern die Realität für das heranwachsende Kind stetig interessanter wird, verlieren diese Substitute ihren Anreiz. Das empfängliche Kind allerdings, und wohl auch der anfällige Erwachsene, sind durch Lesestoff gefährdet, der bedeutende und völlig unrealistische Formen der Befriedigung liefert. Die Kluft zwischen der Welt der Wirklichkeit und jener der Phantasie vertieft sich, und der Leser hört nicht auf, letztere vorzuziehen. Er kann sich dann gänzlich von der Realität zurückziehen und apathisch, isoliert und ziellos werden und bereit, sich beliebigen autoritären Strukturen zu unterwerfen. Sogar bei stabileren Personen kann die exzessive und ausschließliche Beschäftigung mit Literatur, in der Gewalt, Haß und Brutalität dargestellt werden, die Weltsicht beeinflussen. Freilich deutet alles darauf hin, daß die gelebte Erfahrung letztlich einen weit größeren Einfluß ausüben wird als ein Anspruchsniveau, das von der Literatur geformt wurde.

Zusammenfassung

Wir haben uns vorgenommen, die Zensurdebatte lediglich aus psychologischer Perspektive zu betrachten. Ein derartiges Unterfangen ist angesichts der Tatsache gerechtfertigt, daß ein Großteil dieser Debatte bestimmte psychologische

Annahmen über die Auswirkungen von Büchern auf ihre Leser trifft. Doch während all der Jahrhunderte des Verlaufs dieser Diskussion war das Problem niemals ein rein psychologisches. Gesellschaftliche, politische, philosophische und religiöse Werte sind in die Diskussion eingeflossen und werden dies zweifellos auch weiterhin tun. Diese Tatsache legt den Erwartungen Schranken auf, die man legitimerweise gegenüber einer psychologischen Analyse der Materie hegen kann. Sie kann bestenfalls einige strittige Punkte klären; entscheiden kann sie die allgemeine Zensurdebatte allerdings nicht.

Auch unsere bereits verengte Fragestellung ist zusätzlichen Beschränkungen unterworfen. Sie entstehen aus der Tatsache, daß bisher kaum psychologische Forschung betrieben wurde, die sich direkt mit den psychologischen Voraussetzungen und Behauptungen der Teilnehmer an der Zensurdebatte befaßt. Ein Großteil des Beweismaterials, das wir angeführt haben, ist indirekter Natur; seine Beweiskraft rührt daher, daß verschiedene Zugänge zu einer Fragestellung zu ähnlichen Schlußfolgerungen führen. Viele der im vorhergehenden präsentierten Argumente stützen sich auf Analogien statt auf unwiderlegliches Beweismaterial. Das muß nicht unbedingt so bleiben. Zumindest einige, wenn nicht gar alle der aus der Zensurdebatte entstehenden Probleme sind systematischer Forschung zugänglich, für die die moderne Psychologie sowohl die Begriffe als auch Methoden bereitgestellt hat.

Wenn man betrachtet, wie diese Probleme derzeit von jenen formuliert werden, die sich mit den Auswirkungen von Büchern auf die moralische Verfassung unserer Gesellschaft auseinandersetzen, fällt auf, wie vielfältig die Definitionen und Annahmen sind, die dabei Verwendung finden. Wann immer Psychologen mit dem Problem konfrontiert sind, die Auswirkungen bestimmter Reize auf das menschliche Verhalten zu erforschen, dann werden sie fragen: Welche Faktoren beeinflussen das Verhalten? Wie erfolgt diese Beeinflussung? Wer wird beeinflußt? Welche Bedingungen verstärken oder mildern die Auswirkungen? Und wer kann beurteilen, ob die Auswirkungen vorliegen oder nicht?

Die wissenschaftliche Beantwortung dieser Fragen würde zuerst eine Auflistung der möglichen Arten von Antworten auf jede dieser Fragen erfordern. Wenn der Psychologe sich nicht die große Bandbreite der möglichen Reaktionen z.B. auf die Literatur vor Augen hält, wird er wahrscheinlich nicht in der Lage sein, den Einfluß - Mechanismus zur Gänze zu erfassen. Denn daß ein Buch, das die Kriminalität verherrlicht, kein kriminelles Verhalten nach sich zieht, heißt natürlich nicht, daß es überhaupt keine spezifischen Reaktionen auslöst.

Die Erstellung eines solchen Katalogs ist per se eine recht aufwendige Angelegenheit; die Erledigung dieser Aufgabe wurde im vorliegenden Zusammenhang auch nicht versucht. Angesichts dieser Schwierigkeiten ist es auch nicht überraschend, daß die Untersuchung der von psychologischen Laien getroffenen Annahmen über die Auswirkungen von Büchern ein verwirrendes Bild ergibt, wo Definitionen fehlen oder sich als Tautologien entpuppen und die Behauptungen über diese Auswirkungen einen weiteren Bereich umfassen. Ein Aspekt tritt in

der gegenwärtigen Debatte allerdings mit einiger Deutlichkeit hervor: Die meisten Teilnehmer sind zu allererst wegen des Einflusses literarischer Beschreibungen des Sexualverhaltens auf junge Leute besorgt. In zweiter Linie gilt das Hauptaugenmerk Beschreibungen von Gewalttätigkeit und Brutalität. Man befürchtet, daß junge Leute und in gewissem Ausmaß auch Erwachsene durch eine solche Lektüre zur Kriminalität verleitet werden und sozial unerwünschte Wertvorstellungen und Ideen entwickeln. Dieser scheinbare Konsens löst sich allerdings ziemlich rasch auf, wenn man versucht, diese mit subjektiven Wertvorstellungen aufgeladenen Begriffe mit konkretem Inhalt zu füllen.

Eine Durchsicht der verfügbaren psychologischen Literatur regte zwei verschiedene Zugänge zu einigen dieser Probleme an: Erstens eine Analyse des bestehenden Wissen über die Ursachen der Jugendkriminalität, zweitens eine Analyse des Prozesses, durch den Literatur den Leser beeinflußt.

In der ersten Frage sind wir zu dem Schluß gekommen, daß die ausufernde Literatur über die Jugendkriminalität keine Hinweise darauf enthält, daß das Lesen dabei einen wichtigen motivierenden Faktor darstellt. Die Fachleute betonen, daß Jugendkriminalität keine einzelne Ursache hat. Die meisten unter ihnen betrachten die in der frühkindlichen Entwicklungsphase erworbenen Persönlichkeitsmerkmale als notwendige Bedingung der Kriminalität. Diese Persönlichkeitsmerkmale werden durch spätere Ereignisse modifiziert. In der Regel wird dabei angenommen, daß direkte Erfahrungen von größerem Einfluß sind als Erfahrungen aus zweiter Hand, wie sie von der Literatur zur Verfügung gestellt werden. Obwohl es zwar keine Hinweise darauf gibt, daß bestimmte Formen der Lektüre eine Auslöserfunktion für kriminelle Handlungen erfüllen, kann diese Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden; sie sollte daher genauer untersucht werden.

In der zweiten Frage sind wir zu folgenden Schlußfolgerungen gelangt: Es gibt große inhaltliche Überschneidungen zwischen allen Massenkommunikationsmitteln. Die Tageszeitungen, das Fernsehen, das Kino, das Radio und literarische Druckwerke tragen allesamt zur Produktion von sogenanntem „schlechten" Material bei; was dabei variiert, ist die Nähe zur Realität. Es ist praktisch unmöglich, die Auswirkungen eines dieser Medien auf eine Population, die allen von ihnen ausgesetzt ist, zu isolieren. Es gibt einige Hinweise darauf, daß die spezifische Kommunikation, der sich der einzelne aussetzt, zu einem guten Teil selbstgewählt ist. Der Leser nimmt nicht alles auf, was ihm angeboten wird, sondern vor allem das, wofür er bereit ist. Im Bereich der Einstellungen bedeutet das, daß erwachsene Leute es vorziehen, sich Botschaften auszusetzen, die ihre eigenen Handlungen bestätigen. Eine drastische Veränderung von Einstellungen durch die Massenmedien kommt - wenn überhaupt - sehr selten vor. Allem Anschein nach werden aus den Massenmedien Informationen wesentlich bereitwilliger übernommen als Einstellungen, die jenen des Leser zuwiderlaufen.

Kinder, deren Einstellungen sich oft noch nicht verfestigt haben, sind gegenüber der Beeinflussung ihrer Einstellungen vielleicht offener. Dies mag eine besondere Gefahr für jene Jugendlichen darstellen, die unsicher oder in sonstiger

Weise unangepaßt sind und die in der Lektüre von Comics einen Fluchtweg aus einer Realität finden, mit der sie sich nicht auseinanderzusetzen wagen. Für ihren emotionalen Haushalt erfüllt das Lesen die psychologische Funktion, ihnen jene Bedürfnisbefriedigung zu verschaffen, die ihnen die wirkliche Welt vorenthält. Es ist wahrscheinlich, wenn auch noch nicht bewiesen, daß exzessives Lesen dieses Typs bei Kindern jene Faktoren verstärkt, die sie überhaupt zu dieser Lektüre gebracht haben - die Unfähigkeit, der Welt gegenüberzutreten, apathische Reaktionen auf Ereignisse, der Glaube, daß das Individuum hilflos und ohnmächtig ist und von unkontrollierbaren Mächten beherrscht wird, und daher die Bereitwilligkeit, Gewalt und Brutalität in der wirklichen Welt hinzunehmen.

Es war unvermeidlich, daß sich der vorliegende Bericht mit der Erörterung möglicherweise unerwünschter Auswirkungen des Lesens und des Konsums anderer Mittel der Massenkommunikation befaßte. Vielleicht ist es nicht gänzlich unangebracht, ihn mit der Bemerkung zu beenden, daß die tatsächlichen und potentiellen zivilisierten Einflüsse der Literatur und der anderen Mittel der Massenkommunikation eine der wenigen unbestreitbaren Errungenschaften unserer Zeit darstellen.

Schwarze Listen in der Unterhaltungsindustrie

Nationale Sicherheit, Meinungsklima und Unterhaltungsindustrie

Während der letzten Jahre ist die Frage der inneren Sicherheit vielen Personen ganz verschiedener Auffassungen und Wertvorstellungen zum ernsthaften Problem geworden. Vor allem Regierungsmaßnahmen, die darauf abzielen, die Regierungsstellen von allen subversiven Elementen zu säubern, haben eine hitzige nationale Debatte ausgelöst, die manchmal drohte, das Interesse an allen anderen nationalen und internationalen Problemen des Landes an die Wand zu drükken. Allmählich beginnt der stete Strom der Anschuldigungen und Gegenbeschuldigungen zu versiegen; an seine Stelle tritt ein rationalerer Zugang zum Problem der nationalen Sicherheit. Es gibt nun eine weitverbreitete Übereinstimmung unter zweifellos loyalen Bürgern des Landes, daß Mittel und Wege gefunden werden müssen, die Auswüchse der jüngsten Vergangenheit zu vermeiden, ohne dabei die nationale Sicherheit zu gefährden. Vom Präsidenten wurde ein Komitee eingesetzt, um die Sicherheitsverfahren der Regierung kritisch zu überprüfen; die von mutigen Angehörigen beider großer politischer Parteien öffentlich bezogene Position gegenüber den nicht beabsichtigten und unerwünschten Konsequenzen der Sicherheitsverfahren hat ihre Wirkung auf das geistige Klima des Landes nicht verfehlt.

Doch die Exzesse von früher haben sich noch nicht totgelaufen; und heute befürchten viele, daß schon eine kleine Veränderung der internationalen Situation oder auch die unvorhersehbaren Symptome des politischen Fiebers, das für gewöhnlich größere Wahlkämpfe begleitet, uns wieder zum Ausgangspunkt zurückwerfen könnten. Wir haben es also heute mit einer entscheidenden und vielleicht kurzen Periode zu tun, die es gestattet, das geistige Klima rational zu bewerten und zu erörtern.

Es ist von besonderer Bedeutung, daß die nicht vorhergesehenen Konsequenzen der Sicherheitsmaßnahmen der Regierung vollständig ans Tageslicht gebracht werden. In Zeiten der Krise werden diese leicht übersehen. Es gibt zwei derartige Konsequenzen, die sich besonders intensiv auf das Meinungsklima und die Entscheidungsroutinen von Organisationen und Industriebetrieben außerhalb der Regierungsbereiche ausgewirkt haben.

Ursprünglich als "Anti-communism and employment policies in radio and television" in John Cogley (ed.), *Report on blacklisting* II: Radio - television, [New York]: The Fund for the Republic 1956, 221-281, erschienen. Der Appendix, der den Fragebogen, die Randauszählung und die beiden Vorstellungsbriefe enthält, wurde nicht übersetzt (263-281).

Eine rührt von einem Problem her, das vielleicht das schwierigste unter jenen ist, die mit den amtlichen Sicherheitsverfahren verknüpft sind. Es ist dies die Vagheit der Kriterien, die herangezogen werden, um eine unverläßliche Person im Regierungsdienst zu identifizieren, noch bevor sie dem Land Schaden zugefügt hat. Die Problematik und die Konsequenzen der gegenwärtigen Praxis wurden an anderer Stelle wie folgt beschrieben:

"Ist jeder Kommunist ein potentieller Spion oder Saboteur? Ist jeder Leser von Marx eine Gefahr für die Sicherheit des Landes? Soll man jedem Mitglied einer Organisation, die auch Kommunisten zu ihren Mitgliedern zählt, mißtrauen? Wie sollte der innere Feind identifiziert werden? Durch die Ablegung eines Eids? Anhand seiner Lesegewohnheiten? Aufgrund von Ansichten, die er mit Kommunisten teilt? Aufgrund seines Bekanntenkreises?

Die Antworten auf diese Fragen sind nicht einfach. Das FBI sammelt alle Informationen, die für die Bewertung individueller Fälle relevant sein könnten. Da die Erhebungsbeamten Fragen über die Mitgliedschaft in allen möglichen Organisationen stellen, über politische Ansichten und über die Meinungen zu verschiedenen sozialen Problemen, über Interessen und Lesegewohnheiten und verwandte Dinge, ist der Eindruck entstanden, man würde jemandem schaden, wenn man ihm ein aktives Vereinsleben, unorthodoxe oder auch nur deutlich zum Ausdruck gebrachte Auffassungen über öffentliche Angelegenheiten, eine weit gestreute Lektüre usw. attestiert. Der Gedanke stellt sich wie von selbst ein, daß solche Dinge in den Augen der Regierung fragwürdig sein müssen, wenn von Beamten danach gefragt wird. Es ist nur ein kleiner Schritt von der Idee, daß es unklug ist, seine Freunde auf diese Weise zu beschreiben, zur Schlußfolgerung, daß es ebenfalls unklug ist, selbst an derartigen Aktivitäten beteiligt zu sein.

Eine Vielfalt selbsternannter Individuen und Gruppen haben in diesem Prozeß den nächsten Schritt gesetzt. Obwohl sie in keiner offiziellen Beziehung zu der Maschinerie stehen, durch die die nationale Sicherheit geschützt wird, und vielleicht nicht immer durch die Sorge um die nationale Sicherheit motiviert, haben sie öffentlich auf die Vergangenheit von Personen aufmerksam gemacht, die von jenen Verhaltensstandards abweichen, die ihnen als akzeptabel erscheinen. Sie konzentrieren sich dabei auf Bereiche, die jenen, die von den offiziellen Untersuchungsbeamten überprüft werden, ganz ähnlich sind; der entscheidende Unterschied liegt darin, daß die offiziellen Untersuchungen vertraulich sind, während die inoffiziellen soviel Publizität genießen, wie nur möglich ist. Dies läuft selbstverständlich auf eine beträchtliche Verstärkung des Konformitätsdrucks hinaus. Man läuft beständig Gefahr, öffentlich als Individuum bloßgestellt zu werden, das in fragwürdige Aktivitäten verwickelt ist.

Den Tupfen auf dem i steuern schließlich die Arbeitgeber bei. Werbeagenturen, Unternehmer, Schulbehörden, Filmproduzenten - alle schrecken davor zurück, Angestellte, die in dieser Weise auffällig geworden sind, einzustellen oder weiterzubeschäftigen, da irgendein Klient, Kunde oder Sponsor daran Anstoß nehmen könnte."[1]

Auf diese Weise wurde die ursprüngliche Idee, die nationale Sicherheit zu schützen, indem man vielerlei Indizien sammelt und diese in ihrer Gesamtheit und in Verbindung mit anderen Daten bewertet, um festzustellen, ob das gesamte Beweismaterial in stimmiger Weise starke Verdachtsmomente stützt, durch eine Betrachtungsweise abgelöst, der einige wenige Informationen, oft bloß eine einzelne, zum Beweis der Unerwünschtheit eines Beschäftigten in einer Organisation werden, die mit Angelegenheiten der nationalen Sicherheit überhaupt nichts zu tun haben mag.

Die andere Konsequenz der derzeit üblichen Regierungsverfahren besteht darin, daß außerhalb des Regierungsbereichs die diesen Verfahren zugrundeliegenden Motive verdunkelt und nicht selten durch neue ersetzt wurden. Die Regierungsmaßnahmen verfolgten das Ziel, die nationale Sicherheit gegen einen potentiellen inneren Feind zu schützen. Sogar im Regierungsbereich hatten viele Bundesangestellte den Eindruck, daß bei der Anwendung der Sicherheitsmaßnahmen noch andere Motive eine Rolle spielten.[2] Außerhalb der Regierung scheint ein wesentlich drastischerer Wandel jener Motive stattgefunden zu haben, die den Maßnahmen zugrundeliegen, die noch immer weithin als Sicherheitsverfahren bezeichnet werden, auch wenn dies kaum mehr als gerechtfertigt erscheint. Wenn z.B. die Mieter von öffentlich finanzierten Wohnungen aufgefordert werden, ihre Loyalität zu beeiden, ist der Sicherheitsaspekt nicht zu sehen. Auch ist nicht sonderlich klar, wie die Sicherheit der Nation verbessert werden sollte, wenn die Bücher verdächtiger Autoren aus den Bibliotheken entfernt werden oder wenn Lehrer, gegen deren Unterricht keine Einwände erhoben werden, arbeitslos oder sogar mit Berufsverbot belegt werden, weil sie sich auf den Schutz des fünften Zusatzes der Bundesverfassung[3] berufen haben.

Die neuen Motive werden selten explizit gemacht. Betrachtet man die nationale Debatte über das Thema, dann hat es den Anschein, daß die Zwecke, die sich hinter vielen privaten sogenannten Sicherheitsmaßnahmen verbergen, eine große Bandbreite aufweisen: Manche Leute möchten kommunistische Ideen eliminieren; andere möchten Personen, die als Kommunisten oder Sympathisanten verdächtigt oder entlarvt werden, aus allen möglichen Lebensbereichen ausschalten, weil sie entweder befürchten, daß solche Leute einen beträchtlichen Teil ihres Einkommens der kommunistischen Partei zur Verfügung stellen könnten, oder weil sie den Wunsch hegen, solche Leute für ihre Überzeugungen zu bestrafen; wieder andere scheinen von Rachsucht motiviert, die sich gegen eigene oder fremde Leichtgläubigkeit richtet. Und manche Leute legen nahe, daß sogar das nackte Eigeninteresse - in Form des Verlangens nach persönlicher Macht oder finanziellen Vorteilen - bei der Motivation vieler privater Organisationen und Individuen, die sich zum Richter über die Glaubensvorstellungen und Ideen anderer aufgeworfen haben, eine Rolle spielt.

Freilich werden verschiedene Personen verschiedene Urteile darüber abgeben, wie *gut* die relevanten Motive sind. Jedenfalls können diese verschiedenen Motive insofern auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden, als sie zweifellos

wegen der Besorgnisse der Nation über Probleme der inneren Sicherheit ins Spiel gekommen sind. Die relevanten Aspekte des Meinungsklimas im Land tendieren daher dazu, sich weniger auf Sicherheitsfragen als auf ideologische Reinheit zu beziehen; und dieser Zusammenhang, der die Vielfalt der beteiligten Motive widerspiegelt, wird durch das Fehlen allgemein akzeptierter Kriterien der Identifikation der Unreinen verschleiert und verdunkelt.

Die Rundfunk- und Fernsehindustrie ist in jeder Hinsicht besonders hellhörig gegenüber dem Meinungsklima des Landes. Das stellt keine besondere Überraschung dar, da die finanzielle Struktur der Industrie aufs engste mit der Gunst der Öffentlichkeit verwoben ist. Sponsoren wenden viele Millionen Dollar für Rundfunk und Fernsehen auf, um ein Auditorium zu beeindrucken, dessen Reaktionen auf diese Medien nicht unmittelbar beobachtbar sind. Die enorme Größe des Auditoriums erklärt das große Interesse der Industrie an allgemeinen Strömungen der öffentlichen Meinung; und die Anonymität des Publikums macht verständlich, warum die verschiedenen Techniken, die Beliebtheit eines Programmes zu ermitteln, zum Maßstab des Erfolges werden. Doch die meisten Entscheidungsträger sind sich der Tatsache voll und ganz bewußt, daß die Einschätzung der öffentlichen Meinung ein schwieriges Geschäft ist und daß die Verfahren zur Ermittlung der Hörer- und Seherbewertung die Anonymität des Auditoriums nicht gänzlich durchdringen können. In dieser Situation erlangen spontane briefliche oder telefonische Mitteilungen der Hörer und Zuseher eine ziemliche Bedeutung.

Auf allen Ebenen der Industrie, vom Schauspieler, der ein oder zweimal im Jahr eine Nebenrolle erhält, bis zu den großen Stars und den Führungskräften der einzelnen Anstalten, den Werbeagenturen, den Produktionsfirmen und den Sponsoren, sind Geschichten im Umlauf - über die Hochstimmung, die von einer Handvoll zustimmender Briefe der Konsumenten ausgelöst wurde, und über die Niedergeschlagenheit aufgrund einer ähnlich kleinen Anzahl kritischer Stimmen. Freilich mögen die Angehörigen der Unterhaltungsbranche von Berufs wegen einer guten Geschichte gegenüber, wenn sie ihrer habhaft werden können, aufgeschlossener sein als die meisten anderen Leute, und dies mag dazu geführt haben, daß die Bedeutung, die der spontanen Publikumsreaktion beigelegt wird, übertrieben wurde. Dennoch liefert der ausgefeilte Prozeß der Überprüfung und der Überarbeitung, dem Sendungen unterworfen werden, bevor sie tatsächlich ausgestrahlt werden, einen Hinweis auf das Ausmaß, in dem die Publikumsgunst oder zumindest die Abwesenheit von Mißbilligung durch das Publikum von der Unterhaltungsindustrie angestrebt wird.

Reduziert man die Annahmen, die dem Versuch unterliegen, das Publikum nicht zu verärgern, auf ihre wesentlichen Elemente, dann bleibt folgendes übrig: Es ist, als ob die Einkaufsroutinen der amerikanischen Hausfrau folgendermaßen abliefen: (1) Sie sieht eine Fernsehshow, die z.B. von einer Zahnpastafirma gesponsert wird; (2) wenn sie sich das nächste Mal in einer Drogerie befindet und eine Tube Zahnpasta kaufen möchte, ruft sie sich bewußt oder unbewußt

nicht nur den Namen des Produkts und die Verheißungen des Werbespots ins Gedächtnis, sondern die gesamte Show, ob sie ihr gefallen hat oder ob sie gelangweilt war, und alles, was sie über die einzelnen Teilnehmer weiß; und (3) entscheidet sie dann, im Lichte dieser Bewertung, ob sie die betreffende Marke ausprobieren möchte oder nicht. Konfrontiert man Manager mit diesem Schema und mit der geringen psychologischen Wahrscheinlichkeit, daß der Einkauf tatsächlich in dieser Form abläuft, dann antworten sie in der Regel, daß jedenfalls kein schlüssiges Beweismaterial dafür existiert, daß solche Fälle nicht vorkommen, und daß es, da sie das Publikum ohne Risiko unterhalten können, vernünftig ist, solche Risken zu vermeiden.

In den Gesprächen mit Führungskräften der Industrie wurde die Annahme, daß die individuelle Hausfrau den Einkauf als einen bewußten und zielgerichteten politischen Akt betrachtet, absichtlich in extremer Weise formuliert, um etwas über die Grenzen der Aufmerksamkeit herauszufinden, die die Industrie politischen Angelegenheiten widmet. Es wurde jedoch darauf hingewiesen, daß das Problem, dem sich die Industrie gegenübersieht, komplizierter ist und daß ihre Tätigkeit eine rationalere Basis hat, als diese extreme Formulierung nahelegt. Denn selbst wenn allgemeine Einigkeit darüber bestünde, daß die individuelle Hausfrau beim Einkauf keinerlei politische Erwägungen anstellt, hängt der geschäftliche Erfolg des Sponsors nicht nur von individuellen Hausfrauen ab, sondern auch - und vielleicht in direkterer Form - von Groß- und Detailhändlern, Managern oder Einkäufern, die sich entscheiden, einer Marke vor einer anderen den Vorzug zu geben. Dies ist eine viel kleinere Personengruppe; eine Gruppe, die zweifellos über geschäftliche Strategien besser informiert ist, und eine Gruppe, die - wegen ihrer geringen Größe und ihrer wohldefinierten Position - unter Umständen durch Pressure Groups leichter erreicht und beeinflußt werden kann. Diese Mittelsmänner nicht zu verärgern ist ein leicht nachvollziehbares rationales Ziel der Industrie.

Die Annahme, daß diese durch die finanzielle Struktur der Industrie auferlegten Beschränkungen so gravierend sind, daß keine anderen Erwägungen in die Strategien der Unternehmen eingehen können, wäre allerdings falsch. Nicht nur interessieren sich die meisten verantwortungsbewußten Leute für die Qualität der Unterhaltung, sondern es werden auch - worauf Manager der verschiedenen Anstalten hinweisen - tatsächlich die verschiedensten Kontroversen gesendet. Während der letzten ein oder zwei Jahre hat die landesweite Auseinandersetzung über die Art und Weise, in der bestimmte Individuen, Komitees und Gruppen mit Problemen der inneren Sicherheit umgehen, in Rundfunk und Fernsehen ihren Platz gefunden; einige Kommentatoren können sogar auf eine noch längere Phase zurückblicken, während der sie dieser äußerst umstrittenen Angelegenheit Sendezeit eingeräumt haben. Welche Kontroversen von Rundfunk und Fernsehen aufgegriffen werden - und zu welchem Zeitpunkt -, wird selbstverständlich aufgrund allgemeiner Strategien der Medien entschieden werden. Es geht dann schließlich darum, eine Trennlinie zu ziehen, die hier - wie anderswo -

kaum jemals zwischen schwarz und weiß verläuft, sondern zwischen verschiedenen Schattierungen von grau.

Nicht nur in inhaltlichen, sondern auch in personalpolitischen Fragen - mit denen sich dieser Bericht vor allem befaßt - erfordern die durch die finanzielle Struktur der Industrie auferlegten Beschränkungen komplizierte und äußerst schwierige strategische Entscheidungen. Es ist nicht sonderlich überraschend, daß die Unterhaltungsindustrie - mit ihrer Hellhörigkeit gegenüber dem Meinungsklima, ihrem Bemühen um die Publikumsgunst, ihrem Wunsch, Provokationen einflußreicher Gruppen zu vermeiden, und ihren bereits bestehenden Mechanismen, Sendungen zu verhindern, von denen vermutet wird, daß sie die geschäftlichen Interessen der Industrie beeinträchtigen könnten - sich dann in Vorgangsweisen verstrickt, die man im allgemeinen als Erstellung "Schwarzer Listen" bezeichnet und die ihrerseits jene Entwicklungen widerspiegeln, die durch das nationale Interesse an der inneren Sicherheit ausgelöst wurden. Es ist der Zweck der vorliegenden Studie, die Bedeutsamkeit dieser Praktiken für die Unterhaltungsindustrie zu untersuchen.

Umfang und Zweck der Studie

Die Analyse der Rolle der "Schwarzen Listen" in der Unterhaltungsindustrie kann selbstverständlich in verschiedene Richtungen führen. Einigen davon wird in anderen Teilen des größeren Forschungsprojekts nachgegangen, in das die vorliegende Untersuchung eingebunden ist.[4] Letztere konzentriert sich auf das in Radio und Fernsehen herrschende Meinungsklima bezüglich der "Schwarzen Listen;" es handelt sich dabei um eine Studie bestimmter Aspekte der beruflichen Motivation.

Die Untersuchung zerfiel in drei größere Forschungsschritte. Am Anfang stand eine allgemeine explorative Phase, die der Arbeitssituation innerhalb der Industrie gewidmet war. Diese enthielt eine Sichtung der Literatur, der Publikationen der Unterhaltungsindustrie - vor allem *Variety* - und von Publikationen wie *Counterattack, Red Channels, The Firing Line* (veröffentlicht vom National American Committee of the American Legion), *Aware, Inc.*, sowie der relevanten Dossiers der "American Civil Liberties Union", darunter auch Berichte über Fälle, in denen "Schwarze Listen" angeblich eine Rolle gespielt hatten, von Zeitungsausschnitten, die mehreren Jahrgängen der Tagespresse des ganzen Landes entnommen wurden, von Berichten von Kongreßausschüssen, usw.[5] Während dieser ersten Orientierungsperiode fanden lange Diskussionen und Interviews mit 24 Experten auf dem Gebiet des Rundfunks und des Fernsehens und verwandter Forschungsbereiche statt. Darunter befanden sich vier Psychologen, ein Psychiater, zwei Soziologen, ein Jurist, zwei Radio- bzw. Fernsehkritiker; vor allem aber etablierte Kommentatoren, Schauspieler und Schriftsteller, die die Unterhaltungsindustrie

nicht bloß als interessierte Beobachter kannten, sondern aus ihrer täglichen Erfahrung.

Der zweite Schritt bestand aus einer Serie von Interviews mit Personen, die zum Erhebungszeitpunkt in der Unterhaltungsindustrie beschäftigt waren. Die erste Hälfte des Interviews befaßte sich mit einer Reihe von Fragen zur Industrie im allgemeinen, zu den Belohnungen, die sie den Interviewpersonen bietet, bzw. zu den Frustrationen, denen sie die Betreffenden aussetzt, zum gegenwärtigen Tätigkeitsfeld des Befragten, seinen Zukunftshoffnungen, seinen Auffassungen über die allgemeinen zwischenmenschlichen Beziehungen innerhalb der Branche, usw. Dann wandte sich das Interview dem Problem der "Schwarzen Listen" zu; abgefragt wurden die Glaubensvorstellungen der Interviewperson über die faktische Situation, ihre diesbezüglichen Gefühle, ob sie gegenüber den von ihr wahrgenommenen Tatsachen positiv oder negativ eingestellt war, ihr Wissen über die Verfahren, die angewendet werden, um einer Politik des Ausschlusses angeblicher Kommunisten zur Durchsetzung zu verhelfen, ihre Annahmen über die diesen Verfahren zugrundeliegenden Motive, die Anpassungsleistungen, die die Interviewperson und andere gegenüber der Situation zu erbringen hatten, etc. In der Schlußphase des Interviews wurde der Interviewte aufgefordert, die allgemeinen Probleme der Industrie, die während der ersten Hälfte des Interviews erörtert worden waren, zum Problem der "Schwarzen Listen" in Beziehung zu setzen.

Der dritte Schritt setzte sich aus einer kleinen Anzahl von Interviews mit Entscheidungsträgern der Sendeanstalten, der Werbeagenturen und der Produktionsfirmen zusammen. Die Interviews verfolgten das Ziel, führende Persönlichkeiten der Industrie mit dem Bild vertraut zu machen, das im zweiten Schritt gewonnen worden war, sie dazu zu bringen, dieses Bild zu kommentieren und mit ihnen Möglichkeiten zu erörtern, wie man die Situation verbessern könnte. Die Erwartung, daß keine Branche, ganz zu schweigen von einer gegenüber der öffentlichen Meinung derart sensitiven wie die Unterhaltungsindustrie, sich gegenüber der öffentlichen Meinung ihrer eigenen Angestellten taub stellen könne, wurde im großen und ganzen bestätigt. Die notwendige Präzisierung dieser Aussage soll weiter unten erfolgen.

In Summe wurden während der drei Projektphasen an die 120 Interviews durchgeführt. Für die Motivationsbefragung wurden erfahrene Interviewer, von denen die Mehrzahl mit den Problemen von Radio und Fernsehen einigermaßen vertraut waren, herangezogen und eigens eingeschult.

Aus Gründen, die mit der Struktur der Radio- und Fernsehbranche zu tun haben, müssen quantitative Angaben über die Auffassungen ihrer Angestellten mit besonderer Vorsicht interpretiert werden. Üblicherweise stützen sich Umfragen auf eine Stichprobe, die für die Grundgesamtheit, an der man interessiert ist, repräsentativ ist. Die Ziehung einer solchen Stichprobe setzt voraus, daß eine vollständige Liste der Mitglieder der Grundgesamtheit zur Verfügung steht oder

daß letztere zumindest in präziser Weise abgegrenzt werden kann. Diese Voraussetzung kann im Fall der Radio- und Fernsehindustrie New Yorks nicht erfüllt werden. Listen von Angestellten der einzelnen Sendeanstalten - wären diese überhaupt verfügbar - würden sich als wenig hilfreich erweisen. Viele Leute arbeiten für mehrere Anstalten; andere sind nicht bei den Sendeanstalten, sondern bei den Werbeagenturen oder den Produktionsfirmen beschäftigt. Wiederum andere, vor allem Autoren, sind - mit oder ohne Unterstützung durch einen Agenten - freiberuflich tätig. Hätte man von den Gewerkschaften Angaben bekommen können, hätten auch diese keine verläßliche Basis abgegeben, da die Branche zwar zur Gänze gewerkschaftlich organisiert ist, viele Personen jedoch ihre Mitgliedschaft aufrechterhalten, obwohl sie seit einem Jahr oder mehr keine Arbeit mehr bekommen haben oder obwohl sich ihre Beschäftigung auf ein oder zwei Auftritte pro Jahr beschränkte. Somit ist es praktisch unmöglich - es sei denn, man hätte diese Frage zu einem eigenen Untersuchungspunkt gemacht - anzugeben, wieviele Leute in New York der Branche angehören, ganz zu schweigen von der Frage, wer diese sind; daher ist auch die Konstruktion einer Stichprobe unmöglich, die für die Ansichten und Werte der Branchenmitglieder repräsentativ ist.

Dennoch wurden die Interviewpersonen der Motivationsstudie (des zweiten Projektschritts) mit großer Sorgfalt ausgewählt; es ging uns dabei nicht um präzise numerische Schätzwerte, sondern um die Minimierung eines möglichen Auswahlbias.[6] Angemerkt sei, daß spezielle Vorsorge getroffen wurde, nur solche Personen zu befragen, die zu dem Zeitpunkt beschäftigt waren, also Personen, die nicht auf einer "Schwarzen Liste" standen. Dies muß bei der Interpretation der Daten berücksichtigt werden: Die Auskünfte über die mit den "Schwarzen Listen" verknüpften Praktiken basieren nicht auf unmittelbarer persönlicher Erfahrung, sondern auf Glaubensvorstellungen und Meinungen, die aufgrund dessen, was man von anderen gehört hatte, entstanden sind. Der vorliegende Bericht befaßt sich nicht mit faktischen Prozeduren; er beschränkt sich auf das psychologische Gebiet.

Die Stichprobe der Motivationsstudie besteht aus 64 Befragten. 23 davon arbeiten im Rundfunk (obwohl die Hälfte von ihnen auch Fernseherfahrung hat); 41 sind den verschiedenen Abteilungen der Fernsehanstalten zuzurechnen. 20 Befragte gehören der Spitze der beruflichen Pyramide an, 23 der Mitte, 21 haben einen niedrigen oder marginalen beruflichen Status. Hinsichtlich des Tätigkeitsfeldes gliedern sich die Befragten in 23 darstellende Künstler, 20 Produzenten und Regisseure und 21 Autoren und Kommentatoren. Diese drei Personenkategorien werden im vorliegenden Bericht unter dem Ausdruck "Kreative" zusammengefaßt; er bezieht sich auf Personen, deren Hauptaufgabe darin besteht, Sendungen kreativ zu gestalten oder zu präsentieren. Diese Wortwahl mag nicht die ideale sein. Der Ausdruck "Beschäftigte" könnte jedoch nur allzuleicht mißverstanden werden; er bezieht sich auch auf das administrative und technische Personal, das in unserer Erhebung nicht vertreten ist. Darüber hinaus enthält

unsere Stichprobe einige Personen, die nicht in dem Sinn beschäftigt sind, daß sie regelmäßige Gehaltsempfänger wären. Es ist bezeichnend für die Jugend der Industrie, daß sie noch keine allgemeine Terminologie entwickelt hat.

Die Beschäftigungssituation der Kreativen: Ein Aspekt der Motivation

Die Arbeitsmotivation ist in jeder Branche eine komplexe Reaktion auf eine komplexe Situation. Aus einer Reihe von Gründen ist die Frage der Motivation der Kreativen noch komplexer als anderswo.

Beide Medien, aber vor allem das Fernsehen mit seinem kometenhaften Aufstieg, sind Gestalter und Symbole unseres kulturellen Klimas. Unmittelbarer, aber auch vergänglicher als jene Medien, die dauerhafte Erzeugnisse hervorbringen, dringen sie in praktisch jedes amerikanische Heim ein. Die Größe des Publikums steht ohne Parallele da. Wie so häufig, ist die technische und kommerzielle Erfindungsgabe dem sozialen und psychologischen Wissen über die Auswirkungen dieser Medien auf die Lebensqualität unseres Volkes weit voraus. Führen sie zur Bereicherung oder zur Verkümmerung? Verbreiten sie Ideen und regen sie das Denken an oder stumpfen sie die Phantasie ab? Bewirken sie einige dieser Dinge bei gewissen Personen, das Gegenteil wiederum bei anderen?

Niemand ist derzeit in der Lage, diese Fragen auf einer rationalen Grundlage zu entscheiden. Doch die Fragen liegen in der Luft. Sie werden nicht nur von distanzierten Beobachtern gestellt, sondern in verschiedenen Formen auch von allen denkenden Personen, die in diesem Bereich tätig sind. Ihre bloße Existenz illustriert die Aufbruchsstimmung, die die gesamte Branche beherrscht. Es kann keinen Zweifel daran geben, daß diese Stimmung ihrerseits bedeutsame Konsequenzen für die Motivation des gesamten Personals der Sendeanstalten hat.

Es wäre allzu ehrgeizig, sich hier mit diesen und anderen allgemeinen Aspekten der Arbeitsmotivation auseinanderzusetzen. Andererseits wäre es einfältig, über "Schwarze Listen" zu reden, als könnten diese in Isolation von anderen Branchenmerkmalen betrachtet werden, die die Kreativen deprimieren oder freudig stimmen, sie mit Zufriedenheit erfüllen oder verärgern. Um den benötigten Kontext bereitzustellen, werden wir uns lediglich mit einem beschränkten Aspekt der Arbeitsmotivation auseinandersetzen - der Beschäftigungssituation, wie sie von den Kreativen wahrgenommen wird. Es kann nicht behauptet werden, daß auch dieses bereits wesentlich eingeschränktere Gebiet gründlich erforscht wird. Wir haben stattdessen einige wenige Aspekte ausgewählt, von denen wir glauben, daß sie den unerläßlichen Hintergrund für ein Verständnis der Auffassungen der Kreativen über den Hauptgegenstand dieses Berichts darstellen.

Zweifellos ist die ökonomische Situation von großer Bedeutung, besonders der Arbeitsmarkt. Bei der Erörterung dieses Themas kehrt eine Aussage immer

wieder: Beim Rundfunk und Fernsehen gibt es für jede offene Stelle mindestens zehn Bewerber. Wie genau diese Schätzung ist, läßt sich unmöglich sagen. Soviel wir wissen, kann das Verhältnis fünf zu eins sein, oder zwanzig zu eins, oder sonstwie. Doch die Genauigkeit der Schätzung ist vernachlässigenswert im Vergleich zur Einhelligkeit der Meinung, daß es ein praktisch unerschöpfliches Reservoir von potentiellen Radio- und Fernsehmitarbeitern gibt.

Der Überhang des Arbeitskräfteangebots über die Nachfrage ist selbst ein Hinweis darauf, daß die Welt der Unterhaltung nichts von ihrer Anziehungskraft eingebüßt hat, seit sie durch Radio und Fernsehen in die Ära der Massenproduktion eintrat. Die Einstellung der Befragten gegenüber ihrer Arbeit ist in überwältigendem Ausmaß positiv. Die Leute ganz oben, in der Mitte und unten; darstellende Künstler, Produzenten und Autoren - irgendwann im Verlauf des Interviews erwähnen die meisten von ihnen die potentiell gewaltigen Belohnungen, die die Unterhaltung dem Unterhalter gewährt. Sie sprechen von Radio und Fernsehen als von überlegenen Medien des künstlerischen Ausdrucks, von ihrem kreativen Drang, davon, wie erregend es ist zu wissen, daß man von Millionen gesehen oder gehört wird, von der Herausforderung eines neuen Mediums, vom Abwechslungsreichtum der Arbeit, von deren Spontaneität, und selbstverständlich davon, daß sie ihnen einen Lebensunterhalt bietet.

Ein bekannter Schauspieler sagt z.B.: "Was mir am besten gefällt? Jeden Abend ist Premiere. Mir gefällt die Spontaneität, die Genauigkeit und die Gelegenheit, anderen Freude zu machen." Ein Produzent: "Das Geschäft ist eine Herausforderung. Das riesige Publikum, an das man sich wendet, spornt dich unglaublich an. Es ist ein Medium, das unglaubliche Disziplin erfordert. Das Fernsehen nimmt dich in Anspruch und verzeiht keine Fehler - noch ein Grund, warum es mir gefällt. Und seine Talente sind die jüngsten und frischesten. Ich habe einige wunderbare Leute getroffen." Eine Schauspielerin: "Seine Lebendigkeit. Nie wiederholt sich irgend etwas. Zum Proben fehlt die Zeit, doch es ist immer etwas los. Man hat Gelegenheit, so viele verschiedene Sachen zu spielen." Ein Regisseur: "Wie meinen Sie das, was mir am besten gefällt? Es ist mein Geschäft, mein Leben, mir gefällt alles daran." Und ein Produzent: "Es ist künstlerisch befriedigend, die Leute glücklich zu machen. Ich bekomme tausende von Briefen. Und du verdienst eine ganze Menge Geld in diesem Geschäft."

Diese enthusiastische Identifikation mit der Welt der Unterhaltung wird gelegentlich eingeschränkt. Freilich meinten nur zwei von allen unseren Befragten, daß sie die Absicht hätten, die Unterhaltungsbranche gänzlich zu verlassen. Doch ungefähr ein Drittel gab an, sie würden lieber für das Theater oder beim Film als im Radio oder im Fernsehen arbeiten, und 50 Prozent der Interviewten erwähnen "das Geld" als eines der Dinge, die ihnen an ihrer Arbeit am besten gefallen. Wir verfügen über keine Vergleichsdaten aus anderen Berufssparten, um beurteilen zu können, ob dies einen vergleichsweise hohen oder niedrigen Prozentsatz darstellt. Andererseits legen die Interviews nahe, daß die von der Industrie gebotenen finanziellen Anreize für die Kreativen von spezifischer Bedeutung sind.

Sicherlich wird Geld deshalb geschätzt, weil man damit begehrenswerte Dinge kaufen kann. Doch zusätzlich ist es in weit größerem Ausmaß als in anderen Berufen ein wichtiges Symbol des Prestiges und der Leistung und vermittelt ein Gefühl einer beruflichen Sicherheit, die weit mehr bedeutet als Sicherheit in finanzieller Hinsicht.

Das Bedürfnis, sich auf diese Weise bestätigt zu finden, ist nicht sehr schwer zu verstehen. Es erfordert keine spezielle psychologische Einsicht zu erkennen, daß gerade die Attraktivität von Radio und Fernsehen, wie sie sich in der Arbeitsmarktsituation manifestiert, und die schnelle Entwicklung der Branche der Idee der Arbeitsplatzsicherheit nicht förderlich ist. In der Tat ist einem ziemlich großen Prozentsatz der Kreativen jene Sicherheit unbekannt, die mit dem Status des Beschäftigten verknüpft ist, der monatlich sein Gehalt erhält und darauf vertrauen kann, daß das auch weiterhin so sein wird. Viele von ihnen sind Freiberufler oder stehen in kurzfristigen Beschäftigungsverhältnissen. Die Lebensdauer einer Show hängt von unwägbaren Faktoren ab, über die der einzelne keine Kontrolle hat. Die Sponsoren, die Werbeagenturen und die Sendeanstalten entwickeln unablässig neue Ideen und Programme, die die speziellen Qualitäten, die eine Person anzubieten hat, entbehrlich machen können.

Viele, denen es eben erst gelungen ist, in dieser attraktiven Branche ein wenig Fuß zu fassen, indem sie eine kleinere Rolle ergattern konnten, wissen ganz genau, daß es Hunderte gibt, die diese unbedeutende Funktion ebensogut erfüllen könnten wie sie. Und sie wissen, daß jene, die die Besetzung vornehmen, das ebenfalls wissen. Sie mögen der festen Überzeugung sein, daß sie ihre Fähigkeiten unter Beweis stellen könnten, wenn man ihnen eine größere Chance gibt. Doch vorläufig sind jene, die das Glück hatten, in kleineren Rollen beschäftigt zu werden, nicht unmittelbar in der Lage, die eigene Leistung zu bewerten, und so auch im Dunkeln darüber, wie sicher der Arbeitsplatz ist. Ihr Einkommen ist der einzige indirekte Indikator, der ihnen zur Verfügung steht, um sich selbst dahingehend einzuschätzen, wie sie von anderen wahrgenommen werden.

Die Stars der Branche teilen oft dieses Gefühl der Unsicherheit, wenn auch aus anderen Gründen. Sie befürchten, daß sich das Publikum an ihrer Art von Show sattgesehen haben könnte und daß die Einschaltziffern sinken könnten. Viele von ihnen sind der festen Überzeugung, daß kein Weg mehr zurückführt, wenn jemand einmal den Zenit seiner Popularität überschritten hat.

In einer derartigen unvermeidlicherweise unsicheren Beschäftigungssituation wäre es nicht überraschend, wenn die Kreativen im Bemühen um die Wahrung der Selbstachtung den größeren Erfolg anderer auf unfaire Wettbewerbsstrategien zurückführten. Einige wenige tun das auch. Einige der Befragten erzählen von jungen Frauen, die zur Bekanntheit "über das Bett" gekommen wären, von der Begünstigung von Verwandten, usw. Doch ein überwältigender Prozentsatz unserer Stichprobe ist der Auffassung, daß die erfolgreichsten Leute der Branche nach oben gekommen sind, weil sie es verdient haben. Zwei Drittel jener, die diese Frage beantwortet haben, bekennen sich ohne Einschränkungen zu dieser

Idee des wohlverdienten Erfolgs. Fast alle anderen glauben, daß Fähigkeit und harte Arbeit wichtige Erfolgsfaktoren in der Branche darstellen, doch sie erwähnen auch das Glück, eine "tolle Chance" und die "Bekanntschaft mit den richtigen Leuten."

Ein anderer Aspekt der Beschäftigungssituation der Kreativen, der sich auf die Arbeitsmotivation auswirkt, ist die Natur der menschlichen Beziehungen innerhalb der Unterhaltungsindustrie. Die Kommunikation zwischen dem Management und den kreativen Mitarbeitern, die Art und Weise, wie sie sich gegenseitig wahrnehmen, die Verträglichkeit ihrer Interessen und das Ausmaß von Vertrauen, das sie einander entgegenbringen, stellen wichtige Motivationsfaktoren dar. In der Branche gibt es zwei scheinbar widersprüchliche Bündel von Stereotypen, die gleichzeitig bestehen: Die lockere Kameradschaftlichkeit der Showleute steht da dem mörderischen Wettbewerb in der Unterhaltungsindustrie gegenüber, die Hingabe eines Teams an eine kreative und künstlerische Aufgabe der mechanischen Routine einer Unterhaltungsmaschinerie, die die Kreativität beeinträchtigt, hochgesteckte Standards untergräbt und der Verantwortlichkeit des einzelnen für seine eigene Arbeit keinen Raum mehr läßt. Höchstwahrscheinlich läßt sich bis zu einem gewissen Grad jede dieser Auffassungen in der Erfahrung jedes Radio- und Fernsehmitarbeiters faktisch verankern.

Hier geht es uns jedoch weniger um das, was tatsächlich existiert, als darum, wie die existierenden Bedingungen sich im Bewußtsein der Leute, die auf diesem Gebiet arbeiten, widerspiegeln und miteinander in Übereinstimmung gebracht werden. In dieser Hinsicht lösen sich für viele die einander widersprechenden Stereotypen in Wohlgefallen auf: Den positiven Aspekt sieht man bei den unmittelbaren Kollegen verwirklicht, den negativen bei den Sponsoren, den Agenturen, den Produktionsfirmen und - in geringerem Ausmaß - bei den Managern.

Was die Beziehungen unter den Kollegen angeht, sind auch hier die Meinungen selbstverständlich geteilt. Hinsichtlich der Hilfsbereitschaft unter Kollegen machte ungefähr ein Viertel der Befragten keine Angaben bzw. verlieh der Auffassung Ausdruck, es gäbe keine besonderen Unterschiede zwischen der Unterhaltungsindustrie und anderen Branchen. Von den übrigen war mehr als die Hälfte überzeugt, daß die Beziehungen besser als anderswo seien, während bloß 13 Prozent sagten, sie wären schlechter. Aussagen wie die folgende wurden häufig getroffen: "Die Leute im Showgeschäft identifizieren sich mit einem Künstlerkollegen in Schwierigkeiten. Im allgemeinen sagen sie zu sich selbst: Das könnte auch mir passieren. Und daher meine ich, daß sie sehr dazu neigen, einander aus Schwierigkeiten herauszuhelfen."

Natürlich findet diese gegenseitige Hilfe auch ihre Grenzen: "Ich glaube, das stößt dann an seine Grenze, wenn man selbst Angst hat, in Gefahr zu geraten, oder wenn man keine finanzielle Hilfe leisten kann."

Diese über das gewöhnliche Maß hinausgehende Hilfsbereitschaft, die erst dann ihre Schranken findet, wenn es die Konkurrenz um Arbeitsmöglichkeiten betrifft

oder der Kreis der unmittelbaren Kollegen überschritten wird, wird von einem Fernsehproduzenten prägnant zusammengefaßt: "Jeder in unserer Organisation würde alles in seiner Macht stehende tun, um jedem andern zu helfen. Im Fernsehen gibt es keine Einzelkämpfer. Es ist eine kooperative Anstrengung. Würden meine Konkurrenten mir helfen? Ich bezweifle es. Würde ich Konkurrenten helfen? Ich bezweifle es. Würde eine Werbeagentur, die untergeht, oder ein Sponsor, der einen nächtlichen Hilfeschrei losläßt, meine Sympathie und Hilfsbereitschaft auslösen? Ich bezweifle es ernsthaft."

Im allgemeinen werden die Beziehungen zu den Managern, Sponsoren, Werbeagenturen und Entscheidungsträgern aller Ebenen als nicht sehr gut wahrgenommen. Dies trat spontan in den Antworten auf die Frage, was dem Interviewten an seiner Arbeit im Radio oder Fernsehen mißfiel, zutage. Hier wurden viele Faktoren erwähnt: die Arbeitsplatzunsicherheit (20 %); die nervliche Belastung (41 %); die "Schwarze Liste" (10 %); das Fehlen von Standards und Begabungen (42 %); und andere. Doch kein anderer Faktor wird so häufig als Ursache der Unzufriedenheit erwähnt wie die Manager der Sendeanstalten und der Werbeagenturen und die Sponsoren: Ganze 52 Prozent der Interviewten nehmen die Frage zum Anlaß, das frustrierende Unverständnis zu beschreiben, das die Beziehungen zwischen den an der Unterhaltungsfront tätigen kreativen Leuten und jenen aus dem kaufmännischen und dem Verwaltungsbereich beherrscht.

In dieser Angelegenheit werden oft intensive Emotionen frei, wie die folgenden Interviewausschnitte belegen.

Ein Fernsehautor und -redakteur, der der Spitzenkategorie zugerechnet wurde und dessen Arbeit mehr als 25mal pro Jahr gesendet wurde: "Das Fernsehen gehört nicht zu den Formen - ich möchte es keinesfalls eine Kunst nennen -, wo du allein vor dich hinarbeiten kannst. Du bist dem Sponsor und der Anstalt gegenüber verantwortlich. Wenn die Frau des Sponsors es nicht gerne sieht, daß Leute in einem Fernsehspiel sterben, können Leute nicht sterben. Das ist das Radio, das ist das Fernsehen, das ist jedes Medium, dessen Strategien von Leuten diktiert werden, die keine Ahnung davon haben. Sie schauen nicht auf das Stück, sondern auf Einschaltziffern und Umfrageergebnisse, und die sind sicherlich kein Maßstab dafür, was gut ist."

Ein führender Charakterdarsteller im Rundfunk hat folgendes zu sagen: "Was mir nicht gefällt? Die unmöglichen Einschränkungen, die das Drama zu einem schwachen Abklatsch dessen, was es sein sollte, gemacht haben. Jeder hat Angst, daß er irgend jemanden verärgert. Diese Angst wird von den Sendeanstalten erzeugt, die meinen, sie müßten allen gefallen. Es gibt ein phantastisches Ausmaß an Zensur, die anders genannt wird ... Die Werbeagenturen sind so fest überzeugt davon, daß sie die Hand am Puls der Öffentlichkeit haben ... es geht um enorme Summen von Geld, und sie scheuen jedes Risiko. Das Resultat? Die Geschäftsleute haben die Produzenten, Regisseure und Autoren verängstigt und in Apathie versinken lassen."

Ein Radioproduzent, der der mittleren Ebene zugerechnet wurde: "Ich hasse die autoritäre Haltung, die die Sponsoren einnehmen. Ein Sponsor ruft an und beklagt sich, weil der Held und die Heldin am Ende des Programms nicht in eine Kirche gehen; oder warum er herausfinden mußte, daß die schöne Blondine eine Spionin war. Es gibt zuviele Kompromisse. Ich glaube, daß die zu 100 Prozent verkaufbare Show ein ziemlicher Mist ist."

Aus diesen Kommentaren wird nur allzu deutlich, daß sie Künstler äußern. Es mag wohl sein, daß sich kreative Leute in jeder Organisation beengt fühlen werden und daß Künstler Beschränkungen weniger akzeptabel finden als andere Leute. Sollte das der Fall sein, dann wäre es besonders vordringlich, die Beziehungen und die Kommunikation zwischen den Entscheidungsträgern und den Kreativen besonders klar zu gestalten, um der unvermeidlichen Ressentiments einigermaßen Herr zu werden. Die Struktur der Branche macht es jedoch schwierig, eine solche Klarheit zu erreichen. Die Verantwortlichkeit für die Entscheidungen ist allem Anschein nach immer geteilt und liegt häufig außerhalb der Fernsehanstalten bzw. wird als außerhalb liegend wahrgenommen. Jeder Text durchläuft in der Regel ein System von Kontrollen, sodaß das Originalerzeugnis oft beträchtliche Veränderungen erfahren hat, wenn es gesendet wird. Der Sponsor und die Werbeagentur bestimmen die Sendepolitik mindestens im selben Ausmaß wie die Sendeanstalt, zumindest in der Wahrnehmung der Befragten.

Ein Serienautor beschrieb die Situation folgendermaßen:"Was mich am meisten nervt, ist, daß so viele Leute ihr Urteil über das, was ich schreibe, abgeben. Der Autor liefert eine Geschichte und schreibt ein Drehbuch. Eine Reihe von Leuten betrachtet es aus verschiedenen Blickwinkeln. Der Produzent, der Regisseur, die Schauspieler, die Sendeanstalt, der Sponsor - das ist für mich eine Quelle der Unzufriedenheit, denn du hast dann nicht das, was du glaubst, geschaffen zu haben, sondern eine Kompilation."

Und ein anderer Autor: "Jeder hat so verdammt viel Angst. Und es gibt eine Zensur, tatsächlich etwas, was auf Zensur hinausläuft. Es sind die Werbeagenturen und die Sponsoren. Es ist eine schlimme Sache, all diese Tabus. Die amerikanische Öffentlichkeit wird behandelt, als hätte sie den moralischen Horizont eines Kindes. Alles muß glücklich und sonnig sein. Die Werbeagentur hat das Sagen. Doch man kann auch nicht die Werbeagentur für alles verantwortlich machen. Manchmal legt der Sponsor ein direktes Veto ein."

Ein Produzent klagt: "Es gibt einige Dinge, die der Sponsor oder die Werbeagentur fordern und gelegentlich anordnen, die sich mit meiner Idee von guter Unterhaltung nicht vertragen. Ich mag keine Einmischungen seitens des Senders oder des Sponsors."

Ein Regisseur nahm eine vielleicht unzulässige Einschränkung auf die Unterhaltungsindustrie vor und sagte: "Dies ist die einzige Branche, wo der, der zahlt, dem Fachmann anschafft, was er zu tun hat."

Wenn man sich in Erinnerung ruft, daß viele dieser Kritiker zu den Managern und Entscheidungsträgern der Industrie gar nicht in der Beziehung des Angestellten

stehen - daß sie keine stabile und dauerhafte Beziehung zu einer bestimmten Gruppe von Managern haben -, wird die Schwierigkeit, hier zu einer Klärung oder zu einer Veränderung zu kommen, ins rechte Licht gerückt.

Dies sind also einige der Merkmale der Beschäftigungssituation der Kreativen, die deren Arbeitsmotivation beeinflussen. Es ist dieser komplexe Hintergrund, vor dem die Auffassungen über "Schwarze Listen" gesehen werden müssen.

Die Wahrnehmung der "Schwarzen Listen"

"Schwarze Listen" ist ein häßlicher Ausdruck. So häßlich, daß er in der Rundfunk- und Fernsehbranche nur von jenen ohne Umschweife verwendet wird, die die verschiedenen Praktiken und Strategien, die mit dem Terminus verknüpft sind, aus ganzem Herzen verurteilen. Jene, die diesen Vorgangsweisen positiv gegenüberstehen, ebenso wie jene, die deren Existenz leugnen, wenden sich gegen den Gebrauch des Ausdrucks, im allgemeinen sehr nachdrücklich.

Nach Webster's Dictionary ist eine schwarze Liste "eine Liste von Einzelpersonen, die für verdächtig gehalten werden oder von denen man annimmt, daß sie es verdienen, daß man sie tadelt oder diskriminiert;" und im besonderen "eine von Arbeitgebern angelegte Liste von Arbeitskräften, die Auffassungen vertreten oder Aktivitäten setzen, die den Interessen des Arbeitgebers zuwiderlaufen, vor allem eine Liste von Arbeitern, die in inoffiziellen Gewerkschaften politisch aktiv sind."[7]

Der wesentliche Aspekt dieser Definition - die Existenz einer wirklichen Liste - wurde von allen befragten Spitzenmanagern abgeleugnet, unabhängig von ihrer persönlichen Auffassung oder von den Routinen ihrer Organisation hinsichtlich der Einstellungskriterien für Mitarbeiter. Es gibt "Kontakte," die man konsultiert; es gibt "mysteriöse Telefonnummern," wie es ein Befragter formulierte, es gibt "Informationsdienste" außerhalb der Unterhaltungsindustrie, die die vergangenen und gegenwärtigen politischen Ansichten und Verbindungen des Radio- und Fernsehpersonals überprüfen. Aber es gibt keine Liste. Ein Manager erwähnte folgenden Vorfall: Bei einer Sitzung, an der Vertreter verschiedener Organisationen der Branche teilnahmen, präsentierte ein Gewerkschafter einen Vorschlag, um die Situation in der Branche zu verbessern. Der erste Teil des Vorschlags bestand aus der Forderung, daß "jeder seine Liste zerreissen solle." Der Antrag wurde niedergestimmt, zum Teil deshalb, weil er unrealistisch war. Alle Anwesenden stimmten dahingehend überein, daß es keine Liste gab, die man hätte zerreissen können.

Die Aversion gegen den Ausdruck ist derart groß, daß ein Spitzenmanager, der sich in beträchtlicher Offenheit und großer Ausführlichkeit über seine Methoden äußerte, Beschäftigte und Stellenwerber hinsichtlich ihrer Ansichten und Affiliationen zu überprüfen, sich gedrängt fühlte hinzuzusetzen: "Doch das hat mit

schwarzen Listen nichts zu tun. Ich definiere schwarze Listen als Mittel der Diskriminierung am Arbeitsplatz aus Gründen der Rasse, des Bekenntnisses, der Hautfarbe oder der politischen Überzeugung. Der Kommunismus oder das Sympathisieren mit dem Kommunismus ist keine persönliche politische Überzeugung. Es ist eine Verschwörung. Daher habe ich mit schwarzen Listen nichts zu tun."

Die aus verschiedenen Quellen stammende Behauptung, daß keine Liste existiert, erinnert an eine profunde Bemerkung Baudelaires: "Es ist die schönste List des Teufels, uns davon zu überzeugen, daß er nicht existiert."

Tatsächlich ist die faktische Existenz oder Inexistenz einer solchen Liste für eine Untersuchung der Glaubensvorstellungen über den Einfluß politischer Erwägungen auf die Beschäftigungspolitik der Branche nicht von zentraler Bedeutung, genausowenig wie für ein Verständnis ihrer psychologischen Auswirkungen. Die vorliegende Studie konzentriert sich vor allem auf diese Fragen. Der Ausdruck "Schwarze Listen" wurde sowohl in den Interviews als auch im vorliegenden Bericht verwendet, da er den Aspekt der Personalpolitik, von dem die Studie handelt, am prägnantesten zusammenfaßt; wir hatten dabei nicht die Absicht, die tatsächliche Existenz einer schriftlichen Liste zu behaupten.

Betrachten wir zuerst drei divergierende Auffassungen der Situation, wie sie in den Aussagen dreier unserer Befragter zum Ausdruck kommen.

Ein Schauspieler, der sowohl für das Radio als auch für das Fernsehen arbeitet und ungefähr sechsmal wöchentlich auftritt, wenn auch in kleineren Rollen, gibt seine politische Meinung kund, noch bevor er nach der Praxis der "Schwarzen Listen" gefragt wird. In Beantwortung der Frage, ob er unentgeltlich an einer Benefizveranstaltung mitwirken würde, sagt er: "Wenn es in irgendeiner Weise mit Politik zu tun hat, würde ich mich weigern. Ich würde alles zurückweisen, was rote oder sogenannte liberale Tendenzen hat. In anderen Worten, ich bin nicht rot angehaucht, sondern ein waschechter Amerikaner."

Auf die Frage, was jemandem passieren würde, der heute kein Kommunist ist, doch vor fünfzehn Jahren für kurze Zeit kommunistische Parteiveranstaltungen besuchte und nun in einer Zeitschrift als kommunistischer Sympathisant bezeichnet wird, antwortet er: "Er würde wahrscheinlich seinen Job verlieren." Und er fügt hinzu: "Jeder kann einmal einen Fehler machen; wenn es sicher ist, daß er heute kein Kommunist ist, dann halte ich nichts davon, ihn zu kreuzigen. Doch man muß immer auf der Hut sein."

Gefragt, was dieser Mann tun könnte, um seinen Job zu behalten, sagt er: "Seine Position klarstellen, seine Verfehlung eingestehen und seine Loyalität gegenüber unseren Überzeugungen und unserer Lebensform erklären. Das ist alles, was er tun kann, und möge ihm Gott helfen."

Auf die Frage, ob er glaubt, daß heute in der Branche "Schwarze Listen" geführt werden, sagt er: "Nein, ich glaube, daß die roten Sympathisanten in allen Bereichen des Unterhaltungsgeschäfts stillschweigend gemieden werden." Doch "schwarze Listen schaden mehr als sie nützen. Denn ein fauler Apfel kann alle

anderen anstecken. Ich glaube nicht, daß Leute, die mit den Roten symphatisieren, irgendein Recht haben, sich unter loyalen und echten Amerikanern aufzuhalten. Sie sind immer ersetzbar."

Dieser Mann gibt an, daß er viele der anderen relevanten Fragen nicht beantworten kann, weil es ihm an Wissen fehlt. Doch es gibt einige Ausnahmen: Er meint, daß man es im allgemeinen weiß, wenn man auf einer Liste steht. "Ich glaube nicht, daß es da große Geheimnisse gibt. Als einen der Gründe für "Schwarze Listen" gibt er an: "Ein Schauspieler sollte ein lebendes Beispiel des amerikanischen Geistes sein." Und er glaubt, daß "rote Sympathisanten und Schauspieler, die Schwierigkeiten machen", am ehesten auf die "Schwarzen Listen" gelangen. Als Konzession an den Zeitgeist, um zu vermeiden, daß man aus politischen Gründen kritisiert wird, schlägt er vor: "Einfach den Mund halten. Beteilige dich während der Proben an keinen politischen Diskussionen." Er meint, die Situation hinsichtlich der "Schwarzen Listen" würde sich nicht verändern; und er glaubt, daß das Fernsehen in stärkerem Ausmaß als das Radio auf "Schwarze Listen" zurückgreift. Er hält das Problem für nicht sehr bedeutsam.

Im Gegensatz dazu hat ein Schauspieler, der im Fernsehen zur Spitze der Hierarchie gehört, folgendes zu sagen: Auch er glaubt, daß jemand, der im Zusammenhang mit Aktivitäten genannt wird, die fünfzehn Jahre zurückliegen, wahrscheinlich seinen Job verlieren würde. Ein wenig zynisch verweist er auf individuelle Unterschiede in dieser Hinsicht: "Wenn der Betreffende gebraucht wird, dann wird man ihn reinwaschen;" er impliziert, daß es die Personen, die mit diesen Verfahren befaßt sind, zulassen, daß ihr Eigeninteresse über das Schicksal des Mannes entscheidet. Er ergänzt: "Die Fernsehanstalten haben über jedermann ein Dossier, und etwas, was sie 'abwertende Information' nennen, wird über alle gesammelt, die eingesetzt werden, ob Schauspieler oder Autor. Die Juristen der Unternehmen bewerten diese Information. Dies führt zu ziemlicher Verwirrung, da auch andere Institutionen diese Informationen bewerten. Einige sind nachsichtiger als andere. Das bedeutet, daß manche Schauspieler in einigen Programmen auftreten können, in anderen wiederum nicht." Er beschließt seine Darstellung mit einer Bemerkung, die von mehreren Befragten in ähnlicher Form gemacht wurde: "Dafür, daß ich Ihnen das erzähle, könnte ich gefeuert werden."

Dieser Mann gibt an, daß "Schwarze Listen" in der Branche derzeit Usus sind, und meint, daß dies mehr Schaden anrichte, als es nütze. "Es werden Standards errichtet, die mit der Wirklichkeit wenig zu tun haben. Man benutzt sie als Waffe gegen Leute, die gegen schwarze Listen sind. Das hat mit Politik nichts zu tun. Ich halte es für unamerikanisch. Und das gilt auch für schwarze Listen über jene, die schwarze Listen angelegt haben. Die ganze Sache klingt böse."

"Ich kenne keine Werbeagentur, die nicht eine Liste hätte. Die Sendeanstalten haben eine Liste. Wir haben eine Liste. Das Programm, mit dem ich zu tun habe, hat eine weiße Liste, eine Liste der Leute, die man einsetzen kann, nicht jener, die man nicht verwenden kann."

Auf die Frage nach den Gründen, warum jemand auf die "Schwarze Liste" geraten kann, sagt er: "Es gibt viele Gründe. Wenn du der kommunistischen Partei angehörst, oder irgendeiner Gruppierung, die auf der Liste des Justizministers steht. Wenn du eine Petition unterschreibst. Ich weiß von einem Mann, der auf die schwarze Liste gekommen ist, weil er am Begräbnis eines Schauspielers, der Kommunist war, teilgenommen hat. Sogar Gruppierungen, die gar nicht auf der Liste des Justizministers stehen, sind Grund genug. Oder du gehörst dem falschen Zweig der Gewerkschaft an. Die Gewerkschaft hat dabei eine wichtige Rolle gespielt. Sie haben die Drohung der schwarzen Listen verwendet, um an der Macht zu bleiben. Einige Sendeanstalten haben vor kurzem beschlossen, daß gewerkschaftliche Aktivitäten keine abwertende Information darstellen. Andere betrachten sie noch immer als abwertend."

Zum Ursprung der Listen und deren Funktionsweise gibt er an: "Es begann mit Red Channels; dann kam Counterattack, Mr. Johnson[8] aus Syracuse und Aware, Inc. Johnson macht Leute wie die 'American Legion' aufmerksam. Du weißt, daß du auf der Liste bist, weil du keine Arbeit hast. Niemand sagt dir jemals offiziell, warum. Wenn du zahlst, kannst du reingewaschen werden. Es gibt 300 Radio- und Fernsehleute, die davon betroffen sind." Er meint, daß niemand auf einer solchen Liste stehen sollte.

Der Befragte sieht zwei Motive, die einer Liste zugrundeliegen können: (1) Ultra-Patriotismus und (2) ökonomische Vorteile. Er glaubt, daß Informationen über Personen verkauft werden. Er behauptet auch, einen Fall zu kennen, wo beruflicher Neid zu einer politischen Anschuldigung geführt habe. Seiner Meinung nach mögen einige der Listenersteller glauben, daß sie ein nützliches Werk verrichten, er selbst hält sie jedoch für pathologisch.

Ein dritter Befragter, ein bekannter Showmaster im Radio, der seit langem auf diesem Gebiet arbeitet, hat über seine Arbeit im allgemeinen wesentlich mehr zu sagen als über "Schwarze Listen", ungeachtet der vielen pointierten Fragen zu diesem Thema: "Mir ist das Radio lieber als das Fernsehen. Es ist leichter. Es gibt keine heißen Lampen. Alles, was du vor der Kamera tust, wird im vorhinein festgelegt. Das Wichtigste ist, nicht über den Kreidestrich zu treten. Doch beim Rundfunk bekommen einige Leute das Gefühl, daß er erledigt ist. Das glaube ich nicht. Dennoch ist das schwierigste Problem die Konkurrenz durch das Fernsehen. Doch das Radio wird sein Comeback haben. Das Fernsehen hat das Problem der Sehergebühren. Vielleicht kann der Rundfunk davon profitieren. Ich würde gerne in die Verwaltung überwechseln; alles hängt davon ab, wen man kennt. Du kannst mit der besten Idee der Welt hereinkommen - wenn sie dich nicht kennen, werden sie dich überhaupt nicht beachten."

"Jedenfalls helfen die Leute einander nicht sehr viel. Der Neid regiert. Die Leute haben das Gefühl: Dieser Bursche könnte schneller vorwärts kommen als ich. Alles ist so wettbewerbsorientiert. Man kann sich nicht leisten, sich besonders anzustrengen, irgend jemandem zu helfen. Es gibt nur ganz wenige Jobs und viele Leute, die sie innehaben könnten."

Als das Thema der "Schwarzen Listen" auftaucht, sagt dieser Mann: "Ich weiß nicht, ob sie mehr Schaden anrichten, als sie nützen. Vielleicht ist es unwichtig. Es gibt viele ohne Arbeit, die auf keiner schwarzen Liste stehen."

Und auf die Frage, ob ein Freund, der heute Schwierigkeiten bekommt, weil er früher an kommunistischen Parteiveranstaltungen teilgenommen hat, den Befragten um Rat bitten würde, antwortet der Mann: "Nein; in dieser Branche helfen die Leute einander nicht. Nun, er könnte auf meine Sympathie zählen, nicht aber auf meinen Rat."

Befragt nach Konzessionen an den Zeitgeist, fügt er hinzu: "Sei vorsichtig. Setze dich in Zweifelsfällen mit dem FBI in Verbindung. Tu nichts, was dich in ein schlechtes Licht rücken könnte. Es ist unklug, sich in politische Angelegenheiten verwickeln zu lassen." Er meint, "Schwarze Listen" seien unwichtig, da "einige der besten Schauspieler arbeitslos sind, ohne auf schwarzen Listen zu stehen."

Diese drei Befragten unterscheiden sich natürlich voneinander in vielerlei Hinsicht. Worauf wir uns hier konzentrieren möchten, sind Auffassungsunterschiede über die Praxis der "Schwarzen Listen" und Unterschiede der Einstellung dazu.

Viele Befragte betrachten "Schwarze Listen" lediglich als einen weiteren Faktor, der zur Arbeitsplatzunsicherheit beiträgt und dem sie oft keine größere Bedeutung beimessen als den anderen. Als sie aufgefordert wurden, die Wichtigkeit des Problems der "Schwarzen Listen" mit der anderer Probleme, die im Rahmen des Interviews erörtert worden waren, zu vergleichen, befand nur ungefähr ein Drittel jener, die hiezu eine Meinung hatten, das Problem für bedeutsam. Der Rest hielt es für ziemlich unwichtig oder bedeutungslos.

Doch welche Wichtigkeit sie den "Schwarzen Listen" auch beimessen, so gibt es doch unter jenen, die sich dazu äußern, nur sehr wenige, deren Auffassungen denen des ersten Mannes, der zitiert wurde, ähneln. Es ist das zweite Beispiel, das die von unseren Befragten am häufigsten eingenommene Position charakterisiert. Einige einfache Zahlen können die Auffassungen und Wertvorstellungen unserer Interviewpartner zusammenfassen. Man sollte nicht aus den Augen verlieren, daß diese Zahlen bestenfalls grobe Hinweise auf allgemeine Trends liefern, aus Gründen, die weiter oben erläutert wurden. Die Anzahl der Interviewten ist klein (64), und es läßt sich unmöglich feststellen, in welchem Ausmaß sie die Ansichten der ganzen Branche repräsentieren. Wir können lediglich in Anspruch nehmen, daß diese Befragten ohne Bias und ohne ein Vorwissen über ihre Ansichten ausgewählt wurden.

1. Glauben Sie, daß beim Radio und Fernsehen heute schwarze Listen existieren?

Antworten	*Spitzenkräfte*	*Andere*	*Gesamt*
Keine Antwort, weiß nicht	10%	23%	19%
Von denen, die antworteten:			
Ja	89%	82%	85%
Nein	11%	18%	15%

2. Was halten Sie von schwarzen Listen? Glauben Sie im allgemeinen, daß sie mehr schaden oder mehr nutzen?

Antworten	*Spitzenkräfte*	*Andere*	*Gesamt*
Keine Antwort, weiß nicht	10%	23%	19%
Von denen, die antworteten:			
Mehr schaden	100%	91%	94%
Mehr nutzen	0%	9%	6%

3. Welche Dinge könnte jemand getan haben, die dazu führen, daß er auf eine schwarze Liste kommt?

Antworten	*Spitzenkräfte*	*Andere*	*Gesamt*
Keine Antwort, weiß nicht	10%	18%	16%
Von denen, die antworteten:			
Verdacht vergangener oder gegenwärtiger kommunistischer Aktivitäten; Verdacht, mit den Kommunisten zu sympathisieren	33%	44%	41%
Andere Gründe, aber keine Erwähnung der Betätigung als Kommunist oder Sympathisant (z.B. zufällige Bekanntschaften, derzeitige nicht-kommunistische Aktivitäten, Gewerksschaftsarbeit etc.)	67%	56%	59%

4. Sind die Ersteller der Listen aufrichtig und patriotisch?

Antworten	*Spitzenkräfte*	*Andere*	*Gesamt*
Keine Antwort, weiß nicht	5%	39%	28%
Von denen, die antworteten:			
Ja, aufrichtig	0%	19%	11%
Aufrichtig, aber irregeleitet, verrückt	37%	22%	28%
Einige aufrichtig, andere nicht	16%	26%	22%
Unaufrichtig, profitgierig, patholgisch	47%	33%	39%

5. Spielt der Berufsneid eine Rolle?

Antworten	*Spitzenkräfte*	*Andere*	*Gesamt*
Keine Antwort, weiß nicht	35%	41%	39%
Von denen, die antworteten:			
Neid spielt eine Rolle	100%	50%	67%
Neid spielt keine Rolle	0%	50%	33%

6. Welche Teile der Branche sind für schwarze Listen?

Antworten[9]	*Spitzenkräfte*	*Andere*	*Gesamt*
Keine Antwort, weiß nicht	5%	34%	25%
Von denen, die antworteten:			
Werbeagenturen	26%	41%	35%
Sponsoren	37%	34%	35%
Sendeanstalten, Arbeitgeber, Management	26%	14%	19%
Individuen (keine Gruppe)	26%	31%	29%

7. Nehmen Sie an, ein Branchenangehöriger wird in einer Zeitschrift als Sympathisant der Kommunisten erwähnt. In Wirklichkeit ist er das heute nicht, obwohl er vor fünfzehn Jahren vorübergehend an kommunistischen Parteiveranstaltungen teilgenommen hat. Was wird Ihrer Ansicht nach mit seinem Job passieren?

Antworten	*Spitzenkräfte*	*Andere*	*Gesamt*
Keine Antwort, weiß nicht	10%	9%	9%
Von denen, die antworteten:			
Er wird wahrscheinlich den Job verlieren	55%	53%	54%
Er wird wahrscheinlich den Job behalten	28%	20%	22%
Es steht 50:50, daß er den Job behält	17%	27%	24%

8. Nur, damit wir uns einen Überblick verschaffen - für wie wichtig halten sie schwarze Listen im Vergleich zu anderen Problemen in der Branche?

Antworten	*Spitzenkräfte*	*Andere*	*Gesamt*
Keine Antwort, weiß nicht	5%	32%	23%
Von denen, die antworteten:			
Sehr wichtig	47%	30%	37%
Ziemlich unwichtig	36%	60%	51%
Bedeutungslos	17%	10%	12%

9. Hinsichtlich der schwarzen Listen: Glauben Sie, daß die Situation besser oder schlechter wird, oder daß sie mehr oder weniger unverändert bleibt?

Antworten	*Spitzenkräfte*	*Andere*	*Gesamt*
Keine Antwort, weiß nicht	10%	34%	27%
Von denen, die antworteten:			
Besser	95%	80%	85%
Schlechter	0%	10%	6%
Mehr oder weniger unverändert	5%	10%	9%

Diese Zahlen zeigen, daß jene, die sich dazu äußern, der Meinung sind, daß "Schwarze Listen" geführt werden; sie halten sie fast übereinstimmend für schädlich; die Mehrheit der Befragten denkt, daß Leute aus anderen Gründen als wegen der Mitgliedschaft in der kommunistischen Partei oder anderen subversiven Organisationen oder wegen Sympathien für die Kommunisten auf "Schwarze Listen" geraten; in der Frage, ob die Ersteller der Listen von aufrichtigen patriotischen Gefühlen bewegt sind, sind die Auffassungen ziemlich gleich verteilt, doch die Mehrzahl jener, die den Produzenten der Listen Aufrichtigkeit bescheinigen, halten sie für irregeleitet; viele glauben, daß der berufliche Neid in diesem Zusammenhang eine Rolle spielt; von den Teilen der Branche, denen man eine positive Einstellung gegenüber den "Schwarzen Listen" zuschreibt, werden am häufigsten die Werbeagenturen und Sponsoren erwähnt; die Mehrheit glaubt, daß sich die Situation hinsichtlich der "Schwarzen Listen" verbessert.

Was die Wichtigkeit, die den "Schwarzen Listen" beigemessen wird, angeht, ist besondere interpretative Sorgfalt angebracht. Zwar stimmt es, daß ein Drittel jener, die sich hiezu äußerten, die "Schwarzen Listen" für ein sehr wichtiges Problem halten, doch gilt zusätzlich, daß nur sechs Personen anläßlich der allgemeinen Erörterung ihrer Arbeit spontan auf "Schwarze Listen" zu sprechen kommen. Diese Zahlen liefern so bestenfalls Hinweise auf obere und untere Grenzen der Einschätzung der Bedeutung des Phänomens.

Eine Entscheidung, ob diese Glaubensvorstellungen und Meinungen durch die Realität gerechtfertigt werden, braucht von uns nicht getroffen zu werden. Als Glaubensvorstellungen und Meinungen kommt ihnen psychologische Realität zu; so haben sie auch Auswirkungen auf die Arbeitsmotivation der Kreativen.

Psychologische Themen

Die meisten der Befragten äußerten sich ziemlich ausführlich, im Schnitt über zweidreiviertel Stunden hinweg. Kein Interview dauerte weniger als eine Stunde; eines erstreckte sich über sechs Stunden. In diesem reichhaltigen Material traten einige psychologische Themen hervor, die man keinesfalls aus einsilbigen Antworten auf komplizierte Fragen ableiten hätte können. Die Identifikation dieser Themen und ihrer Beziehung zu einigen allgemeineren Aspekten der Arbeitsmotivation (obwohl wir, wie bereits erläutert, kein allzugroßes Gewicht auf die statistischen Werte legen können) liefert eine Art Grundlage für die Analyse der Implikationen der "Schwarzen Listen" für die Rundfunk- und Fernsehbranche. Bevor wir das Gesamtbild erörtern können, müssen wir diese Themen einzeln Revue passieren lassen.

Angst

Vielleicht am hervorstechendsten sind die stets wiederkehrenden Symptome der Furcht bei den Personen, mit denen wir sprachen; vor allem der Angst, den Job zu verlieren, doch auch der Angst, in Probleme verwickelt zu werden, sich auf eine Meinung festlegen zu müssen, Fragen über Recht und Unrecht beantworten zu müssen, und darüber, zu welchen Werten man sich in einer komplexen Welt bekennt. Bei ungefähr einem Viertel der Befragten erzeugte das Interview selbst ein gewisses Ausmaß an Angst, die mehr oder weniger offen eingestanden wurde. Ab jenem Zeitpunkt im Interview, da die Rede auf "Schwarze Listen" und verwandte Angelegenheiten kam, lasen die Befragten die schriftliche Zusage der vollständigen Anonymität noch einmal. Nun wurden Fragen zum Zweck und zu den Auftraggebern der Studie gestellt; kleine Scherze - "Sind Sie vielleicht ein FBI-Agent?" - ließen auf ein gewisses Ausmaß an Anspannung schließen. Die Interviewer waren beauftragt worden, Anzeichen dafür, daß sich die Befragten unbehaglich fühlten, zu notieren und deren Lage im zeitlichen Ablauf des Interviews festzuhalten. Hier einige ihrer Kommentare:

"Alle Fragen über schwarze Listen bereiteten der Befragten Schwierigkeiten. Man mußte jedes einzelne Wort aus ihr herausziehen. Sie hätte den ganzen Tag über sich selbst reden können, doch als wir auf die schwarzen Listen zu sprechen kamen, hat ihr das gar nicht gepaßt."

"Der Befragte hatte das Gefühl, daß einige Fragen darauf abzielten, seine Integrität zu bewerten, und wirkte etwas ablehnend."

"Ich glaube nicht, daß er ganz ehrlich war, als er bestritt, mehr über die schwarzen Listen zu wissen."

"Er war anfangs vorsichtig, später sehr redebereit - bis die Fragen heikel wurden. Er wurde dann äußerst vorsichtig und oft ausweichend. Er machte mehrere einander widersprechende Aussagen."

"Seine Angstgefühle gegenüber den Fragen über schwarze Listen wurden offenkundig, als er fast das Interview abgebrochen hätte. Der Begleitbrief beruhigte ihn so weit, daß er weitermachen konnte."

"Die Befragte weigerte sich strikt, das Thema ausführlicher zu erörtern. Am Ende des Interviews sagte ich, daß andere mehr zu sagen gehabt hätten. Sie sagte: 'Das ist gut - aber man wird eben konditioniert.' Während des ganzen Interviews verwies ich immer wieder auf die Anonymität. Vergeblich."

In anderen Fällen, wo die Angst weniger offensichtlich war, konnte man dennoch auf ihr Vorliegen schließen. Einen guten Indikator lieferte die Häufigkeit von ausweichenden Antworten oder die Auskunft "Weiß nicht". Bei den Fragen, die sich mit der Branche im allgemeinen befaßten, betrug der Prozentsatz der ausweichenden, unklassifizierbaren oder "Weiß nicht"-Antworten etwas weniger als 5 Prozent. Bei den Fragen, die sich auf "Schwarze Listen" bezogen, stieg dieser Wert auf 28 Prozent. Angesichts der Tatsache, daß 9 von 10 Mitgliedern der Stichprobe regelmäßige Leser der New Yorker Tageszeitungen waren, daß praktisch alle die brancheninternen Publikationen verfolgten, und angesichts dessen, was andere über die eigenen Besorgnisse und die ihrer Kollegen in dieser Angelegenheit sagten, erscheint dieser Prozentsatz unvernünftig hoch, wenn man ihn schlicht als Indikator der Unwissenheit interpretiert.

Daß man einer Antwort ausweicht, indem man sich auf Unwissenheit beruft, wird natürlich durch die Tatsache erleichtert, daß die wirklich angewandten Verfahren und Strategien nicht öffentlich bekannt gemacht werden. Im Zuge der Beschreibung seiner Verfahren der Personalauslese betonte ein Manager, daß er grundsätzlich keine Information, die er über eine Person erhalten habe, an andere weitergäbe. Alles, was er z.B. dem für die Besetzung Zuständigen zu sagen pflegte, war: Nehmen Sie X, oder nehmen Sie ihn nicht. Wie viele andere Befragte gab auch er an, daß politische Etiketten sorgsam vermieden würden und daß der Ausdruck, durch den eine nicht zu beschäftigende Person charakterisiert wurde, "umstritten" lautete. Die derart bezeichnete Person wird nach Ansicht vieler, die sich hiezu äußerten, über die Entscheidung, die gegen sie getroffen wurde, nicht informiert. Ein Schauspieler sagte: "Niemandem wird mitgeteilt, daß er auf einer Liste steht, denn der Arbeitgeber könnte sich aufgrund irgendeines Gesetzes - Verleumdung oder Ehrenbeleidigung - eine Klage einhandeln. Er hätte dann zu beweisen, daß eine bestimmte Person einen Job nicht verdient." Von jenen, die die Frage "Wird einer Person jemals mitgeteilt, daß sie nicht eingestellt wird, weil sie auf einer Liste steht?" antworteten, glauben nur 12 Prozent,

daß den Leuten im allgemeinen mitgeteilt wird, daß sie auf einer Liste stehen; und auch diese sagen häufig, daß derartige Informationen inoffiziell übermittelt werden - "durch die Buschtrommeln", "eine Sekretärin kann es durchsickern lassen", "wenn er einen Freund hat, der davon weiß, kann ihn dieser informieren."

Es ist natürlich durchaus möglich, daß die Geheimniskrämerei, die die Verfahren, Entscheidungen und Entscheidungsgründe umgibt, nicht nur den Interessen des Unternehmens dienen soll, sondern auch denen der Kreativen. Doch es ist zu bezweifeln, daß dieser letzte Zweck tatsächlich erfüllt wird. Denn wenn es an klarer Information über die Verfahren und Kriterien mangelt, die der Klassifikation einer Person als unbeschäftigbar zugrundeliegen, dann regieren stattdessen Hörensagen und Gerüchte - durch die zwar viele Personen in wirksamer Weise erreicht werden, die aber bei der Verbreitung exakten Wissens nicht sonderlich wirksam sind. Es ist unvermeidlich, daß die Heimlichkeit, mit der eine solche Einstellungspolitik verknüpft ist, Ängste verstärkt.

Frustration

Angst wirkt sich darauf aus, wie Leute miteinander umgehen. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die allgemeine Arbeitsplatzunsicherheit die Beziehungen zwischen den Angehörigen der Branche beeinflußt. Die Furcht, die durch die "Schwarzen Listen" ausgelöst wird, hat spezielle Auswirkungen. Man erzählte uns von einem Mann, dessen politische Aktivitäten in der fernen Vergangenheit (denen gegenüber er sich tatsächlich distanziert hatte und über die er den FBI vollständig informiert hatte) publik gemacht werden sollten. Dieser Mann verspürte das Bedürfnis, ein paar seiner Kollegen über die Fakten der Situation zu informieren, noch bevor seine Geschichte die Schlagzeilen eroberte. Er hatte die Idee, zu diesem Zweck ein privates Mittagessen zu organisieren. Als er einen engen Kollegen und Freund mit dieser Idee konfrontierte, meinte der, er würde unter keinen Umständen an einem solchen Treffen teilnehmen, und daß er glaube, daß auch niemand anderer das tun würde, wenn ihm der Zweck des Mittagessens klar wäre.

Allem Anschein nach kommt es recht häufig vor, daß das gegenseitige Vertrauen und die gegenseitige Unterstützung durch Furcht untergraben werden. Unsere Interviewpartner wurden gefragt, ob ihnen ein Fall bekannt sei, wo jemand auf eine "Schwarze Liste" gekommen war und ob sie die näheren Umstände schildern könnten. Die Mehrzahl (ungefähr fünf Sechstel) bejahten die Frage. Diese Personen wurden dann gefragt, wie die Kollegen und der Arbeitgeber der betreffenden Person mit der Situation umgegangen waren. Daß die Kollegen tatsächlich geholfen hätten, berichtete ungefähr ein Viertel jener, die einen derartigen Fall kannten; daß die Kollegen mit dem Betreffenden sympathisiert hätten, ohne aktiv Hilfe zu leisten, wurde von einem wesentlich größeren Prozentsatz angegeben.

Bei den Kollegen erzeugt die Verbindung des Wunsches zu helfen mit der Unfähigkeit, das auch zu tun, Frustrationen. Ein Mann sagte anläßlich einer Fallbeschreibung: "Er war ein sehr guter Schauspieler, und es war eine grobe Ungerechtigkeit. Die Leute mochten ihn auch als Person und hätten ihm gerne geholfen. Doch was kannst du machen?"

Die Wendung "Doch was kannst du machen?" wird häufig verwendet. Ein Befragter sagte: "Oft bietet sich keine spezielle Gelegenheit, etwas zu tun. Sie werden nicht immer in einer dramatischen Szene gefeuert. Sie werden einfach nicht engagiert. Sie bekommen keine Verhandlung, sie werden einfach nicht genommen. Was kann man da machen?"

Und ein anderer: "Die Künstlerkollegen sind schwach, und ihre Einstellung ist unwichtig - sie sind alle arbeitende Menschen. Sie hätten Angst davor, ihm zu helfen."

Freilich gibt es auch Fälle, wo wirksame Unterstützung geleistet wurde. Ein Befragter berichtete, daß er und einige Freunde für einen Kollegen, der Schwierigkeiten bekommen hatte, gesammelt hätten, damit er sich einen Anwalt leisten konnte. Heute arbeitet der Kollege wieder in der Branche. Doch solche Vorfälle scheinen ziemlich selten zu sein. In der Regel erzeugen die Schwierigkeiten eines Kollegen tiefgehende Frustrationen bei jenen, die ihm helfen möchten, sich aber ohnmächtig und unfähig fühlen, irgend etwas zu tun.

Die dem Gefühl der Hilflosigkeit entspringende Frustration wird durch die Rolle, die den Gewerkschaften in dieser Situation zugeschrieben wird, intensiviert. Nach Auskunft einiger Befragter hat die Art und Weise, in der der Antikommunismus die Beschäftigungssituation in der Branche beeinflußt, schon seit Jahren in den Gewerkschaften zu erbitterten Auseinandersetzungen geführt. Die Fusion von ehemals selbständigen Gewerkschaften und andere organisatorische Angelegenheiten machen die Geschichte dieser Gewerkschaften ziemlich komplex. Es ist hier nicht der Ort, diese komplizierten Dinge darzustellen; auch haben wir die von den Gewerkschaften tatsächlich bezogene Position nicht untersucht. Erwähnt sollte jedoch die Tatsache werden, daß manche Befragte besonders frustriert wirken, wenn sie ihre Gewerkschaften erörtern. Ein Mann sagte: "Es gibt ein Gefühl der Ausweglosigkeit. Ich bin nicht mehr so bereit wie früher, mich dem Kampf zu stellen. In der Gewerkschaft habe ich gekämpft. Zwei Jahre lang stellten wir die Führung. Dann hielten wir Splittergruppen für überholt und brachten eine Resolution ein, diese aufzulösen. Alle hielten sich an die Vereinbarung, bis auf die Leute, die einen der Ausschüsse übernahmen; nun haben sie alles unter Kontrolle. Wer sich ihnen widersetzt, wird eingeschüchtert und zum Kommunisten erklärt. Viele sind auf diese Weise etikettiert worden, obwohl sie das FBI für unbelastet erklärt hat. Z.B., weil sie sich gegen einen Loyalitätseid ausgesprochen haben." Mehrere andere gaben ebenfalls an, daß Widerstand in Gewerkschaftsangelegenheiten auf Gewerkschaftsversammlungen für gefährlich gehalten wird. Und einige berichten, daß in den letzten Jahren die Teilnahme an Gewerkschaftsveranstaltungen drastisch zurückgegangen ist. Sie legten nahe, daß

ein wichtiger Faktor dabei ein Gefühl der Frustration gewesen sei, das mit der Furcht zusammenhing, daß die Gewerkschaftsarbeit nachteilige politische Konsequenzen haben könnte.

Einschränkung von Aktivitäten und Kontakten

Angehörige unserer Stichprobe sprechen von selbstauferlegten Beschränkungen ihrer gewöhnlichen Aktivitäten in Reaktion auf "Schwarze Listen." Wir hatten gefragt, zu welchen - wenn überhaupt zu irgendwelchen - Konzessionen an den Zeitgeist sich unsere Interviewpartner genötigt fühlten, um möglicher politischer Kritik auszuweichen. Im einzelnen wurden sie gefragt, ob sie ihre politischen Ansichten im Studio diskutierten, ob sie mit bestimmten Personen befreundet waren, zu ihrer Mitgliedschaft in Organisationen, und ob sie bei der Auswahl ihrer Lektüre irgendwelche spezielle Vorsichtsmaßnahmen träfen. In der Stichprobe gibt es einige Leute, die solche Einschränkungen entrüstet leugnen, ja sogar, daß diese notwendig wären. Es gibt andere, die die von ihnen getroffenen Vorsichtsmaßnahmen beschreiben; aber es gibt niemanden, der das Gefühl hätte, daß solche Vorkehrungen einen Sinn ergeben oder irgend jemandem nützen könnten.

Die sarkastische Übertreibung eines Schauspielers vermittelt das Gefühl der inneren Rebellion, das bei manchen anzutreffen ist, obwohl er die Situation offensichtlich satirisch überzeichnete: "Zieh' dich zurück und äußere keine Meinung zu irgendeinem Thema. Laß' dich nur von deinen engsten Vertrauten beraten, schlafe mit keiner Frau, die du nicht schlußendlich heiratest, lasse dich unter keinen Umständen scheiden, vermeide es, dir aus irgendeinem Grund Feinde zu machen, liebe jedermann und werde von allen geliebt, und sei vor allem in allen Fragen neutral. Geh' zu keinen öffentlichen Versammlungen, meide Bankette und Zusammenkünfte; und wenn jemand hören sollte, was du sprichst, dann sprich ausschließlich zu den Themen Mutterschaft und romantische Liebe."

Der Bericht eines anderen ist realistischer: "Meine Frau hatte ein Exemplar eines Werkes von Karl Marx, das sie bekommen hatte, als sie sechzehn oder siebzehn Jahre alt war. Einmal hatten wir einen Produzenten und seine Frau zum Abendessen eingeladen, und wir wollten nicht, daß er das Buch sieht, also haben wir es aus dem Regal genommen."

In einem extremen Fall sagte ein Interviewter, daß es unklug von einem arbeitsuchenden Schauspieler wäre, eine Werbeagentur aufzusuchen und dabei ein Exemplar von *The Nation* oder der *New York Post* unter dem Arm zu haben.[10] Die alltäglichen Vorsichtsmaßnahmen werden von einem angestellten Autor wie folgt zusammengefaßt: "Ausgenommen jene Leute, die deklarierte Kommunisten sind oder sich auf den Fünften Zusatz zur Verfassung[11] berufen und nichts mehr zu verlieren haben, tendieren alle dazu, ihre Fühler einzuziehen."

Einer erklecklichen Anzahl von Leuten in der Stichprobe fällt ein solcher Rückzug nicht schwer. Sie sind willens, sich ihrer Wahrnehmung des angemessenen Verhaltens unterzuordnen, weil sie derartig in ihrem Beruf aufgehen, daß sie sich nicht allzusehr um Dinge kümmern, die damit nicht unmittelbar zu tun haben. Diese Konzession an den Zeitgeist erscheint ihnen als fast bedeutungslos.

Es ist besonders auffällig, in welch geringem Ausmaß sich Autoren durch solche Einschränkungen irritiert fühlen, auch wenn diese den Inhalt ihrer Arbeit betreffen. Einer von ihnen sagte: "Heutzutage wäre es sicherlich ein Fehler, den Underdog am Ende als Sieger aussteigen zu lassen. Daher tue ich das nicht." Ein anderer erwähnte, daß heute der Inhalt etwas stärker von Stereotypen geprägt ist als früher. Doch seiner Ansicht nach war diese Veränderung unbedeutend und oft kaum wahrnehmbar. Es wurde z.B., wie er sagte, nicht mehr "gebilligt," wenn ein Bankier als Schurke des Stücks vorkam. "Natürlich gibt es keinen besonderen Grund, warum der Schurke ein Bankier sein sollte; ich gebe ihm einen anderen Beruf." Der Mann wurde im Interview zu seiner Einstellung gegenüber Restriktionen befragt. Er zuckte die Achseln und begann eine lange Reihe anderer, nichtpolitischer Beschränkungen aufzuzählen, denen sich Autoren gegenüber den Sponsoren ohnehin unterwerfen mußten. Daß die Berufswahl für den Schurken seiner Phantasie eingeschränkt war, war ihm kein sonderliches Problem.

Die Verdächtigen

Unsere Befragten setzten sich auch mit der Überzeugung auseinander, daß "es jedem passieren kann;" diese läßt Verhaltensbeschränkungen leichter ertragen. Wie es ein Mann formulierte: "Jeder kann auf die schwarzen Listen kommen. Es ist ein so willkürliches Auswahlverfahren."

Betrachtet man jedoch die Aussagen der Befragten über die Allgemeinheit der Bedrohung etwas eingehender, dann stellt sich heraus, daß tatsächlich gemeint ist, daß die Verdächtigungen und ihre Konsequenzen für die Arbeitsmarktchancen sich nicht auf Kommunisten und subversive Elemente beschränken, sondern sich gegen eine große Vielfalt von Personen richten.

In mehreren Fällen heißt es, daß "Idealisten" Gefahr laufen, in Schwierigkeiten zu geraten. Manchmal wird erläuternd hinzugefügt, diese Personen seien "unter falschen Vorspiegelungen zur Teilnahme an einer Wohltätigkeitsveranstaltung bewogen" worden, oder sie hätten sich "für das loyalistische Spanien"[12] eingesetzt; doch manchmal fehlt eine Präzisierung oder eine Erklärung, als hielte es der Befragte für selbstverständlich, daß Idealismus dazu führt, daß man beschuldigt oder verdächtigt wird, Beziehungen zu Kommunisten zu unterhalten.

Einige Interviewte haben eine derart niedrige Meinung von den Urhebern dieser Personalpolitik, daß sie ihnen nicht zutrauen, überhaupt zu wissen, was ein Kommunist ist. Und sie behaupten, ihre Beobachtungen hätten bestätigt, daß

verantwortungsvolle und politisch fundierte Kriterien gänzlich fehlen. Nach Auffassung einer Person richtet sich der Verdacht gegen "die eher intellektuellen Gruppen; jene, die ihre Arbeit ernst nehmen." Ein anderer sorgt sich um "jene, die tiefer in die Probleme eindringen, weil sie sich eher auf Experimente einlassen." Oder: "Liberale geraten mit größerer Wahrscheinlichkeit in Schwierigkeiten. Sie neigen dazu, an der existierenden Welt Mängel festzustellen und darüber zu schreiben. Sie sind an allen möglichen Dingen interessiert und kümmern sich weniger um öffentliche Tabus."

Zur Idee, daß Leute mit sozialen Idealen eher in Schwierigkeiten kommen als andere, paßt der folgende Kommentar: "Jene, die offen zugeben, daß sie die Beziehungen zwischen den Rassen verbessern möchten" (können in Schwierigkeiten geraten). "Wenn man im Village[13] lebt, ist das schlecht. Manchmal sogar, wenn man andere wissen läßt, daß du ein Demokrat bist. Bist du ein Mitglied der A.D.A.[14] dann ist das mörderisch."

Schließlich bemerkten einige Leute, daß sie sich persönlich ziemlich sicher fühlten, weil sie zu unwichtig wären, um der Diskriminierung zum Opfer fallen zu können. "Offen gestanden glaube ich nicht, daß mein Name bekannt genug ist, daß ich Schwierigkeiten bekommen könnte. Namen sind alles, was sie (die Ersteller der Listen) wollen."

Eine damit kontrastierende Auffassung wurde von einer Reihe von Managern vorgebracht: Das Ausmaß, in dem "Schwarze Listen" verbreitet seien, werde übertrieben, da es mit der eigenen Eitelkeit verträglicher sei, mangelnden Erfolg bei der Arbeitsuche auf die "Schwarze Liste" zurückzuführen statt auf fehlendes Talent. Ob dies in manchen Fällen zutrifft, können wir natürlich nicht sagen, da sich in unserer Stichprobe niemand befand, der von sich glaubt, er stünde auf einer "Schwarzen Liste." Daß andere Personen, die nicht zu unserer kleinen Stichprobe gehören, "Schwarze Listen" als Entschuldigung bemühen, um ihre eigene Unfähigkeit zu verschleiern, ist selbstverständlich möglich. Es ist jedoch nicht sehr wahrscheinlich, daß sich jemand ohne ausreichende Indizien als Angehöriger einer "Schwarzen Liste" bezeichnet, da schon ein derartiges Gerücht die zukünftigen Arbeitsplatzchancen zerstören kann.

Zynismus

Die meisten unserer Befragten glauben, daß die mit den "Schwarzen Listen" verknüpften Vorgangsweisen, die im Namen der nationalen Sicherheit initiiert und gerechtfertigt wurden, mit der nationalen Sicherheit nicht das geringste zu tun haben. Sie waren sich alle des hieb- und stichfesten Systems der Kontrolle des Inhalts der Programme bewußt, bevor diese gesendet werden; ein System, das direkte subversive Betätigungen ausschließt. Einige von ihnen wiesen darauf hin, daß die Techniker zwar an jenen Schaltstellen sitzen, die sie am ehesten befähigen, in Notfällen Schaden anzurichten, von der skizzierten Personalpolitik jedoch

nicht betroffen sind. Keiner von ihnen griff auf ein Argument zurück, das anderswo häufig verwendet wird, nämlich daß die Stars der Branche einen guten Teil ihres Einkommens verwenden könnten, um die Sache des Kommunismus finanziell zu unterstützen. Wie bereits erwähnt, hegten die meisten Zweifel bezüglich der Motivation der Ersteller der Listen. Wurde diesem Zweifel in eher milder Form Ausdruck verliehen, dann wurden die Ersteller der Listen "irregeleitet" oder "verrückt" genannt; wer weniger nachsichtig gestimmt war, verwendete die Adjektive "unaufrichtig", "profitgierig", "geldgierig", "heuchlerisch", usw.

Eine solche Bewertung der den "Schwarzen Listen" zugrundeliegenden Motivation und ihrer praktischen Unwirksamkeit summiert sich zusammen mit dem Gefühl der Frustration wegen der Untergrabung der menschlichen Beziehungen, wegen der Beschränkung der Aktivitäten ohne eine dazupassende Rechtfertigung- und wegen des Glaubens, daß unfaire und unverständliche Kriterien angewendet werden, um Leuten ernsthafte Schwierigkeiten zu machen, zu einem Syndrom des Zynismus. Es ist daher nicht überraschend, daß die Frage, warum sich mächtige Sendeanstalten und Sponsoren den Forderungen der zweifelhaften Charaktere, für die die Listenmacher gehalten werden, unterwarfen, in der Regel diese Antwort fand: Geld.

Unsere Befragten erwähnten einige Praktiken, die diese allumfassende zynische Erklärung stützen. So überprüft ein wichtiger Arbeitgeber sein Personal angeblich nicht ein für allemal, sondern besteht darauf, daß jedes neue Engagement erst bestätigt wird, nachdem eine neuerliche Überprüfung durchgeführt wurde. Eine Person aus unserer Stichprobe, die zu dieser Routine der wiederholten Überprüfung Stellung nahm, erklärte, sie könnte ihr nur unter Bezug auf ein Gerücht, das ihr zu Ohren gekommen war, einen Sinn abgewinnen: Angeblich mußte man einer außenstehenden Organisation, die ihre eigene Maschinerie zur "Reinwaschung" von Beschäftigten entwickelt hatte, eine Gebühr von 7 Dollar 50 entrichten, jedesmal, wenn irgend jemand Fragen zu stellen begann. Eine direktere Stützung der Annahme, daß es sich um eine Geldfrage handelt, läßt sich aus mehreren Aussagen ableiten, die angeblich von den Managern einiger Sendeanstalten und Werbeagenturen gegenüber dem Personal gemacht wurden - es sei im finanziellen Interesse des Sponsors, nicht auf "umstrittene" Personen zurückzugreifen.

Das soll nicht heißen, daß die Leute, die wir befragten, gegenüber der allgemeinen Entwicklung der öffentlichen Meinung blind gewesen wären. Ganz im Gegenteil, sie erwähnten immer wieder, daß das, was in der Unterhaltungsbranche passierte, gut zum allgemeinen Denkklima - oder zur "nationalen Hysterie", wie manche es nannten - paßte und nur auf dieser Grundlage überhaupt möglich war. Doch sie hatten das Gefühl, daß es in der Unterhaltungsbranche mehr darum ging, sich einer bestimmten Stimmung zu unterwerfen, als darum, einen guten Zweck zu erfüllen, und daß persönliche Profitinteressen dahinterstanden.

Von den Personen, die sich dahingehend äußerten, ob irgend jemand aufgrund seiner politischen Überzeugungen von der Arbeit in der Branche ausgeschlossen

werden sollte, meinte die große Mehrheit, daß dies nicht geschehen solle; die Eignung für ein bestimmtes Engagement ist das einzige Kriterium, das sie mehr als einmal hervorhoben. Da sie der Auffassung sind, daß jene, die sie für ihre Dienste bezahlten, ganz andere Ansichten vertreten, verhalten sie sich ruhig - um ihres Arbeitsplatzes willen und in der Überzeugung, daß in der Unterhaltungsbranche in dieser Hinsicht wenig Raum für Fairness ist. Sie fügen sich einer Situation, die sie nicht für richtig halten.

Ein Gewissenskonflikt

Doch die Auffassungen der Befragten über den Zynismus des Managements finden keine Bestätigung, wenn man die Situation mit den Managern der Sendeanstalten, der Werbeagenturen und der Produktionsfirmen erörtert. Mit einer einzigen Ausnahme wurde in all diesen Interviews die Existenz bestimmter Verfahren zur Überprüfung der Ansichten und der politischen Beziehungen des Radio- und Fernsehpersonals diskutiert; von Enthusiasmus unserer Interviewpartner war dabei so wenig zu bemerken wie von Zynismus. Die Einstellungen dieser Manager kommen in folgenden typischen Kommentaren zum Ausdruck:

"Ich muß es tun. Ich hasse es, es zu tun. Jeder, der sich in derselben Situation befindet, empfindet genauso."

"Ich habe darüber viele schlaflose Nächte verbracht. Zu wissen, was man tun soll, ist sehr schwer."

"Ich hasse es, doch seien wir realistisch. Wenn wir uns eingestehen, daß die öffentliche Meinung dagegen ist, einem Kommunisten wie Paul Robeson[15] Sendezeit einzuräumen, dann brauchen wir bestimmte Auswahlkriterien. Und da es keine brauchbaren Kriterien gibt, sind wir dort, wo wir sind."

"Trotz großer Widerstände habe ich für einige Leute gekämpft. Doch in einer Reihe von Fällen habe ich aufgeben müssen. Dafür habe ich mich selbst gehaßt."

"Ich denke, es ist ein schrecklicher, tragischer Fehler. Doch wenn eine dieser außenstehenden Organisationen mich auffordern würde, ihnen monatlich 200 Dollar zu zahlen, um die Interessen dieser Organisation zu schützen, dann muß ich Ihnen gestehen, daß ich fürchte, daß ich zahlen würde."

"Nennen Sie mich nicht einen Sicherheitsbeamten. Ich bin bloß hier, um die Interessen unserer Kunden wahrzunehmen. Umstrittene Leute sind schlecht für das Geschäft. Ich brauche mich nicht zu schämen für das, was ich tue. Es ist einfach ein Job, um unsere Klienten zu schützen."

Jene, die die Überprüfungsverfahren entwickelt haben, haben intensiv darüber nachgedacht und dieser - nach ihren eigenen Kriterien - wenig beneidenswerten Aufgabe zweifellos tausende von Arbeitsstunden und viel Geld gewidmet. Dennoch behauptete niemand, das richtige Verfahren entdeckt zu haben, das geeignet wäre, Ungerechtigkeiten gegenüber Einzelpersonen zu vermeiden.

Am Anfang der Interviews mit den Managern wurden ihnen zunächst die hier dargestellten Ergebnisse mitgeteilt; dann wurden sie gefragt, ob sie dazu einen Kommentar abgeben könnten. Von einer Ausnahme abgesehen, die durch eine gänzlich unverbindliche Haltung gekennzeichnet war, wurden die Befunde keineswegs als für die Branche irrelevant abgetan. Ein oder zwei Befragte konnten kaum glauben, daß bezüglich der "Schwarzen Listen" eine derart düstere Stimmung herrschte, einige sagten, sie hätten genau das erwartet. Niemand nahm die Sache auf die leichte Schulter.

Mit einer Ausnahme waren die Manager bereit, Wege der Verbesserung der Situation zu erörtern, obwohl sich einige davon skeptisch über die Chancen äußerten, eine solche Verbesserung herbeizuführen. Explizit oder implizit war klar, daß sie meinten, daß die Sponsoren in dieser Angelegenheit notwendigerweise das letzte Wort hatten, obwohl - worauf mehrmals hingewiesen wurde - die rechtliche Verantwortung für das, was gesendet wird, nicht von den Sponsoren getragen wird.

Geteilte Verantwortung und fehlende Kommunikation

Ein anderes Thema wurde sowohl von den Kreativen als auch von den Spitzen der Unterhaltungsindustrie häufig aufs Tapet gebracht - die Schwierigkeit, in einer Branche, in der so viele verschiedene Gruppen ein legitimes Mitspracherecht haben und wo die direkte Kommunikation zwischen den Entscheidungsträgern und den Kreativen eher die Ausnahme darstellt als die Regel, Veränderungen der Branchenpolitik herbeizuführen.

Wie erwähnt, ist diese Schwierigkeit in Bereichen, die mit der Personalpolitik nichts zu tun haben, von echter und allgemeiner Bedeutung. Im Zusammenhang mit den "Schwarzen Listen" wird sie zusätzlich verschärft, da es anderen Privatpersonen und Organisationen gelungen ist, sich in die komplizierte Entscheidungsstruktur der Branche einzuschalten. Eine detaillierte Schilderung der Aktivitäten solcher außenstehenden Gruppen, die auf die Personalpolitik Einfluß zu nehmen versuchen, ist nicht Teil des vorliegenden Berichts. Alles, was hier gesagt werden kann, ist, daß viele Befragte sich ihrer Existenz bewußt sind und sie als weitere Komplikation in einem bereits komplizierten System geteilter Verantwortlichkeit auffassen.

Ein Fernsehautor, der den Eindruck hatte, daß die "Schwarzen Listen" der ganzen Unterhaltungsmaschinerie geschadet hatten, formulierte seine Ansichten wie folgt: "Sie (die schwarzen Listen) stellen per se schon ein Eingeständnis der Fernsehindustrie dar, daß Befugnisse, die der Branche vorbehalten sein sollten, von Außenstehenden an sich gerissen werden können. Und wenn sie einmal damit begonnen haben, diesen Außenstehenden nachzugeben, werden sie immer weiter nachgeben müssen."

Dieser angebliche Mangel an individueller Verantwortlichkeit für Planungsentscheidungen läßt es als wenig überraschend erscheinen, daß ein unpersönliches Management - "sie" - für alles verantwortlich gemacht wird, zum Schaden des Arbeitsklimas in der Unterhaltungsindustrie.

Dies wird zusätzlich dadurch gefördert, daß viele Entscheidungen der Manager, und auch die von ihnen ausgefochtenen Kämpfe, die den Einfluß von Außenstehenden zurückdrängen sollen, vertraulich behandelt werden. In den Gesprächen mit den Entscheidungsträgern wurde eine Reihe von Vorfällen erwähnt, die sehr deutlich illustrieren, wie Spitzenmanager ihre individuelle Verantwortung wahrnehmen, fremde Organisationen ignorieren, einzelne Künstler verteidigen und sich um eine Atmosphäre bemühen, die der konstruktiven Arbeit zuträglich ist. Diese Vorfälle sind nur jenen bekannt, die unmittelbar damit zu tun hatten. Sie können hier vollständig wiedergegeben werden. Die Manager enthüllten sie nur unter der Bedingung, daß ihre Organisationen unerwähnt blieben. Es kann wenig Zweifel geben, daß sich diese Vorfälle tatsächlich ereignet haben; ihre konstruktiven Auswirkungen auf die Motivation in der Branche wären selbstverständlich unendlich größer gewesen, hätte man sie zur Gänze offengelegt.

Ein Spitzenmanager erwähnte z.B. eine Show, die vom Produzenten einer Reihe ziemlich bekannter Konsumgüter gesponsert wurde. Nach der Show erhielt er eine Anzahl von Briefen, in denen angedroht wurde, die Artikel zu boykottieren, wenn nicht ein "subversiver" Schauspieler aus der Besetzungsliste gestrichen würde. Der Manager war überzeugt davon, daß die Anschuldigung falsch war. Er setzte sich mit dem Sponsor in Verbindung, der ähnliche Post erhalten hatte. Beide beschlossen, die Drohung zu ignorieren. Man hörte nichts mehr von der Sache. Das Geschäft des Sponsors blüht wie eh und je.

Ein anderer Spitzenmanager sagte, seine Organisation ließe sich von Briefen, in denen einzelne Künstler bezichtigt wurden, die falschen politischen Beziehungen zu unterhalten, nicht sonderlich beeindrucken. Er war draufgekommen, daß man derartige Korrespondenz ignorieren könne, als er erkannte, daß die größte Anzahl derartiger Briefe, die er jemals in einem einzelnen Fall erhalten hatte, 200 betrug. Andererseits waren 8 000 Protestbriefe eingetroffen, als eine beliebte Show ihre Sendezeit änderte. Trotzdem büßte die Show durch die neue Sendezeit nichts von ihrer Beliebtheit ein.

Mehrere Manager gaben an, sie wüßten, daß einige ihrer größten Sponsoren die Einmischungen eines gewissen Mr. Johnson (des Besitzers dreier Gemischtwarenhandlungen in Syracuse, dem nachgesagt wird, eine Ein-Mann-Kampagne gegen die Beschäftigung von Personen in der Unterhaltungsbranche, deren politische Absichten ihm verdächtig erscheinen, zu führen) als Ärgernis empfanden und seine Boykottdrohungen ignorierten, ohne dabei zu Schaden zu kommen.

Freilich gab es in den Interviews mit den Entscheidungsträgern auch andere Hinweise, die die Ansichten der Kreativen über die Tendenz, sich der Verantwortung für Entscheidungen zu entziehen bzw. die Forderungen anderer in Eigenverantwortung zu erfüllen, bestätigten. Doch worauf es hier ankommt, ist

die Tatsache, daß die Geheimniskrämerei, die alle derartigen Entscheidungen umgibt, bei einem Teil unserer Befragten unweigerlich die Annahme erzeugt, daß es den Entscheidungsträgern gänzlich fremd ist, sich wegen der Anständigkeit und Fairness gegenüber den Opfern politischer Beschuldigungen den Kopf zu zerbrechen.

Unsere Studie zusammenfassend, läßt sich sagen, daß die psychologischen Themen, die in jenem Interviewteil hervortraten, der sich auf die "Schwarzen Listen" bezog, zweifelsfrei mit der allgemeinen Beschäftigungssituation der Kreativen verknüpft sind. Diese Beziehung ist allerdings nicht einfach linear. Ihre Begeisterung für ihre Arbeit hat keinen Einfluß auf die Ansichten der Befragten über die "Schwarzen Listen", doch die den Kreativen unangenehmen Merkmale der allgemeinen Beschäftigungssituation sind mit ihren Auffassungen über "Schwarze Listen" eng verwoben. So ergibt sich ein Bild, das bereits bestehende Trends oft lediglich verstärkt: Die mit "Schwarzen Listen" verknüpften Vorgangsweisen rufen bei den Kreativen Ängste und Frustrationen hervor, die Überzeugung, daß unschuldige Personen verdächtigt werden, Zynismus und Verhaltenseinschränkungen; auf Seiten des Managements entsteht ein unbewältigter Gewissenskonflikt, gemeinsam mit der Idee, daß Konzessionen an den Zeitgeist erforderlich sind, um die Interessen der Klienten so gut wie möglich wahrzunehmen. Daß in einem Bereich, wo viele vergleichsweise unabhängige Einheiten kooperieren, Verantwortung nur schwer zugewiesen werden kann, verdunkelt die Situation zusätzlich. So konnte es außenstehenden Gruppen gelingen, ihren Einfluß geltend zu machen. Und da die Entscheidungsträger und die Kreativen selten miteinander kommunizieren und da viele Abläufe von Geheimnissen umwittert sind, werden nicht einmal die bewußten Anstrengungen der Spitzenleute der Branche, die Kreativen zu schützen, honoriert. Daher hält sich - trotz des Gewissenskonflikts, der nachdenklichen Haltung und der Besorgnisse der Manager - die Praxis der "Schwarzen Listen" in der Branche.

Weder die Kreativen noch die Entscheidungsträger sind sonderlich davon überzeugt, daß die "Schwarzen Listen" dem nationalen Interesse dienen. Wenn die Branche als ganzes dennoch Konzessionen an das wahrgenommene Meinungsklima macht, dann sind andere Motive im Spiel: Der Wunsch, seinen Job zu behalten, und der Wunsch, seinen Klienten zu behalten. Dies sind starke Motive, die in der Struktur der Unterhaltungsindustrie tief verankert sind. Obwohl sie nicht die einzigen wirksamen Motive sind, wäre es irreführend, sie zu ignorieren. Solange die Branche nicht davon überzeugt ist, daß auch ohne "Schwarze Listen" Jobs und Klienten erhalten bleiben, werden diese Vorgangsweisen Rundfunk und Fernsehen durchsetzen.

Wozu "Schwarze Listen"?

Man kann die Auswirkungen des Antikommunismus auf die Personalpolitik der Unterhaltungsindustrie nicht betrachten, ohne die Frage aufzuwerfen, ob die von dieser Politik ausgeübte Funktion derart wichtig ist, daß man deshalb deren psychologische Konsequenzen in Kauf nehmen sollte. Wäre diese Politik im Interesse der nationalen Sicherheit erforderlich oder würde ihre Existenz die Qualität des gesendeten Materials verbessern, dann müßte man die Frage bejahen. Die Situation wäre ungefähr dieselbe wie beim staatlichen Sicherheitsprogramm für Regierungsbeamte: Auch dort bestehen unerwünschte Konsequenzen. Doch da es einen überwältigenden Konsens dahingehend gibt, daß die Überprüfung von Bundesbeamten eine Sache von nationalem Interesse darstellt, geht es nicht um eine Abschaffung des Programms, sondern um eine Verbesserung der Überprüfungsverfahren.

In der Unterhaltungsindustrie ist die Situation allerdings anders gelagert. Wir sind niemandem begegnet, der behauptet hätte, daß durch solche Verfahren die nationale Sicherheit gewährleistet wird. Und niemand vertritt ernsthaft die Auffassung, daß der Inhalt von Radio- und Fernsehprogrammen durch "Schwarze Listen" beeinflußt worden wäre, ob zum Guten oder zum Schlechten. Die Branche selbst scheint von zwei Tatsachen überzeugt zu sein: Auch bevor die "Schwarzen Listen" angelegt wurden, verbreitete niemand subversive Ideen; und die Anschuldigung, daß die allerbesten Leute durch "Schwarze Listen" aus dem Medium eliminiert wurden, entbehrt weitgehend der Grundlage.

Wenn sich dennoch hartnäckig der Glaube hält, daß die Branche ohne irgendeine Überprüfung der politischen Ansichten und Beziehungen der von ihr beschäftigten Leute nicht auskommen kann, dann ist dies auf eine Reihe von Annahmen über psychologische Reaktionen zurückzuführen; dazu gehören Annahmen über das allgemeine Publikum und über die "Sponsorpsychologie", wie es die Leute nennen.

Von der "Sponsorpsychologie" zu reden impliziert bereits eine Annahme, die, gelinde gesagt, fragwürdig ist. Es mag sinnvoll sein, von den psychologischen Reaktionen einer Gruppe von Leuten zu sprechen, die sich in derselben Situation befinden und ähnlichen Strategien und Praktiken ausgesetzt sind. Sponsoren befinden sich nicht in einer solchen Situation. Alles, was sie gemein haben, ist, daß sie Radio und Fernsehen finanziell unterstützen, weil sie sich von ihren Werbedollars einen Ertrag erwarten und diesen auch bekommen. Davon abgesehen, werden sich ihre psychologischen Reaktionen unterscheiden und durch die ganz speziellen Situationen, in denen sie sich jeweils vorfinden, geformt werden. Da außerdem die Sponsoren miteinander nicht in einem engen Kontakt stehen, werden sie vermutlich sogar auf gemeinsame Probleme ziemlich verschieden reagieren. Für das Bewußtsein der Branche scheint allerdings die Individualitiät der Sponsorreaktionen kaum zu existieren.

Ein sehr bedeutsames Nebenergebnis dieser Annahme über die Sponsoren ist die Vorstellung, daß sie durch nichts anderes als durch Profitinteressen motiviert wären. Sicherlich betreiben sie ihr Geschäft, um einen Profit zu machen. Doch die Annahme, amerikanische Industrielle und Geschäftsleute wären so gründlich vom Profitmotiv beherrscht, daß sie es ohne jede Rücksicht auf Erwägungen der Fairness, der korrekten Vorgangsweise und der allgemeinen Anständigkeit verfolgten, ist nicht zu rechtfertigen. Die amerikanische Industrie hat schon seit langem entdeckt, daß Profit und Anständigkeit einander nicht ausschließen. Es gibt keinen Grund zur Annahme, daß diese Lektion, die man seit den Tagen der robber barons gelernt hat, in Vergessenheit geraten wäre.

Eine zweite Annahme bezieht sich auf eine spezielle Gruppe von Sponsoren: die Sponsoren von Produktivgütern. Während die Sponsoren von Konsumgütern offensichtlich durch Werbung den direkten Verkauf ihrer Waren ankurbeln möchten, werben die Hersteller von Produktivgütern in der Allgemeinheit, um Good Will zu erlangen. Nun wird angenommen, daß die Sponsoren Good Will mit der Abwesenheit von Kritik gleichsetzen. Man kann sich vorstellen, daß einige Sponsoren tatsächlich diese eher enge Vorstellung von Good Will unterhalten. Doch man kann sich kaum vorstellen, daß viele von ihnen Good Will nicht positiver interpretieren - daß er aus der Wertschätzung entspringt, die einer Firma zuteil wird, die der Öffentlichkeit gut gemachte Unterhaltung und Bildung zur Verfügung stellt. In anderen Worten ist die Vorstellung, daß alle Firmen einen kritischen Brief für wichtiger erachten als einen zustimmenden Brief - oder sogar zehn, wie es manchmal heißt - , in Ermangelung von Beweisen ungerechtfertigt. Man kann kaum glauben, daß Industriekonzerne ihre Reputation in der Gemeinschaft tatsächlich anhand eines derart inadäquaten Maßstabs messen, wie es der Ausdruck der Unzufriedenheit durch einen winzigen Bruchteil der allgemeinen Öffentlichkeit ist.

In bezug auf letztere herrscht die grundlegende Annahme, daß das Publikum den Einkauf als politischen Akt konzipiert. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß dies unwahrscheinlich ist. Doch eine ganz ähnliche Idee, wenn auch weniger extrem formuliert, scheint in der Unterhaltungsindustrie ein gewisses Ansehen zu genießen. Man nimmt dabei an, daß die makellose Reputation eines Sponsors die Konsumenten dazu bewegen wird, die von ihm angebotene Marke zu wählen, statt der eines Produzenten, dessen Personalpolitik ins Zwielicht geraten ist; und zusätzlich, daß sich die Öffentlichkeit tatsächlich über die Personalpolitik den Kopf zerbricht oder mit den Vorgangsweisen in diesem Bereich vertraut ist. Soweit wir wissen, sind diese Annahmen über die Öffentlichkeit noch nie definitiv als wahr oder falsch entschieden worden. Doch Bruchstücke von Beweisen legen ihre Fragwürdigkeit nahe. In jenen weiter oben bereits erwähnten Fällen, wo es Sendeanstalten und Sponsoren vorgezogen haben, Boykottdrohungen zu ignorieren, gab es keine nachteiligen Reaktionen der Öffentlichkeit. Außerdem scheint es keine nachteiligen Reaktionen auf die Vorgangsweise von Firmen zu geben,

die großzügigere Kriterien anwenden und Personen beschäftigen, die von anderen Firmen aus politischen Gründen ausgeschlossen werden.

Vorschläge zur Veränderung

Wer aus der vorhergehenden Analyse die Schlußfolgerung ableitet, daß die mit "Schwarzen Listen" in der Unterhaltungsbranche verbundene Situation besser sein sollte und besser sein könnte, als sie ist, wird die Frage aufwerfen, wie eine solche Verbesserung erreicht werden könnte. Diese Frage stand in der Tat bei den Gesprächen mit den Spitzenmanagern der Branche im Mittelpunkt des Interesses. Von der Annahme - die nur von einem von ihnen in Frage gestellt wurde - ausgehend, daß die Motivationsstudie trotz der kleinen Stichprobe signifikante Aspekte der Arbeitsmotivation korrekt identifiziert hatte, wurden die Manager gebeten, zu einer Reihe von möglichen Verfahren zur Verbesserung der Situation Stellung zu nehmen. Die meisten zur Diskussion gestellten Verfahren waren Adaptationen von Plänen und Ideen, die in der Branche schon seit Jahren erörtert wurden, die also den Vorzug hatten, von jenen, die sie auszuführen hätten, bereits kritisch bewertet worden zu sein. Zwei Faktoren rechtfertigen die nähere Befassung mit diesen älteren Konzepten. Erstens war zwar keiner dieser Pläne angenommen worden, doch waren die Gründe für ihre Zurückweisung weitgehend unbekannt. Wir gingen von der Überlegung aus, daß ein Verständnis der Gründe für die frühere Verwerfung dieser Pläne nicht darin zu suchen war, daß sie unvernünftig gewesen wären, sondern in der Ansicht der Entscheidungsträger, daß in der Angelegenheit der "Schwarzen Listen" nichts zu geschehen brauchte, da sie meinten, daß diese keine merkbaren Konsequenzen für die alltägliche Funktionsweise ihrer Organisationen hätten. Sollten die Ergebnisse unserer Befragung diesen Glauben dort, wo er bestand, modifizieren, dann könnte sich auch eine Neubewertung der alten Pläne im Licht neuen Beweismaterials einstellen.

Einer dieser Pläne war ursprünglich von branchenfremden Juristen und - in modifizierterer Form - auch von der American Federation of Television and Radio Artists vorgeschlagen worden. Seine Grundidee war die Errichtung eines aus führenden Vertretern der drei großen Religionen zusammengesetzten Beirats der Unterhaltungsindustrie, der sich in individueller und vertraulicher Weise mit individuellen Fällen befassen würde und dem Arbeitgeber nur den abschließenden Befund über die allgemeine Vertrauenswürdigkeit einer Person übermitteln sollte.

Das dem Plan zugrundeliegende Räsonnement ist folgendes: Probleme, die hinsichtlich der Verwendbarkeit einer Person entstehen, werfen vor allem Fragen des Gewissens, der ethischen Standards und der Vergebung der Sünden der Vergangenheit auf. In unserer Gesellschaft sind die weithin respektierten Experten für solche Fragen religiöse Führer; ihr Wort, so meinte man, würde Achtung

gebieten und Organisationen gegen Vorwürfe der Nachlässigkeit oder der Hartherzigkeit absichern.

Während diesem Plan von praktisch jedermann einige positive Merkmale zugebilligt wurden, erweckte er nur begrenzte Begeisterung. Man verwies auf negative Aspekte und bezweifelte seine allgemeine Anwendbarkeit und Wirksamkeit. Man wandte ein, daß der Plan unweigerlich Personen diskriminieren würde, die keiner der drei großen Religionen angehörten. Außerdem wurde angemerkt, daß der Modus der Anrufung eines solchen Beirats ernsthafte Probleme hervorrufen würde (und diese Probleme hielt man auch im Fall verwandter Pläne für ungelöst, die Beiräte, die anders zusammengesetzt waren, vorsahen). Es gibt im Grunde zwei Formen der Anrufung: durch den Arbeitnehmer oder durch den Arbeitgeber. Im ersten Fall taucht die Frage auf, wie Personen bewertet werden sollen, die diesen Schritt nicht setzen wollen. Würde man diese Verfahren für alle verpflichtend machen, dann wäre das eine Beeinträchtigung der individuellen Freiheit, die sicherlich mit der Idee des Plans unvereinbar wäre. Wenn die Anrufung durch den Arbeitnehmer nur im Fall jener Personen erfolgte, die bereits in Schwierigkeiten sind, dann hätte die "Reinwaschung" durch einen Beirat keinen besonderen Wert, da anscheinend viele Arbeitgeber das Gefühl haben, daß der Schaden bereits angerichtet ist, wenn jemand im Bewußtsein der Öffentlichkeit "umstritten" ist.

Andererseits setzt die Anrufung durch den Arbeitgeber offensichtlich voraus, daß dieser bereits irgendwelche Informationen über eine Person erworben hat, die ihn an deren Verwendbarkeit zweifeln lassen. Die Gewinnung solcher Informationen ist nur möglich, wenn der Arbeitgeber seine eigenen Verfahren hat, die politischen Überzeugungen und Beziehungen der Beschäftigten zu überprüfen oder zumindest die von außen kommenden Informationen zu verarbeiten. In anderen Worten würde der Beirat vor der Aufgabe stehen, bereits verfügbare Prozeduren zu verdoppeln. So büßt der Plan einen der Hauptvorteile ein, den er den Arbeitgebern auf den ersten Blick zu bieten schien, nämlich es ihnen zu ersparen, sich mit diesen Angelegenheiten zu befassen.

Eine andere Art von Plan hat zur Grundidee, für die politische Dimension der Personalpolitik einen Ehrenkodex zu erstellen. Ein solcher Kodex könnte von einer Gruppe wichtiger Sponsoren erarbeitet werden, oder von einer der bundesweiten Organisationen der Branche (der American Association of Advertising Agencies oder der Association of National Advertisers) oder von irgendeiner anderen Gruppe oder Verbindung von Gruppen. Die Annahme dieses Kodex durch einzelne Organisationen wäre nach einer Version des Plans freiwillig, nach einer anderen für Mitgliederorganisationen verbindlich.

Dem Plan liegt folgendes Räsonnement zugrunde: Einer der von den Beschäftigten am heftigsten abgelehnten Aspekte der gegenwärtigen Situation ist das Fehlen allgemein bekannter Standards und die Geheimniskrämerei rund um die relevanten Vorgangsweisen. Nach Ansicht vieler begünstigen diese Heimlichkeiten den Mißbrauch von Regeln der Fairness und die Entstehung von Praktiken -

in einigen wenigen einzelnen Organisationen -, die das Tageslicht scheuen mußten. Man hatte den Eindruck, daß die Verlautbarung fairer Prinzipien durch verantwortungsbewußte Segmente der Branche die ganze Atmosphäre positiv beeinflussen und dem Zynismus und dem Mißtrauen Einhalt gebieten könnte.

Dieser Vorschlag wurde nicht wesentlich besser aufgenommen als der erste Plan, obwohl viele Manager mit seiner Zielsetzung einverstanden waren und einige seiner Merkmale positiv beurteilten. Es gab zahlreiche Einwände, vor allem hinsichtlich des Einbezugs von Vertretern der ganzen Branche. Die Anwälte verschiedener Organisationen hatten sich mit diesem Punkt gründlich auseinandergesetzt und waren zum Schluß gekommen, daß derartige Übereinkünfte letztlich zu einer Klage wegen Verschwörung führen könnten. Zusätzlich verliehen einige Manager recht nachdrücklich ihrem Zweifel Ausdruck, daß in irgendeiner der landesweiten Organisationen ein Konsens in inhaltlichen Fragen erreicht werden könnte. Versuche von früher, die in diese Richtung gezielt hatten, hatten die Existenz tiefer Gräben nachgewiesen, von denen sie sicher waren, daß sie nicht überwunden werden könnten.

Andererseits hatten zumindest ein oder zwei Manager das Gefühl, daß jede Initiative, die von den Sponsoren ausging und von ihnen an die Werbeagenturen weitergeleitet wurde, einen Hoffnungsschimmer darstellen würde.

Eine dritte Art von Plan wollte sich an die Öffentlichkeit wenden. Die Idee war, daß eine Ansprache von J. Edgar Hoover[16] über die Methoden des FBI zur Aufdeckung von Subversion der Öffentlichkeit ihre Ängste nehmen könnte. Eine solche Ansprache, so meinte man, könnte von allen Sendern und Fernsehstationen übertragen werden und die professionellen Methoden des FBI mit den stümperhaften Bemühungen ungeschulter Individuen oder Gruppen kontrastieren.

Der Plan ging von folgendem Räsonnement aus: Wie erwähnt, besteht eine Rechtfertigung der Personalpolitik, deren Konsequenzen wir beschrieben haben, in der Annahme, daß die öffentliche Meinung sich an Fragen der politischen Ideologie derart erhitzt, daß Konsumenten sich gegen einen Hersteller wenden würden, der eine andere Personalpolitik betreibt. Unterstellt man diese Annahme, dann braucht die Öffentlichkeit das Gefühl, daß die innere Sicherheit gewährleistet ist, Information über den Unterschied zwischen Verschwörung und Ketzerei und Instruktion über den Wert der Vielfalt und der Kontroverse im politischen Leben.

Keiner der Manager widersetzte sich diesem Plan. Allerdings wurden seine Auswirkungen auf die allgemeine Öffentlichkeit und seine Eignung, die Befürchtungen der Branche bezüglich negativer Publikumsreaktionen zu besänftigen, bezweifelt. Einige Befragte wiesen darauf hin, daß das Problem innerhalb der Branche gelöst werden müßte statt in öffentlichen Erklärungen. Andere hatten das Gefühl, daß keine einzelne Äußerung, egal, wieviel Publicity sie auch hätte und wie bedeutend die Person, von der sie herrührte, auch sein mochte, einen Umschwung herbeiführen würde. Ein Manager erinnerte daran, daß Mr. Hoover in einem anderen Zusammenhang tatsächlich eine ähnliche Ansprache gehalten

hatte und daß diese sich nicht in nennenswerter Weise auf jene Gruppen ausgewirkt hatte, die für die organisierten brieflichen Kampagnen verantwortlich waren, die sich gegen Einzelpersonen in Rundfunk und Fernsehen richteten.

Die Gespräche mit den Managern aus der Branche trugen so sicherlich zur Klärung der Gründe bei, warum einige der Lösungsvorschläge für das Problem der "Schwarzen Listen" auf Ablehnung stießen.

Es ist vielleicht paradox, daß einer der allgemeinen Mängel aller bisher erörterten Vorschläge darin besteht, daß sie zu konkret waren. In gewissem Sinn setzten sie alle, jeweils auf ihre Art, voraus, daß es in der Branche einen Meinungskonsens über personalpolitische Fragen geben könnte oder sollte. Es gibt ihn nicht. Und vielleicht sollte es ihn auch nicht geben, in einem Land, das entschlossen ist, Vielfalt zu bewahren und sich der Reglementierung zu widersetzen.

Was bleibt zu tun? Es ist derzeit unmöglich, eine genaue Handlungsanleitung vorzulegen, die eine Chance hätte, akzeptiert zu werden. Organisiertes und sofortiges Handeln scheint hier keine Abkürzung des Wegs zum Wandel zu eröffnen. Man könnte jedoch eine allgemeine Debatte beginnen, um die Fakten ebenso bekannt zu machen wie die Annahmen, Ansichten und Werte aller, die mit dem Problem zu tun haben, wo immer sie auch stehen mögen. Durch Argument und Gegenargument könnten sich die notwendigen Korrektive der gegenwärtigen Vorgangsweisen herauskristallisieren. Während eine solche Debatte niemanden ausschließen sollte, sollten an ihr aus offensichtlichen Gründen vor allem jene teilnehmen, die der Unterhaltungsindustrie angehören. Sie sollte am besten von jenen eröffnet werden, die aufgrund der Struktur der Branche am ehesten in der Lage sind, ihre Meinung als Individuen mit ungeteilter Verantwortlichkeit einzubringen, nämlich von den Sponsoren. Das Ansehen einer solchen Diskussion würde gesteigert, wenn die Präsidenten der bekanntesten Industriekonzerne des Landes damit den Anfang machten. In einer solchen Atmosphäre würde die größte Barriere, die dem Wandel entgegensteht - die Annahme, daß man über diese Dinge nicht sprechen kann -, bald zu Fall kommen. Und wenn auf diese Weise viele dazu angeregt würden, sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen, dann könnten auch das fehlerhafte Denken und das von Furcht geprägte Handeln allmählich in den Hintergrund treten.

Wie ist Nonkonformität möglich?

Die rasch wachsende Literatur über die Bedingungen der Konformität wirft eine wichtige neue Frage auf: Wie ist Nonkonformität möglich? Es ist Neugierde bezüglich dieser Frage, die den Ausgangspunkt des vorliegenden Artikels bildet.[1]

Um neugierig bezüglich der Bedingungen von Unabhängigkeit sein zu können, muß man an ihre Existenz glauben. Ich bekenne mich zu diesem Glauben, obwohl er in der Literatur wenig Unterstützung findet. Nicht nur besteht unter jenen, die die Hand am Puls der Zeit haben, ein weitverbreiteter Konsens in der Diagnose, daß wir in einer Ära der Konformität leben; die relevante psychologische Literatur betont nahezu einmütig die Bedingungen, die Konformität hervorbringen. Tatsächlich gibt es natürlich genügend Beweise für die Existenz von Unabhängigkeit; nicht nur bei alltäglichen Beobachtungen, sondern auch in jedem einzelnen Experiment, das für die Unabhängigkeit die Null-Hypothese auf statistisch beeindruckende Signifikanzniveaus zurückweist. Vielen dieser Experimente liegt die stillschweigende Annahme zugrunde, daß die widerspenstigen Versuchspersonen, die die für die Mehrheit zutreffende Hypothese nicht bestätigen, ein Ärgernis darstellen. Je weniger es von ihnen gibt, desto üblicher ist es, so wenig wie möglich über sie zu sagen. Es sei denn natürlich, man könnte eine zusätzliche, experimentell manipulierbare Variable entdecken, die die Widersetzlichen vergattert. Sicherlich hat das Bemühen um statistische Signifikanz dazu beigetragen, das psychologische Denken auf ein unschätzbar höheres Niveau der Stringenz zu heben, doch hat es auch zumindest eine negative Konsequenz - es droht, die Ausführung der allgemeinen Aufgabe der Psychologie zu beeinträchtigen, die darin besteht, menschliches Verhalten zu erklären, und nicht bloß das Verhalten von Mehrheiten, wie groß oder signifikant diese auch sein mögen.

Jedenfalls meine ich, daß es psychologisch sinnvoll ist, von Nonkonformität zu sprechen; daher muß man auch die Bedingungen, die sie ermöglichen, untersuchen.

Bevor ich mich mit der Frage auseinandersetze, muß ich einen längeren Umweg machen, und es mag manchmal den Anschein haben, als liefe ich vor der Frage davon, statt mich ihr anzunähern. Ich möchte daher kurz den Weg, den ich einschlagen will, skizzieren:

Ich werde zuerst die Behauptung analysieren, daß Konformität/Nonkonformität eine sinnlose Dichotomie sei, die aufgrund bestimmter gesellschaftlicher Wertvorstellungen entstanden und mit dem Prinzip der Determiniertheit des menschlichen Verhaltens unverträglich sei.

Dann werde ich einige Aspekte der zeitgenössischen psychologischen Literatur über Konformität erörtern und die wichtigsten Typen von Variablen spezifizieren, von denen gezeigt werden konnte, daß sie Konformität hervorbringen.

Ursprünglich als "Conformity and independence: A psychological analysis" in *Human Relations*, 12. 1959: 99-120 erschienen.

Dies wird uns die Identifikation einiger voneinander unterscheidbarer sozialpsychologischer Prozesse ermöglichen, die häufig unter dem Etikett der Konformität oder der Unabhängigkeit versammelt werden.

Schließlich werde ich versuchen, einige vorläufige Antworten auf die Hauptfrage zu formulieren: Wie ist Nonkonformität möglich?

Ist die Unterscheidung zwischen Konformität und Nonkonformität haltbar?

Es gibt eine einfache allgemeine Antwort auf diese Frage: Es hängt alles davon ab, was mit Konformität gemeint ist. Zweifellos. Doch wenn man den Sinn betrachtet, der dem Ausdruck in verschiedenen Kontexten verliehen wird, wird die Sache etwas komplizierter. In der derzeitigen Debatte über politische Konformität herrscht große Verwirrung, weil der Ausdruck "Konformität" mit Wertvorstellungen über den Bereich, in dem Konformität diagnostiziert wird, besetzt ist. Auf dieser Ebene werden "gut" und "schlecht" oder "richtig" und "falsch" häufig als Synonyme von "unabhängig" und "konform" verwendet.

Auf einem nur unwesentlich durchdachteren Niveau werden jene, die mit der Mehrheit übereinstimmen, Konformisten genannt, die Vertreter der Minderheit Nonkonformisten. So erfahren wir etwa aus Stouffers Untersuchung, daß die Mehrheit der erwachsenen Bevölkerung denkt, daß es einem Kommunisten nicht gestattet sein sollte, als Verkäufer zu arbeiten.[2] Persönlich bin ich davon überzeugt, daß die meisten Leute, die diese Meinung vertreten, tatsächlich Konformisten sind, zumindest in dieser Hinsicht. Doch den Nachweis dafür zu führen, indem man auf die Größe der Mehrheit verweist, bedeutet "Hochverrat: Aus den falschen Gründen recht zu haben."[3]

Auf einem höheren Reflexionsniveau wird Konformität als Reduktion von Vielfalt durch Prozesse der sozialen Beeinflussung aufgefaßt. Doch auf eben diesem Niveau, wo Werte und die Auffassungen der Mehrheit als Kriterien verworfen werden, entstehen ernsthafte Zweifel über die Klugheit der Unterscheidung zwischen Unabhängigkeit und Konformität. In der politischen und kulturellen Debatte hat Trilling mit sanftem und dennoch sehr durchschlagendem Spott gezeigt, daß nicht viel mehr als Konformität überbleibt, wenn Werturteile und Abweichungen von der Meinung der Mehrheit als Kriterien von Nonkonformität aufgegeben werden. In seinem Essay *Freud and the crisis of our culture* schreibt er:

"Die gebildete amerikanische Mittelschicht ist unerschütterlich in ihrer Bewunderung der Nonkonformität und der abweichenden Meinung. Das Recht, Nonkonformist zu sein, das Recht, anderer Meinung zu sein, ist Teil unserer Konzeption der Gemeinschaft. Alle sagen das: In den Wochen-, Monats- und Vierteljahresschriften, in der New Yorker Times, auf der Cocktailparty, auf der Konferenz der Psychiater, auf der Konferenz der Lehrer. Wie gut das ist, und wie

recht! Und dennoch, wenn wir den Inhalt unserer Idee der Nonkonformität untersuchen, müssen wir über die Unkonkretheit erschrecken, die diese sehr große Idee enthält. Die Rhetorik ist so aufrichtig, wie sie geräumig ist, doch müssen wir uns manchmal verwundert fragen, ob das, was da gelobt und verteidigt wird, in irgendeiner Weise über das Recht hinausgeht, vor zehn oder zwanzig Jahren in irgendeiner wohlwollenden Beziehung zum Kommunismus gestanden zu haben. Männer mit Prinzipien haben sich reaktionären Tendenzen in unserer Gesellschaft widersetzt, und manche sind durch diesen Widerstand Risiken eingegangen, doch für die meisten von uns ist unser festgefügter Antagonismus gegen jenes Beispiel reaktionärer Tendenzen, das wir McCarthyismus nennen, einfach das Abzeichen unserer Schicht. Weiter reicht unsere Vorstellungskraft kaum, wenn wir an kulturell abweichende Meinung denken. In Wirklichkeit können wir uns Nonkonformität überhaupt nicht vorstellen, nicht in der Kunst, nicht in der Moral- oder Gesellschaftstheorie, sicher nicht im persönlichen Leben - es ist vermutlich wahr, daß es noch nie eine Kultur gegeben hat, die eine derart vollständige Ausmerzung persönlicher Differenzierungen, eine derart laue Einförmigkeit des Verhaltens eingefordert hat. In unserer Bewunderung für die Nonkonformität und in unserer Liebe zur Gemeinschaft haben wir beschlossen, daß wir alle gemeinsam Nonkonformisten sind."[4]

Als Ausnahmen von dieser Regel des Konformismus läßt Trilling "Männer mit Prinzipien" gelten. Zweifellos erfreuen sich diese Trillings Wertschätzung; auch gibt es keinen Zweifel, daß sie eine kleine Minderheit bilden und nicht nur mit dem Nonkonformismus konform gehen. Die zitierte Passage enthält eine bloße Andeutung, daß für ihr Verhalten ein zusätzlicher entscheidender Faktor von Bedeutung ist. Wenn wir diesen entscheidenden Faktor bei einem Mann mit Prinzipien identifizieren können, kommen wir einer brauchbaren Distinktion zwischen Unabhängigkeit und Konformität näher. Ein Beispiel mag sich hier als nützlich erweisen. Ich habe eines aus Senator Kennedys Buch *Profiles in courage* gewählt.[5]

Es handelt sich um den Fall des Senator Edmund G. Ross aus Kansas. 1868, während des turbulenten Nachspiels zum Bürgerkrieg, sah sich Präsident Andrew Johnson einer Amtsenthebungsklage gegenüber. Im Senat war eine Zweidrittelmehrheit erforderlich, um das für Johnson negative Votum des Abgeordnetenhauses zu bestätigen. Die Anklage hatten die Republikaner erhoben; Ross war Republikaner. Sie brauchten 36 Stimmen; 35 hatten sie sicher. Ross war das Zünglein an der Waage. Jeder nur denkbare Druck wurde auf ihn ausgeübt. Sein Haus stand unter Beobachtung; sein Bekanntenkreis wurde mißtrauisch durchleuchtet; seine politische Karriere stand auf dem Spiel; eine schreckenerregende Lawine von Telegrammen aus seinem Wahlkreis und aus anderen Teilen des Landes ging auf ihn nieder; seine Partei und die Presse schmeichelten und drohten. Senator Ross beschrieb später den Augenblick, als er bei der Abstimmung an die Reihe kam: "Ich blickte fast buchstäblich in mein offenes Grab. Freundschaften, Stellung, Vermögen, alles, was einem ehrgeizigen Mann das Leben lebenswert

erscheinen läßt, waren drauf und dran, vom Atem meines Mundes hinweggeweht zu werden, vielleicht auf immer. Es ist kein Wunder, daß meine Antwort zittrig klang und am Rand des Auditoriums unhörbar blieb, oder daß weiter entfernte Senatoren auf der gegenüberliegenden Seite der Kammer nach Wiederholung riefen." Die Antwort war: "Nicht schuldig." Einige andere, die zu Beginn des Verfahrens noch unschlüssig gewesen waren, waren ebenfalls unter Druck gesetzt worden. Ihr Votum lautete: "Schuldig."

Senator Edmund Ross bewies, was die meisten Leute als unabhängiges Verhalten auffassen würden. Welche psychologische Variable unterscheidet ihn von anderen, die dieselben Zweifel hegten und demselben Druck ausgesetzt waren und diesem schließlich nachgaben?

Zu sagen, daß andere Kräfte stärker waren als der äußere Druck, ist sicherlich keine zufriedenstellende Antwort. Welche anderen Kräfte? Zwei Erklärungsansätze bieten sich an - das Fehlen einer Bezugsgruppe einerseits, dauerhafte Persönlichkeitsmerkmale andererseits. Betrachten wir sie der Reihe nach.

Das wenig Zufriedenstellende am Begriff der Bezugsgruppe liegt darin, daß er - wenn wir nicht sehr sorgfältig sind - zu einer Art von Reduktionismus verleitet, der geeignet ist, den Unterschied zwischen Ross und seinen Kollegen zu eliminieren. Dies läßt sich zumindest aus Cooleys etwa 50 Jahre alter Erörterung der Konformität und der Nonkonformität ableiten. Der Nonkonformist ist nach Cooley jemand, der außer Schritt marschiert, weil er eine andere Trommel hört. Cooley nennt dieses Verhalten "Fernkonformität" und folgert, daß "es deshalb keine klare Trennungslinie zwischen Konformität und Nonkonformität gibt; es gibt einfach mehr oder weniger charakteristische bzw. ungewöhnliche Wege, die verfügbaren Einflüsse auszuwählen und zu kombinieren."[6] In anderen Worten sind wir wieder zu der Annahme zurückgekehrt, daß beim konformistischen und beim unabhängigen Verhalten im Grunde ähnliche Prozesse ablaufen. Dies soll nicht heißen, daß diese Reduktion der Unabhängigkeit auf Konformität unlogisch oder unmöglich wäre; im Gegenteil, sie läuft auf die Behauptung hinaus, daß jedes menschliche Verhalten kausal bestimmt ist. Auch möchte ich die wertvolle sensibilisierende Funktion des heute geläufigeren Terminus "Bezugsgruppenverhalten" für die sozialpsychologische Arbeit keineswegs leugnen. Ich möchte lediglich betonen, daß man, wenn man den *Unterschied* zwischen Ross und seine Kollegen spezifizieren möchten, sich nur ungern auf eine Position festlegen möchte, die zur Schlußfolgerung führt, daß sie im Grunde gleich sind.

Wie steht es mit Persönlichkeitsmerkmalen als jenen Variablen, die den Unterschied erklären sollen? Ausdrücke wie Ich-Stärke, Über-Ich, Sicherheitsgefühl oder - oberflächlicher - Hartnäckigkeit und dergleichen bieten sich an. Sicherlich wäre es eine große Hilfe, hätten wir für Ross oder sonst irgend jemanden, der eine ähnlich unabhängige Handlung setzt, einen Rorschach, einen MMPI oder einen TAT[7] zur Verfügung, ganz wie es auch nützlich wäre, seine Bezugsgruppen zu kennen. Doch ich bezweifle, daß uns solche Persönlichkeitsmaße eine völlig zufriedenstellende Antwort liefern könnten. Auf konkretesten Ebene stammen

meine Zweifel aus Kennedys Darstellung von Ross' Persönlichkeit, die er natürlich nicht in psychologischer Fachsprache formuliert. Ross' eigene Beschreibung des Zitterns seiner Stimme im dramatischen Moment läßt nicht auf eine Persönlichkeit schließen, die frei von Angstgefühlen ist oder der Welt besonders gern die Stirn bietet. In anderen, weniger dramatischen Situationen bewies er manchmal Unabhängigkeit, manchmal Konformität.

Allgemeiner formuliert stellt sich hier also die Frage, welcher der zahlreichen möglichen Zugänge zur Persönlichkeit das beste Werkzeug für die Vorhersage konformen Verhaltens liefert. Gerade die Tatsache, daß ein und dieselbe Person sich manchmal konform verhält, manchmal jedoch nicht, obwohl die Ergebnisse psychodiagnostischer Tests stets dieselben sein sollten, läßt Zweifel an der Eignung von Tests entstehen, hier besonders hilfreich zu sein. Wiederum muß ich meine Häresie etwas abschwächen - ich möchte nicht sagen, daß psychodiagnostische Messungen ungültig sind. Alles, was ich sagen möchte, ist, daß sie - soweit ich ihre Zwecksetzung verstehe - danach streben, mehr oder weniger dauerhafte Merkmale von Personen festzustellen. Diese Merkmale sind durch äußere Faktoren modifizierbar und setzen sich nicht notwendigerweise immer durch, wie es schon Tolstoi ahnte, als er in *Auferstehung* schrieb:

"Es ist eine der gewöhnlichsten und am weitesten verbreiteten Arten des Aberglaubens, daß jeder Mensch nur eine einzige bestimmte Eigenschaft habe, die ihm zugehöre, daß ein Mensch entweder gut oder böse oder klug oder dumm oder energisch oder apathisch sei und so weiter. Die Menschen pflegen nicht so zu sein. Wir können von einem Menschen zwar behaupten, er sei öfter gut als böse, öfter klug als dumm, öfter energisch als apathisch oder umgekehrt ... Jeder Mensch trägt in sich die Keime aller menschlichen Eigenschaften, und das eine Mal stellt er die einen heraus, das andere Mal die anderen, und oft scheint er sich selber überhaupt nicht mehr ähnlich zu sein, während er doch immer derselbe Mensch bleibt."[8]

Tolstoi legt nahe, daß sich Faktoren der Situation als so mächtig erweisen können, daß sie eingeübte Reaktionsmuster durchbrechen können. Sicherlich wollte Tolstoi auch nicht die Macht dauerhafter Persönlichkeitsmerkmale leugnen; in der Wendung "während er doch derselbe Mensch bleibt" hat er dies zum Ausdruck gebracht. Doch in welchem Sinn bleibt der Mensch derselbe? Sicherlich nicht bloß als physischer Organismus; und ebenso sicher nicht im offenkundigen Verhalten. Persönlichkeitsmerkmale können es laut Tolstoi ebenfalls nicht sein. Geht es also um die dem Verhalten und den Merkmalen zugrundeliegende Psychodynamik? Ist die grundlegende Motivstruktur, wie Chein nahelegt,[9] oder sind kognitive Kontrollmechanismen, wie George Klein argumentieren würde,[10] die plausibelsten Gründe dafür, was in Senator Ross dasselbe blieb, als er sich von einem geachteten Mitglied der Republikanischen Partei zu einem Rebellen wandelte? Die klinische Psychologie wird uns lehren müssen, worin jene Identität besteht, die die Person von einer Situation in die andere mitnimmt.

Doch die möglichen Typen von Antworten auf die Frage, was an einem Menschen dasselbe bleibt, während er von einer Situation zur nächsten wechselt, versprechen noch keine Hilfe für die Vorhersage konformen Verhaltens. Denn keine der erwähnten Alternativen läßt erwarten, daß man zwischen jenen Situationen unterscheiden kann, in denen Personen wie Senator Ross sich entscheiden, konform oder nonkonform zu handeln.

Reinhard Bendix verweist auf die Fähigkeit von Personen, Entscheidungen zu treffen.[11] Leute können auf einen äußeren Faktor reagieren, so Bendix, entweder wegen oder trotz ihrer persönlichen Dispositionen. Ein und dasselbe dauerhafte Persönlichkeitsmerkmal kann - unter nicht genauer spezifizierten Bedingungen - im Spiel sein, ob wir nun äußeren Einflüssen nachgeben oder ihnen widerstehen. Eine ich-starke Person kann sich z.B. der mehrheitlichen Auffassung ihrer Kollegen unterordnen, nicht jedoch dem politischen Klima ihrer Zeit. Wenn ihr Job auf dem Spiel steht, kann sie im Einklang mit ihrer Überzeugung handeln oder auch gegen sie.

Bisher haben sich die erklärenden Begriffe, die ich als mögliche wichtige Bestimmungsgründe des unabhängigen oder des konformen Verhaltens betrachtet habe, als nicht sonderlich tauglich erwiesen. Doch vielleicht rühren unsere Schwierigkeiten weniger von diesen Begriffen her, sondern eher von der Tatsache, daß das Phänomen, das sie erklären sollen, noch nicht hinreichend klar erfaßt wurde. Kehren wir noch einmal zu Senator Ross zurück; vielleicht liefert er uns einen Hinweis auf die Merkmale, die für den spezifischen Typ des Verhaltens, das er an den Tag legte, charakteristisch sind.

Aus Kennedys Darstellung (die hier nur summarisch wiedergegeben wird) wird deutlich, daß es *das hervorstechendste Merkmal von Ross' Handlung war, daß er die betreffende Angelegenheit sehr ernst nahm.* Gewiß, er hatte eine Bezugsgruppe, er war ein "Fernkonformist", oder - wenn man so will - er handelte konform mit seinem eigenen Gewissen. Doch diese dauerhaften Persönlichkeitsmerkmale wurden gegenüber dem gewaltigen Druck von außen nur deshalb wirksam, weil er die Frage der Amtsenthebung wirklich ernst nahm. Diese Bedingung - die enge Verknüpfung zwischen einer Person und einem Gegenstand der Außenwelt (Gegenstand deshalb, weil das Problem unabhängig von der Existenz des Senators Ross existierte) - gestattete ihm, so zu handeln, wie er es tat. Für diesen Prozeß bietet sich der Ausdruck "Ich-Engagement" an, der allerdings einige nicht ganz passende Konnotationen hat: Die Hervorhebung des Ich impliziert einen Kontrast mit anderen Aspekten der Persönlichkeit bzw. deren Ausschluß. Wenn man jedoch die Erfahrung des Senators im Geist rekonstruiert, dann wird sehr deutlich, daß die ganze Persönlichkeitsorganisation des Mannes involviert war - nicht nur sein Verstand oder sein Ich, sondern intensive emotionale Kräfte und Konflikte waren beteiligt. Für diese affektive und rationale Verknüpfung verwendet die Psychoanalyse den Ausdruck "Kathexis."

Vor kurzem wurde Kathexis in das systematische sozialwissenschaftliche Denken eingeführt. In der Einleitung von *Toward a general theory of action* heißt es

dazu, alle Beiträger zu diesem Band stimmten darin überein, "daß die Tendenz positiv oder negativ auf Objekte zu reagieren als kathektische Orientierung bezeichnet wird. Kathexis, die Zuneigung zu Objekten, Gratifikation versprechen und die Zurückweisung jener, die schädlich sind, bildet die Wurzel der selektiven Natur des Handelns." Und wenig später: "Der Name Kathexis ist breiter ... als Affekt. Er bezeichnet Affekt und Objekt."[12]

In der psychoanalytischen Literatur wird der Ausdruck mit verschiedenen Bedeutungen verwendet, und der zugrundeliegende Begriff ist nicht klar definiert. Deshalb möchte ich nur im Vorübergehen auf die Ähnlichkeit zwischen Kathexis und jenem Merkmal verweisen, das mir als das zentrale des unabhängigen Verhaltens erscheint. Ich werde dafür im vorliegenden Zusammenhang den Ausdruck *emotionale und intellektuelle Investition* verwenden.

Eine solche zentrale Investition in ein Anliegen als notwendiges Merkmal dessen aufzufassen, was im allgemeinen in vager Weise mit "unabhängigem Verhalten" gemeint ist, hat den Vorteil, daß wir dadurch sofort in die Lage versetzt werden, die universelle Diagnose der Konformität in unserem öffentlichen Leben zu klären. In dieser Hinsicht sollte die Frage vielleicht umformuliert werden, indem man sich überlegt, ob die Leute ihre Fähigkeit eingebüßt haben, in Anliegen zu investieren, oder ob die allgemeine Diagnose auf der Tatsache beruht, daß sich die Anliegen, in die investiert wird, gewandelt haben. Beide Fragen könnten empirisch beantwortet werden, ohne dabei in eine Konfusion über implizite Werturteile zu verfallen oder sich mit der unhaltbaren Vereinfachung zu bescheiden, daß unabhängiges Verhalten auf die Übereinstimmung mit einer Minderheit hinausläuft, konformes Verhalten auf die Übereinstimmung mit einer Mehrheit.

Die emotionale und intellektuelle Investition in ein Anliegen als Merkmal der Unabhängigkeit aufzufassen und das Fehlen einer solchen Investition als eins der Konformität, impliziert eine Verlagerung von einer eindimensionalen Beschreibung des Phänomens hin zu einer komplexeren Idee, die ich weiter unten genauer erläutern werde. Vorher erscheint es jedoch zweckmäßig, sich mit der experimentellen Literatur zur Konformität auseinanderzusetzen.

Die experimentelle Literatur beschränkt sich vor allem auf die Manipulation der Rahmenbedingungen von Entscheidungen über Angelegenheiten, in die das Individuum keine Investition eingebracht hat; so wird verständlich, warum wir in der Psychologie soviel mehr über Konformität wissen als über Unabhängigkeit. Doch was wissen wir eigentlich über Konformität?

Forschungsergebnisse zu einigen Aspekten der Konformität. Ein Überblick

Das operationale Kriterium der Konformität, das einem Großteil der empirischen Forschung zu diesem Thema zugrundeliegt, ist die private und/oder öffentliche Zustimmung eines Individuums zu einer Meinung, die nicht die seine war, bevor sie ihm präsentiert wurde. Die Existenz dieses Phänomens ist selbstverständlich die Basis jeder menschlichen Gesellschaft und erklärt zweifellos die Richtung des größten Teils der menschlichen Verhaltensweisen. Sherifs frühe Experimente zum autokinetischen Effekt[13] und Blakes Experimente,[14] die auf einer klug ersonnenen Kombination aus der Natürlichkeit der Situation und der methodischen Kontrolle beruhen, haben nachgewiesen, daß Personen, die sozialen Einflüssen ausgesetzt sind, diesen im allgemeinen nachgeben. Ob man dies Konformität oder Vertrauen in andere nennen soll, ist eine terminologische Frage, auf die ich im Moment nicht eingehen möchte. Aus anderer Perspektive wurde die Allgegenwart konformen Verhaltens auch von Barker und Wright in ihren psycho-ökologischen Studien über das Verhalten von Kindern im Mittelwesten nachgewiesen.[15] Barker und Wright geben an, daß 95 Prozent des Verhaltens von Kindern während eines gewöhnlichen Tages von den Verhaltensschauplätzen [behaviour settings] bestimmt ist, auf denen sie sich befinden. Sie definieren einen Verhaltensschauplatz als einen räumlichen Rahmen des Rollenverhaltens, der bei Personen, die sich in ihm befinden, weitgehend ähnliche Reaktionen hervorruft; der Drugstore an der Ecke ist z.B. ein Verhaltensschauplatz. Mit guten Gründen kann man erwarten, daß auch ein vergleichbarer Anteil des Verhaltens von Erwachsenen so reguliert wird.

Aus diesen Nachweisen, daß Konformität in der Tat die Regel ist, läßt sich - zumindest per implicationem - eine weitere interessante Beobachtung ableiten: Personen, die sich dem Konformitätsdruck entziehen, weisen irgendwelche Defizite oder Abweichungen von den Standards der Normalität auf. Explizit findet sich diese Beobachtung in einer Reihe jüngerer Studien über Neurotiker und Schizophrene. Solche Personen zeigen im Gegensatz zu anderen nicht die allgemeine Tendenz in Richtung konformen Verhaltens. Hovland, Janis und Kelley z.B. meinen, daß "Personen mit akuten neurotischen Symptomen prädisponiert sind, sich Botschaften, die sie überzeugen sollen, zu widersetzen."[16] Levine et al. replizierten die autokinetischen Experimente mit Neurotikern und fanden, daß diese durch Gruppenurteile weniger leicht beeinflußbar waren als Nichtneurotiker.[17] Nach Sarbin und Hardyck besteht eine negative Korrelation zwischen Konformität über Wahrnehmungen und Schizophrenie.[18] Wer jemals eine psychiatrische Anstalt besucht hat, wird die Übereinstimmung zwischen den Beobachtungen, die man dort machen kann, und den zitierten empirischen Befunden bestätigen. Nonkonformität in diesem Sinn ist manchmal tatsächlich das erste Anzeichen von Geisteskrankheit.

Man sollte sich hier vor Augen führen, daß es angebracht sein kann, zunächst zwischen der Fähigkeit und der Unfähigkeit, konform zu handeln, zu unterscheiden. Jene, die diese Fähigkeit besitzen, können dann dahingehend untersucht werden, ob sie auch in der Lage sind, nonkonform zu handeln - ob z.B. ihr konformes Verhalten aus dem zwanghaften Bedürfnis entspringt, sich der Meinung anderer unterzuordnen, oder ob die Fähigkeit unter variierenden Umständen in der nötigen Differenziertheit ausgeübt werden kann. Die experimentelle Literatur befaßt sich vor allem damit, diese Umstände zu spezifizieren.

Zweckmäßigerweise kann das verfügbare empirische Material unter folgenden Aspekten dargestellt werden: *Einflußfaktoren; situativer Kontext; Bezugsgruppenverhalten und Gruppenzugehörigkeit; Persönlichkeitsfaktoren; Reaktionsformen.*

Einflußfaktoren

Unter Einflußfaktoren verstehe ich sowohl die Quelle der Meinung, der sich die Versuchspersonen letztlich anschließen, als auch das Wesen und die Form der Präsentation dieser Meinung. Die systematischste Serie von Studien in diesem Bereich sind die Yale-Untersuchungen.[19] Wir können ihnen unter anderem entnehmen, daß Quellen von hoher Glaubwürdigkeit einen größeren unmittelbaren Effekt auf die Hervorbringung konformer Meinung ausüben als solche von niedriger Glaubwürdigkeit; im Zeitverlauf allerdings neigen diese Unterschiede dazu, sich auszugleichen.

Bezüglich des Wesens der Botschaft unterscheidet das Yale-Team zwischen Argumenten einerseits, Belohnungen und Bestrafungen andererseits. So weit mir bekannt ist, wurde in ihren veröffentlichten Experimenten kein Versuch gemacht, diese beiden Typen von Variablen in einem Experiment gemeinsam zu verwenden. Stattdessen wurden Variationen innerhalb dieser Typen getestet. Für Argumente wurde festgestellt, daß bei expliziter Präsentation der Schlußfolgerung eines Arguments ein höheres Ausmaß von Konformität erzielt wird, wenn das Thema sehr komplex ist und das Auditorium intellektuell auf einem vergleichsweise niedrigen Niveau steht.

Für die Dimension Belohnung / Bestrafung sind ihre Experimente über verschiedene Intensitäten furchtauslösender Botschaften relevant. Sie legen nahe, daß weniger intensive Botschaften dieses Typs wahrscheinlich eher geeignet sind, Konformität hervorzurufen als intensivere.

Andere Studien über die Einflußfaktoren haben häufig Gruppenmeinungen als Ausgangspunkt der Analyse genommen. Goldberg experimentierte z.B. mit der Größe der Gruppe, die die Meinung präsentiert, der sich die Versuchsperson dann unterwirft.[20] Er fand, daß "das Ausmaß an Konformität gegenüber Vierergruppen sich von dem gegenüber Zweiergruppen nicht unterscheidet." Auch Asch stellte fest, daß der Konformitätseffekt durch Vergrößerung der Gruppe

nicht erhöht wurde.[21] Beide Autoren variierten auch die Häufigkeit, mit der die Versuchspersonen Gruppenmeinungen ausgesetzt wurden, die von ihren eigenen abwichen, mit dem Ergebnis, daß Konformität im großen und ganzen während der ersten paar Male erzeugt wurde. Zusätzliche Konfrontationen mit der Gruppenmeinung bewirken keine signifikante Verstärkung des Konformitätseffektes.

Kelman verwendete in Experimenten mit Schülern der siebenten Schulstufe eine Autoritätsperson, die sie in Richtung Konformität beeinflussen sollte.[22] Zwei experimentelle Bedingungen wurden verglichen: Hoher und niederer Konformitätsdruck. In der ersteren Gruppe wurde den Kindern erklärt, daß sie einen Aufsatz schreiben sollten, der mit der Meinung der Autoritätsperson übereinstimmte. Der zweiten Gruppe wurde erläutert, daß man zwar die besten Aufsätze, die mit der Meinung der Autoritätsperson übereinstimmten, Preise gewinnen würden, daß jedoch auch Nicht-Übereinstimmung zulässig wäre. Kelman fand, daß die Gruppe mit der Bedingung "hoher Konformitätsdruck" in ihren Aufsätzen mehr unmittelbare Konformität bewies, jedoch ein geringeres Ausmaß an Einstellungswandel, der gesondert gemessen wurde. Hier begegnet uns zum ersten Mal die wichtige Unterscheidung zwischen privater und öffentlicher Konformität, die auch in vielen anderen Experimenten festgestellt wurde. Der Befund, daß ein niedriger Konformitätsdruck einen dauerhafteren Konformitätseffekt bewirkt als ein hoher Druck, stimmt mit den erwähnten Ergebnissen des Yale-Teams überein, ebenso wie mit einer Reihe anderer Untersuchungen. Jerome Frank etwa kam ebenfalls zum Schluß, daß niedriger Konformitätsdruck und ein schrittweises Vorgehen sich beim Versuch, Leute dazu zu bringen, sich den Forderungen des Experimentators zu unterwerfen, als wirksamer erwiesen als hoher Druck.[23]

Im Licht dieser Übereinstimmungen ist es von besonderem Interesse, daß einige Studien stärkere Konformitätseffekte in Reaktion auf *hohen* Konformitätsdruck belegen. So hat sich in einer Studie Festingers hoher Druck als am wirksamsten erwiesen.[24] Es gibt natürlich viele nichtexperimentelle Beobachtungen und Studien, die Festinger bestätigen. Galilei hätte sich sicherlich nichts anderem gebeugt als dem Scheiterhaufen. Manche Bundesangestellte mit ihren übertriebenen selbstauferlegten Handlungseinschränkungen hätten keiner anderen Drohung nachgegeben als jener des Verlusts der Stelle, verbunden mit geringen Aussichten, eine neue zu finden.[25] Die ganze Idee eines kritischen Punktes, wo man unter Stress "zusammenbricht," paßt ebenfalls zur These, daß desto mehr Konformität entwickelt wird, je mehr Druck ausgeübt wird. Meiner Auffassung nach könnte der scheinbare Widerspruch aufgelöst werden, wenn wir das Verhalten in einer bestimmten Angelegenheit nach dem Ausmaß der mit ihr verknüpften Kathexis klassifizierten und wenn wir eine Reihe anderer Differenzierungen vornähmen, die weiter unten eingeführt werden.

Eine andere Variable, die bei der Untersuchung der kausalen Rolle von Gruppen verwendet wurde, ist die Attraktivität der Gruppe für das einzelne Mitglied

oder die Sympathie, die er für sie empfindet. Bovard etwa hat festgestellt, daß Anführer-Zentriertheit weniger geeignet ist, Konformität hervorzubringen als Gruppenzentiertheit.[26] Da im letzteren Fall die Sympathie für die Gruppe größer war, möchte er diese als wichtigen Faktor bei der Hervorbringung von Konformität gegenüber Gruppennormen interpretieren. Back liefert eine explizite Bestätigung dieser Auffassung: Je stärker die Gruppenkohäsion, desto größer ist der Einfluß der Gruppe auf die Meinung ihrer Mitglieder.[27] In ganz ähnlicher Weise kommen die Yale-Untersuchungen zur Schlußfolgerung, daß "Personen, die am stärksten motiviert sind, ihre Gruppenzugehörigkeit zu erhalten, im allgemeinen am leichtesten durch die anderen Gruppenmitglieder zu beeinflussen sind."[28]

Noch viele andere Studien belegen die Macht der Gruppe, Konformität herbeizuführen. Deutsch und Gerard kritisieren einen Teil dieser Arbeiten, indem sie darauf hinweisen, daß bei etlichen dieser Experimente die Gegenwart von anderen mit der Existenz einer Gruppe gleichgesetzt wird.[29] Sie unterscheiden auf der begrifflichen Ebene zwischen Faktoren, die einen normativen sozialen Einfluß ausüben, d.h. einen Einfluß dahingehend, den positiven Erwartungen anderer entgegenzukommen, und Faktoren, die bewirken, daß die Information, die einem andere vermitteln, als Beweismaterial akzeptiert wird. Tatsächlich führen sie in ihrer experimentellen Arbeit keinen Vergleich der relativen Bedeutung der beiden Typen des Einflusses durch. Aus theoretischen Erwägungen postulieren sie jedoch - was sich auch bestätigen sollte -, daß soziale Einflüsse mehr Konformität bei Personen erzeugen, die eine Gruppe bilden, als bei einem Aggregat von Leuten, die in keiner besonderen Beziehung zueinander stehen; daß unter Bedingungen der Anonymität und wenn kein Druck seitens anderer wahrgenommen wird, der Effekt geringer ist; daß sozialer Einfluß dahingehend, mit dem eigenen Urteil konform zu gehen, die Auswirkungen des Einflusses in Richtung der Konformität mit dem Urteil anderer abschwächt; und daß die persönliche Entschlossenheit, am eigenen Urteil festzuhalten, stärker wird, wenn sie von einer anderen Person unterstützt wird.

Situativer Kontext

Wir wir alle wissen und beklagen, werden die meisten experimentellen Studien mit studentischen Versuchspersonen durchgeführt. Doch in einigen Fällen hat man sich darum bemüht, andere Arten von Gruppen zu verwenden: Mittelschüler, Angehörige von Jugendgruppen, Luftwaffensoldaten, Marinerekruten, Offiziere, Manager, etc. Viele Forscher streben danach, in "realistischen" situativen Kontexten zu arbeiten. Aber es gibt kaum vergleichende Studien über das Konformitätsverhalten ein und desselben Individuums in verschiedenen Situationen. Situative Kontexte unterscheiden sich meist nach dem Ausmaß der Künstlichkeit der experimentellen Situation. Wegen der Unterschiede des jeweiligen methodi-

schen Ansatzes und der verwendeten Kriterien ist es in diesem Bereich nicht so einfach, Vergleiche anzustellen.

Man könnte hier anmerken, daß Untersuchungen vom Typ der Umfrageforschung am ehesten unter realistischen Bedingungen durchgeführt wurden. Stouffers Studie *Coommunism, conformity* belegt z.B. ein höheres Ausmaß von Konformismus in bezug auf aktuelle politische Zwänge bei der allgemeinen Bevölkerung als bei den führenden Mitgliedern freiwilliger Organisationen.[30] In ihrer Pilotstudie über die Auswirkungen der Loyalitäts- und Sicherheitsmaßnahmen auf Bundesbeamte identifizieren Jahoda und Cook ebenfalls ein hohes Ausmaß von Konformität gegenüber einem gerade herrschenden politischen Druck;[31] zusätzlich stellen sie die Hypothese auf, daß Situationen, in denen die emotionale und praktische Unterstützung durch Kollegen und Vorgesetzte und durch eine offene und vertrauensvolle Gruppenatmosphäre herrschen, zu einem *geringeren* Maß an Konformität gegenüber dem allgemeinen Meinungsklima führen, als bei Vorliegen der entgegengesetzten situativen Merkmale. In Summe wissen wir jedoch weniger über die Auswirkungen wechselnder situativer Kontexte als über jene wechselnder Einflußfaktoren.

Bezugsgruppenverhalten und Gruppenzugehörigkeit

Eine Reihe von Forschern hat auf das Gewicht der Bezugsgruppe des Individuums für dessen Neigung zur Konformität hingewiesen; das Yale-Team hat in diesem Zusammenhang die Rolle der kognitiven Bedeutung von Gruppennormen erwähnt. Hovland et. al. berichten von einem Experiment mit katholischen Mittelschülern als Versuchspersonen, für die der Katholizismus kognitiv bedeutsam gemacht worden war, indem man ihnen vor dem Experiment katholische Schriften zu lesen gegeben hatte. Die Resultate regten zur Schlußfolgerung an, daß "die Verwendung von Inhalten, die die Aufmerksamkeit gegenüber einer Bezugsgruppe verstärken, einen deutlichen Effekt auf die Tendenz des Auditoriums haben kann, die ihnen nahegelegte Meinung zu akzeptieren oder zu verwerfen." Allerdings fügen die Autoren hinzu: "Das Ausbleiben eines derartigen Effekts bei den College-Studenten wirft die Frage auf, ob es sich um ein allgemeines Phänomen handelt oder ob es nur bei Personen auftritt, die sich zwar stark mit einer bestimmten Gruppe identifizieren, jedoch ein vergleichsweise schwach entwickeltes Verständnis ihrer Normen haben."[32] In seiner Analyse der jugendlichen Bandenkriminalität der Unterschicht stützt sich Albert K. Cohen - zumindest implizit - ebenfalls auf die Macht einer Bezugsgruppe als erklärenden Faktor der Konformität.[33] Delinquenz wird nur insoweit zur möglichen Lösung der Lebensprobleme des Jugendlichen, als die Angehörigen seiner Bande, d.h. seine Bezugsgruppe, seine Werte und Normen teilen. Augustinus hat vor 1 500 Jahren dieselbe Beobachtung gemacht; daß er als Junge in eine Episode verwickelt war,

bei der Birnen gestohlen wurden, erklärte er unter bezug auf seine Zugehörigkeit zu einer Gruppe.

Allgemein werfen diese Befunde die Frage auf, unter welchen Bedingungen verschiedene Bezugsgruppen zu Bestimmungsfaktoren der Meinungsbildung werden. Soweit mir bekannt, wurde diese zentrale Frage der Bezugsgruppentheorie empirisch noch nicht behandelt. In der Regel wird der Begriff so verwendet, als gäbe es für das Individuum nur eine Gruppe, deren Normen es teilt, nämlich jene, die durch das Design der Studie zur Bezugsgruppe ernannt wurde.

Kelley und Woodruff verweisen darauf, daß Meinungen, die einer Bezugsgruppe zugeschrieben wurden, eine tiefe Wirkung auf die Position des Individuums ausüben, auch wenn diese Meinungen den üblichen Normen der Gruppe widersprechen.[34] Die Forscher legen Wert auf die Feststellung, daß Konformität gegenüber solchen Meinungen nur eine Methode ist, um mit der Situation fertigzuwerden; eine andere besteht in der Umdeutung der unerwarteten Meinung der Bezugsgruppe.

In gewissem Sinn läßt sich der Status des Individuums in der Gruppe ebenfalls im Rahmen der Bezugsgruppenproblematik betrachten. Kelley und Shapiro haben diese Variable in Gruppensituationen, wo Konformität mit den Gruppenzielen in Konflikt geriet, experimentell untersucht.[35] Sie fanden, daß Personen, die sich in der Gruppe am geborgensten fühlten, also jene, die am beliebtesten waren, eine höhere Wahrscheinlichkeit aufwiesen, von der Norm abzuweichen, als jene Mitglieder, die in der Gruppe weniger gut verankert waren.

Persönlichkeitsfaktoren

Es gibt eine Reihe von Studien, die sich mit den persönlichen Prädispositionen der Konformität befassen. Janis stellt fest, daß Personen mit niedriger Selbstachtung leichter beeinflußbar sind als andere.[36] Andererseits fand er in Übereinstimmung mit dem weiter oben Gesagten heraus, daß Personen mit akuten Symptomen neurotischer Angstzustände in geringerem Ausmaß zu Konformität tendierten. Nach Hoffman hat Konformität für zwanghafte Konformisten, deren Konformität auf nichtrationalen Bedürfnissen beruht, mit der eigenen Peer-Gruppe übereinzustimmen, eine angstreduzierende Funktion.[37] Er kontrastiert die zwanghafte Ausprägung des Phänomens mit einer Variante von Konformität, die auf realistischen Faktoren beruht, wie etwa äußerer Druck, eine höheres Niveau relevanter Informationen oder Geschicklichkeiten auf seiten der anderen Mitglieder der Gruppe, etc. Interessanterweise findet er keine Unterschiede in der Häufigkeit konformen Verhaltens, ob es sich nun um die zwangshafte oder um die realistische Spielart handelt. Hoffmans Befunde über die angstreduzierende Funktion der Konformität passen gut zu Riesmans Idee, daß Personen, die "außengeleitet" sind, dazu neigen, sich für Nonkonformität durch Angstzustände selbst zu bestrafen.[38]

Crutchfields Befunde über die Persönlichkeitskorrelate der Konformität belegen einen positiven Zusammenhang zwischen autoritären Einstellungen und Verhaltensweisen einerseits, Konformität andererseits, ein Ergebnis, das mit den Schlußfolgerungen von *The authoritarian personality* übereinstimmt.[39] Nach Crutchfield ist die unabhängige Person intellektuell leistungsfähiger und reifer in ihren Sozialbeziehungen, und sie verfügt über mehr Ich-Stärke und mehr Führungsqualitäten; hinzu kommt, daß sie in wesentlich geringerem Ausmaß an Minderwertigkeitsgefühlen leidet, rigide und übertriebene Selbstkontrolle ausübt und autoritäre Einstellungen aufweist. Barrons Liste der Persönlichkeitsunterschiede zwischen Konformisten und Nonkonformisten ist detaillierter: "Die Unabhängigen und die Nachgiebigen sind zwar von gleicher persönlicher Stabilität, doch unterscheiden sie sich voneinander in ihren Werten und Selbstbeschreibungen. Die Unabhängigen sehen sich selbst vor allem als originell, emotional und künstlerisch; die Nachgiebigen charakterisieren sich selbst als zuvorkommen, optimistisch, effizient, entschlossen, geduldig und freundlich. Die Nachgiebigen sind vor allem an praktischen Dingen interessiert, denken oft ein wenig physikalistisch und sind gruppenorientiert; die Unabhängigen legen mehr Wert auf Kreativität, enge persönliche Beziehungen und den Vorrang des einzelnen gegenüber der Gruppe."[40] Goldberg mutmaßt, daß unterschiedliche kognitive Mechanismen unterschiedliche Konformität erklären könnten.[41] Er nimmt an, daß das Individuum in irgendeiner Form die Wahrscheinlichkeiten berechnet, daß es selbst oder daß die andere Person recht hat, und aufgrund des Ergebnisses dieser Berechnung handelt.

Auf der Wahrnehmungsebene gibt es nach Harriet Linton Beziehungen zwischen bestimmten Wahrnehmungsstilen und der Neigung zu Konformität.[42] Sie schreibt: "Die Tendenz zur Verhaltensmodifikation aufgrund eines äußeren Reizes, unabhängig davon, ob er persönlicher oder unpersönlicher Natur ist, ist eine Funktion dauerhafter Persönlichkeitsmerkmale; daher sind Versuchspersonen, deren Leistungen bei der Lösung von Wahrnehmungsaufgaben stark vom Wahrnehmungsfeld beeinflußt sind, auch jene, deren Verhalten in anderen Situationen mit der größten Wahrscheinlichkeit in Richtung Konformität gegenüber einem äußeren Standard modifiziert wird."

Es steht außer Frage, daß all diese empirischen Ergebnisse auf irgendeiner Ebene der Funktionsweise des Menschen einen Sinn ergeben. Doch angesichts der vorhergehenden Analyse der Unterscheidung zwischen Unabhängigkeit und Konformität ist es immer noch eine offene Frage, was sie für unser zentrales Problem - die Beziehung von Unabhängigkeit und Konformität einerseits, der Bedeutsamkeit einer Angelegenheit für die Person andererseits - beitragen kann. Es ist interessant, daß kaum eine der bisher erwähnten Studien sich mit der Natur des Themas, auf das sich Unabhängigkeit und Konformität beziehen, befaßt, abgesehen davon, daß es in der Beschreibung der Versuchsanordnung erwähnt wird, ganz zu schweigen von der Beziehung der Person zu diesem Thema, ob es sich dabei um eine der emotionalen und intellektuellen Investitionen handelt

oder um sonst irgendeine. Man ist daher besonders neugierig darauf, was die gegenwärtige Literatur über die Auswirkungen thematischer Variationen zu sagen hat.

Thematische Variationen

Bei seinen Verfeinerungen der Asch-Experimente variierte Crutchfield in systematischer Weise die Natur des Problems, auf das sich Konformität oder Unabhängigkeit bezogen.[43] Er verwendete Wahrnehmungsurteile, Lösungen logischer Probleme, den Wortschatz, Einstellungen, Meinungen, ornamentale Entwürfe, etc. Im Verlauf seiner Experimente teilte er der Gruppe sofort nach jeder Entscheidung mit, was die "richtige" Antwort war. Tatsächlich verstärkte der Versuchsleiter den inszenierten Gruppenkonsens bezüglich der falschen Antwort als "richtig". Der zusätzlich ausgeübte Druck hatte deutliche Auswirkungen auf das Konformitätsverhalten. Doch gab es eine Ausnahme von dieser Regelmäßigkeit. Wie Crutchfield schreibt: "Die derart verstärkte Macht der Gruppe wirkte sich gegenüber dem Ausdruck von Meinungen und Einstellungen *nicht* aus. Die Versuchspersonen, die der 'Verbesserungs'-Methode ausgesetzt waren (der falschen Verlautbarung des Versuchsleiters über die, 'richtige' Antwort), beweisen im Bereich der Meinungen und Einstellungen kein größeres Ausmaß an Konformität gegenüber dem Gruppendruck, als bei anderen Versuchspersonen festgestellt werden konnte." In anderen Worten erwies sich die Information über die "richtige" Antwort nur in jenen Fällen als wirksam, wo "richtige" Antworten überhaupt möglich waren. Crutchfields Spekulationen über dieses Ergebnis sind interessant, obwohl ich Zweifel daran hege, daß seine ausschließliche Betonung des rationalen Elements ein vollständiges Bild liefern kann. Er schreibt:

"Dieser entscheidende Befund wirft ein wenig Licht auf die Natur der in derartigen Situationen ablaufenden psychologischen Prozesse. Denn er scheint zu implizieren, daß konformes Verhalten unter solchem Gruppendruck nicht lediglich eine undifferenzierte und irrationale Tendenz ist, sich der Autorität der Gruppe zu unterwerfen, sondern daß es auch wichtige rationale Elemente hat. Das Individuum trifft in gewissem Sinn vernünftige Unterscheidungen. Es kann veranlaßt werden, die Überlegenheit des Gruppenurteils in Dingen anzuerkennen, die über einen objektiven Bezugsrahmen verfügen, an dem das Gruppenurteil gemessen werden kann. Doch es akzeptiert deswegen nicht automatisch die Überlegenheit der Gruppe in weniger leicht objektivierbaren Fragen. In gewissem Sinn läßt sich daher argumentieren, daß das Individuum gegenüber seiner Gruppe auf eine Weise agiert, die ein vernünftiges Gleichgewicht erzielt, indem manchmal die Urteile der Gruppe als Ressource der Absicherung der eigenen Urteile verwendet werden, ohne daß deshalb eine undifferenzierte und allumfassende Abhängigkeit von Urteilen der Gruppe eintreten würde."

Das "vernünftige Gleichgewicht" zwischen den eigenen Urteilen und jenen der Gruppe wirft die entscheidende Frage auf: Was ist "manchmal"? "Manchmal"

kann hier sicherlich nicht all jene Gelegenheiten bedeuten, wo es um Einstellungen und Meinungen geht. Schließlich haben die meisten anderen Studien auch in diesem Bereich Konformität festgestellt. Solange wir noch keinen Weg gefunden haben, diese Frage zu beantworten, solange läßt uns diese wichtige qualifizierende Klausel daran zweifeln, daß wir so viel über Konformität wissen, wie die Literatur nahelegt.

Es sei angemerkt, daß Luchins in einer vergleichsweise frühen Studie auf verwandte Ideen hingewiesen hat.[44] Er verwendete 11 bis 13jährige Kinder als Versuchspersonen, die mehrdeutige Zeichnungen zu interpretieren hatten. Die Antwort eines Verbündeten des Versuchsleiters ging der Reaktion der Versuchsperson voraus. Die Kinder tendierten dazu, den Vorschlägen des Verbündeten zu folgen, wenn die Zeichnung hinreichend mehrdeutig war. Wenn die Zeichnung allerdings einen klar strukturierten Gegenstand präsentierte, tendierten die Versuchspersonen dazu, sich nicht durch die Äußerungen des Komplizen beeindrucken zu lassen.

Die Asch-Experimente selbst leisten einen impliziten Beitrag zur Beantwortung der Frage "Was ist manchmal?"[45] Diese Reihe von Experimenten ist in mancherlei Hinsicht bemerkenswert, vor allem in einer, die vielleicht von Asch selbst nicht genügend hervorgehoben wurde. Zusätzlich zu den konventionellen statistischen Befunden über die Variationen des Grunddesigns enthalten seine Daten eine perfekte Korrelation von +1, ein Ergebnis von 100 Prozent - eine Seltenheit in der psychologischen Forschung, wie zugegeben werden wird. Das implizite Ergebnis, auf das ich mich hier beziehe, ist die Erzeugung eines intensiven Konflikts bei all seinen Versuchspersonen; die Belege dafür stammen aus den Interviews, die Asch nach dem Experiment mit allen Versuchspersonen durchführte.

Doch wie hängt dies mit der Frage des Themas, auf das sich Konformität und Unabhängigkeit bezogen, zusammen? Bekanntlich ging es in den Asch-Experimenten um Wahrnehmungsurteile über die Länge von Strecken. Sich in derartigen Fragen im Widerspruch zur Gruppe vorzufinden, ruft im Betroffenen intensive Konflikte hervor, denn das Vertrauen in das eigene Wahrnehmungsurteil ist die tief verankerte Basis all unserer Beziehungen zur Welt, die uns umgibt. Woodworth hat den Sachverhalt wie folgt formuliert: "Zu sehen, zu hören - klar zu sehen, deutlich zu hören - zu erkennen, was man gerade sieht oder hört - von Augenblick zu Augenblick dominieren solche Motive das Leben der Beziehungen zur Umgebung."[46] Und Hilgard vermutet, daß "Wahrnehmungsziele in einer sehr engen Beziehung zu den anderen Zielen der Lernenden stehen. Der Hauptgrund des Strebens nach einer stabilen Welt liegt darin, daß eine solche Welt die zweckmäßigste ist, um unsere Bedürfnisse befriedigen zu können."[47] Auch Festingers Behauptung, es gäbe ein menschliches Grundmotiv, sich selbst und die eigene Umgebung kennen zu wollen, gehört hierher. Er spricht von "einer Motivation im menschlichen Organismus, *korrekte* Meinungen, Glaubensvorstellungen und Ideen über die Welt, in der er lebt, zu haben und *genau* zu wissen, zu welchen Leistungen in dieser Welt ihn seine Eigenschaften befähigen."[48]

Jedenfalls zeigen diese Aussagen, daß Grund zur Annahme besteht, daß die in den Asch-Experimenten herbeigeführte Situation ein für das Individuum immens kathektisches Anliegen attackierte. Daher die Universalität des tiefen Konflikts der Versuchspersonen, daher auch die merkwürdige Tatsache, daß ungeachtet des starken Drucks nur ungefähr ein Drittel der Versuchspersonen nachgab, obwohl der Prozentsatz der Nachgiebigen bei anderen Experimenten zu anderen Themen im allgemeinen viel höher ist. Dennoch gibt es sogar unter diesen Bedingungen Unterschiede in den Reaktionen.

Gelegentlich wird das Urteil über die Wichtigkeit eines Themas aus der Perspektive des Forschers getroffen, statt als psychologisches Urteil aus der Perspektive der handelnden Personen abgeleitet zu werden. Dies führt zu Konfusionen folgender Art. Anläßlich ihrer Erörterung der Wählerpsychologie sagen Lipset et al.: "Allgemein gesprochen wissen wir, daß Entscheidungen ohne Ich-Engagement von außen leichter zu beeinflussen sind, eine Tatsache, die den großen Erfolg der kommerziellen Werbung im Vergleich zu den Fehlschlägen zahlreicher Kampagnen zur Verbesserung der Beziehungen zwischen den Rassen oder den Einstellungen in internationalen Angelegenheiten erklärt."[49] Dies impliziert offenkundig die Annahme, daß bei der allgemeinen Bevölkerung Ich-Engagement gegenüber internationalen Angelegenheiten vorliegt, nicht jedoch gegenüber den in Werbekampagnen angepriesenen Waren. Natürlich ist das Gegenteil der Fall. Hausfrauen interessieren sich sehr für Kaffee und sehr wenig für unsere Beziehungen zu China. Ich werde später versuchen, diese Konfusion aufzuklären.

Reaktionsformen

Viele Forscher waren sich der Vielfalt der Verhaltensweisen, die für gewöhnlich Konformität genannt werden, selbstverständlich bewußt und haben daher versucht, zwischen ihnen die nötigen Unterscheidungen zu treffen. Die häufigste Distinktion ist die zwischen privater und öffentlicher Konformität. Aufgrund von Bemerkungen Lewins[50] und empirischen Arbeiten von French[51] hat Festinger die Unterscheidung konzeptualisiert. Er faßt die Hauptpunkte einer Theorie des konformen Verhaltens wie folgt zusammen: 1. "Öffentliche Konformität ohne private Zustimmung wird auftreten, wenn die fragliche Person daran gehindert wird, die Situation zu verlassen, und wenn Nonkonformität unter Strafsanktion steht. 2. Öffentliche Konformität mit privater Zustimmung wird auftreten, wenn die Person den Wunsch hat, die Beziehung zu jenen, die sie zu beeinflussen versuchen, in der gegenwärtigen Form aufrechtzuerhalten."[52] Diese Generalisierungen sind für manche Personen in machen Situationen wahr. Selbstverständlich nicht für alle. Man kann sich unschwer eine Situation vorstellen, wo öffentliche Konformität ohne private Zustimmung auftritt, während man gleichzeitig wünscht, die Beziehung zu jenen Personen, die uns zu beeinflussen versuchen, in der gegenwärtigen Form aufrechtzuerhalten. Man nehme eine Person, die ihre Be-

ziehung zu einem Freund nicht beeinträchtigen möchte. Nur deshalb stimmt sie öffentlich einer Aussage des Freundes zu, obwohl sie diese privat für falsch hält.

Das soll natürlich nicht heißen, daß die Unterscheidung zwischen privater und öffentlicher Zustimmung unwichtig wäre. Im Gegenteil - sie ist von zentraler Bedeutung. Doch ihre Wichtigkeit leitet sich eher von ihrer Beziehung zur Kathexis gegenüber dem Thema als von ihrer Beziehung zur Gruppenzugehörigkeit ab. Man bedenke z.B., welche Herausforderung an die Sozialpsychologie historische Episoden darstellen, wie jene der sogenannten Marrano-Juden Spaniens, die über fast fünf Jahrhunderte hinweg im geheimen den jüdischen Glauben praktizierten, während sie sich öffentlich zum römisch-katholischen Glauben bekannten[53] - eine Situation, die uns, gelinde gesagt, Einsichten über die Größe der Effekte vermittelt, die wir experimentell herbeiführen können.

Hoffmans Unterscheidung zwischen zwanghafter und realistischer Konformität wurde bereits erwähnt.[54] Brodbeck et al. sprechen ebenfalls von zwei Typen von Konformität: Gegenüber den Standards des Individuums und gegenüber anderen.[55] Diese Unterscheidung führt zu einem Reduktionismus, der für den vorliegenden Zweck ungeeignet ist, wie weiter oben in Zusammenhang mit Cooleys "Fernkonformität" erläutert wurde.

Weniger weit zurück liegt die Einführung einer Distinktion, die auf der Einsicht beruht, daß ein und dasselbe Ergebnis der sozialen Beeinflussung auf verschiedene Prozesse zurückzuführen sein kann. Kelley hat beispielweise ein Schema entwickelt, das dem Widerstand gegenüber Versuchen der Beeinflussung Rechnung tragen soll.[56] Sie verwendeten Kendalls und Wolfs einfallsreiche Analyse des Widerstands gegen die Botschaft der Mr. Biggot-Cartoon-Serie[57] als Beispiel und meinten, daß Widerstand sich in Verzerrung oder Mißinterpretation des Inhalts manifestieren kann, in kognitiver Restrukturierung (wie auch Asch in seiner Erörterung der Literatur zur Suggestion) oder durch eine Veränderung der Interpretation der Einflußfaktoren oder des sozialen Prestiges der Personen, die die Beeinflussung versuchen.

Wenn das zu erklärende Phänomen nicht Widerstand ist, sondern Konformität, haben mehrere Autoren ebenfalls verschiedene Prozesse unterschieden. Asch spricht von Konformität gegenüber einer Regel, entweder, weil man überzeugt ist, daß die Regel richtig ist, oder weil sie das formuliert, was jedermann tut, oder weil es gefährlich ist, die Regel nicht zu befolgen. Kelman hat drei Prozesse genauer beschrieben, die er Internalisierung, Identifikation und Unterwerfung nennt.[58] In einem früheren Aufsatz habe ich vier Prozesse unterschieden, von denen drei den Distinktionen Aschs und Kelmans entsprechen: Zustimmung, in etwa das Gegenstück zu Aschs Überzeugung und Kelmans Internalisierung; Anpassung, Aschs "was jedermann tut" und Kelmans Identifikation; Unterwerfung, was Aschs "es ist gefährlich, die Regel nicht zu befolgen" und dem identischen Begriff bei Kelman entspricht. Der vierte, Konvergenz, ist eine Art Strategie, die das Individuum anwendet - es handelt konform, weil bestimmte zusätzliche Konsequenzen mit diesem Handeln verknüpft sind.[59]

Alle drei Autoren haben deutlich gemacht, daß es notwendig ist, diese Prozesse voneinander zu unterscheiden, will man die Bedeutungsvielfalt konformen Verhaltens verstehen. Wie ich hat auch Kelman festgehalten, daß die Konsequenzen der Konformität bei jedem der Prozesse verschieden sind, wie auch die Bedingungen, unter denen sie verändert werden können.

Konformität und Unabhängigkeit - ein komplexes Kriterium

Angesichts der vorhergehenden Bemerkungen ist offenkundig geworden, daß ich im Zweifel darüber bin, ob das gewöhnliche operationale Kriterium zur Unterscheidung der Unabhängigkeit von der Konformität - die Zustimmung oder Nichtzustimmung zu einer vorgelegten Meinung, die vorher nicht die des Individuums war - das bestmögliche Kriterium ist, wenn wir unser Wissen in diesem Bereich erweitern möchten. Dieses Kriterium ist die Wurzel der Mißverständnisse in der öffentlichen Debatte über das Thema. Es hat nur ein partielles Verständnis ermöglicht und kann, wie ich glaube, der logischen oder der psychologischen Analyse nicht standhalten. Ich habe zu zeigen versucht, daß die Inadäquatheit des Übereinstimmungskriteriums aus der Tatsache herrührt, daß ein und dieselbe Position, wenn sie von verschiedenen Personen eingenommen wird, völlig verschiedene Bedeutungen haben kann, d.h. verschiedene Vorbedingungen, verschiedene Kontexte und verschiedene Konsequenzen. Wenn das richtig ist, dann muß die Klassifikation von Personen nach diesem eindimensionalen Kriterium oder die Untersuchung der damit in Verbindung stehenden Faktoren in eine Sackgasse führen. Die Einnahme einer Position in einer Angelegenheit, in die das Individuum intellektuell und emotional investiert hat, ist psychologisch so verschieden von einem Prozeß der Einnahme einer Position gegenüber einer Angelegenheit, bei der diese Investition fehlt, daß von ihnen angenommen werden muß, daß sie sich in verschiedenen Regelmäßigkeiten manifestieren. Wenn dies zugestanden wird, dann ist es offenkundig unsere erste Aufgabe, die Dimensionen zu spezifizieren, die in ein Kriterium eingehen müssen, das diese verschiedenen Prozesse unterscheidet.

Obwohl ich die Investition in ein Anliegen als einen in der Forschung vergleichsweise vernachlässigten Aspekt besonders hervorgehoben habe, geht aus unserer Literaturübersicht hervor daß zumindest zwei weitere Dimensionen berücksichtigt werden müssen: die tatsächliche Position, die vom einzelnen, der sozialen Einflüssen ausgesetzt ist, eingenommen wird, und eine Charakterisierung dieser Position, die auf der Unterscheidung zwischen der privaten und der öffentlichen Meinung in der Angelegenheit basiert.

Halten wir uns ein konkretes Beispiel vor Augen, sagen wir die Haltung zur Todesstrafe. Nehmen wir an, daß vor dem Wirksamwerden irgendeines äußeren

Einflusses die zu untersuchenden Personen allesamt der im Strafrecht ihres Landes enthaltenen Auffassung sind, daß die Todesstrafe bei bestimmten Verbrechen angebracht ist. Nachdem diese Leute irgendeinem Einfluß ausgesetzt wurden, beharren manche auf ihrer alten Position, andere wiederum haben sich verändert. Was ist geschehen?

Eine Kombination dieser drei Dimensionen - die wir der Einfachheit halber dichotomisiert haben - liefert acht voneinander unterscheidbare Prozesse:

Typen der Konformität und der Unabhängigkeit

Ursprüngliche Investition	*ja*				*nein*			
Übernahme der von anderen befürworteten Position	*nein*		*ja*		*nein*		*ja*	
Privatmeinung unterscheidet sich von öffentlich bekundeter Meinung	*nein*	*ja*	*nein*	*ja*	*nein*	*ja*	*nein*	*ja*
Art von Prozeß	*a*	*b*	*c*	*d*	*e*	*f*	*g*	*h*

Zu untersuchen wäre nun, ob diese acht logischen Möglichkeiten auch psychologische Möglichkeiten darstellen. Die Prozesse *a* - *d* laufen bei Personen ab, die in das Problem der Todesstrafe intellektuell und emotionell investiert haben. Es war für sie von überdurchschnittlicher Bedeutung, noch bevor die Kampagne begann. Der Prozeß *a* charakterisiert eine Person, die zwar von der Kampagne erreicht wurde, ihre Einstellung aber nicht änderte und mit der schließlich bezogenen Position bequem leben kann. Diese Person ist ein *unabhängiger Dissident*.

Prozeß *b* setzt eine Person voraus, die an ihrer ursprünglichen Position festhält, sich dabei jedoch weniger wohl fühlt als vorher. Öffentlich erweckt sie den Eindruck der Unabhängigkeit; doch privat hat der Beeinflussungsprozeß ihre Position untergraben. Sie erlebt einen Konflikt. Die Unnachgiebigen im Asch-Experiment, die das beschrieben, was sie sahen, aber an ihrem Sehvermögen zu zweifeln begannen, liefern ein Beispiel dafür. Wir können hier von *unterminierter Unabhängigkeit* sprechen.

Prozeß *c* charakterisiert jemanden, der sich unter dem Einfluß der Kampagne geändert hat. Aus dem inneren Zwiespalt, in den die Erkenntnis, daß andere nicht mit ihm übereinstimmen, ihn versetzt haben mag, kommt er zu einer neuen Position, die ihm ebenfalls keinerlei Unbehagen bereitet. Um dies angesichts der Tatsache, daß er in das Thema investiert hat, plausibel zu machen, müssen wir annehmen, daß er seine Sichtweise neu strukturiert hat. Er mag z.B. die Todesstrafe bisher in ihrer Beziehung zu bestimmten Verbrechen betrachtet haben. Unter dem Druck der Öffentlichkeit kann er die Argumente gegen die Todesstrafe

neu überdacht haben, indem er sie in ihrer Beziehung zu jenen, die die Strafe verhängen oder vollstrecken, und zur Moral der Gesellschaft betrachtet. Angesichts seiner Investition in die Angelegenheit konnte nichts anderes als eine Restrukturierung des Themas zu einer konfliktfreien Sinnesänderung führen. Ich vermute, daß Senator Cain eben diesem Prozeß unterworfen war, als er vor kurzem seine Meinung über die Auswirkungen der internen Sicherheitsverfahren änderte.[60] Nennen wir diese Position *unabhängige Zustimmung*.

Prozeß *d* bedeutet, sich gegen die eigene Überzeugung zu wenden; die neue Position ist mit keinerlei Kathexis verknüpft. Die private Meinung bleibt unverändert. Galilei ist das beste Beispiel dieser Art von *Unterwerfung*. Der Prozeß setzt die Anwendung extremer Druckmittel gegen die Person voraus, gewöhnlich in Form von harschen Drohungen.

Die nächsten vier Positionen werden von Personen eingenommen, für die die Todesstrafe stets eine periphere oder überhaupt keine Rolle spielte. Bei Prozeß *e* behält die Person ihre Position bei und empfindet dabei keinerlei Konflikt. Diese Position erscheint als unvernünftig. Man sollte diesen Typ des Verhaltens bei jenen erwarten, denen es an der Fähigkeit gebricht, auf externen Druck zu reagieren, oder die sich einer Haltung bloß deshalb widersetzen, weil sie von anderen eingenommen wird. Solche Leute beweisen *zwanghaften Widerstand*.

Prozeß *f* - keine persönliche Investition, keine Veränderung, dafür aber Konflikt - erscheint innerhalb des vorliegenden Schemas nicht unmittelbar plausibel. Vorstellbar wird der Prozeß nur, wenn man auf die komplexen Beziehungen eingeht, die andere Probleme als die hier zur Diskussion stehenden aufweisen.

Ein gewöhnlicher amerikanischer Liberaler kann als Beispiel dienen. Er wird auf die Rosenberg-Kampagne[61] aufmerksam; über die Todesstrafe hat er selten nachgedacht. Da er den Kommunismus für eine gewaltige Bedrohung hält, hat der das Gefühl, daß ein Exempel statuiert werden sollte. Vielleicht denkt er auch, daß die Kampagne von Kommunisten organisiert wurde. Beide Faktoren berühren Dinge, in die er in beträchtlichem Ausmaß intellektuell und emotionell investiert hat, die jedoch mit dem Problem der Todesstrafe direkt wenig zu tun haben. Seine scheinbare Unabhängigkeit von den Bemühungen, ihn dazu zu bringen, sich gegen die Todesstrafe zu wenden, resultiert aus Erwägungen, die mit anderen Anliegen zu tun haben. Der Bezugsrahmen hat sich verändert. Er leistet *zweckdienlichen Widerstand*.

Prozeß *g* mag unter jenen, wo das persönliche Engagement fehlt, der häufigste sein; hier wird die Position verändert, ohne daß dabei Konflikt erlebt würde. Es ist dies ein sehr vernünftiges Verhaltensmuster, das mit einem gewissen Ausmaß des Vertrauens gegenüber anderen Leuten verbunden ist. Es ist dies *Konformität* im engeren Wortsinn. Diese Leute mögen sich statt am betreffenden Thema an anderen Personen orientieren. Es bedarf keines starken Einflusses, um sie zur Einnahme einer neuen Position zu bewegen.

Prozeß *h* ist schließlich ebenfalls nicht unmittelbar plausibel. Die Position verändert sich, doch trotz des fehlenden Engagements entsteht ein innerer Konflikt.

Die Einstellung einer Person, die mit dem Kommunismus sympathisiert, zur Rosenberg-Kampagne kann hier als Beispiel dienen. Der Betreffende gibt dem Druck nach und ändert seine Meinung aufgrund spezieller Merkmale des Falles Rosenberg. Auch hier kommt es zu einer Veränderung des Bezugsrahmens. Er sieht zwar keinen Grund, sich gegen die Todesstrafe auszusprechen, von der er weiß, daß sie in kommunistischen Ländern angewendet wird, doch empfindet er es aus offensichtlichen Gründen im vorliegenden Fall als vorteilhaft, sich die Gegenargumente zunutze zu machen. Die emotionale und intellektuelle Investition in sein politisches Glaubenssystem läßt es als zweckdienlich erscheinen, dem sozialen Druck nachzugeben. Seine Zustimmung manifestiert *zweckdienliche Konformität*.

Die empirische Identifikation dieser acht Muster wird nicht einfach sein. Doch ich kann mir kein einfacheres Schema vorstellen, innerhalb dessen man sinnvollerweise über politische Unabhängigkeit und Konformität sprechen kann. Der empirischen Forschung bleibt der Nachweis überlassen, daß unser Verständnis sozialer Beeinflussungsprozesse durch die Anwendung dieses multidimensionalen Kriteriums vertieft werden kann.

Ich möchte kurz die Nützlichkeit dieses Denkschemas illustrieren, indem ich die Konfusion über die Frage beseitige, warum kommerzielle Werbemethoden erfolgreich sind, während eben diese Methoden über der Aufgabe, die Meinungen über internationale Beziehungen zu beeinflussen, versagen. Was hier meiner Auffassung nach passiert, ist, daß Werbefeldzüge, die sich auf Produkte beziehen, in die im allgemeinen investiert wird, z.B. auf Kosmetika, Reaktionen vom Typ *c* hervorrufen, unabhängige Zustimmung. Frauen möchten schön sein. Wenn sie sich der Beeinflussung gegenübersehen, Produkt X zu verwenden, damit ihre Haut glatt wird, dann entschließen sie sich bewußt, der Aufforderung nachzukommen. Werbekampagnen, die sich auf Dinge beziehen, die den Leuten mehr oder weniger gleichgültig sind, wie etwa die internationalen Beziehungen, resultieren in Reaktionen vom Typ *g*, Konformität. Die Leute setzen sich mit dem Thema nicht bewußt auseinander - was vorgeschlagen wird, wird angenommen. Die Konfusion entsteht aus dem Werturteil des Beobachters, der verständlicherweise unabhängige Zustimmung der Konformität vorzieht. Eine zusätzliche Erwägung, die sich implizit häufig in der Literatur findet, erklärt den Unterschied zwischen den beiden Reaktionen: Es ist allem Anschein nach leichter, Personen durch eine öffentliche Kampagne für ein Anliegen, in das sie emotional und intellektuell investiert haben, anzusprechen, als sie durch Werbung für Dinge, die ihnen nichts bedeuten, zu erreichen. Werbefeldzüge für Kosmetika werden mit Intelligenz und Interesse verfolgt; dies ist bei einer Kampagne über internationale Probleme nicht der Fall.

Wenden wir uns abschließend der zentralen Frage zu, die den Ausgangspunkt des Aufsatzes bildete.

Wie ist Unabhängigkeit möglich?

Das Schema, das ich skizziert habe, definiert acht unterscheidbare Handlungen. Es gehört zum Wesen dieser Definitionen, daß ein und dieselbe Person jede dieser Handlungen setzen kann, in Abhängigkeit vom Thema der Beeinflussungsversuche und von den Bedingungen, unter denen sie stattfinden. Auf dieser Stufe ergibt es keinen Sinn, von unabhängigen Personen zu sprechen; man kann lediglich von den unabhängigen Handlungen einer Person reden. Sogar der Ausdruck "unabhängige Handlung" mag eine unzulässige und irreführende Vereinfachung sein, in Anbetracht der oben getroffenen Unterscheidung zwischen unabhängigem Dissidententum, unabhängiger Zustimmung und unterminierter Unabhängigkeit.

Nimmt man Handlungen anstelle von Personen als Untersuchungseinheit, dann bedeutet das sicherlich keine Geringschätzung persönlicher Faktoren als Bestimmungsgrund der Reaktion auf Beeinflussungsversuche. Im Gegenteil. Der Begriff der Investition oder der Kathexis ist ein Persönlichkeitsbegriff, da er auf die gewohnheitsmäßige Beziehung zwischen einer Idee oder einem Anliegen und einer Gesamtpersönlichkeit - nicht bloß dem Ich oder dem bewußten Wissen - verweist.

Empirische Forschung über Prozesse der sozialen Beeinflussung, die in einer der acht Arten von Handlung resultieren, setzt also die Möglichkeit voraus, die drei Komponenten des hier entwickelten multidimensionalen Kriteriums zu identifizieren. Zwei dieser Komponenten - die eingenommene Position und die Beziehung zwischen privater und öffentlich ausgedrückter Meinung - wurden schon oft empirisch untersucht und werfen keine besonderen Probleme auf. Die Identifikation von Ausprägungsgraden der persönlichen Identifikation stellt allerdings ein gravierendes Problem dar. Es ist hiezu notwendig, Methoden zu entwickeln, die es gestatten, ein thematisches Anliegen im Lebensraum einer Person zu lokalisieren.

Der Ausdruck "Lebensraum" ist zu einem der beliebtesten Versatzstücke der Sozialpsychologie geworden. Wir verwenden ihn alle in freizügiger Weise, doch wissen wir wenig über ihn. Er wird meist als Abgrenzungsbegriff verwendet, ohne daß man sich besonders um seinen Inhalt oder seine Struktur kümmert. Lewin hat von der bereits im Kleinkindalter einsetzenden zunehmenden Differenzierung des Lebensraumes sowohl unter Bezug auf seinen Inhalt als auch auf seine zeitliche Dimension gesprochen.[62] Wenn wir entdecken möchten, ob ein gegebenes politisches oder soziales Anliegen für ein Individuum von kathektischer Bedeutung ist, dann sollten wir seinen Lebensraum untersuchen, bevor es beeinflußt wird, und sei es nur durch die direkte Frage eines Interviewers zum betreffenden Problem, eine Frage, die natürlich das Problem in den Lebensraum einführt. Eine ähnliche Idee muß wirksam gewesen sein, wenn eine Reihe von Studien über Unabhängigkeit und Konformität in politischen und sozialen An-

gelegenheiten das Interview vernünftigerweise mit allgemeinen und offenen Fragen begonnen hat. So begannen etwa die Interviews der Stouffer-Studie mit Fragen, die herausfinden sollten, worüber sich Leute Sorgen machten und welche Probleme sie mit ihren Freunden erörterten. Stouffer fand heraus, daß Kommunismus, Konformität und bürgerliche Freiheiten spontan nur von 1 Prozent der Befragten genannt wurden. In ähnlicher Weise wurden die Interviews einer Untersuchung über "Schwarze Listen" in der Unterhaltungsindustrie mit Fragen über Belohnungen und Frustrationen eröffnet, bevor Fragen zum eigentlichen Thema gestellt wurden.[63] In diesem Fall erwähnten 6 Prozent der Befragten "Schwarze Listen" spontan.

Diese Techniken zielen zweifellos in die richtige Richtung. Doch in beiden Fällen bin ich mir heute ziemlich unsicher, ob das Vorliegen oder das Fehlen der persönlichen Investition mit diesen eher kruden Methoden so ohne weiteres erschlossen werden können. Vor allem impliziert die Existenz oder die Abwesenheit eines thematischen Anliegens im Lebensraum nicht notwendigerweise, daß es Gegenstand der emotionalen und intellektuellen Investition ist; zweitens werden nicht alle Themen, in die investiert wurde, in den Antworten auf solche Fragen zur Sprache kommen. Im Grunde wissen wir nicht, worüber sich die Leute wirklich den Kopf zerbrechen; noch haben wir unsere methodologischen Werkzeuge soweit geschärft, daß wir es herausfinden könnten. Irgendwo in der sozialwissenschaftlichen Literatur - ich kann mich allerdings nicht erinnern, wo - habe ich die Bemerkung gefunden, daß die Mehrheit der Leute nur mit zwei Arten von Aktivitäten vertraut ist, die totale Investition auslösen, weil sie unmittelbare Befriedigung vermitteln; sie sind Ziele an sich und nicht Mittel zu irgendeinem Ziel - Sex unter Erwachsenen und das Spiel unter Kindern. Ob diese pessimistische Weltsicht gerechtfertigt ist, weiß ich nicht. Weniger Zweifel habe ich hingegen darüber, daß Ideen nur relativ selten zum Investitionsobjekt werden und daß daher die politische und soziale Konformität unserer Zeit hauptsächlich aus dieser Unterinvestition resultiert.

Die Schwierigkeit festzustellen, ob ein thematisches Anliegen für eine Person von kathektischer Bedeutung ist, ist vor allem auf die Tatsache zurückzuführen, daß vernünftige menschliche Wesen nicht alle ihre emotionalen und intellektuellen Energien in einen einzigen Gegenstand investieren. Materielle Dinge, menschliche Beziehungen, andere Ideen, das Leben selbst können zum Gegenstand der Kathexis werden. Die Beziehung zwischen derart verschiedenen Investitionen muß auf breiter Basis empirisch untersucht werden, ehe stärker standardisierte Maße der Höhe der Investition in ein Thema entwickelt werden können. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt kann ich nur Spekulationen darüber anstellen, welche meßbaren Variablen sich bei der Identifikation der persönlichen Investition als nützlich erweisen könnten. Zwei solche Variablen bieten sich an: 1. der Grad der Abkapselung oder der Verknüpfbarkeit der Faktoren im Lebensraum, in anderen Worten seine räumliche Organisation; und 2. der für das betreffende Thema charakteristische Zeitbezug, in anderen Worten seine zeitliche Organisation. Ich

habe vor, die Nützlichkeit eines Verfahrens der freien Assoziation, das vom thematischen Anliegen seinen Ausgang nimmt, hinsichtlich beider Organisationsprinzipien zu untersuchen. Hier möchte ich lediglich eine Bemerkung über die zeitliche Dimension des Lebensraums hinzufügen. Aus der empirischen Forschung ist uns die Generalisierung bekannt, derzufolge die unmittelbare Gegenwart im allgemeinen den Lebensraum von Personen beherrscht, die verhältnismäßig frei von Neurosen sind. Die Fähigkeit, die gegenwärtige Situation zu deren eigenen Bedingungen bei den Hörnern zu nehmen statt mit den obsoleten und infantilen Kathexen, die man im frühkindlichen Alter entwickelt hat, soll tatsächlich das Endergebnis der Psychoanalyse darstellen; sie liefert auch eine relativ klare Abgrenzung zwischen dem Neurotischen und dem Nichtneurotischen. Dennoch spricht Heinz Hartmann von einer anderen Tendenz des menschlichen Verhaltens:

"Wenn wir die Bedeutung von Faktoren wie Vorsatz, Aufschub der Befriedigung usw. in der Entwicklung des Handelns hervorheben, ordnen wir zugleich das Handeln in einen allgemeinen Entwicklungstrend des Menschen ein: in den Zug zu wachsender Unabhängigkeit vom Druck des momentanen Triebreizes, in die Unabhängigkeit vom 'Jetzt und Hier.' Dieser Zug kann auch als zunehmende 'Verinnerlichung' beschrieben werden..., (als) ein Prozeß innerer Regulierung der Reaktionen und Aktionen..., die auf der Furcht vor der sozialen Umwelt beruhen."[64]

Man kann diese längere Zeitspanne, von der Hartmann spricht, als charakteristisch für das Verhalten gegenüber Themen von kathektischer Bedeutung auffassen. Denn nur insoweit der Lebensraum sich über die physisch gegebene Situation hinaus erstreckt, können vergangene Erfahrungen, unsichtbare Bezugsgruppen, die Vorwegnahme der Konsequenzen der eigenen Handlungen und andere derartige Faktoren die Position bestimmen, die gegenüber einem Thema von kathektischer Bedeutung eingenommen wird. Wenn der Lebensraum derart von der Vergangenheit bestimmt wird, daß die Gegenwart und die Zukunft zur Bedeutungslosigkeit verblassen, dann haben wir jene Unfähigkeit, konform zu handeln, die zu Beginn des Aufsatzes bewußt von der Betrachtung ausgeschlossen wurde. Wenn die Gegenwart in derselben Weise die Vergangenheit und die Zukunft dominiert, wird unabhängiges Dissidententum unwahrscheinlich, Konformität die Regel. Wenn die zeitliche Dimension des Lebensraums gleichmäßig zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufgespannt ist, dann ist unabhängiges Handeln am wahrscheinlichsten.

Ich möchte daher vorläufig anregen, daß die Verknüpftheit eines Themas mit anderen Gegenständen des Lebensraums und eine weitgespannte zeitliche Perspektive auf das Thema als Kriterien der persönlichen Investition aufgefaßt werden sollen.

Was bedeutet all dies für die empirische Forschung? Aus meiner Sicht ist die erste zu lösende Aufgabe die Entwicklung von Methoden der Identifikation der persönlichen Investition in ein Thema. Sind solche Methoden einmal entwickelt, sollten die bekannten Experimente zur Konformität repliziert werden, wobei das

eindimensionale Kriterium durch die hier entwickelte komplexere Definition ersetzt werden muß. Ich bin zuversichtlich, daß diese Vorgangsweise unser Wissen über Prozesse der sozialen Beeinflussung vorantreiben würde und gleichzeitig unsere Diagnose dessen, was heute nur allzu leichtfertig ein "Zeitalter der Konformität" genannt wird, präzisieren würde.

Folgen von Vorurteilen und ihre Bekämpfung

Vorurteile und Vermeidung. Wen erreicht Propaganda, die Vorurteile bekämpfen will?

Propagandavermeidung als Problem

Die Kommunikationsforschung hat nachgewiesen, daß es im allgemeinen schwierig ist, durch eine Mitteilung jene Leute zu erreichen, die nicht bereits mit ihrem Inhalt einverstanden sind. Es ist bekannt, daß viele Leute Auffassungen, die ihren eigenen zuwiderlaufen, ausweichen, indem sie sich solchen Auffassungen einfach nicht aussetzen. Jene, die es am nötigsten haben, von bestimmten Mitteilungen beeinflußt zu werden, haben die geringste Wahrscheinlichkeit, von ihnen erreicht zu werden.[1]

So gehört der Großteil der Hörer von allgemeinbildenden Radioprogrammen den gebildeteren Schichten der Zuhörerschaft an. Eine Studie über ein Rundfunkprogramm, das die Freundschaft, die Zusammenarbeit und den wechselseitigen Respekt zwischen verschiedenen Gruppen von Einwanderern fördern sollte, ergab, daß eine Sendung über Italiener vor allem von Italienern gehört wurde, eine über Polen hauptsächlich von Polen, usw.[2] In ganz ähnlicher Weise ist von Propaganda im Dienste des Abbaus von Vorurteilen zu erwarten, daß sie unter ihren Adressaten eher die Vorurteilsfreien als die mit Vorurteilen Behafteten erreichen oder beeinflussen wird.

Das soll natürlich nicht heißen, daß Propaganda im Dienste der Demokratie wertlos wäre. Das Publikum derartiger Propaganda besteht aus Sympathisanten, Neutralen und Gegnern. Obwohl die Gegner weitgehend unbeeinflußt bleiben mögen, können sich bei den beiden anderen Gruppen durchaus Auswirkungen einstellen. Hier geht es uns jedoch vor allem um die Reaktion vorurteilsbehafteter Personen auf Propaganda, die sich gegen Vorurteile richtet. Was geschieht in einer experimentellen Situation, wenn sie unfreiwilligerweise damit konfrontiert sind?

Theoretisch gibt es zwei Möglichkeiten: Sie können sich zur Wehr setzen oder nachgeben. Doch unsere Forschungen auf diesem Gebiet haben uns erkennen lassen, daß viele Leute nicht bereit sind, eine dieser beiden Möglichkeiten zu ergreifen: Sie ziehen es vor, den Implikationen von Ideen, die den ihrigen zuwiderlaufen, aus dem Weg zu gehen, sodaß sie sich nicht in der Zwangslage befinden, sich entweder verteidigen oder ihren Irrtum eingestehen zu müssen. Sie

Gemeinsam mit Eunice Cooper geschrieben. Ursprünglich als "The evasion of propaganda: How prejudiced people respond to anti-prejudice propaganda" in *The Journal of Psychology*, 23. 1947: 15-25 erschienen.

weichen also dem Problem psychologisch aus, indem sie *die betreffende Botschaft einfach nicht verstehen.*

Das Verstehen von Botschaften hängt freilich mit dem Bildungsniveau des Empfängers zusammen. Jedoch sind auch unter Leuten mit demselben Bildungsniveau die Vorurteilsvollen eher geneigt, eine Botschaft mißzuverstehen, als jene Personen, die von Vorurteilen frei sind.[3]

Dieser Artikel befaßt sich mit zwei Aspekten des Problems der Vermeidung von Propaganda: ihren Mechanismen und ihrer kulturellen Basis. Der erste Teil stützt sich auf empirisches Material, das im Rahmen von ungefähr einem Dutzend Studien über die Reaktion der Öffentlichkeit auf Propaganda, die sich gegen Vorurteile richtet, gesammelt wurde; der zweite Teil ist spekulativ und hypothetisch. Es wäre ein beträchtlicher Forschungsaufwand erforderlich, um unsere keimenden Ideen über die der Propagandavermeidung zugrundeliegenden Motive zu verifizieren.

Mechanismen der Propagandavermeidung

Welche Techniken von vorurteilsbehafteten Versuchspersonen eingesetzt werden, um das Verstehen zu vermeiden, ist notwendigerweise nur über Indizienbeweise zu erschließen. Das ausweichende Manöver findet im Kopf der Versuchsperson statt, irgendwann zwischen der Präsentation des Propaganda-Items und der "letzten" Antwort des Interviewten auf die Fragen des Interviewers. Die bei der Vermeidung ablaufenden Prozesse können zwar ziemlich kompliziert sein und den Anschein der Überlegtheit erwecken, doch sind sie in den meisten Fällen wahrscheinlich unbewußt. Nicht einmal aus Tiefeninterviews läßt sich erschließen, auf welcher Bewußtseinsebene der Prozeß abläuft, d.h. in welchem Ausmaß die Versuchsperson sich ihrer Vermeidungsstrategien bewußt ist.

Hinweise auf den Vermeidungsprozeß ergeben sich häufig aus dem Gesamtverlauf des Interviews, wenn es als integriertes Ganzes betrachtet wird und die einzelnen Aussagen nicht lediglich als Stückwerk isolierter Antworten auf isolierte Fragen aufgefaßt werden.

Vermeidung von Identifikation - das Verstehen "entgleist"

Eine vor kurzem durchgeführte Untersuchung über eine Serie von Cartoons liefert ein Beispiel dafür, wie eine dynamische Interpretation des Gesamtverlaufs des Interviews Hinweise auf den Prozeß der Vermeidung liefern kann. Die Zeichnungen machen sich über einen Charakter lustig, der "Mr. Biggott" genannt wurde.[4] Zur Erzielung des satirischen Effekts wird er als eine ziemlich lächerliche, prüde Figur mit übertriebenen Aversionen gegen Minderheiten dargestellt.

Die Hersteller des Cartoons beabsichtigten ungefähr folgendes: Der vorurteilsbehaftete Leser sollte erkennen, daß Mr. Biggotts Ideen über Minderheiten den seinen ähnlich sind; daß Mr. Biggott eine absurde Gestalt ist; daß es absurd ist, solche Ideen zu haben - daß jene, die solche Ideen haben, so lächerlich sind wie Mr. Biggott. Im letzten Schritt würde der Leser dann vermutlich seine eigenen Vorurteile aufgeben, um der Identifikation mit Mr. Biggott zu entgehen.

Die Studie ergab jedoch ein ganz anderes Bild. Vorurteilsbehaftete Versuchspersonen, die den Cartoon ursprünglich verstanden hatten - die also die ersten drei der oben erwähnten Phasen durchlaufen hatten -, gingen in ihrer Anstrengung, der Identifikation mit Mr. Biggott auszuweichen, so weit, daß sie schließlich *die Pointe der Zeichnung* mißverstanden. Um die Formulierung der Autoren des betreffenden Berichts zu verwenden- es kam zu einer "Entgleisung des Verstehens."

Hier ist ein Beispiel dafür, wie die Cartoons mißverstanden wurden.[5] Der Interviewte identifizierte sich zunächst mit Mr. Biggott, indem er unter anderem sagte: "Ich nehme an, er ist ein sauertöpfischer alter Junggeselle - (lachend) - ich bin selbst ein alter Junggeselle." Auch schien er Mr. Biggotts Vorurteile wahrzunehmen. Im weiteren Verlauf des Interviews wollte er sich von Mr. Biggott distanzieren; er konzentrierte sich dabei auf den Nachweis, daß Mr. Biggotts sozialer Status niedriger war als der seine; daß er ein Parvenu war. Dadurch verlor er die Perspektive auf die im Cartoon dargestellten wirklichen Probleme.

"Amerikanisches Blut der sechsten Generation. Er will nichts anderes als amerikanisches Blut der sechsten Generation! Ha! Das ist allerhand."

An dieser Stelle beginnt der Interviewte, sich gänzlich der Frage der sozialen Minderwertigkeit von Mr. Biggott zu widmen, und seine Aufmerksamkeit verlagert sich im Verlauf des Prozesses vom Thema Vorurteile immer weiter fort:

"Nun, wissen Sie, *ich bin selbst achte Generation*, von englischer Abstammung auf beiden Seiten. Meine Familie hat sich oben in Connecticut angesiedelt, in C-, Connecticut, im Jahr 1631. Ein Amerikaner der sechsten Generation - er selbst ist schon sechste Generation. *Vielleicht auch weniger...* (I: "Was denkt der Arzt?") Er ist verblüfft, nehme ich an. Er denkt sich, das ist ein ziemlich starkes Stück. Er sieht wie ein Griesgram aus. *Vielleicht hat auch er nicht das beste Blut.*"

Mr. Biggotts Vorurteile haben sich in die Anmaßungen des Snobs verwandelt, und während das Interview weitergeht, betrachtet ihn der Befragte mehr und mehr als ein "Unterschicht"-Symbol:

(I: "Kennen Sie jemanden, der ihm ähnlich ist?") *"Nein, ich will so jemanden gar nicht kennen. Ich habe einige wie ihn oben in C gekannt.* Da war einer, ein Mitglied der Kongregationalistischen Kirche - *selbstverständlich* ist das die Kirche, zu der meine Familie gehört ... Er hat als Leichenbestatter auch verdammt gut verdient. Wissen Sie, mein Vater ist vor einigen Jahren gestorben. Das Begräbnis hat 130 Dollar gekostet. Er wußte, daß ich damals kein Geld hatte. Er hat mir vertraut, hat es mich in Raten zahlen lassen. Aber, wissen Sie, er hat mir 6 Prozent Zinsen verrechnet. Ja, *das hat er mir verrechnet. Obwohl er meine Familie kannte, und all das...*"

Zu diesem Zeitpunkt ist das Thema Vorurteile gänzlich aus dem Blickfeld verschwunden. Biggott erinnert den Befragten nur mehr an einen alten Bekannten, den er für ziemlich ungehobelt hält. Am Ende wird ihm der Cartoon zu einer Art Test, um Persönlichkeitsmerkmale feststellen zu können:

(I: "Was halten Sie für den Zweck dieser Cartoons?") "Um die Auffassungen der Leute herauszufinden. Aus ihrer Auffassung kann man sich über die Person eine Meinung bilden. Du bekommst verschiedene Antworten - einige stimmen zu, und einige sagen wieder etwas anderes. Man kann sie vergleichen und daraus Schlüsse ziehen... (I: "Was versucht der Zeichner zu erreichen?") Er will die *Auffassungen der Leute herausfinden, um zu sehen, ob sie mit der Idee des Zeichners über den menschlichen Charakter übereinstimmen,* und so. Einige würden das tun, andere würden nicht übereinstimmen."

In derselben Studie wurden auch andere Wege des Mißverständnisses, wie man es nennen könnte, gefunden. Manche Leute machten sich über Mr. Biggott lustig, machten ihn zur Zielscheibe ihres Spotts; andere stellten ihn als intellektuell minderwertig dar; wieder andere transformierten ihn in einen Ausländer oder einen Juden. Unabhängig von der im Einzelfall verfolgten Linie ist der Prozeß im wesentlichen stets derselbe. Welche dieser Linien von welchen Versuchspersonen jeweils verfolgt werden, ist vermutlich eine Sache des Temperaments und des Charakters.

Solche Verrenkungen, die schließlich zum Mißverständnis führen, obwohl es genügend Hinweise gibt, daß zunächst spontanes Verstehen vorlag, sind selbstverständlich nicht die einzigen Formen des Ausweichens von vorurteilsbehafteten Personen, um der Kritik zu entgehen, die in der Botschaft des Propaganda-Items enthalten ist; doch es sind jene Formen, die den Einfluß des Vorurteils auf das Verstehen am deutlichsten hervortreten lassen. Daß man Vorurteile hat, muß als sehr konflikthaft empfunden werden; gleichzeitig muß das Vorurteil in der Charakterstruktur tief verankert sein. Unter dem Druck dieser psychologischen Konstellation nimmt der Befragte einen Umweg; zuerst versteht er den Inhalt des Propaganda-Items; dann identifiziert er sich mit der vorurteilsbehafteten Figur und nimmt die dem Item zugrundeliegende Kritik an der eigenen Position wahr; er sucht Wege, um sich von den im Propaganda-Item dargestellten Vorurteilen zu distanzieren; und während dieses Prozesses büßt er sein ursprüngliches Verständnis der Botschaft ein. Allem Anschein nach tritt dieser Prozeß häufig auf; die unbewußten kognitiven Verrenkungen der Versuchsperson setzen meist während der letzten beiden Phasen ein.

Entkräftung der Botschaft

In anderen Fällen ergab der Prozeß der Distanzierung stärker rationalisierte Argumentationen. Daß man verstanden hat, worum es geht, wurde zu offen eingestanden, um eine Verzerrung der Botschaft noch zuzulassen. Die Versuchsperson

akzeptiert zwar die manifeste Botschaft, doch entkräftet sie diese für sich selbst durch einen der beiden folgenden Schachzüge. Sie kann das allgemeine Prinzip gutheißen, doch behaupten, daß man in Ausnahmefällen ein Recht auf die eigenen Vorurteile habe; oder sie kann das betreffende Item selbst für überzeugend halten, gleichzeitig aber behaupten, daß es kein zutreffendes Bild der alltäglichen Lebenssituation der zur Diskussion stehenden Minderheitengruppe liefert. In unseren Studien finden sich Beispiele für beides.

Die erste Art der Verzerrung fand sich häufig als Reaktion auf eine Propagandabroschüre, die für Toleranz warb. Sie enthielt eine Serie von gut gezeichneten Comics, in denen die Absurdität von Generalisierungen über verschiedene Gruppen bloßgestellt wurde. Den Abschluß bildete die goldene Regel "Leben und leben lasse." Vorurteilsbehaftete Personen lasen häufig die ganze Geschichte, zeigten sich dabei interessiert und belustigt, bekannten sich auch zur goldenen Regel, um schließlich zu erklären: "Aber es sind die Juden, die dich nicht leben lassen; sie stellen sich außerhalb der Regel."

Vielleicht noch häufiger findet man die Tendenz, die einzelne Geschichte des Propagandamaterials als "bloße Geschichte" aufzufassen. Das Bedürfnis, durch die Darstellung menschlicher Schicksale die Aufmerksamkeit der Leser zu fesseln, hat viele Propagandisten dazu veranlaßt, das allgemeine Prinzip, dem sie zur Geltung verhelfen wollen, durch eine charakteristische Geschichte in dramatischer Weise zu illustrieren. Diese Technik wurde im Hörspiel "Das belgische Dorf" im Rahmen der CBS-Serie "Wir, das Volk" angewendet. In der Geschichte wird ein jüdisches Ehepaar in einem besetzten belgischen Dorf von den Dorfbewohnern gerettet, die den beiden die Treue halten und sie vor der Gestapo verstecken. Nach dem Hörspiel kam ein von Kate Smith gesprochener Appell, den Juden mit Sympathie und Toleranz gegenüberzutreten.[6] Ein Prozentsatz der allem Anschein nach vorurteilsbehafteten Versuchspersonen,[7] der beträchtlich höher lag als beim restlichen Auditorium, weigerte sich, die allgemeine Aussagekraft dieser dramatischen Geschichte anzuerkennen. Sie nannten sie eine "Abenteuergeschichte", eine "Kriegsgeschichte," sie erörterten mit großem Interesse die dramatischen Höhepunkte, doch sie behandelten den expliziten Appell so, als hätte er nicht stattgefunden, oder bezeichneten ihn als überflüssigerweise aufgepfropftes Beiwerk.

Wechsel des Bezugsrahmens

Wir müssen noch zwei weitere Formen des Mißverstehens von Botschaften durch vorurteilsbehaftete Personen erörtern. Eine der beiden ist von größerem Interesse: In diesen Fällen ist die Wahrnehmung auf eine Weise durch Vorurteile verzerrt, daß Dinge, die in einem Bezugsrahmen präsentiert werden, der sich von jenem der vorurteilsbehafteten Person unterscheidet, so verformt werden, daß sie den Vorurteilen nicht mehr zuwiderlaufen. Dem Befragten kommt nicht zu

Bewußtsein, daß er die Tatsachen verdreht, und er fügt das Propaganda-Item in seinen eigenen Bezugsrahmen ein. Diese Art von Reaktion fanden wir bei einem Cartoon, der einen Kongreßabgeordneten darstellt, der bodenständig faschistische Antipathien gegen Minderheiten hat. Die Serie von Zeichnungen versucht, ihn bloßzustellen und lächerlich zu machen, um so die Aufmerksamkeit des Betrachters auf solche bodenständig antidemokratische Bewegungen zu lenken, und ihn dazu zu bringen, solche politische Tendenzen zu mißbilligen. In einem Cartoon sieht man beispielsweise den Kongreßabgeordneten, wie er in seinem Büro einen Stellenbewerber interviewt. Dieser hat ein Empfehlungsschreiben mitgebracht, demzufolge er im Gefängnis gewesen ist, Fensterscheiben eingeworfen und sich als Aufwiegler bei Rassenkrawallen betätigt hat. Der Abgeordnete ist sehr angetan und sagt: "Selbstverständlich kann ich Sie in meiner neuen Partei gebrauchen."

Ein Befragter kommentierte: "Es könnte irgendeine krumme Sache sein ... könnte eine neue Arbeiterpartei sein. Der zweifelhafte Charakter da erweckt diesen Eindruck, der, der sich um die Stelle bewirbt."

Ein anderer meinte in Reaktion auf das zweite Bild der Serie: "... ein Haufen Leute dort unten im Kongreß, die mehr daran interessiert sind, ihre Jobs zu behalten, die an Wählerstimmen und an nichts anderem interessiert sind ... Ich habe Senator Wagner[8] nie ausstehen können..."

Ein anderer: "Es geht um Streiks ... um Schwierigkeiten so wie z.B. Streiks ... er gründet eine kommunistische Partei."

Der Typus tritt in der folgenden Antwort am deutlichsten hervor: "Es ist eine jüdische Partei, die den Juden helfen würde, mächtiger zu werden."

Das einzige, was diese Befragten dem Cartoon entnahmen, war die Tatsache, daß er einen schlechten Politiker ins Visier nahm. Den Rest steuerten sie selbst bei, indem sie den Kongreßabgeordneten mit beliebigen Dingen, die sie selbst für "schlechte Politik" hielten, identifizierten. So stülpten sie ihre eigene Ideologie dem Cartoon über und gelangten zu einer für sie zufriedenstellenden Interpretation - einer Interpretation allerdings, die auf ein vollständiges Mißverständnis der an sie gerichteten Botschaft hinauslief.

Zu komplizierte Botschaft

Der letzte Typus des Mißverständnisses ist rasch abgehandelt. Er unterscheidet sich nicht vom Mißverstehen der Vorurteilsfreien. Einige Befragte geben unumwunden zu, daß sie "die Pointe nicht verstehen." Dies ist meist auf intellektuelle und Bildungsdefizite der Befragten oder auf Mängel der Propaganda zurückzuführen.

Diese Vermeidungsprozesse haben offensichtliche Implikationen für die Hersteller von Cartoons (und vermutlich ganz allgemein von Propaganda). Unter der Voraussetzung, gegnerischer Propaganda ausweichen zu wollen, wird die

Vermeidung erleichtert, wenn die Botschaft subtil oder satirisch gestaltet wird. Ihre Vereinfachung kann allerdings die emotionale Wirkung beeinträchtigen. Es scheint so, als wären subtilere - und daher umso leichter verzerrbare und mißzuverstehende - Formen für neutrale Personen und diejenigen geeignet, die mit der sich gegen Vorurteile richtenden Botschaft sympathisieren. Diese Leute weisen keine Tendenz auf, der Botschaft *auszuweichen*, obwohl sie sie aus anderen Gründen mißverstehen können; und die Wirkung des Items kann sie in ihrer Haltung bestärken. Für vorurteilsbehaftete Personen, legen unsere Forschungen nahe, bleibt dieser Ansatz wirkungslos .

Um den Vermeidungsmechanismus besser zu verstehen, müssen wir nun die ihm zugrundeliegenden Motive und seine Rolle in unserer Kultur genauer betrachten.

Vermeidung - ein kulturelles Muster

Eine gründliche Untersuchung der der Vermeidung zugrundeliegenden Motivation würde eine wesentlich ausführlichere Behandlung erfordern, als wir sie im vorliegenden Zusammenhang liefern können. Dennoch können einige kulturelle Merkmale angeführt werden, die den hier erörterten Typus des Vermeidungsmechanismus in anderen Bereichen belegen.

Furcht vor Isolation und die Bedrohung des Ichs

Die Furcht vor Isolation ist in unserer Gesellschaft ein bedeutender Antriebsfaktor; die Mehrheit ihrer Mitglieder ist auf die Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen angewiesen, nicht nur physisch, sondern auch psychisch. Sie braucht Gruppennormen und Gruppenwerte als Richtschnur ihres Handelns und ihrer Ideale. Fast jedermann möchte irgendwo "dazugehören." Gleichzeitig wird dies durch die Tatsache erschwert, daß die Produktion am Fließband und die allgemeine Komplexität des modernen Lebens dazu tendieren, die Kontakte mit den Mitmenschen immer atomistischer werden zu lassen; dies schürt die Furcht, die Identifikation mit der Gruppe einzubüßen.

Aus psychologischer Perspektive fungiert die Vermeidung von gegnerischer Propaganda als Schutzmechanismus. Solche Schutzmechanismen treten immer dann auf den Plan, wenn ein Individuum eine Bedrohung seiner Ichstruktur wahrnimmt - d.h. wenn sein Selbstvertrauen gefährdet ist. Wie wir gesehen haben, sind die einzelnen Schritte des Vermeidungsprozesses ziemlich kompliziert. Doch sind diese Komplikationen gegenüber dem Unbehagen, das durch die Auseinandersetzung mit der Botschaft entstehen würde, offensichtlich zu vernachlässigen.

Gedruckte Propaganda, die Vorurteile attackiert, ist ein Angriff auf das Ich der vorurteilsbehafteten Person. Darüber hinaus ist sie eine Attacke, die sich auf die Autorität des gedruckten Wortes stützt und so allem Anschein nach die Mißbilligung des eigenen Verhaltens durch einen großen Teil der öffentlichen Meinung zum Ausdruck bringt. Die Person sieht sich so einer doppelten Bedrohung ihrer Sicherheit ausgesetzt: Einerseits ist sie gegenüber der Welt, für die das Propaganda-Item steht, ein Außenseiter, andererseits würde eine sorgfältige Auseinandersetzung mit den Inhalten der Propaganda und deren eventuelle Übernahme die Zugehörigkeit des Individuums zu jener Gruppe bedrohen, die es als die seine ansieht und die seine gegenwärtigen Ideen unterstützt. Die Interviewsituation verstärkt dieses Gefühl der Bedrohung der eigenen Sicherheit durch Antidiskriminierungspropaganda. Interviewer werden geschult, den Befragten in gewinnender, höflicher und freundlicher Weise gegenüberzutreten; sie werden nicht nur aufgrund ihrer Erfahrungen ausgewählt, sondern auch aufgrund ihres angenehmen Erscheinungsbildes, um den Kontakt mit Fremden zu erleichtern. Der in die Defensive gedrängte Befragte bringt vermutlich die ihn befragende Person mit jener Außenwelt in Verbindung, die sein Verhalten vielleicht mißbilligt. Daß sich der Interviewer weigert, selbst in der betreffenden Angelegenheit Stellung zu nehmen, erzeugt den Verdacht, daß auch er die Einstellung des Befragten mißbilligen könnte.

Die emotionale Natur des Vorurteils ist gut genug belegt, um zu erklären, warum die vorurteilsbehaftete Versuchsperson in der betreffenden Sache den eigenen logischen Fähigkeiten oft nicht traut. Sie fühlt sich in Bereichen angegriffen, die tatsächlich die Grenzen der Logik überschreiten. Daher weicht sie dem Problem aus, wo es nur möglich ist. Obwohl das Beweismaterial in diesem Punkt noch ungenügend ist, wagen wir die Vermutung, daß die Tendenz, einem Angriff auf die eigenen Vorurteile auszuweichen, desto ausgeprägter ist, je weniger diese rationalisiert wurden. Jene, die die Rationalisierung des Vorurteils am weitesten vorangetrieben haben, werden in geringerem Ausmaß als die ideologisch weniger Geschulten das Bedürfnis verspüren auszuweichen. Man denke an die rassistische Pseudowissenschaft der Nazis und deren hiesige Parteigänger. Jene hingegen, die zwar infiziert sind, doch den entscheidenden Schritt in die extremistische Verrücktheit noch nicht getan haben und sich der irrationalen Basis ihrer Einstellung nur dunkel bewußt sind, werden versuchen, sich durch allerlei Verrenkungen aus ihrer mißlichen Lage zu befreien, wenn sie mit der beunruhigenden, die Diskriminierung attackierenden Botschaft konfrontiert sind.

Die Vielfalt von Wertsystemen

Soll das Phänomen der Propagandavermeidung verständlich werden, muß ihm eine weitere Dimension hinzugefügt werden, die in enger Beziehung zu jenem Teil unserer alltäglichen Erfahrung steht, in dem Inkonsistenzen und Widersprü-

che zuhause sind. In unserer Gesellschaft gibt es eine kulturell konditionierte Gewohnheit der Vermeidung, die ein Produkt des Umstandes ist, daß jedes Individuum gezwungen ist, an vielen verschiedenen Gruppen teilzunehmen, von denen jede ihr eigenes mehr oder weniger gut abgesichertes Wertsystem hat. Oft sind diese Wertsysteme miteinander nicht ganz verträglich; manchmal enthalten sie verschiedene Rangfolgen von Werten.

Beispiele der Verstrickung des Individuums in inkonsistente Wertsysteme gibt es in Hülle und Fülle. Der unterwürfige Buchhalter, der in den politischen Diskussionen mit seinen Stammtischkumpanen eine dominante Rolle übernimmt, ist in der modernen westlichen Literatur eine vertraute Gestalt. Wir sind nicht überrascht, wenn ein Geschäftsmann, der im Privatleben progressive Ideale hochhält, sich weigert, einen schwarzen Verkäufer einzustellen, da er auf seine Kunden Rücksicht nehmen muß. Das Beispiel des Buchhalters illustriert die Notwendigkeit, mit ausreichender Behendigkeit von einer sozialen Rolle zur nächsten überzuwechseln. Auch der Geschäftsmann erlebt einen Konflikt zwischen seinen öffentlichen und seinen privaten Einstellungen. Er löst diesen Konflikt, indem er eine spezielle Werthierarchie für seine berufliche Rolle erstellt: Er weiß, daß er sich auf die allgemein anerkannte Auffassung stützen kann, daß der Profit gegenüber anderen Erwägungen Vorrang hat.

Damit stehen zwei Alternativen zur Verfügung: Diese Widersprüche können entweder wahrgenommen und aufgelöst werden, oder man weicht ihnen aus. Statt sich den Inkonsistenzen zu stellen, kann man sein Leben in viele kleine Nischen zerlegen, in denen das Verhalten von eigenständigen und sogar widersprüchlichen Werten gesteuert wird; oder man kann die Werte, die unsere verschiedenen alltäglichen Rollen bestimmen, realistisch analysieren und ihr relatives Gewicht als Richtlinie des Verhaltens bestimmen.

Hinweise darauf fanden sich auch in einer Untersuchung der Auswirkungen des Lebens in der Fabrik auf Jugendliche, die eben erst die Schule verlassen hatten.[9] Die moralischen Werte, die ihnen in der Schule vermittelt worden waren, wurden in der Fabrik mit Einstellungen konfrontiert, die der Effizienz eine überragende Bedeutung einräumten und der Moral keinerlei Raum ließen. Dennoch wurde das neue Wertsystem mit unglaublicher Geschwindigkeit absorbiert. Doch die beiden Systeme wurden nicht miteinander in Einklang gebracht, noch wurde eines davon zugunsten des anderen aufgegeben. Sie existierten gleichzeitig in verschiedenen Abteilungen der Persönlichkeit; Konflikte wurden durch eine Zerlegung der Person in Teilpersönlichkeiten vermieden.

Andere kulturelle Faktoren der Vermeidung

In diesem Zusammenhang muß die fehlende Spontaneität, die für die Mitglieder unserer Kultur so charakteristisch ist, betrachtet werden.[10] Das Publikum der Massenkommunikationsmittel ist ziemlich vergnügungssüchtig. Für viele seiner

Mitglieder bedeutet Arbeit, daß sie gelangweilt und ermüdet werden; außerhalb der Arbeit möchten sie sich dann unterhalten - doch vor allem möchten sie unterhalten werden, ohne allzuviel denken zu müssen. Die Stereotypen dieser Kommunikationsmittel bestärken sie noch in dieser geistig abgestumpften Haltung. Nicht nur sind sie beständig mit Unterhaltung konfrontiert, die immer nach demselben Muster abläuft; man sagt ihnen sogar, wie sie darauf zu reagieren haben. Alles ist sozusagen vorverdaut. Die Werbung versichert ihnen, daß sie bei einer Komödie "Tränen lachen" werden oder daß eine sentimentale Liebesgeschichte sie "zu Tränen rühren" wird, um nur die oberflächlichsten Appelle zu erwähnen. Wie es ein Autor formuliert hat, "sind Phrasen ihr Schicksal." Ideen werden nicht als Ideen übernommen, sondern als Slogans. Schleichen sich Ideen in der Maske der Unterhaltung ein, dann wird die Person, die das Ziel der Propaganda ist, durch die gewohnheitsmäßige Vermeidung von Anstrengung davor bewahrt, den Sinn der Botschaft zu erfassen. Die einzige Alternative dazu wäre es, sich den Implikationen der Botschaft zu stellen und darüber nachzudenken, und das will man weder tun, noch ist man daran gewöhnt.

Bei der Vermeidung von Propaganda spielt auch das Wiedererkennen eine Rolle, wenn auch vermutlich eine weniger bedeutsame. Zuhörer ziehen die Dinge vor, die ihnen vertraut sind. Die beliebteste Musik ist die, die man kennt. Was neu ist, ist ein wenig verdächtig, fordert vom Hörer eine gewisse Anstrengung und ruft keine jener bekannten Assoziationen, die zugleich ein bestimmtes Reaktionsmuster nahelegen. Daher wird es abgelehnt.[11] Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß sich ähnliche Tendenzen auch bei der Betrachtung neuer (und unorthodoxer) Ideen bemerkbar machen.

Warum Vermeidung?

Warum ist diese Form der Vermeidung heute so weit verbreitet? Die Antwort liegt zum Teil in den Schwierigkeiten, denen sich Individuen ausgeliefert sehen, die in den verschiedenen Bereichen ihrer alltäglichen Erfahrung Konsistenz erzielen möchten. Der Versuch, sich den Widersprüchen zu stellen und sie aufzulösen, würde zweifellos beunruhigende Spannungen erzeugen, die ihrerseits den meisten Individuen ernsthafte Probleme bereiten würden. Man betrachte z.B. die Tatsache, daß die meisten Leute mit den Ideen ihrer eigenen sozialen Gruppe übereinstimmen; sie werden durch diejenigen, mit denen sie leben, konditioniert und ziehen es ihrerseits vor, mit Leuten zusammen zu sein, deren Einstellungen mit den ihrigen harmonieren. Die Einnahme einer abweichenden Haltung würde die zwischenmenschlichen Beziehungen belasten und dem Individuum einen beträchtlichen Anpassungsaufwand abverlangen. Das bloße *Betrachten* einer von der eigenen abweichenden Auffassung kann großes Unbehagen hervorrufen.

So erscheint Vermeidung als gut eingeübte Verhaltensweise, die durch unsere Sozialstruktur verstärkt wird. Bei der Reaktion auf Propaganda, die sich gegen Vorurteile wendet, dient sie zur Verteidigung gegen Angriffe auf die eigene Gruppe. Dies mag eine partielle Erklärung dafür liefern, warum Personen mit einer schwach entwickelten Ich-Struktur am häufigsten dazu neigen, diesen wohlfeilen Fluchtweg zu nehmen.

Asiatische Flüchtlinge aus Uganda

Die Inder, die sich um die Jahrhundertwende in Uganda ansiedelten, kamen hauptsächlich, um die harte körperliche Arbeit am Eisenbahnbau zu verrichten; einige wenige kamen als Lehrer oder Händler. Sie kamen, um ihre Lebenssituation zu verbessern, und sie blieben nicht in ihren ursprünglichen Berufen. Jene, die dieser Tage nach Großbritannien einwandern, haben in Uganda während einer oder zwei Generationen einen raschen sozialen Aufstieg erlebt. Es ist durchaus möglich, daß die frühen Einwanderer aus Indien einer Selbstselektion nach Merkmalen wie Energie, Ehrgeiz und allgemeinem Aufstiegswillen unterlagen, denn das sind Eigenschaften, die man für gewöhnlich nicht mit den indischen Massen assoziiert. In anderen Teilen der Welt, z.B. auf den Fidschi-Inseln, haben indische Zuwanderer ebenfalls ökonomisch vorteilhafte Positionen besetzt. Andererseits könnte es auch sein, daß die unvermeidlichen Härten, die stets mit Wanderungsbewegungen verknüpft sind, einen brutaleren Selektionsprozeß ausgelöst haben, bei dem die weniger Begabten untergehen, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Wie dem auch sei - alle Befragten ließen in Uganda ein bequemes Leben im Stil der Mittelschicht zurück, was immer sie von Beruf waren. Fall 9 erinnert sich daran, daß das erste Heim seiner Familie in Uganda eine Lehmhütte war: "1957 bauten wir aus Ziegeln und Zement ein viel größeres Haus. Ich meine, es war ein sehr schönes Haus, und ein sehr großes Haus." Fall 7 hatte, obwohl er Analphabet war, als Verkäufer in einem Lebensmittelgeschäft begonnen, sich aber bald selbständig gemacht. Er handelte mit Kleidern, Fahrrädern, Medikamenten und Eisenwaren, auch en gros, wobei sein Lager einen Wert von 100 000 Pfund hatte und er fünf Verkäufer beschäftigte. "Als wir fortgingen, gaben wir unsere Schlüssel, Haus und Geschäft, unser Kleingeld und unsere Autos unseren beiden Hausburschen, und die Kleider unserer Ayah (dem Kindermädchen)." Ein hochqualifizierter Elektriker, der seine beruflichen Kenntnisse als Autodidakt erworben hat, schätzt, daß er und seine drei Brüder Besitztümer im Wert von 25 000 Pfund zurückgelassen haben. Man hört von Mercedes-Limousinen, Kenwood-Küchenmaschinen, großen Häusern für die ganze Verwandtschaft mit sechs Badezimmern und - selbstverständlich - von afrikanischen Dienstboten.

Die Beziehung zu diesen schwarzen Dienstboten wird auf eine Weise beschrieben, die an die amerikanischen Südstaaten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erinnert. Die Afrikaner waren treue Diener, die ihren Herren und den Kindern der Familie sehr eng verbunden waren, und es existieren mehrere Darstellungen davon, wie afrikanische Hausangestellte die asiatischen Familien gegen

Gemeinsam mit L. Davis, G. Brewer, H. Rush und anderen als "The Ugandan Asians" 1971 geschriebener, bisher unpublizierter Forschungsbericht. Der folgende Auszug ist jenes Kapitel, das Jahoda veranlaßt hat, von einer Veröffentlichung abzusehen, weil es "nicht im Interesse der Einwanderer" gewesen wäre.

die Angriffe von Soldaten verteidigten. Einige Leute erwähnen den tränenreichen Abschied von ihren loyalen und liebevollen Dienstboten.

Angesichts des allgemeinen Lebensstandards der afrikanischen Bevölkerung und des heftigen rassischen Nationalismus ihrer Regierung ist es nicht überraschend, daß Neid existierte oder doch ziemlich leicht geschürt werden konnte. (In gewissem Sinn ist es überraschender, daß sich hier in Großbritannien Ressentiments gegen den materiellen Besitz der Asiaten aus Uganda bemerkbar machten, wie es z.B. geschah, als bekannt wurde, daß manche Nachzügler die Zeit seit ihrer Vertreibung damit verbracht hatten, in relativem Luxus rund um die Welt zu reisen. Da sie aus Uganda kein Geld mitnehmen konnten, jedoch Flugtickets kaufen durften, kann man sich nur schwerlich vorstellen, wie sie rationaler hätten handeln können; der Urlaub nach der Vertreibung könnte auf Jahre hinaus der letzte gewesen sein, da es ja nun darum geht, sich in Großbritannien eine Existenz aufzubauen.)

Ungleichheit der Lebensstandards ist in Uganda ein Übel, das weder größer noch kleiner ist als hierzulande. Dort allerdings wurde das Problem dadurch verschärft, daß Ungleichheiten aufs engste mit der Rasse korrelierten. Die von uns untersuchten Lebensgeschichten enthüllten eine ganz eindeutig dreistufige Gesellschaft: Afrikaner - Asiaten - Europäer. Welchen Beruf sie auch hatten, wurden die Asiaten als den Afrikanern überlegen betrachtet, und sie betrachteten sich auch selbst so, als deren Bosse und Lehrer; sie strebten nach der sozialen Gleichstellung mit den Europäern. Wie bei allen rassischen Konflikten bieten sich physisch wahrnehmbare Merkmale als Grundlage der Generalisierung auf weniger sichtbare rassische Merkmale an. Doch wenn die unschwer feststellbaren rassischen Unterschiede durch ebenso sichtbare Unterschiede des Lebensstandards ergänzt werden, muß es zu einer Intensivierung der Konflikte kommen. Der legitime Wunsch der Afrikaner nach einem höheren Lebensstandard vermengte sich so in unvermeidlicher und unentwirrbarer Weise mit einem illegitimen Rassismus.

Ein Mann, der in einer Bank arbeitete, beschrieb die Situation folgendermaßen: "Die Inhaber waren die Europäer, und die Asiaten arbeiteten im allgemeinen unter ihrer Leitung. Die Afrikaner waren an Büroarbeit nicht gewöhnt, mit Ausnahme der Tätigkeit als Bürobote oder Briefträger; kein Afrikaner verrichtete höhere Bürotätigkeiten, weil ihnen die nötige Ausbildung fehlte ... Bis 1965 gab es keine rassisch gemischten Partys; die Afrikaner standen bis 1964 stets abseits. Dann gab es alljährlich eine öffentliche Party; sie war gemischt, und man saß herum und diskutierte. Doch zu diesen Partys kamen kaum Afrikaner, sie erreichten dieses Stadium nicht. Wer kann mit solchen Leuten schon gesellschaftliche Kontakte pflegen?"

Ein anderer Mann erinnerte sich an seine Kindheit und sagte: "Es gab einige Unfälle; wir haben nicht wenige gesehen, und meist waren Afrikaner betroffen. Sie kommen aus dem Busch, sie kennen sich nicht aus und springen einfach los, wenn sich das Auto bewegt."

Andere berichten über gute Beziehungen, wenn auch auf ziemlich förmlicher Grundlage: "Sehen Sie, wir hatten das einzige Geschäft in der Gegend, daher mußten wir miteinander auskommen und uns mit den Afrikanern gutstellen." Der Elektriker berichtete stolz, daß er Afrikaner angelernt hat und einem Klub angehörte, der afrikanische Mitglieder hatte. Die meisten anderen geben allerdings an, daß sie sich im gesellschaftlichen Leben von den Afrikanern fernhielten und daß sie auch nicht am öffentlichen Leben teilnahmen. Einige erläutern, daß dies nicht aus einem Gefühl der Überlegenheit heraus geschah, sondern aus einer Art Taktgefühl; sie waren sich nur allzu bewußt, daß sie eine kleine Minderheit von Ausländern darstellten, die sich nicht in die Politik oder die öffentlichen Angelegenheiten einmischen sollten; Fall 5 hat folgendes zu berichten: "Zur Zeit der britischen Regierung waren die Asiaten zwar an Politik interessiert, doch war das kein aktives Interesse, da dies aus Sicherheitserwägungen als unklug erschien. Niemand auf der Welt sieht es gerne, wenn sich Ausländer für die Politik seines Landes interessieren, weshalb die Inder einsahen, daß sie aus geschäftlichen und beruflichen Gründen nach Ostafrika kommen konnten, nicht aber mit dem Ziel, die Regierung des Landes zu übernehmen." Doch diese Zurückhaltung konnte auch anders interpretiert werden - was auch geschah. Ein Befragter, der versucht hatte, in einer wirklich gemischtrassigen politischen Gruppe mitzuarbeiten, und ihren Zerfall miterlebte, hatte sich in gewissem Ausmaß die afrikanische Sichtweise seiner eigenen Volksgruppe zu eigen gemacht: "Es tut mir leid, aber die Mehrheit unserer Leute in Uganda interessierte sich nur für Geldangelegenheiten und war tatsächlich den afrikanischen Brüdern keine Hilfe; meiner Ansicht nach waren die Anschuldigungen gegen uns, daß wir bloße Zaungäste waren, nicht ganz unberechtigt." Einigen war die Teilnahme am politischen Leben deshalb verwehrt, weil die Vorgesetzten der Lehrer, der Beamten und der Bankangestellten von diesen verlangten, politisch neutral zu sein.

Angesichts der Lebensbedingungen dieser Minderheit in Uganda mit ihrer wohldefinierten sozialen Stellung, ihrem hohen Lebensstandard und ihrer freiwilligen oder erzwungenen politischen Apathie war die Idee der Integration in die eingeborene Bevölkerung jedenfalls nur unter großen Schwierigkeiten in die Tat umzusetzen. Charakteristischerweise landeten die meisten Kommentare zu diesem Thema früher oder später beim Problem der Mischehe, von der behauptet wird, daß sie von den Afrikanern gewünscht wird, für die Asiaten jedoch im allgemeinen kulturell inakzeptabel ist. In Anbetracht des unrühmlichen Beispiels, das Sansibar in diesem Bereich geliefert hat, ist es selbstverständlich, daß Mischehen oft als Ehen interpretiert werden, die den asiatischen Mädchen aufgezwungen werden. Ein Befragter sagte: "Ich war nicht sehr beeindruckt von dem Lärm, den afrikanische Politiker wegen der Integration geschlagen haben. Die meiste Zeit schienen sie bei Integration an nichts anderes zu denken als an Mischehen. Eine solche kannst du nur haben, wenn sich zwei Leute ineinander verlieben. Ich habe ein römisch-katholisches Mädchen geheiratet, weil wir uns ineinander verliebt haben. Ich wäre nicht sehr glücklich, wenn die Afrikaner verlangen würden,

daß meine Schwestern sie in ihren Wohnungen besuchen sollen." Oder ein anderer: "Nur die Ungebildeten regten sich wegen dieser Integration bei den Eheschließungen und all dem auf. Kultivierte und gebildete Afrikaner glauben keinen Augenblick lang daran, daß dies bald geschehen würde. Es wird viele Jahre brauchen." Andere wiederum schließen derartige Entwicklungen auch für die Zukunft aus: "Die Afrikaner sind noch nicht entwickelt, und leider sind sie nicht gutaussehend. Hätte man die Inder bedrängt, daß ihre Mädchen Afrikaner heiraten sollten oder ihre jungen Männer afrikanische Mädchen, dann hätten sie die Auswanderung vorgezogen!"

In den Lebensgeschichten gibt es Hinweise darauf, daß aus der Perspektive der Asiaten aus Uganda Lebensstandard und Bildung von größerer Bedeutung sind als ihre eigene rassische oder religiöse Identität. Wie später gezeigt werden wird, schreckt sie die Möglichkeit, daß ihre Kinder Mischehen mit Engländern schließen könnten, in keiner Weise, und ihre Bereitschaft, sich in die britische Gesellschaft zu integrieren, ist - zumindest in der Vorausschau - beträchtlich. Ungeachtet dieser Einstellung und der Geschicklichkeit, des Wissens und der Energie, die so viele von ihnen in ihr neues Leben hier einbringen, muß die Klassen-Rassen-Organisation des Lebens in Uganda tiefe Spuren in ihrer Weltsicht hinterlassen haben. Das mag sich nicht nur als Startvorteil herausstellen. Die Gefahr besteht, daß sie unbewußt versuchen werden, ihre Lebenserfahrungen in der neuen Umgebung zu wiederholen, daß sie also nach Gruppen suchen, denen gegenüber sie die Rolle spielen können, die sie in Uganda gegenüber Afrikanern eingenommen haben. Vielleicht finden sie sie in den Westindern, die derzeit in diesem Land vor allem auf manuelle Arbeit beschränkt sind. Die Westinder werden sich ihrer gesellschaftlichen Stellung in zunehmendem Maße bewußt und sind damit unzufrieden.

Besondere Ressentiments könnten sie gegen farbige Neuankömmlinge entwikkeln, die eventuell wenig Respekt gegenüber ihrer Anciennität als britische Einwanderer beweisen könnten. Es sollte daher ein wichtiges politisches Ziel sein, die bewußte Verknüpfung zwischen Rasse und Schicht in diesem Land aufzulösen. Die Integration der Asiaten aus Uganda wird nicht nur erfordern, daß man ihnen Arbeit und Wohnraum beschafft, sondern auch eine phantasievolle Politik gegenüber den Westindern. Jede Anstrengung sollte unternommen werden, um den begabten Westindern Arbeitsplätze zu verschaffen, die ihren Fähigkeiten entsprechen, um ihre Kinder von dem bereits verbreiteten Stigma der Unterbegabung zu befreien und ihnen dabei zu helfen, sich auf allen Ebenen in das britische Leben einzugliedern, eine Politik, von der bisher wenig zu bemerken war. Was die Asiaten angeht, zeigt sich ein Hoffnungsschimmer, daß die in Uganda übliche Gleichsetzung von Rasse und Schicht überwunden werden kann, vor allem in der von ihnen bekundeten Bereitwilligkeit, jede Beschäftigung anzunehmen, die es ihnen gestattet, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, auch wenn sie die Erwartung hegen, daß sie in wenigen Jahren wiederum jene Aufstiegsmobilität erfahren werden, die sie schon in Uganda erlebt haben.

Antisemitismus und Antisemitismusforschung

Was kann man aus Umfragen über den Antisemitismus lernen?

Von all den Werkzeugen, deren sich die Sozialwissenschaften bedienen, machte die Meinungsumfrage den nachhaltigsten Eindruck auf den amerikanischen Zeitgeist. Ihre erstaunliche Präzision bei der Vorhersage von Wahlresultaten und ihre nachweisliche praktische Brauchbarkeit für kommerzielle Zwecke wegen ihrer Fähigkeit, die Bedürfnisse und den Geschmack der Konsumenten auszuloten, haben den Gedanken nahegelegt, diese Methode auch bei der Untersuchung von Vorurteilen zu verwenden, insbesondere auch des Antisemitismus.

Wissenschaftliche Umfragen basieren auf dem einfachen Prinzip, daß aus Informationen über eine repräsentative Stichprobe einer Population Generalisierungen über diese Gesamtpopulation gewonnen werden können, die sich innerhalb eng gesteckter Fehlergrenzen bewegen.

Es gibt hier jedoch zwei Bedingungen. Es ist zunächst offensichtlich, daß die Stichprobe ein echter Querschnitt sein muß, eine Zufallsstichprobe. Daß es beim mühsamen Verfahren, eine solche Stichprobe zu ziehen, keine billigen Abkürzungen gibt, bestätigte sich anläßlich des Debakels der Wählerbefragung des *Literary Digest* vor den Wahlen im Jahre 1936; die Stichprobe setzte sich aus Inhabern von Telefonanschlüssen zusammen, damit aus Angehörigen einer Gruppe, deren Einkommensniveau so hoch ist, daß sie für die amerikanische Wählerschaft nicht repräsentativ sein konnte.[1]

Um die Generalisierbarkeit der Befunde zu gewährleisten, verwenden heute landesweite Umfragen in den USA geschichtete Stichproben, die hinsichtlich bestimmter Faktoren für die Gesamtpopulation charakteristisch sind - Faktoren wie die geographische und die Stadt-Land-Verteilung, Hautfarbe und ökonomischer Status. Alter und Geschlecht werden ebenfalls häufig als Schichtungskriterien herangezogen, doch andere Variablen wie Religion, nationale Herkunft, Bildungsniveau und Beruf werden - so hofft man zumindest - durch den Prozeß der Zufallsauswahl der Interviewpersonen automatisch berücksichtigt. Der Umfrageprozeß selbst besteht im Stellen von Fragen durch geschulte Interviewer, die von Tür zu Tür gehen. Unter Anwendung dieser Techniken auf Stichproben von nicht mehr als 3500 bis 5000 Interviews haben große Umfrageinstitute den Ausgang der letzten drei Präsidentschaftswahlen innerhalb einer Fehlergrenze von 3 Prozent vorhergesagt.

Umfrageergebnisse

Wir können von der Annahme ausgehen, daß die großen Umfrageinstitute das Problem der Repräsentativität praktisch gelöst haben. Bevor wir uns dem zweiten

Gemeinsam mit Samuel H. Flowerman geschrieben. Ursprünglich als "Polls on anti-semitism: How much do they tell us?" in *Commentary*, 4. 1946: 82-86 erschienen.

"Wenn" zuwenden, das keineswegs so einfach ist wie das erste, möchten wir zusammenfassen, was bisherige Umfragen angeblich über den Antisemitismus herausgefunden haben.

Insgesamt wurden ungefähr 20 oder 30 landesweite Umfragen durchgeführt, bei denen Fragen gestellt wurden, die Antisemitismus feststellen sollten; durchgeführt wurden diese Umfragen von Agenturen wie Elmo Ropers Fortune Survey,[2] Gallups American Institute of Public Opinion[3] und dem National Opinion Research Center der University of Colorado[4] sowie von privaten Organisationen, die Umfragen machen, um ihre Ziele leichter erreichen zu können.

Die Umfragen versuchen, das Ausmaß an Antisemitismus zu schätzen, indem sie die Anteile der Befragten ermitteln, die auf eine große Bandbreite von Fragen in einer Weise reagieren, die man für antisemitisch hält. Manche dieser Fragen verlangen explizit, einer spezifischen Aussage über Juden zuzustimmen bzw. diese zurückzuweisen; zwei langjährige Favoriten sind: "Glauben Sie, daß die Juden in den Vereinigten Staaten zu mächtig sind?" und "Glauben Sie, daß in diesem Land die Feindseligkeit gegenüber Juden zunimmt oder nicht?" Andere Fragen können den Interviewten auffordern, Gruppen zu nennen, die in irgendeiner Weise eine Bedrohung der Sicherheit des Landes oder der Interviewten darstellen: "Welche religiösen, nationalen oder rassischen Gruppen sind Ihrer Auffassung nach eine Bedrohung Amerikas? Glauben Sie, daß es Gruppen von Leuten gibt, die auf Kosten von Leuten, wie Sie es sind, vorwärts kommen möchten?"

Die "Zu-mächtig"-Frage wurde von Meinungsforschungsinstituten in verschiedenen Fassungen verwendet; so wurde "einflußreich" anstelle des Wortes "mächtig" gebraucht, und es wurden Einflußbereiche spezifiziert - im Geschäftsleben, in der Regierung, im Finanzwesen, usw. Wie immer diese Frage formuliert wird, sie ergibt stets einen beträchtliche Prozentsatz - üblicherweise mehr als 50 Prozent - von zustimmenden Antworten.

Die "Zunehmende-Feindseligkeit"-Frage wird im allgemeinen von ungefähr einem Drittel der Befragten bejaht, wobei Juden etwas häufiger als irgendeine andere religiöse Gruppe einen derartigen Trend identifizieren.

Die "Welche-Gruppen?"-Fragen - die es dem Befragten überlassen, die bedrohlichen Gruppen zu spezifizieren - liefern ein weiteres quantitatives Bild der Einstellung des amerikanischen Volkes gegenüber den Juden. In allen veröffentlichten Umfrageergebnissen war der Anteil jener, die spontan die Juden nannten, stets unter 10 Prozent. Im letzten, im Februar 1946 veröffentlichten Fortune Survey nannten 5,1 Prozent der Befragten die Juden als "eine Gruppe, die dem Land schaden könnte, wenn sie nicht in Schach gehalten wird" (man beachte hier den Zusatz "wenn sie nicht in Schach gehalten wird;" er könnte den Prozentsatz etwas senken); 6,5 Prozent bezeichneten die Juden als Leute, die auf Kosten von Leuten, "wie Sie es sind", "vorwärtskommen" wollen. Und 8,8 Prozent der Befragten nannten spontan die Juden in der Beantwortung einer der beiden oder beider Fragen.[5]

Offensichtlich ist es nicht einfach, aus Antworten über verschiedene Arten von Fragen eine schlüssige allgemeine Aussage über das Ausmaß des Antisemitismus abzuleiten. In *Commonweal* vom 6. Oktober 1944 kommt Gordon W. Allport zum Schluß, daß "5 bis 10 Prozent (der Bevölkerung) heftige Antisemiten sind, während vielleicht 45 Prozent mit schwächeren antisemitischen Vorurteilen behaftet sind."[6] In *Fortune* vertritt Elmo Roper die Auffassung, daß "Fachleute dahingehend übereinstimmen, daß antijüdische Gefühle mit dem Näherrücken des Krieges in den Vereinigten Staaten neue Höchstwerte erreichten. Heute (Februar 1946) scheint die Ausbreitung des Antisemitismus in den Vereinigten Staaten eingedämmt zu sein."[7]

Die folgenden allgemeinen Trends zeigen sich jedoch in ziemlich konsistenter Weise, unabhängig davon, welche Art von Fragen verwendet wurden: Unter der Annahme, daß Antworten auf diese Fragen als valide Indikatoren des Antisemitismus aufgefaßt werden können, ist der Antisemitismus im Nordosten und im Mittelwesten, wo die Juden unter der Bevölkerung am stärksten vertreten sind, am ausgeprägtesten, im Süden und Westen am schwächsten; in städtischen Gebieten, vor allem in den Großstädten, stärker als in ländlichen Bereichen; in den höheren Einkommensklassen stärker als in den niedrigen; bei Weißen stärker als bei Schwarzen, bei Männern stärker als bei Frauen. Und unter derselben Annahme stieg der Antisemitismus bis Pearl Harbor stetig an, um nach diesem Zeitpunkt drastisch zu sinken; inzwischen ist er wieder gestiegen, allerdings nicht bis zum Niveau der Vorkriegszeit.

Experiment und Alltagsleben

Dies bringt uns zum zweiten "Wenn." Bei jedem Experiment, also auch bei Meinungsumfragen, hängt die prognostische Aussagekraft der Ergebnisse davon ab, inwieweit das Verhalten unter Testbedingungen gültige Schlüsse auf das Verhalten im wirklichen Leben zuläßt. Wenn wir Umfragen veranstalten, um das Wahlverhalten vorherzusagen - wenn wir fragen "Wen werden Sie wählen?" -, ist die experimentelle Situation des Umfrageinterviews der Situation im wirklichen Leben, wenn wir unsere Stimme abgeben, sehr ähnlich. Doch wie sehr ähnelt die in der experimentellen Situation zum Ausdruck gebrachte Einstellung dem Antisemitismus des wirklichen Lebens?

Das Umfrageinterview findet im allgemeinen in einer rationalen Atmosphäre statt, wo ein Fremder einem Fremden gegenübersteht. Im wirklichen Leben manifestieren sich Vorurteile oft in einer emotional aufgeheizten Atmosphäre, häufig im Kontext einer Gruppensituation, wo der handelnde Akteur in der Lage ist, jene Signale wahrzunehmen, durch die die Gruppe sein Verhalten gutheißt oder mißbilligt. Im wirklichen Leben wird antisemitisches Verhalten durch eine Konstellation von Reizen und nicht durch einen einzigen, isolierten Reiz (die Frage

des Interviewers) ausgelöst. Verschiedene Individuen legen Antisemitismus unter ganz verschiedenen Konstellationen von Bedingungen an den Tag, und nicht alle Individuen werden auf dieselben Reize reagieren. Der eine mag die Juden für alles verantwortlich machen, was in seinem täglichen Leben schiefläuft; der andere wird es dem Juden anlasten, wenn ein Unruhestifter seinen Unmut erregt. (Hier spricht man davon, daß der Jude zum "Sündenbock" gemacht wird, da die Person, die dem Juden die Schuld zuschiebt, dies aus dem psychologischen Bedürfnis heraus tut, jene Aggression zu verlagern, die seinen eigenen Frustrationen im Leben entspringt.)

Wir schlagen hier nicht vor, daß experimentelle Situationen bewußt in enger Annäherung an die emotional aufgeladenen und frustrierenden Lebenserfahrungen, die antisemitische Reaktionen hervorrufen, konstruiert werden sollen, um die Aussagekraft von Umfragen für die Untersuchung des Antisemitismus zu erhöhen. Was allerdings erforderlich scheint, ist die Formulierung von Interviewfragen, die den Stimuli der Situationen des wirklichen Lebens nahekommen.

Hier ein Beispiel zur Illustration des Problems: Ein antisemitischer Farmer in einem entlegenen ländlichen Gebiet könnte als nicht-antisemitisch klassifiziert werden, weil er in Reaktion auf die Frage "Glauben Sie, daß es Gruppen von Leuten gibt, die auf Kosten von Leuten, wie Sie es sind, vorwärts kommen möchten?" nicht zur Antwort gab "die Juden". Er mag zwar Juden intensiv hassen, doch nennt er sie nicht in seiner Antwort auf die Frage, weil er nicht in die Lage geraten sein mag, mit ihnen in seinem beruflichen Alltag zu konkurrieren. Andererseits könnte gerade die Person, die in der Interviewsituation die Meinung vertritt, daß jedermann, sogar die Juden, gleich behandelt werden sollte, in einer emotional aufgeheizten Situation des wirklichen Lebens zuerst zu gewalttätigen Mitteln greifen.

Das Grunddilemma der Verwendung von Umfragedaten zur Ermittlung des Ausmaßes, der Verbreitung und der Intensität des Antisemitismus beginnt an dieser Stelle zutage zu treten. Selbst wenn wir validere verbale Stimuli formulierten, müßten wir zuerst wissen - was heute nicht der Fall ist -, was Antisemitismus ist. Die Aufgabe, die dem Antisemitismus zugrundeliegenden psychologischen Hauptfaktoren zu isolieren und zu identifizieren, liegt noch immer vor uns. Dazu wären andersgeartete Studien, die mehr in die Tiefe gehen, erforderlich. Wir werden später auf diesen Punkt zurückkommen.

Wahrheit und Falschheit

Aus der Kluft zwischen dem Experiment und dem wirklichen Leben entsteht eine zusätzliche Fehlerquelle, wenn der Befragte aufgefordert wird, eine Aussage darüber zu treffen, wie er sich in einer Situation, die vielleicht gar nie eintre-

ten wird, vermutlich verhalten würde. (Auch hierin liegt ein wichtiger Unterschied zwischen dem Testen von Vorurteilen und dem Testen des Wahlverhaltens.) Eine Interviewperson könnte gefragt werden: "Würden Sie eine Kampagne gegen die Juden aktiv unterstützen?" oder "Würden Sie einen Kandidaten wählen, der ein antisemitisches Programm vertritt?" oder "Wären Sie dafür, alle Juden zu deportieren?" Solche Beispiele vorweggenommener Handlungen geraten glücklicherweise selten auf den Prüfstand der Wirklichkeit, und der Befragte ist sich dessen im allgemeinen nur zu bewußt; und selbst wenn der unerwartete Ernstfall eintreten sollte, kann der Befragte, der "Ja" geantwortet hat, der letzte sein, der dementsprechend handelt.

Es ist dies eine andere Frage als die häufig gestellte nach der Aufrichtigkeit der Befragten. Von der bewußten Lüge weiß man, daß sie bei Wahlumfragen eine vernachlässigenswerte Rolle spielt. Dies vermutlich deshalb, weil es eine eminent reputierliche Angelegenheit ist, einer der beiden großen politischen Parteien anzugehören und sich offen zum politischen Kandidaten seiner Wahl zu bekennen; es sind dies kulturell akzeptierte Verhaltensweisen. Doch bei der Untersuchung von Vorurteilen kann man die Möglichkeit defensiver Reaktionen nicht ausschließen, was die "wissenschaftliche" Paraphrase des Tatbestands ist, daß Interviewpartner lügen können, um ihre wirklichen Einstellungen zu verschleiern, vor allem, wenn diese Einstellungen mit der amerikanischen Denkweise in Konflikt stehen. (Die Annahme ist nicht unvernünftig, daß zumindest einige Befragte sich der Tatsache bewußt sind, daß Antisemitismus "unamerikanisch" sein könnte.) Es gibt einige empirische Hinweise darauf, wie bedeutsam dieser Faktor sein könnte. William Turnbull befragte zwei gleichartige Stichproben von ungefähr je 300 Personen, ob ihrer Auffassung nach die Juden "in diesem Land zuviel Macht und Einfluß haben." Er verwendete zwei Methoden: das Interview und das selbständige und anonyme Ausfüllen eines Fragebogens. 56 Prozent der im Interview Befragten antworteten mit "ja;" das anonyme Verfahren ließ diesen Prozentsatz auf 66 Prozent steigen.[8]

Zwei weitere Faktoren können der Wahrhaftigkeit entgegenwirken. Ein Befragter mag der ehrlichen Überzeugung sein, die Wahrheit zu sagen, sich jedoch der Existenz und der Tiefe eines Vorurteils nicht bewußt sein, weil es wie ein Eisberg sein kann, dessen größter Teil ins Unbewußte ragt. Dies zeigte sich in einer der Studien, die das Department of Scientific Research des American Jewish Committee in Zusammenarbeit mit Psychotherapeuten durchführte, wo Fälle von "liberalen" Individuen entdeckt wurden, die in der psychoanalytischen Situation Symptome tief verwurzelter antisemitischer Vorurteile zeigten, deren sie sich überhaupt nicht bewußt gewesen waren.[9]

Der andere Faktor, der die Aussagekraft der Reaktionen beeinträchtigt, ist die Unfähigkeit mancher Individuen, Fragen zu verstehen und Antworten auf einer generellen und abstrakten Ebene zu verbalisieren. Dies mag eine partielle Erklärung dafür liefern, warum sich die Gebildeteren und Wohlhabenderen bei Umfragen in stärkerem Ausmaß als antisemitisch erweisen.

Soziale Konsequenzen der Umfrageforschung

Ein Argument, das häufig gegen Umfragen zum Antisemitismus vorgebracht wird, behauptet, daß solche Umfragen den Antisemitismus schüren. Dies erscheint uns als gänzlich aus der Luft gegriffen. Insgesamt wurden etwa 20 oder 30 landesweite Umfragen durchgeführt, die sich direkt oder indirekt mit dem Problem des Antisemitismus befassen. Wenn wir annehmen, daß jede Stichprobe aus 5 000 Befragten bestand (einige waren kleiner), dann würde das bedeuten, daß höchstens 100 000 bis 150 000 Leute befragt wurden, unter der zusätzlichen Annahme, daß es bei den Stichproben keine Überschneidungen gegeben hat. Damit hat weniger als 1 Promille der Bevölkerung an diesen Umfragen teilgenommen. Selbst wenn die Interviews nicht harmlos gewesen sein sollten und tatsächlich in einigen wenigen Fällen antisemitische Gefühle hervorgebracht haben, wo vorher keine bestanden - was wir bezweifeln möchten -, muß die Gesamtzahl der so Beeinflußten verschwindend sein.

Ein ernsthafterer Vorwurf betrifft die Veröffentlichung von Umfrageergebnissen in Medien wie *Fortune* und den Tageszeitungen. Die Leser einer exklusiven Publikation wie *Fortune* und von "Qualitäts"-Zeitungen wie der New Yorker *Herald Tribune* können vermutlich als Meinungsbildner aufgefaßt werden. Da der Mann von der Straße diese Druckwerke nicht liest, können sie keine direkten Auswirkungen auf ihn haben. Welche jedoch haben sie auf die Meinungsbildner? Wenn er von Haus aus Antisemit ist, bestärkt ihn dann die Lektüre von Umfrageergebnissen, vor allem, wenn sie eine Zunahme des Antisemitismus anzeigen, in seinen Vorurteilen?

Das ist nicht sehr wahrscheinlich. Trotz unseres unvollständigen Wissens über den Antisemitismus können wir sagen, daß er so irrational und tief verwurzelt ist, daß er durch Lektüre von Umfrageergebnissen kaum ernstlich beeinflußt werden kann. Es wird allerdings behauptet, daß sich der antisemitische Meinungsbildner auf diese Weise neue Munition verschaffen kann, die er gegen die Juden verwenden kann, da er sich auf den Mitläufereffekt stützen kann. Bedauerlicherweise braucht der überzeugte Antisemit keine Tatsachen, um sein Vorurteil zu nähren; wenn neue Fakten benötigt werden, erfindet er sie prompt. Sicherlich ist nur schwer einzusehen, wie die Geheimhaltung von Umfrageergebnissen - oder die ausschließliche Veröffentlichung von Ergebnissen, die für die Juden günstig sind, sollten solche zur Verfügung stehen -, den Antisemitismus in irgendeinem meßbaren Ausmaß verringern könnte.

Während der Schaden, der durch die Veröffentlichung von Umfrageergebnissen angerichtet wird, unserer Auffassung nach vernachlässigenswert ist, kann die Veröffentlichung von Umfrageresultaten einem nützlichen Zweck dienen, als Warnsignal und als Mittel, den nicht-antisemitischen Meinungsbildner auf eine Gefahr für die Demokratie aufmerksam zu machen.

Neue Forschungswege

Wir haben weiter oben die größte und grundlegende Schwierigkeit angedeutet, die der Verwendung von Umfragen zur Messung des Antisemitismus entgegensteht: Wir wissen nicht, was die Umfragen messen, wenn sie versuchen, das Auftreten von Antisemitismus festzustellen. Umfragen lassen uns erkennen, in welchem Ausmaß Aussagen, die wir antisemitisch nennen, von der amerikanischen Öffentlichkeit akzeptiert werden - mit den Einschränkungen, die wir oben erörtert haben. Doch es ist von weit größerer Bedeutung, den Implikationen der verschiedenen in den Interviews gezeigten Reaktionen nachzuspüren. Handelt es sich um ein harmloses Nachplappern amerikanischer Folklore oder um etwas, das tief in den Erfahrungen eines Individuums verankert ist und einen integralen Teil seiner Persönlichkeit darstellt? Werden jene, die antisemitische Aussagen akzeptieren, Pogrome veranstalten oder unterstützen? Ist der "leichte" Antisemitismus ein Vorläufer des "akuten"? Läßt sich ein "sozialer" von einem "politischen" Antisemitismus unterscheiden?

Wenn wir wüßten, was Antisemitismus oder Antisemitismen - es könnte mehr als eine Art geben - bedeuten, dann könnten wir bessere Fragen konstruieren und die Antworten auf diese Fragen besser interpretieren. Es stellt sich hier die Frage, ob die konventionellen Umfragen verbessert werden können, um uns diese Einsicht in das Wesen des Antisemitismus zu verschaffen, oder ob völlig neue Techniken entwickelt werden müssen.

Sicherlich ist es möglich, neue Erkenntnisse zu gewinnen, indem man die eigentlichen Umfragemethoden verbessert. Die meisten der bekannten Umfrageorganisationen führen ständig experimentelle Untersuchungen durch, um ihre Techniken und ihre Methodologie zu verfeinern, und obwohl diese Studien sich nicht explizit mit dem Antisemitismus befassen, kommen ihre Ergebnisse bereits heute der Umfrageforschung über den Antisemitismus zugute und werden dies auch in Zukunft tun. Um kurz einige mögliche Forschungsrichtungen zu skizzieren: Der Stimulusunterschied zwischen Fragen, die das Wort "Jude" enthalten, und Fragen, bei deren Beantwortung das Wort "Jude" vom Befragten ins Spiel gebracht werden mußte, sollte genauer ermittelt werden. Wie bereits erwähnt, sind nicht mehr als 10 Prozent der Befragten "spontan" antisemitisch - reagieren also antisemitisch auf Fragen, in denen Juden nicht erwähnt werden -, während sehr viel mehr Befragte, zwischen 30 und 60 Prozent, "nicht-spontan" antisemitisch auf Fragen reagieren, die sich ausdrücklich auf Juden beziehen. Sind diese Unterschiede auf Faktoren wie Beeinflußbarkeit, Reputierlichkeit, Ausdrucksvermögen zurückzuführen und haben sie Implikationen für eine Typologie oder ein Grundmuster des Antisemitismus?

Eine andere wichtige Aufgabe im Bereich der Umfragetechniken wäre die Untersuchung von Individuen, die aufgrund ihrer Reaktion auf eine Frage als antisemitisch

aufgefaßt werden, aufgrund ihrer Reaktion auf eine andere jedoch als nicht-antisemitisch. Manche Leute antworteten z.B. mit "Ja" auf die Frage, ob Juden in ihrer Gemeinschaft ein "Problem" darstellen, hingegen mit "Nein" auf die Frage, ob die Juden für das Land eine "Bedrohung" darstellen. Dies kann vielleicht als ein eher geringfügiger Ausprägungsgrad des Antisemitismus interpretiert werden. Ein überzeugter Antisemit könnte jedoch so eitel sein, nicht zugeben zu wollen, daß jene, die er verachtet, für einen "Übermenschen" wie ihn ein "Problem" darstellen.

In vielen Umfragen wurde versucht, den Antisemitismus mit anderen Aversionen reaktionärer Natur - gegen die Gewerkschaften, gegen Regierungsausgaben, gegen Rußland oder Großbritannien, etc. - zu korrelieren. Die Ungewißheit darüber, was die Reaktionen auf bestimmte Fragen bedeuten, läßt es als riskant erscheinen, aus solchen Korrelationen Schlußfolgerungen abzuleiten. Doch einige der in Umfragen gewonnenen Korrelationen stimmen mit klinischen Untersuchungen des Antisemiten überein: Er haßt die Gewerkschaften, Großbritannien, Rußland, Neger, Ausländer und viele andere Gruppen und Leute auf einer langen Liste. Qualitativ gesehen können wir den Befund der Umfragen akzeptieren, daß das Individuum, dessen Reaktionen als antisemitisch eingestuft werden, auch anderen Gruppen gegenüber eine Anti-Haltung einnimmt. Quantitative Schlußfolgerungen können wir allerdings aus diesen Beziehungen, wie sie in den Umfragen ermittelt wurden, nicht ableiten.

Dies bringt uns dazu, vergleichsweise neue Ansätze der Antisemitismusforschung ins Auge zu fassen. Denn unabhängig von der Verfeinerung traditioneller Umfragetechniken müssen unbedingt neue Wege beschritten werden, die uns ein Wissen darüber vermitteln, was wir eigentlich messen, und uns so die Entwicklung der Art von Interviewfragen - sollte es solche geben - ermöglichen, die uns einen wahren "Index" (ein wahres Maß) des Ausmaßes an Antisemitismus liefern können. Diese neuen Zugänge umfassen "Tiefen"-Interviews und verschiedene "projektive" Verfahren.

Im Tiefeninterview gehen wir über das einfache "Ja", "Nein", oder "Weiß nicht" des Umfrageinterviews hinaus und untersuchen in intensiven und zeitaufwendigen Gesprächen den Befragten als dynamisches Ganzes, als jemand, in dem Antisemitismus aus bestimmten Trieben und Bedürfnissen entsteht und der bestimmte Triebe und Bedürfnisse befriedigt. Projektive Techniken stützen sich auf die Reaktion der Versuchsperson auf irgendeine "unkonventionelle" Situation - indem z.B. beobachtet wird, welche Geschichten durch vorgelegte Bilder ausgelöst werden -, um tieferen Einblick in ihren Charakter und ihre Persönlichkeit zu gewinnen, wiederum mit dem Ziel, wirklich herauszufinden, was dieser "Antisemitismus" in der Person ist. Und es ist selbstverständlich unumgänglich, diese Techniken auf Nicht-Antisemiten ebenso anzuwenden wie auf Antisemiten.

Man kann diese Techniken zur Überprüfung der öffentlichen Meinungsumfragen verwenden. Gruppen, die durch die Umfragen als antisemitisch oder nicht-antisemitisch klassifiziert wurden, könnten genauer untersucht werden. Indem

wir unter Einsatz dieser neuen Forschungstechniken die Unterschiede zwischen diesen Gruppen eingehender untersuchen, können wir vielleicht herausfinden, was die Umfragen messen und was man aus ihnen lernen kann.

Diese neuen Techniken werden nun in einer "Batterie" von Studien eingesetzt, die vom Department of Scientific Research des American Jewish Committee durchgeführt werden.[10] Sie sind darauf angelegt, Fragen wie die folgenden zu beantworten: Welche Persönlichkeitsstruktur hat der Antisemit und welche Funktion erfüllt der Antisemitismus in seinem emotionalen Haushalt? Welche Beziehung besteht zwischen dem Antisemitismus und anderen "Anti"-Ideologien? Wie findet der Antisemitismus im alltäglichen Leben seinen Ausdruck? Welchen frühkindlichen sozialpsychologischen Bedingungen war der vorurteilsbehaftete Erwachsene ausgesetzt? In welchem Alter entwickelt sich das Vorurteil bei Kindern, welche Rolle spielt es und in welchem sozialen und psychologischen Kontext tritt es auf? Unter welchen Umständen wird der latente Antisemitismus offen zutage treten? Welche Erziehungsstrategien bieten sich an, um auf Vorurteilen basierende Einstellungen in sozial erwünschte und persönlich nützliche Eigenschaften zu transformieren?

Könnte man ein Inventar antisemitischer Erscheinungsformen entwickeln, eine Hierarchie ihrer Intensität, und Einsicht in ihre Ursachen und ihre Verknüpfungen mit anderen "Anti"-Einstellungen gewinnen, dann könnten Meinungsforschungsinstitute ihre Fragen zum Antisemitismus auf ein theoretisches Fundament stellen, und der Sozialwissenschaftler könnte die Resultate solcher Umfrageuntersuchungen mit einem größeren Ausmaß an Vertrauen hinnehmen.

Bis wir mehr über das Phänomen des Antisemitismus und die Indikatoren, die auf sein Vorliegen verweisen, in Erfahrung gebracht haben, sollten die Umfrageergebnisse, die auf den gegenwärtigen Techniken beruhen, mit Vorsicht gehandhabt werden - aus wissenschaftlichen Gründen allerdings, nicht wegen ihrer angeblich gefährlichen Auswirkungen auf die Beziehungen zwischen den verschiedenen Gruppen der Vereinigten Staaten. In der Zwischenzeit liefern die Umfragen einige Hinweise und Vermutungen in einem Bereich, über den unendlich mehr spekuliert wurde, als Tatsachen über ihn in Erfahrung gebracht werden konnten.

Die dynamische Basis antisemitischer Einstellungen

Der Antisemitismus stellt derzeit ein ziemlich schwerwiegendes Problem dar. Er ist ein sozialpsychologisches Phänomen, eine Form des Intergruppenverhaltens, das sich in Zeiten gesellschaftlicher Krisen intensiviert; er manifestiert sich in stereotypen Anschuldigungen, die kulturell tradiert zu sein scheinen; und er hat soziale Konsequenzen von bedenklich destruktivem Charakter. Kulturelle Traditionen und soziale Mächte existieren jedoch nicht als bloße Abstraktionen; sie existieren nur insoweit, als sie im Verhalten von Menschen dynamisch zum Ausdruck kommen. Eine gänzlich sinnvolle Konzeption sozialer Mächte kann letztlich nur unter Rückgriff auf spezifische Muster des interpersonalen Verhaltens formuliert werden; zumindest jedoch muß ein enger Bezug zu solchen Mustern hergestellt werden. Speziell im Fall des Antisemitismus könnten sogar jene, deren Perspektive vor allem soziologisch ist, versucht sein, sich im Bemühen um ein vertieftes Verständnis an die dynamische Psychiatrie zu wenden. Es sind nicht bloß die irrationalen Inhalte antisemitischer Beschuldigungen, sondern in nicht geringerem Ausmaß die selbstzerstörerischen Aspekte des antisemitischen Verhaltens, die nach psychiatrischer Klärung verlangen. Ein derartiges Verhalten wird als Mittel zum Selbstschutz rationalisiert; doch schädigt es letztlich nicht nur den einzelnen Antisemiten, sondern auch die Gesellschaft, die dieser Art von Feindseligkeit Nahrung gibt. Die Analogie zu neurotischen selbstdestruktiven Mechanismen ist unübersehbar und erinnert nachdrücklich an die Bedeutsamkeit einer dynamischen Untersuchung des Phänomens.

Der psychiatrische Zugang zum Problem des Antisemitismus wirft mehrere fundamentale Fragen auf. Warum entwickeln unter denselben sozioökonomischen Bedingungen manche Personen antisemitische Einstellungen, während das bei anderen Personen nicht der Fall ist? Welche Rolle spielt antisemitische Feindseligkeit im aktuellen emotionalen Leben des Individuums? Worin besteht ihre spezifische dynamische Beziehung zu den unbewußten Bedürfnissen? Welche genetischen Faktoren prädisponieren die Person für antisemitische Verhaltensweisen?

Wir haben die dynamische Basis antisemitischer Einstellungen anhand einer Anzahl von Personen exploriert, die sich gegenwärtig in psychoanalytischer Therapie befinden oder sich einer derartigen Therapie unterzogen haben. Das Material wurde von 25 zugelassenen Psychoanalytikern zur Verfügung gestellt. Wir legten einen umfassenden Raster aller relevanten Aspekte einer Fallgeschichte an. Nachdem der Analytiker eine Fallstudie präsentiert hatte, ergänzten wir die so erhaltene Information durch Intensivinterviews, die sich im allgemeinen an

Gemeinsam mit Nathan W. Ackerman. Ursprünglich als "The dynamic basis of anti-Semitic attitudes" in *Psychoanalytic Quarterly*, 17. 1948: 240-260 erschienen.

den erwähnten Raster anlehnten. Einige Analytiker stellten mehr als eine Fallstudie zur Verfügung. Bei der Verwendung des klinischen Materials wurden alle nur möglichen Vorkehrungen getroffen, um völlige Anonymität sicherzustellen.

Diese Patienten hatten sich aufgrund einer Reihe verschiedener Beschwerden und Symptome in Psychoanalyse begeben. Da sich der Analytiker vor allem dem therapeutischen Problem widmete, kam es nur zu beiläufigen Beobachtungen über antisemitisches Verhalten. Die Patienten waren sich ihrer antisemitischen Gefühle in verschiedenem Ausmaß bewußt, doch betrachteten sie diese nicht als "Symptom," und sie wußten nicht, daß diesen speziellen Gefühlen besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Soweit das festgestellt werden konnte, war daher das Bewußtsein der Patienten in dieser Hinsicht nicht sonderlich aktiviert worden.

Dieser vorläufige Artikel basiert auf Daten aus 27 Fallgeschichten von 16 Männern und 11 Frauen. Die Bandbreite des Alters der Patienten reichte von 22 bis 51 Jahren. Wir fanden fünf Fälle von jüdischem Antisemitismus; eine Person war halb jüdisch, eine weitere war im Jugendalter zum Protestantismus übergetreten; es gab vier Katholiken, der Rest waren Protestanten. Soweit wir feststellen konnten, waren die den antisemitischen Reaktionen zugrundeliegenden Muster bei den jüdischen und nicht-jüdischen Antisemiten einander im wesentlichen ähnlich. Die Mehrheit der Patienten war in Familien der Mittel- oder der Oberschicht aufgewachsen; sieben allerdings stammten aus dem Arbeitermilieu. Was die soziale Mobilität betrifft, hatten 14 das elterliche Niveau gehalten; 9 waren auf-, 4 abgestiegen. 15 Patienten waren ledig; von den verheirateten Patienten waren drei zum zweitenmal, einer zum drittenmal verheiratet.

Eine faire Auswahl der Vorwürfe, die von diesen Patienten gegenüber "den Juden" vorgebracht wurden, sieht folgendermaßen aus: Die Juden sind schmutzig; sie stinken; sie sind vulgär, gehören zur Unterschicht, sind pervertiert, mißgestaltet, häßlich, gierig, überaggressiv, herablassend, laut und leicht erregbar. Sie beuten Leute aus und kommandieren sie herum. Doch oft heißt es auch über sie, sie seien intelligent, schlau, ehrgeizig, fleißig, erfolgreich. Sie benützen die Ellbogen, um aufzusteigen. Sie sind arrogant. Sie sind überlegen, wissen zuviel und sind ethische Prinzipienreiter. Sie sind entweder sexbesessen oder impotent. Gesellschaftlich gesehen unterstützen sie einander, sind sie mächtig und wohlhabend und kontrollieren die Wall Street und die Regierung. Sie sind auch dreckige Kommunisten, internationalistisch eingestellt und unpatriotisch.

Unsere Fallstudien enthalten Hinweise auf zwei zwar miteinander interagierende, aber voneinander verschiedene Ebenen der dynamischen Beziehung zwischen antisemitischem Verhalten und Persönlichkeitsstruktur. Erstens gibt es den Antisemiten, dessen Feindseligkeit gegenüber den Juden vor allem als Ausdruck der sozialen Konformität gegenüber der Einstellung der dominanten Gruppe erscheint; diese Konformität stellt allerdings zum Teil einen Schutzmechanismus des Patienten gegenüber seinen Ängsten dar. Zweitens gibt es den Antisemiten, dessen Feindseligkeit gegenüber den Juden durch eine fundamentale

Persönlichkeitsstörung motiviert ist, die in einer spezifischen Relation zu seinem Antisemitismus steht. Tatsächlich hatten wir in allen unseren Fällen verschieden zusammengesetzte Kombinationen der beiden Typen. Der erste Fall erhellt das Wesen der antisemitischen Reaktion auf der gruppenpsychologischen Anpassungsebene; die zweite auf der individuellen Anpassungsebene.

Ein Vergleich der Diagnosen unserer Patienten liefert die erste wichtige Einsicht unserer Studie: Der Antisemitismus ist *nicht* die Begleiterscheinung einer einzelnen klinischen Persönlichkeitskategorie. Wir fanden eine beträchtliche Bandbreite klinischer Diagnosen vor. Aufgrund des Fehlens einer einheitlichen Terminologie ist unsere Information in dieser Hinsicht nicht gänzlich zufriedenstellend. Wir fanden jedenfalls ein Vorherrschen von Charakterstörungen, eine geringere Anzahl von Psychoneurosen, darunter vier Fälle von Zwangsneurosen, einen Fall von Paranoia und eine Anzahl weniger präzis definierter Störungen.

Andererseits legt das Beweismaterial eine negative Korrelation mit einer bestimmten Reaktion nahe, nämlich der Depression. Keiner unserer Patienten litt an einer echten tiefen Depression. Zwar wurden einigen wenigen "deprimierte" Einstellungen zugeschrieben, doch fehlte die klassische Dynamik bedrückender Schuldgefühle und der Abwertung des Selbst. In einigen wenigen Fällen scheint der Angriff auf den Juden den dynamischen Zweck zu erfüllen, depressiven Tendenzen entgegenzuwirken. Die aus der Untersuchung unserer Fälle gewonnene qualitative Einsicht läßt uns zur Auffassung neigen, daß die Abwesenheit der klinischen Depression in unserem Datenmaterial mehr als ein Zufall ist, der auf die geringe Anzahl der Fälle zurückgeführt werden könnte. Die Existenz einer antisemitischen Reaktion setzt eine Tendenz voraus, statt sich selber die Außenwelt zu beschuldigen, und eine solche Tendenz steht dynamisch gesehen im Widerspruch zu den offen zutageliegenden selbstzerstörerischen Tendenzen einer echten Depression. Richtet sich der Haß in konzentrierter Weise gegen das Selbst, dann ist die Basis der Externalisierung der Aggression durch den Antisemitismus nicht mehr gegeben.

Während es im allgemeinen keine Korrelation mit dem Typ der klinischen Diagnose oder des spezifischen Symptoms gibt, besteht ein Zusammenhang zwischen der Beschaffenheit der Persönlichkeitsstörung und der Beschaffenheit des antisemitischen Verhaltens. Die Intensität und Gewaltsamkeit antisemitischer Reaktionen werden selbstverständlich mit dem Ausmaß der Störung einer bestimmten Persönlichkeit übereinstimmen. So wurden auch die gröbsten und irrationalsten Formen des Antisemitismus zurecht mit psychopathischen und paranoiden Persönlichkeiten in Verbindung gebracht. Bei weniger gestörten Persönlichkeiten finden antisemitische Einstellungen mildere Ausdrucksformen.

Der gemeinsame Nenner, der den antisemitischen Reaktionen bei unseren Fällen zugrundeliegt, ist daher nicht die Ähnlichkeit der psychiatrischen Symptome oder der Gesamtheit der Charakterstruktur, sondern eher das gemeinsame Vorliegen bestimmter spezifischer emotionaler Dispositionen. Diese Tendenzen bringen für sich genommen den Antisemitismus nicht hervor. Sie können ebensogut

die dynamische Basis anderer irrationaler Feindseligkeiten gegen Gruppen bilden, ohne deshalb Antisemitismus hervorzubringen. Doch in der Kultur, in der unsere Patienten leben, entwickelt sich Antisemitismus nicht ohne diese Charaktermerkmale. Sie stellen daher eine emotionale Prädisposition dar, eine notwendige, wenn auch nicht hinreichende Ursache des Antisemitismus. In einer anderen Kultur mögen sich diese Charakterzüge in andere feindselige Reaktionen übersetzen.

Alle Patienten litten unter Angstzuständen. Diese Angstzustände waren weitgehend diffus, allumfassend und relativ unorganisiert; ihnen fehlte eine adäquate Kanalisierung durch eine spezifische Symptombildung. Im allgemeinen wurden diese Ängste nicht als bewußte Furcht erfahren, sondern sie manifestierten sich indirekt in verschiedenen Formen sozialen Unbehagens und sozialer Unfähigkeit. Die Patienten empfanden eine vage Unsicherheit, sie fühlten sich einsam, unglücklich, verwirrt, fanden es schwierig, Freundschaften zu schließen und ein zufriedenstellendes Sexualleben zu führen; es fehlte ihnen die Orientierung, sie waren in bezug auf ihre Lebensziele unklar und verwirrt, und oft waren sie unfähig, ein stabiles Interesse an Beziehungen und Betätigungen aufrechtzuerhalten. Aufgrund ihrer inneren Schwäche und ihrer vernachlässigenswerten Einsicht erschien die Außenwelt ihnen als feindselig, schlecht, bedrohlich und in unerklärlicher Weise hart. Sie schienen unfähig, die Schwierigkeiten in ihrem Leben mit ihren persönlichen Unzulänglichkeiten in Verbindung zu bringen.

Solche Patienten neigen dazu, in beständiger Angst zu leben, daß ihre Integrität als Individuen beeinträchtigt werden könnte. Sie befürchten, daß sie von Mächten überwältigt werden könnten, denen sie aufgrund ihrer Schwäche keinen Widerstand leisten können. Sie haben den Wunsch, die Dinge zu kontrollieren, doch es fehlt ihnen die dazu notwendige Kraft. Dieser Wunsch wird nicht über die normalen Kanäle konstruktiven sozialen Handelns verwirklicht, sondern sucht stattdessen einen irrationalen Ausfluß. Sozial, ökonomisch, emotional und sexuell werden diese Patienten von einem übertriebenen Gefühl der Verletzlichkeit geprägt. Aus ihrer Identität als Person können sie weder Stärke noch emotionale Unterstützung ableiten. Sie haben ein im Grunde beschädigtes Selbstwertgefühl, eine Tatsache, die sie auf der bewußten Ebene zu leugnen versuchen. Auf der unbewußten Ebene akzeptieren sie die Beschädigung ihrer persönlichen Identität als irreversibel und hegen wenig Hoffnung auf Wiederherstellung. Der allgemeine Eindruck ist der der Schwäche der Persönlichkeitsorganisation, eines gestörten Selbstbildes und gleichzeitig einer übertriebenen Empfindsamkeit gegenüber sozialen Verletzungen.

Will man die antisemitische Reaktion verstehen, ist es von entscheidender Bedeutung, das individuelle Selbstbild dieser Patienten zu kennen. Das Selbstbild ist konfus und unstabil. Es gibt verborgene innere Zweifel und Ambivalenzen. Wie es ein Analytiker formulierte, wußte seine Patientin ganz einfach nicht, wie sie sich selbst sehen sollte. Es bestehen unterdrückte Minderwertigkeitsgefühle, Schwäche, Abhängigkeit und eine Tendenz zur zwanghaften Unterwerfung. Diese

Schwäche und Unreife, der Zweifel und die fundamentale Passivität des Selbst werden allerdings selten bewußt, obwohl der Patient unter ihren Manifestationen unablässig leidet; daher die Konfusion des Selbstbildes. Die negativen Eigenschaften des Selbst werden verleugnet, und es werden außergewöhnliche Anstrengungen unternommen, diese zu kompensieren.

Die verwirrende Mehrdeutigkeit des Selbstbildes zeigt sich am deutlichsten in der Tendenz zur Homosexualität. Zwar finden sich in unseren Daten nur zwei Fälle offener Homosexualität und einer der bisexuellen Anpassung, doch spielt die Furcht vor homosexuellen Neigungen in vielen Fällen eine beträchtliche Rolle. Dennoch wäre es ein Irrtum, einen direkten Zusammenhang zwischen Homosexualität und antisemitischen Einstellungen anzunehmen. Diese sind zwei verschiedene Ergebnisse desselben Grundkonflikts, nämlich des Kampfes gegen die zugrundeliegende Passivität. Die beiden Ergebnisse können gemeinsam auftreten oder auch nicht. Die Konfusion des Selbstbildes zeigt sich bei unseren Patienten noch in vielen anderen Formen. Auf die Unterschiede zwischen ihren Eltern reagieren sie mit Unsicherheit und Verwirrung. In ähnlicher Weise reagieren sie auf soziale Gruppen, die unterschiedliche Standards repräsentieren. Sie scheinen nicht genau zu wissen, wer sie sind und wohin sie gehören. Diese fundamentale Unsicherheit spiegelt sich in dramatischer Weise in der sprunghaften und unzuverlässigen Beschaffenheit ihrer Gruppenloyalitäten.

Einige der Patienten schwanken zwischen Gefühlen der Überlegenheit und der Unterlegenheit; doch der Haupttrend weist in Richtung kompensatorischer Selbstüberschätzung. Sie nutzen ihre ökonomische Position und ihre Pseudoidentifikation mit mächtigen herrschenden Gruppen, um derartige Illusionen zu verstärken. Nichtsdestoweniger finden wir auch hier einen offenkundigen Widerspruch zwischen ihren unübersehbaren sozialen Ängsten und ihrer angeblichen Beherrschung ihrer Umgebung. Oft zeigt sich die Verwirrung dieser Patienten in den drastischen Inkonsistenzen zwischen ihrer tatsächlichen Rolle im Leben und ihrem inneren Selbstbild. Ein interessanter Nebeneffekt dieses konfusen Selbstbildes zeigt sich im Befund, daß die Konfusion unter jenen, die sich den Liberalen zurechnen (10 Fälle), größer ist als unter jenen, die eindeutig reaktionär sind.

Diese Defizite finden ihren eindeutigen Niederschlag in den zwischenmenschlichen Beziehungen dieser antisemitischen Persönlichkeiten. Auf der individuellen Ebene sind sie bestenfalls in der Lage, eine bloß partielle Beziehung zu erreichen, die durch ihre allzugroße Aggression gegen ihre Partner oder ihre allzugroße Abhängigkeit von ihnen beständig gefährdet ist. Wiederholte Fehlschläge im sozialen und persönlichen Bereich resultieren in der subjektiven Überzeugung, isoliert zu sein. Oft versuchen sie verzweifelt, ihre Einsamkeit zu überwinden, indem sie Imitationen menschlicher Beziehungen aufbauen.

Auf der Gruppenebene gelingt es keinem unserer Patienten, zu einer starken Identifikation zu gelangen. Offensichtlich möchten sie den Lohn der sozialen Konformität einheimsen, doch ist ihre unbewußte Furcht vor der Unterwerfung zu groß, und sie kämpfen mit intensiven Gefühlen einer zerstörerischen Rebellion.

Es ist eher der Wunsch, wie jedermann sonst zu erscheinen, als eine echte Identifikation, der die Bemühungen der Mehrheit unserer Patienten steuert. Häufig beobachten wir sie dabei, wie sie von einer Gruppe zur anderen wechseln, wobei sie ihre zeitweilige Hingabe an dieses oder jenes Anliegen in allzu auffälliger Weise bekunden.

Für Personen, die unter diesem Konflikt leiden, sind Leute, die "anders" sind, und, was noch wichtiger ist, Leute, die unwillens scheinen, ihre Andersartigkeit aufzugeben, eine beständige Quelle der Irritation. Die Juden, die dem Antisemiten als in vielfältiger Weise von ihm selbst verschieden erscheinen und doch einander so sehr zu ähneln scheinen, sind ihm unheimlich, denn anscheinend verfügen sie über den Mut, anders zu sein, und dennoch gelingt es ihnen darüber hinaus, mit einer Gruppe identifiziert zu werden. Damit ruft ihre bloße Existenz die emotionalen Defizite des Antisemiten beständig in schmerzhafte Erinnerung.

Die Anpassung an die Wirklichkeit und das affektive Verhalten dieser Patienten zeigen dieselbe Schwäche. Ihre gesamte Beziehung zu äußeren Gegenständen scheint beeinträchtigt; sogar ihre Wahrnehmung der Wirklichkeit ist vage, dumpf und unstrukturiert. Diese Ödnis durchdringt das gesamte emotionale Leben der Patienten; ihre affektiven Reaktionen erscheinen flach, farblos und oft sehr eingeschränkt. Die Bandbreite der Interessen ist im allgemeinen nicht sehr groß. Sie haben wenige bedeutsame und starke Bindungen an Gruppen, Personen, Ideen oder sogar Formen der Freizeitgestaltung. Sie scheinen über keine deutlichen bewußten Ziele zu verfügen; häufiger scheinen sie ein verschwommenes Interesse daran zu haben, irgendeine Beziehung zur Welt wiederherzustellen: Ihre Ziele finden ihre konkreteste Formulierung im Wunsch, "glücklich zu sein." Es gibt allerdings einen Bereich der Anpassung an die Wirklichkeit, wo die Patienten einigermaßen erfolgreich zu sein scheinen: Bei der Verfolgung ihrer wirtschaftlichen Ziele. Nur drei von siebenundzwanzig hatten in der Arbeitswelt unter ernsthaften Beeinträchtigungen zu leiden gehabt. Es ist denkbar, daß die erfolgreiche Realitätsanpassung in diesem Bereich mit ihrer nach außen gerichteten Aggression zusammenhängt.

Verknüpft mit diesem Syndrom allumfassender Ängste, eines konfusen Selbstbilds und der zum Teil mißlungenen Realitätsanpassung ist eine weitere allgemeine Tendenz - ein in seiner Funktionsfähigkeit beeinträchtigtes Gewissen. In einigen Fällen gibt es nur wenige Hinweise auf das Vorliegen echter Schuldgefühle. In unseren Daten gibt es dazu zahlreiche Beispiele. Da gibt es den wohlhabenden Geschäftsmann, der seinen Zeitungsverkäufer um das Wechselgeld betrügt; die Mutter, die ihr Kind vernachlässigt, weil ihr danach zumute ist, einen Spaziergang zu machen; die vierzigjährige Frau, die nicht weiß, ob sie irgend etwas gutheißen oder verurteilen soll, bevor sie ihre Mutter gefragt hat; etc. Der im Erwachsenenalter verspürte uneingeschränkte Haß gegen einen oder beide Elternteile ist ein weiterer Hinweis auf ein defektes Gewissen.

In anderen Fällen gibt es eindeutige Schuldreaktionen, die zwar dem Ausmaß nach ausreichend sein mögen, von der Beschaffenheit her jedoch unverläßlich

und sprunghaft sind. Einige Patienten neigen dazu, die Juden mit ihrem eigenen Gewissen gleichzusetzen und gegen beide zu opponieren. Dies kam im Fall jener Patientin am deutlichsten zum Ausdruck, die sehr viel persönlichen Kontakt sowohl mit Juden als auch mit Personen irischer Abstammung hatte. "Die Iren," so sagte sie, "wollen von mir, daß ich spiele und mich amüsiere. Die Juden möchten, daß ich arbeite, daß ich ernsthaft und pünktlich bin." Andere Patienten setzen die Juden mit der unkontrollierten Abfuhr primitiver sexueller und aggressiver Triebe gleich. Sie hassen die Juden, weil sie laut und ungehobelt sind und in einer unverhüllt lebhaften Weise mit den Händen reden. Eine in ihrer geschäftlichen Karriere höchst erfolgreiche Patientin haßte die Juden, weil sie sich unter Einsatz unfairer Mittel in Spitzenpositionen hinaufschwindelten. Was sie in die Juden hineinprojizierte, war genau das, was ihr ihr Gewissen hinsichtlich ihrer eigenen Karriere vorwarf. In jenem Geschäftsleben, in dem sie so außergewöhnlich erfolgreich war, betrachtete sie sich als Schwindlerin. Die Sprunghaftigkeit ihres Gewissens zeigt sich in der Tatsache, daß sie dennoch fortfuhr, das zu tun, von dem sie glaubte, daß man es nicht tun solle. Ein anderer Patient haßt die Juden, weil sie ungezügelt und überemotional wären und schlechte Manieren hätten. Gegenüber solchen Patienten stellt sich eine interessante Frage: Verfügen sie über die Art von Gewissen, das sie primitive sexuelle Antriebe an sich ablehnen läßt, oder akzeptieren sie solche Impulse im geheimen zum Teil und protestieren lauthals lediglich dagegen, daß diese öffentlich ausgelebt werden, weil sich dies "nicht gehört"? In vielen Fällen legen die Daten den zweiten Schluß nahe. Solche Tendenzen verweisen darauf, daß der Prozeß der Internalisierung des Gewissens nicht abgeschlossen wurde. In der Begrifflichkeit der Psychoanalyse bedeutet das, daß der Verdrängungsprozeß beeinträchtigt ist. Dies wird durch unser Beweismaterial bestätigt. Das relative Versagen der Verdrängung erfordert die Mobilisierung anderer stützender Schutzreaktionen.

In diesem Syndrom der Angst, der Schwäche, der Konfusion, des inneren Zweifels, des gestörten Selbstbildes und der Instabilität scheint der Antisemitismus eine funktional wohldefinierte Rolle zu spielen. Er schützt gegen den Selbst-Haß; er stellt eine Anstrengung dar, die selbstzerstörerischen Tendenzen der oben skizzierten Charakterstruktur zu verschieben. Auf der Ebene der individuellen Psyche kann das Muster der antisemitischen Feindseligkeit als irrationale Anstrengung aufgefaßt werden, ein verkrüppeltes Selbst wiederherzustellen, auf der Gruppenebene als Technik, sekundäre emotionale Gewinne zu erzielen. Der Antisemit ist unfähig, seine Konflikte zu verarbeiten oder aufzulösen, und flieht vor dem schmerzhaften und unlösbaren Dilemma in die ausschließliche Auseinandersetzung mit der äußeren Erfahrung. Er versucht, seine inneren Konflikte zu externalisieren. Das geschieht in der vergeblichen Hoffnung, der fortschreitenden Zerstörung wichtiger Teile seines mehrdeutigen Selbst zuvorzukommen. Eine solche defensive Ich-Reaktion zieht unweigerlich bedeutsame Verlagerungen im Gleichgewicht der unbewußten Kräfte nach sich.

Die zentralen Dynamiken, um die sich die Abwehrreaktionen gruppieren, sind die Lossagung von Teilen der persönlichen Identität des Patienten, die Eliminierung dieser nicht akzeptierten Teile durch Projektion und - parallel dazu - die partielle Substitution einer geborgten Identität durch Introjektion. Werden im Bemühen um die Bewältigung von Angst bestimmte Aspekte der Identität verleugnet, ergeben sich unmittelbare Konsequenzen. Je intensiver diese Anstrengung, desto größer ist die unvermeidliche Beeinträchtigung der Integrität des Selbst. Wir haben hier einen Teufelskreis, wo der Versuch, Ängste zu lindern, letztlich nur immer mehr Angst erzeugt. Die stets wachsende Anspannung führt darüber hinaus zu sozialen Situationen, die dem Individuum nicht nur in seiner Phantasie, sondern tatsächlich schaden. Das unvermeidliche Endergebnis dieses Teufelskreises sind weitere Beschädigungen des Selbst und eine herabgesetzte Fähigkeit, mit der sozialen Wirklichkeit fertigzuwerden.

Da er sich willfährig Teilen seiner eigenen Individualität entledigt hat, empfindet der Antisemit tiefe Ressentiments gegen jedermann, der nicht ebenso verfährt. Er verlangt, daß auch andere auf diese Weise Konformität beweisen. Die Forderung nach Konformität ist daher eine weitere Ausdrucksform des Prozesses der Selbst-Zurückweisung. Hier liegt die Wurzel der vorher erwähnten Überreaktion gegen Unterschiede, die für unseren antisemitischen Patienten charakteristisch ist. Jeder Hinweis auf die Individualität anderer Personen erinnert die vorurteilsbehaftete Person in schmerzhafter Weise an das Opfer, das sie erbracht hat, als sie Teile ihres Selbst abgestoßen hat. Die Furcht vor dem anderen steht daher nicht in Proportion zum Ausmaß des objektiven und meßbaren Unterschieds, sondern sie wächst mit der implizierten Bedrohung des Ichs. Damit wird der Unterschied zum Symbol der fruchtlosen Unterdrückung des Selbst im Antisemiten, der vergeblichen Bemühung, durch zwanghaften Gehorsam Anerkennung und Sicherheit zu finden. Der Wunsch der mit Vorurteilen behafteten Person, den Nicht-Konformisten zu zerstören, wird daher verständlich. "Wenn sich die Juden doch nur benehmen würden, wie alle anderen!" Diese häufig gehörte Bemerkung wirft, mit ihrer Betonung der Konformität anstelle von Vorzügen oder Mängeln des Verhaltens, ein deutliches Licht auf das Ressentiment, das sich gegen die Person richtet, die Unterschiede symbolisiert.

In diesem Licht erscheint der fanatische Eifer des Antisemiten, andere für die eigene Überzeugung zu gewinnen, als Zwang zu bekehren, damit er nicht selbst bekehrt wird. Er befürchtet, daß seine eigene Bekehrung zur passiven Unterwerfung unter eine Autoritätsperson führen könnte, was die symbolische Drohung der endgültigen Zerstörung des Selbst mit sich brächte.

Eng verknüpft mit dem Prozeß der Zurückweisung von Teilen des Selbst ist der Mechanismus der Projektion. Dabei werden sozial mißbilligte Instinkte und Triebe auf äußere Gegenstände verschoben, was der Entstehung von unbewußten Schuldgefühlen und der Furcht vor einer von außen kommenden Bestrafung vorbeugt. Der Inhalt der Projektion liefert daher einen Spiegel der unbewußten Konflikte, die das Individuum nicht adäquat verarbeiten kann. Gleichzeitig versucht

der Patient, die verleugneten Teile des Selbst zum Teil wiederherzustellen, indem er eine geborgte Identität aufbaut. Die Elemente, die introjiziert und der teilweise fragmentierten Identität hinzugefügt werden, sind nicht so deutlich wahrnehmbar wie jene, die projiziert wurden. Selbstverleugnung und Projektion spielen eine zentrale Rolle bei der Formung der endgültigen antisemitischen Reaktion; darüber hinaus durchdringt ihr Einfluß die Beschaffenheit aller anderen Abwehrmechanismen.

An dieser Stelle möchten wir auf die Wirkungsweise von ergänzenden Abwehrmechanismen zu sprechen kommen, die im allgemeinen ziemlich grob sind und nach einem Prinzip des Alles-oder-Nichts fungieren. Da Zurückweisung und Projektion als unvollständige Prozesse operieren, sind diese Patienten gezwungen, sozial unerwünschte und nachteilige Tendenzen bewußt oder unbewußt zu verleugnen. Die Eigenschaften der Schwäche, der Minderwertigkeit, der Passivität - sie alle werden verleugnet. Doch auch die Verleugnung ist nicht erfolgreich. Ein Patient bemühte sich sein ganzes Leben lang darum, seine Emotionen zu verleugnen, da sie Angst erzeugten und sein Gefühl der Verletzlichkeit verstärkten. Er beschuldigte die Juden, überemotional zu sein. Andere Patienten versuchen, ihre Konkurrenz- und Versagensängste vom Bewußtsein fernzuhalten; sie beschuldigen die Juden, zu ehrgeizig und strebsam zu sein.

An die Stelle der subjektiv eingestandenen Angst setzen diese Patienten ein Muster der sozialen Aggression. Sie streben unablässig nach einer dominanten Position, aus der sie andere einschüchtern können, statt ein Bewußtsein ihrer eigenen Angst zuzulassen. So versuchen sie beständig, in ihren persönlichen Beziehungen eine passive Rolle durch eine aktive zu ersetzen. Da sie ihrer inhärenten Charakterschwäche niemals entfliehen können, versuchen sie, die Wirksamkeit ihrer Abwehrmechanismen dadurch zu bewahren, daß sie Situationen, in denen ihnen ihre Ängste bewußt werden müssen, vermeiden. In einem Extremfall tendierte ein Patient dazu, den Kontakt mit der gegenwärtigen Gesellschaft auf ein Minimum zu reduzieren; er verachtete nicht nur sich selbst, sondern auch das ganze Jahrhundert, und zog sich in ein idealisiertes achtzehntes Jahrhundert zurück. In einem anderen Fall hatte ein höchst erfolgreicher Makler nur einen einzigen Wunsch - sich zurückzuziehen; er wollte sich so bald wie möglich zur Ruhe setzen und den Kontakt mit anderen Leuten reduzieren. Viele Patienten gehen persönlichen Begegnungen mit Juden soweit wie möglich aus dem Wege. Ein Patient artikulierte seine heftigen antisemitischen Gefühle nur in der Analyse, da er die Rache der Juden fürchtete.

Die Tendenz, andere zu meiden, ist eng verknüpft mit der Tendenz, sich anderen entgegenzustellen. Diese Leute sind nicht nur gegen die Juden; sie sind auch gegen jedermann sonst und gegen sich selbst. Sie sind immer und überall "dagegen." Vermeidung und Opposition sind dem primären Abwehrmechanismus der Ersetzung der Angst durch Aggression untergeordnet. Ein anderer bei diesen Patienten häufig anzutreffender Mechanismus ist die Kompensation intrinsischer Unzulänglichkeiten. Während sie Abhängigkeit, Unterordnung und Minderwertigkeit

verleugnen, nehmen sie eine Pseudo-Stärke, unechte Selbstgenügsamkeit, Reife und Überlegenheit für sich in Anspruch. In unserem Material finden sich häufig Kompensationen, die sich als Betonung der äußeren Erscheinung und als snobistisches Klassenbewußtsein äußern. Die Patienten widmen ihrer Kleidung übertriebene Aufmerksamkeit; die Frauen sehnen sich nach gesellschaftlichem Glanz; sie möchten den "besten Kreisen" angehören; etc. Das offenkundige Ziel dieser kompensatorischen Antriebe sind Macht, Geld, Privilegien und Anerkennung.

Diese Bemühungen erweitern sich um die Versuche der Patienten, sich dominanten Gruppen anzuschließen. Tatsächlich sind einige der Patienten soziale Außenseiter. Sie sind allesamt einsam und isoliert, auch wenn sie eine Anzahl oberflächlicher Kontakte haben. Das Ausmaß, in dem sie sich dieser Isolierung bewußt sind, variiert. Im allgemeinen versuchen sie, den Sachverhalt zu verleugnen, und bemühen sich daher in hektischer Weise darum, kompensatorischen Anschluß an Gruppen zu finden. Je schwächer ihre Fähigkeit, echte menschliche Beziehungen zu entwickeln, desto mehr strengen sie sich an, eine kompensatorische Identifikation mit Einzelpersonen oder Gruppen zu finden. In der Regel ersetzt die Illusion der Zugehörigkeit eine wirkliche Mitgliedschaft in Gruppen. In ihren vergeblichen Versuchen, Anerkennung zu erlangen, werden sie zur sklavischen Imitation von Gewohnheiten und Ideen getrieben, die sich bei jenen finden, die die Macht der Zusammengehörigkeit repräsentieren. In vielen Fällen findet dieses Bedürfnis nach Konformität in der Imitation antisemitischer gesellschaftlicher Muster seinen Ausdruck.

Eine andere Abwehrform dieser Patienten ist die Reaktionsbildung. In manchen sozialen Situationen sind sie überaggressiv, wobei sie ihren Mut aus der Gruppe beziehen, der sie sich zeitweilig angeschlossen haben. In anderen wiederum zeigen sie ein ausgeprägt unterwürfiges Verhalten, wenn sie sich Vorteile davon versprechen. Die Formen, die ihre Aggressivität annimmt, sind inkonsistent. Sie mögen den Juden angreifen, wenn sie ihn als schwach und wehrlos wahrnehmen. Wenn sie andererseits nach sozialen Vorteilen trachten, haben sie keine Bedenken, sich bei Juden einzuschmeicheln, die als mächtig oder sozial überlegen erscheinen. Dann sprechen sie davon, in Geschäftsbeziehungen mit einem "weißen Juden" zu stehen. Dies hat keinerlei Einfluß auf ihren üblichen Drang, die Juden als Gruppe zu verunglimpfen.

Andere Reaktionsbildungen, die an diesen Patienten beobachtet werden können, zeigen sich in der Ersetzung einer zugrundeliegenden Grausamkeit durch bewußte Haltungen der Rechtschaffenheit und des Märtyrertums. Auch das Gegenstück dazu läßt sich beobachten: Offene Grausamkeit tritt an die Stelle der Rechtschaffenheit, und oft findet sich eine übermäßige Identifikation mit dem *underdog* als Reaktion auf sadistische Tendenzen. Damit verbunden sind übertriebene Mitleidsreaktionen. Bei einigen Patienten wird die Unfähigkeit zur Liebe, dazu, wirklich zu geben, durch eine falsche Großzügigkeit ersetzt. Auch findet man eine übertrieben beschützende Haltung, um eine zugrundeliegende Feindseligkeit zu verdecken, wie z.B. im Fall eines Mannes, der seine Feindseligkeit

gegenüber seinen Eltern und der Autorität unter Kontrolle brachte, indem er Sozialarbeiter für Strafgefangene wurde.

Das Motiv, sekundäre Gewinne zu erzielen, tritt bei diesen Patienten besonders deutlich zutage. Die fundamentalen Abwehrmechanismen, die diese Patienten im Bemühen verwenden, die Beschädigungen und die Schwächen ihrer Persönlichkeit auszugleichen, werden von einem auffälligen Drang nach sekundären emotionalen Auszahlungen und sozialen Vorteilen überlagert. In Situationen der Abhängigkeit suchen sie Aufmerksamkeit, Schmeichelei und Sicherheit; sie dramatisieren ihre Verletztlichkeiten, um die Rolle des Märtyrers spielen zu können, um entschädigt oder bemitleidet zu werden.

Sie stellen sich selbst zur Schau, legen großen Wert auf Formen statt auf Inhalte und fordern alle sozialen Vorteile, die mit der Beachtung konventioneller Formen verbunden sind. Und sie sind sich auch nicht zu gut dafür, ihren Antisemitismus dazu einzusetzen, den Arbeitsplatz eines Rivalen an sich zu reißen.

Die Untersuchung dieser individuellen Mechanismen der Verteidigung des Selbst geht vom spezifischen Inhalt des antisemitischen Phänomens aus. Im Inhalt der Projektion wird die Verknüpfung zwischen der Einstellung eines Individuums gegenüber seinen Konflikten und seinen Anschuldigungen gegen die Juden deutlich sichtbar. Während diese Mechanismen wahrscheinlich bei allen Formen der irrationalen Feindseligkeit gegen Gruppen mobilisiert werden, kann man die relative Spezifik des antisemitischen Musters in jenen Elementen der jüdischen Symbolik erkennen, die für die Projektion herangezogen werden. Der Mechanismus der Projektion selbst impliziert eine vorgängige Beeinträchtigung des Kontakts mit der Wirklichkeit und eine anschließende Anstrengung, diesen Kontakt wiederherzustellen. Für die Entstehung des Antisemitismus scheint dieser Mechanismus in gewissem Ausmaß notwendig zu sein.

Das negative Stereotyp des Juden, das im christlichen Zeitalter entwickelt wurde, eignet sich besonders für die Projektion, da es höchst elaboriert und höchst inkonsistent ist. Kulturell werden die Juden sowohl als erfolgreich als auch den niederen Klassen angehörig beschrieben; als Kapitalisten und Kommunisten; als sich gegen andere abschotternd und als Eindringlinge in die Gesellschaft anderer Leute; als die Personifizierung hoher moralischer und spiritueller Standards und als Opfer niedriger primitiver Triebe wie etwa der Gier; als sexbesessen und als impotent; als männlich und als weiblich; als stark und als schwach; als in magischer Weise allmächtig und allwissend, im Besitz unerklärlicher dämonischer Kräfte oder auch als unglaublich hilflos, wehrlos und daher leicht zu zerstören.

Die Auswahl, die jemand aus dieser Fülle von widersprüchlichen Attributen trifft, kann nur in Verbindung mit der Einstellung des individuellen Antisemiten gegenüber seinem eigenen Selbst verstanden werden. Wir finden bei unseren Fällen unweigerlich, daß das, was in irrationaler Weise auf den Juden projiziert wird, spezifische unliebsame Bestandteile des Selbst oder psychische Komponenten, die anderen geneidet werden, darstellt. Man muß sich hier vor Augen

halten, daß diese partiellen Zurückweisungen des Selbst aus Ambivalenz und Konflikt resultieren, wenn man verstehen möchte, daß man in den tiefsten Persönlichkeitsschichten häufig eine hartnäckige Akzeptanz eben dieser Merkmale antrifft. Daher die häufige Beobachtung, daß die bewußte Ablehnung des Juden im Unbewußten oft von einer starken positiven Identifikation mit dem Juden begleitet wird. Die Ambivalenz von Antisemiten gegenüber Juden ist nur allzu bekannt. So etwa war in einem Fall ein Patient als Kind Zeuge, wie ein jüdischer Junge verprügelt wurde, und er hatte bei der Betrachtung dieser Szene das Gefühl, daß er so sei wie dieses jüdische Kind. Dieser Vorfall barg die Wurzeln seiner späteren heftigen Feindseligkeit gegenüber Juden.

Die tief verwurzelte Identifikation mit der symbolischen Schwäche des Juden, seinem verkrüppelten, kastrierten Zustand und seiner untergeordneten und wehrlosen Position, wird wegen der damit verbundenen Bedrohung der Integrität des Selbst und seiner sozialen Position verleugnet; an seine Stelle tritt eine Identifikation mit dem Aggressor, um zu vermeiden, daß man selbst zum Opfer wird, und um gleichzeitig aus der Identifikation Stärke zu beziehen. So steht der Jude gleichzeitig für die Schwäche und für die Stärke des Selbst; für das Gewissen, das das Selbst für seine Beschädigungen und Schlechtigkeit mit Vorwürfen überhäuft, und auch für jene primitiven verbotenen Lüste und Aggressionen, die der sozialen Normalität zum Opfer gebracht werden müssen.

Wir haben jene Charakterzüge, die für die Hervorbringung der endgültigen antisemitischen Reaktion relevant zu sein scheinen, im Querschnitt beschrieben. Wir werden nun versuchen, die genetischen Muster zu skizzieren, die diesen Charakterzügen zugrundeliegen. Allerdings ist hier eine Einschränkung notwendig. Bei psychologischen Fallgeschichten ist es besonders schwierig, die genetische Entwicklung mit den sozialen Faktoren, die die antisemitische Feindseligkeit hervorgebracht haben mögen, in Verbindung zu setzen. Daher möchten wir bei der Formulierung von Generalisierungen besondere Vorsicht walten lassen.

Betrachtet man die psychologische Atmosphäre, in die der potentielle Antisemit hineingeboren wird, dann zeigt sich eine verblüffende Ähnlichkeit zwischen den einzelnen Fällen: Es gibt kein einziges Beispiel einer dauerhaften, gut eingespielten ehelichen Beziehung zwischen den Eltern. In ungefähr der Hälfte der Fälle ist die Beziehung zwischen den Eltern oberflächlich betrachtet durchaus respektabel. In ihren äußeren Aspekten entspricht sie den konventionellen Standards. Im Grunde allerdings gibt es keine wirkliche Wärme, keine Zuneigung und keine Sympathie zwischen den Eltern. Es gibt keine wirkliche Nähe; die Eltern stehen einander distanziert gegenüber. Die sexuelle Harmonie zwischen den Eltern ist in jenen Fällen, wo wir über Daten verfügen, nicht sehr gut entwickelt.

Die allgemeine Regel sind starke Gegensätze zwischen den Eltern als Individuen. Zwischen Mutter und Vater gibt es deutliche Unterschiede des Temperaments, der sozialen Werte, der sexuellen Einstellungen und der Gefühle gegenüber den Kindern. Diese Unterschiede werden häufig noch durch Diskrepanzen der ethnischen Abstammung und des sozialen und religiösen Hintergrunds

verschärft. Sogar wenn die Eltern nach außenhin die Fassade einer guten Beziehung wahren, ist die fundamentale Feindseligkeit zwischen ihnen offenkundig. Meist wird diese Feindseligkeit nicht direkt zum Ausdruck gebracht, sondern sie kann sich auf das Kind verlagern oder in andere Kanäle umgeleitet werden. Die elterliche Konstellation wird im allgemeinen von einem Kontrast aggressiver Muster beherrscht. Ein Elternteil ist dominant und überaggressiv; der andere ist schwach, unterwürfig, masochistisch.

Die Erfahrung der Zurückweisung durch einen Elternteil (oder durch beide) ist unseren Fällen gemeinsam. Meistens liegt diese Zurückweisung offen zutage. In mehreren Fällen zeigt sie sich indirekt in der narzistischen Ausbeutung des Kindes. Die Wirkung auf das Kind ist unverwechselbar: Es fühlt sich ungewollt, ungeliebt, wertlos. Wegen der im Grunde feindseligen Beziehung zwischen den Eltern werden diese Auswirkungen vielleicht übertrieben. Jedenfalls entstehen so tiefe Beschädigungen der Selbstachtung und des Selbstvertrauens des Kindes. In diesem emotionalen Kontext kommt es zur Fixierung passiver abhängiger Bedürfnisse und der dazugehörigen Aggression. Sowohl die Abhängigkeitswünsche als auch die Aggression werden aus Furcht vor den Eltern unterdrückt.

Im allgemeinen sind beide Eltern autoritär: In den meisten Fällen herrscht ein strenges und starres disziplinäres Regime, das oft durch brutale Mißhandlungen verstärkt wird. Nachgiebige Haltungen gegenüber dem Kind sind selten und sicherlich nicht konsistent. Ob das Kind angenommen wird, hängt davon ab, ob es sich konform verhält. Auf diesem Hintergrund erlernt das zurückgewiesene oder ausgebeutete Kind sehr früh ein Muster der Verstellung. Das Kind übernimmt nach außenhin eine unterwürfige Haltung, unter der jedoch Rebellion und Feindseligkeit weiterglosen. Die aufgestaute Aggression kann nur durch Verschiebung abgeführt werden. In einigen Fällen wird die Aggression ganz deutlich von den Eltern auf die Geschwister verlagert.

In mehreren Fällen kann die Fixierung analer Charakterzüge ohne Schwierigkeit auf eine strenge Reinlichkeitserziehung zurückgeführt werden, die zum Test der elterlichen Zustimmung und Zuneigung gemacht wurde. Es gibt zahlreiche andere Beispiele der elterlichen Zwangsausübung auf das Kind - das willkürliche Vorschreiben bestimmter Formen des Spiels oder der gegenüber dem Kind ausgeübte Zwang, ein Musiker zu werden, um den Lebenstraum seiner Eltern zu erfüllen. Dadurch wird das Kind gezwungen, so zu sein, wie es die Eltern verlangen, doch das Kind kann niemals es selbst sein. Auf diese Weise wird der Grundstein der Entwicklung eines Identitätskonflikts gelegt. So wird auch ein Muster des oberflächlichen Konformismus verstärkt, der eine zugrundeliegende destruktive Rebellion überdeckt; chronische Ambivalenzen werden ausgelöst und damit sadomasochistische und selbsterniedrigende Tendenzen. In diesem Stadium wird die Einstellung gegenüber den Ausscheidungsaktivitäten und dem Schmutz von den Eltern konditioniert und beginnt sich auf spätere sexuelle Verhaltensmuster auszuwirken.

So fixieren die präödipalen Erfahrungen unserer Patienten eine zugrundeliegende Passivität, während die zugehörige Aggression unterdrückt wird. Diese Passivität und die damit verknüpfte Ambivalenz legen einer gesunden ödipalen Entwicklung große Hindernisse in den Weg, verstärken Kastrationsängste und bereiten der sexuellen Konfusion und homoerotischen Neigungen den Boden.

Der ödipale Konflikt, dem das Kind ausgesetzt ist, ist intensiv, durch Verwirrung und Furcht gekennzeichnet und wird niemals aufgelöst. Der Identifikationsprozeß mit den Eltern wird ernsthaft gestört; die Aufnahme des elterlichen Bildes ins innere Gewissen bleibt häufig unvollständig und in verschiedener Weise deformiert. Das Selbstbild des Patienten, vor allem seine sexuelle Identität, ist konfus. Die durch prägenitale Konditionierungsprozesse bereits stark aktivierte Ambivalenz wird durch den ödipalen Konflikt noch verstärkt.

Der Prozeß der Identifikation mit den Eltern wird durch den Widerspruch zwischen der respektablen Fassade ihrer Beziehung und der grundlegenden Feindseligkeit und wechselseitigen Zurückweisung noch weiter verkompliziert. Das Kind spürt diesen Haß intuitiv und setzt ihn zu den häufigen scharfen Auseinandersetzungen zwischen den Eltern in Beziehung. Die Furcht des Kindes, sich einem Elternteil passiv unterzuordnen, behindert den Prozeß der Identifikation. Oft kommt es anfänglich zu einer partiellen Identifikation des Kindes mit dem schwächeren Elternteil, der, wenn schon nicht den gutmütigeren, dann zumindest den weniger bedrohlichen der beiden darstellt. In vielen Fällen ist dies der Vater, während die Mutter den dominanten Elternteil abgibt. Durch die Identifikation mit dem schwächeren Elternteil wird allerdings das Kind in verstärktem Ausmaß dem destruktiven Haß des stärkeren Elternteils ausgesetzt, häufiger eben jenem der Mutter. Aufgrund dieser Bedrohung und aufgrund des starken Bedürfnisses nach dem Schutz durch einen starken Elternteil tendiert das Kind in seiner Abwehrreaktion dazu, die Identifikation mit dem schwächeren Elternteil zu verleugnen, um eine übertriebene Identifikation mit dem aggressiveren Elternteil zu erlangen (Identifikation mit dem Feind). Unter solchen Bedingungen kann es selbstverständlich bestenfalls zu einer partiellen ambivalenten Identifikation mit dem stärkeren Elternteil kommen. Als Ergebnis zieht sich der Patient zurück; die Identifikation mit beiden Eltern bleibt unvollständig und verzerrt. Dies ruft eine lebenslange Unentschlossenheit und Konfusion bezüglich der eigenen sexuellen Identität hervor; der Patient kann sich weder mit dem Vater noch mit der Mutter gänzlich identifizieren, daher auch nicht mit männlichen oder weiblichen Attributen.

Diese Verzerrung des Identifikationsprozesses hat eine unvollständigen Ausformung des Gewissens zur Folge. Während Schuldreaktionen quantitativ gesehen intensiv sein mögen, bleiben die internalisierten Standards von Recht und Unrecht ihrer Beschaffenheit nach vage und unstabil. Bestrafungen werden darüber hinaus stets als von außen statt von innen kommend wahrgenommen. Verknüpft ist dies mit einer ausgeprägten Tendenz, gehaßte Eigenschaften des Selbst auf

jemanden zu projizieren, um die Grundlage einer umfassenden Verleugnung von Schuldgefühlen zu schaffen.

In vielen Fällen zeigt sich eine klare dynamische Parallele zwischen der Einstellung des Patienten gegenüber einem Elternteil und der spezifischen Bedeutung seines Antisemitismus. Der Haß gegenüber „dem Juden" ist inhaltlich häufig identisch mit dem Haß gegenüber einem der Elternteile oder identisch mit dem Haß eines Elternteiles gegenüber dem anderen. Im Unbewußten wird das Jüdischsein manchmal mit dem Bild einer aggressiven, dominierenden Mutter gleichgesetzt. In anderen Fällen mag es durch den Vater symbolisiert werden. In einem Fall haßte ein junger Nazi die Juden und den Vater aus identischen Gründen: Sie und sein Vater seien "erfolgreicher, klüger, sexuell potenter" als er. Diese Verknüpfung zwischen dem unaufgelösten ödipalen Konflikt und der Entwicklung und dem Inhalt antisemitischer Einstellungen ist oft von überzeugender Deutlichkeit. Sie wird selbstverständlich noch deutlicher sichtbar, wenn die Eltern jüdisch oder halbjüdisch waren. Diese Beobachtungen legen die spekulative Annahme nahe, daß der Konflikt zwischen Mann und Frau, zwischen Mutter und Vater, später als Konflikt zwischen Juden und Nichtjuden symbolisiert wird. Selbstverständlich liegt dem Vorurteil gegen Juden und dem Vorurteil gegen Frauen ein gemeinsamer dynamischer Faktor zugrunde.

Die Kastrationsängste dieser Patienten sind sehr ausgeprägt. Das zufällige Vorliegen körperlicher Behinderungen bei mehreren Patienten verleiht der Drohung der Kastration die Illusion, wirklich zu sein. Dies führt häufig entweder zu einer stark prosemitischen oder einer stark antisemitischen Einstellung. Angebliche unattraktive Körpermerkmale der Juden, vor allem die Beschneidung, verstärken die Ambivalenz der Reaktion. So werden die Juden als *underdogs* wahrgenommen, als häßliche und verkrüppelte Leute. Die unbewußte Identifikation des Antisemiten mit dem Juden stellt eine derart profunde Drohung dar, daß sie nachdrücklichst verleugnet werden muß. Als Ergebnis zeigt sich eine defensive Identifikation mit dem Aggressor. So viel zur intrapsychischen Entwicklung unserer Patienten.

Wie bereits angedeutet, ist unsere Information über die äußeren Faktoren, die die Entstehung des Antisemitismus begünstigen, alles andere als vollständig. Dennoch können einige relevante Fragen zumindest aufgeworfen und teilweise beantwortet werden. Die naheliegendste dieser Fragen ist die, ob es irgendwelche realen Lebenserfahrungen gibt, die die antisemitischen Einstellungen der Patienten offen zutage treten ließen. Vor allem wäre es interessant zu wissen, welche Rolle irgendwelche realen Kontakte mit Juden bei der Ausformung solcher Einstellungen gespielt haben könnten. Dies ist von offenkundiger Bedeutung im Zusammenhang mit der Tatsache, daß manche Juden in masochistischer Weise Angriffe auf sich ziehen.

Unser Material zeigt, daß es keinen klaren oder einfachen Zusammenhang zwischen der Entwicklung des Antisemitismus und tatsächlichen Kontakten mit Juden gibt. In einigen Fällen gab es allem Anschein nach keinerlei Kontakt bis

zum Erwachsenenalter, und dann blieben diese Kontakte auf die Oberfläche beschränkt (man traf Juden beim Einkaufen, im Geschäftsleben, in der U-Bahn usw.). In anderen Fällen war der Kontakt von eindeutig positiver Beschaffenheit. Ein Patient, der von seinen Eltern als Kind etwas vernachlässigt worden war, hatte eine warme freundschaftliche Beziehung zu einer jüdischen Familie, die ihm köstliches Essen vorsetzte und ihm all die Wärme und Zuneigung gab, nach der er sich sehnte; ein anderer Patient hatte einen jüdischen Freund, der ihm aus seinen Schwierigkeiten half, als er Probleme in seiner beruflichen Karriere hatte. Die Beschaffenheit solcher Kontakte beeinflußt tatsächlich den speziellen dynamischen Inhalt der antisemitischen Einstellungen des Individuums. Doch es wäre in keiner Weise gerechtfertigt, einen direkten Kausalzusammenhang zwischen dem Antisemitismus und angenehmen oder unangenehmen Kontakten mit Juden herstellen zu wollen.

Unsere Daten zeigten, daß es keinen einfachen Zusammenhang zwischen der Existenz antisemitischer Einstellungen bei den Eltern einerseits, bei den Kindern andererseits gibt. In einer Anzahl von Fällen zeigten die Eltern der Patienten keine Anzeichen von Antisemitismus; die Eltern anderer Patienten wiederum hatten sogar starke prosemitische Gefühle. Offensichtlich wird der Antisemitismus nicht einfach von einer Generation an die nächste weitergereicht, wie manchmal angenommen wird. Die Beziehung zwischen vorurteilsbehafteten Eltern und vorurteilsbehafteten Kindern muß als Funktion des dynamischen Ergebnisses der ödipalen Entwicklung und der Wechselfälle der Identifikation betrachtet werden. Das gesamte in diesem Artikel vorgelegte Beweismaterial legt uns die Auffassung nahe, daß der Antisemitismus, wie alle anderen Feindseligkeiten gegen Gruppen, Ausdruck eines Konflikts innerhalb der vorurteilsbehafteten Person ist, und keine rationale Reaktion auf die Außenwelt.

Das Muster der Charakterschwächen, vor allem der Konfusion der persönlichen Identität, das wir bei diesen antisemitischen Patienten gefunden haben, regt zu Spekulationen über den allgemeinen Erfolg antisemitischer Propaganda an. Im Licht unserer Studie erscheint es als verständlich, daß Personen, die mit solchen Charakterschwächen behaftet sind, gegenüber dem von Gruppen ausgeübten Druck und von ihnen verbreiteter Propaganda besonders empfänglich sind. Sie übernehmen sie als Krücken, die zu ihren Bedürfnissen passen. Propaganda gegen Vorurteile hat auf sie weniger Auswirkungen, da diese jenen, deren Bedürfnis es ist zu hassen, wenig zu bieten hat.

Die skizzierten Charakterschwächen scheinen in bestimmten Entwicklungen unserer gesellschaftlichen Wertvorstellungen eine mächtige Stütze zu finden. Diese Patienten scheinen in ihre Persönlichkeitsstruktur jene sozialen Muster assimiliert zu haben, die die Symptome unserer zeitgenössischen sozialen Pathologie darstellen.

In einem weiteren gesellschaftlichen Rahmen kann der Antisemitismus sinnvollerweise als Ergebnis der wechselseitigen Auswirkungen zweier irrationaler Muster aufgefaßt werden: des irrationalen Konflikts des Antisemiten, den wir

beschrieben haben, der sich in erfolglose Bemühungen verstrickt findet, einen sicheren und eindeutig definierten Platz in unserer Gesellschaft zu finden; und jenes ähnlichen irrationalen Konflikts des Juden, den wir ihm gerechtfertigterweise zuschreiben können, der dieselbe Anstrengung unternimmt und ebenso scheitert.

Über die "Autoritäre Persönlichkeit"

Dieser Band ist der zweite in einer Reihe, die im Dienste der Kontinuität der Sozialforschung steht. Wie sein Vorgänger,[1] der der Diskussion des *American soldier* gewidmet war, befaßt er sich mit einem Werk, dessen Inhalt die Lebenserfahrung unserer Generation geprägt hat. *The authoritarian personality*[2] begann als eine Untersuchung des Antisemitismus; im Verlauf der fünf Jahre, die ihre Fertigstellung benötigte, erweiterte sich das Unterfangen zu einer Analyse eines Problems, das für ein Verständnis unserer Zeit nicht weniger bedeutsam ist - der Beziehung zwischen Persönlichkeit, gesellschaftlicher Diskriminierung und politischer Ideologie.

Obgleich sowohl *The American soldier* als auch *The authoritarian personality* gesellschaftlich und historisch relevant sind, besteht ein signifikanter Unterschied der von ihnen behandelten Inhalte. *The American soldier* befaßte sich mit einem neuen Thema; zum erstenmal wurde eine große Menge von Daten über eine weite Bandbreite von Einstellungen und Meinungen der Soldaten der Armee eines demokratischen Landes vorgelegt. Hätte die Studie nichts anderes hervorgebracht, hätte sie dennoch die Aufmerksamkeit von Sozialwissenschaftlern gefesselt, die nicht selten - ob sie das nun wollen oder nicht - die Historiker der Gegenwart sind. Im Gegensatz dazu ist am Inhalt von *The authoritarian personality* nichts neues; während der gesamten Geschichte der westlichen Zivilisation waren Antisemitismus, gesellschaftliche Diskriminierung und politische Ideologien Gegenstand der Erfahrung und der Analyse. Das Werk beansprucht unsere Aufmerksamkeit nicht wegen der Neuheit seines Gegenstandes, sondern aufgrund seiner Verbindung von Inhalt, Methode und Theorie, die sich zu einem neuen Zugang zu einem alten Thema zusammenfügen.

Es ist dieses spezielle Merkmal von *The authoritarian personality*, das nahelegt, daß die Suche nach Kontinuität nicht darauf beschränkt sein sollte, die Beziehung des Werkes zum gegenwärtigen Stand der Sozialwissenschaften zu beurteilen, oder auch zu erörtern, welche Wege es der zukünftigen Forschung eröffnet hat. Auch wird man der historischen Würde des Gegenstands nicht gerecht, wenn man die Studie lediglich zu ihren Vorläufern aus der wenige Jahrzehnte währenden Phase der wissenschaftlichen Psychologie in Beziehung setzt. Denn die Philosophen vieler vergangener Jahrhunderte wußten bereits Vieles von dem, was wir nun durch die sorgfältigen Bemühungen unserer jungen Wissenschaft wiederentdecken. Um nur ein Beispiel zu geben: In seinem oft zitierten verzweifelten Aufschrei gegen die Christenverfolgungen trug Tertullian der funktionalen Natur des Vorurteils, einem Konzept, das für die in *The authoritarian personality* vorliegenden Forschungsarbeiten fundamental ist, voll und ganz Rechnung.[3] Wir

Ursprünglich als Einleitung zu dem gemeinsam mit Richard Christie herausgegebenen Band *Studies in the scope and method of "The authoritarian personality:" Continuities in social research*, Glencoe, Ill.: Free Press 1954, 11-23 erschienen.

Sozialwissenschaftler sind jedoch von notorischer Saumseligkeit, wenn es darum geht, der Vergangenheit unseren Dank abzustatten. Ob dies nun auf Undankbarkeit, Ungeduld oder auch bloße Unwissenheit zurückzuführen ist, die Tatsache bleibt bestehen, daß wir weder über das Wissen noch über genug Platz verfügen, um die Ideen, die in *The authoritarian personality* eingeflossen sind, in ihren systematischen geistesgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen. Es ist dann unvermeidlich, daß die Aufgabe, Kontinuitäten nachzuzeichnen, in einem ziemlich bescheidenen Rahmen erfolgen muß. Der vorliegende Band beschäftigt sich also vor allem mit der Gegenwart.

Was wir den neuartigen Ansatz von *The authoritarian personality* genannt haben, wurde dadurch ermöglicht, daß die Autoren verschiedene neuere Trends der Gesellschaftstheorie und der Sozialforschung an ihren jahrhundertealten Forschungsgegenstand heranbrachten. Zunächst ist das ganze Werk vom theoretischen System der Psychoanalyse durchtränkt. Die Tatsache, daß die Methoden der Datenerhebung und -analyse dieser theoretischen Orientierung angepaßt sind, sagt vielleicht noch mehr über die Stellung der psychoanalytischen Theorie im Denken der Autoren aus. In dieser Hinsicht haben sie sich einer Vorgangsweise bedient, die in weiten Bereichen der zeitgenössischen klinischen Psychologie eine immer wichtigere Rolle spielt. Daß sie projektive Verfahren, wie etwa den Thematic Apperception Test, projektive Fragen und "klinische Interviews" verwenden, illustriert einen zweiten Trend von *The authoritarian personality*, der selbstverständlich mit dem ersten eng verknüpft ist. Die Verbindung der Methoden der klinischen Psychologie mit psychoanalytischer Theorie ist heutzutage ein geläufiges Verfahren. Die Verwendung dieser Kombination für nichtklinische Zwecke, also für die Analyse politischer Ideologien und deren Beziehung zur Persönlichkeitsstruktur, stellt jedoch einen vergleichsweise seltenen und neuen Zugang dar. Denn die Erforschung gesellschaftlicher Einstellungen und Meinungen beruhte vorher auf einer anderen Grundlage. Im Verlauf der Entwicklung der Methoden der Einstellungsmessung war die grundlegende Analyseeinheit die Einstellung gewesen; und obwohl Typen von Einstellungen häufig mit anderen Persönlichkeitsmerkmalen korreliert wurden, bezogen sich diese Korrelationen in der Regel auf soziale Merkmale wie Alter, Einkommen, Erziehung, Religion, etc., nicht jedoch auf die ganze Person im psychodynamischen Sinn. Die klinische Psychologie basiert im Gegensatz dazu auf der Annahme der Einheit der Persönlichkeit. Jede menschliche Verhaltensform, wie etwa eine Einstellung, wird als Manifestation der Gesamtpersönlichkeit betrachtet und unter Bezug auf die gesamte Persönlichkeitsstruktur analysiert.

Vor dem Erscheinen von *The authoritarian personality* war es ziemlich selten, daß aus einer persönlichkeitsorientierten Perspektive nach der Funktion von sozialen Einstellungen gefragt wurde. Fromm[4] und Maslow[5] waren einsame Pioniere auf diesem Gebiet. Die ganze Konzeption von *The authoritarian personality* verdankt ihrem Denken offensichtlich sehr viel; auch die Autoren der Studie weisen darauf hin. Vor allem in seiner früheren Untersuchung kommt Fromm

dem allgemeinen Ansatz von *The authoritarian personality* sehr nahe. Das ist nicht sonderlich überraschend, da Fromm damals ein Mitglied des Instituts für Sozialforschung war, dessen Leiter Max Horkheimer nicht nur mithalf, dem frühen Interesse des Instituts an den Problemen der Autorität seine Richtung zu verleihen, sondern auch bei der Planung und Konzeption von *The authoritarian personality* eine wichtige Rolle spielte. Die frühen Untersuchungen des Instituts, die (wie Fromms Beitrag) in *Autorität und Familie* publiziert wurden, verwendeten einen Fragebogen, der sowohl aufgrund seiner Ähnlichkeiten mit dem für die kalifornischen Studien entwickelten Instrument als auch aufgrund seiner Verschiedenheiten davon bemerkenswert ist. Was den Inhalt begrifft, enthält er mehr als dreißig Fragen, die der PEC-Skala (zur Messung von "political and economic conservatism"), wie wir sie heute zu nennen gelernt haben, nahekommen; und um die vierzig Fragen zur Weltanschauung, die den Items der F-Skala (zur Messung des Faschismus) entsprechen. Zusätzlich enthält er viele Fragen über die tatsächlichen familiären Beziehungen, die Rückschlüsse auf Muster der Herrschaft und der Unterwerfung, also auf die Autoritätsstruktur der Familie, gestatten sollen, und eine viel detailliertere Abfrage der tatsächlichen Lebenssituation des Interviewten in all ihren Aspekten, als dies bei *The authoritarian personality* der Fall war. Fragen zum Antisemitismus und zu anderen Einstellungen gegenüber Gruppen fehlen jedoch.[6]

Was die Kunst, Fragen zu stellen, und die Methode, die Antworten darauf zu interpretieren, angeht, sind die beiden Studien so verschieden wie nur möglich. In dieser Hinsicht sind die deutschen Untersuchungen derart naiv, daß man an Whiteheads Aussage erinnert wird: "Doch einer wahren Theorie sehr nahe zu kommen und ihre Anwendungsmöglichkeiten zu erfassen, sind zwei sehr verschiedene Dinge, wie die Wissenschaftsgeschichte lehrt. Alles Wichtige wurde schon einmal von jemandem gesagt, der es nicht entdeckte."[7] Die Studien des Instituts zielten auf einen Begriff ab, der dem der *authoritarian personality* ähnlich war; die dabei verwendeten, relativ grobschlächtigen Methoden gestatteten es nicht, diesen Anspruch einzulösen. Ein oder zwei Beiträge des vorliegenden Bandes widmen sich der Frage, wie nahe *The authoritarian personality* in ihren Methoden dem Ziel kommt, ihre Theorie zu begründen. Der Leser dieses Bandes und der Arbeit, auf die er sich bezieht, muß sich auf diese Frage selbst einen Reim machen. Wie immer die Antwort auch ausfällt, es ist klar, daß *The Authoritarian Personality* ganz beträchtlich von einem anderen Trend der amerikanischen Sozialwissenschaft profitiert hat: dem der methodologischen Entwicklung der Meinungs- und Einstellungsmessung und der zugehörigen Techniken der statistischen Analyse.

Während der letzten zwei oder drei Jahrzehnte haben sich die Publikationen auf diesem Gebiet in einem Ausmaß vermehrt, daß es praktisch unmöglich ist, hier einen vollständigen Überblick über die Unmenge früherer Studien zu geben, auf deren kumulativen Beitrag sich die Einstellungsmessung in *The authoritarian personality* stützt. Einige ausgewählte Hinweise auf die Literatur müssen

ausreichen, um die Brücke zur Vergangenheit zu schlagen. Bogardus war natürlich einer der ersten, der sich mit der Standardisierung einer Einstellungsskala befaßte, was zur Erstellung seiner bekannten sozialen Distanz-Skala führte.[8] Trotz ihrer prognostischen Leistungsfähigkeit wurde die Bogardus-Skala kritisiert, weil sie das Problem der Gleichheit der Intervalle zwischen den verschiedenen Stufen der Skala ignorierte. Ist zum Beispiel der Einstellungsunterschied zwischen jemandem, der eine Person von anderer ethnischer Herkunft heiraten würde, und jemand, der das nicht tun würde, diese Person jedoch als Klubkollegen akzeptieren würde, vergleichbar mit dem Unterschied zwischen letzterem und jemandem, der an den Andersartigen keine weitergehende Konzession machen würde, als ihn in seiner Wohngegend zuzulassen? Es waren Thurstone und seine Mitarbeiter, die Einstellungsskalen entwickelten, die die Gleichheit solcher Intervalle sicherstellten. Thurstones Verfahren, das auf paarweisen Vergleichen basierte und Beurteiler verwendete, erwies sich ungeachtet seines logischen Raffinements als ziemlich schwer zu handhaben. Und obwohl sein Grundansatz zu den fortgeschrittensten mathematischen Skalierungstechniken geführt hat, wie sie von Guttman und Lazarsfeld entwickelt wurden, hat das Bedürfnis nach leichter anwendbaren Einstellungsmessungen auch zu Likerts Adaptation der Thurstone-Skala geführt, die das Problem der Intervallskalierung wieder in jene Form brachte, die es schon bei Bogardus gehabt hatte. Likerts vereinfachtes Verfahren besteht darin, das Ausmaß der Übereinstimmung oder Nicht-Übereinstimmung mit Aussagen über Einstellungen (von sehr zustimmend bis sehr ablehnend) abzufragen. Während dies auf den ersten Blick wie ein Rückschritt erscheinen mag, gibt es eine wichtige empirische Rechtfertigung für Likerts Ansatz: Als man die Einstellungen von Studenten sowohl mit Thurstone- als auch mit Likert-Skalen maß, betrug die Korrelation zwischen den beiden Messungen 0.88, während die Reliabilitäskoeffizienten identisch waren.[9]

The authoritarian personality verwendete in der Tat das Likert-Verfahren. Angesichts der weiteren Vorteile, die die Likert-Skala bietet, war dies die richtige Wahl: Es können Items einbezogen werden, die nicht in offen zutage liegender logischer Weise mit der zu messenden Einstellung verknüpft sein müssen. Was letztlich in die Likert-Skala aufgenommen wird, hängt von der Korrelation des Items mit den Meßergebnissen der Gesamtskala ab. Im Gegensatz dazu sind die Beurteiler beim Thurstone-Verfahren natürlich darauf beschränkt, rationale Urteile über die Beziehung eines Items zu anderen abzugeben; durch diese Methode werden tieferliegende psychologische Beziehungen zwischen Items ausgeschlossen. Der ganze Ansatz von *The authoritarian personality* verträgt sich besser mit der größeren psychologischen Flexibilität der Likert-Technik. Der entsprechende Nachteil ist die fehlende "Objektivität" dieser Methode.

Bei der Anwendung von Einstellungsskalen haben seit langem politische und ideologische Items, die in vieler Hinsicht den im kalifornischen Projekt verwendeten ähnlich sind, die Szene beherrscht. Schon 1927 z.B. entwickelte M. H. Harper ein Instrument zur Messung der Einstellungen amerikanischer Erzieher und Volks-

bildner.[10] Seine Kategorien reichten von "extrem konservativ" über "liberal" bis zu "extrem radikal." Anläßlich ihrer Erörterung von Harpers Studie verweisen Murphy, Murphy und Newcomb darauf, daß Ausdrücke wie "konservativ," "liberal" und "radikal" in dem ihnen angemessenen "raum-zeitlichen Kontext" interpretiert werden müssen. In anderen Worten hängt die Messung liberaler, konservativer und radikaler politischer Einstellungen stets von mehr oder weniger expliziten Annahmen über politische Begriffe und Bewegungen ab. Diese terminologische Beobachtung ist im vorliegenden Zusammenhang alles andere als unwichtig.[11] Shils' und Christies Beiträge zu diesem Band enthalten die Vermutung, daß die in *The authoritarian personality* verwendete Terminologie dieses Typs ein volles Verständnis der Daten eher behindert als fördert.[12]

Harpers Items wurden ursprünglich durch Beurteiler auf der Konservativismus-Radikalismus-Dimension klassifiziert. Es wäre von beträchtlichem Interesse, heute, 25 Jahre, nachdem sie zum ersten Mal verwendet wurden, das Verfahren mit denselben Items zu wiederholen. Jedenfalls benutzten in dieser frühen Phase zahllose Studien Harpers Skala oder ähnliche Instrumente, um die Häufigkeitsverteilung dieser politischen Einstellungen über verschiedene Gruppen und deren Korrelation mit anderen Einstellungen und den sozialen und ökonomischen Merkmalen ihrer Träger zu untersuchen.

Stagners Untersuchung faschistischer Einstellungen, die eine Dekade später durchgeführt wurde,[13] ist hier von speziellem Interesse, da ihr die klare Einsicht zugrundelag, daß faschistische Auffassungen mehr sind als bloße politische Ansichten. Stagner beschreibt sie als Teil eines integrierten Systems der Perspektive, der Glaubensvorstellungen und der Einstellungen (unter Einschluß von Gruppenvorurteilen), was eindeutig mit dem Ansatz von *The authoritarian personality* übereinstimmt. Stagners Untersuchung beeinflußte tatsächlich Edwards' Arbeit,[14] aus der die kalifornische Untersuchung ihrerseits mehrere Items für ihre E-Skala (zur Messung des Ethnozentrismus) entlehnte. *The Authoritarian Personality* verweist an mehreren Stellen auf seine Dankesschuld gegenüber diesen und noch früheren Forschern auf diesem Gebiet und hebt die verblüffende Ähnlichkeit der Befunde hervor.

Im vollen Bewußtsein der Beliebigkeit der Auswahl seien noch zwei andere frühe Vorläufer der kalifornischen Untersuchung erwähnt, da einige ihrer Techniken und Ansätze Arbeiten vorwegnehmen, die erst nach der Veröffentlichung von *The authoritarian personality* durchgeführt wurden:[15] T. H. Howells machte eine Reihe von Experimenten mit Personen, die aus einer ursprünglichen Gruppe von 542 Studenten ausgewählt wurden;[16] 51 Versuchspersonen hatten in religiösen Angelegenheiten extrem radikale Auffassungen, 50 extrem konservative. Die Experimente betrafen die Muskelkoordination, das Ertragen von Schmerzen, die Hartnäckigkeit der Zielverfolgung, die Beeinflußbarkeit, usw. In mehreren Fällen wurden hochsignifikante Unterschiede gefunden. Zwar wurden nicht alle seine Ergebnisse in Nachfolgestudien repliziert, doch kristallisiert sich dennoch die Idee heraus, daß Radikale und Konservative gänzlich verschiedene

Personentypen darstellen, wenn diese durch Persönlichkeitsmanifestation gemessen werden, die nicht vom Ich kontrolliert werden und allem Anschein nach in keinerlei Zusammenhang mit Überzeugungen und Einstellungen stehen.

Vielleicht noch eindrucksvoller sind Moores Befunde,[17] denenzufolge Radikale bei Tests zur Fähigkeit, tief verankerte Gewohnheiten zu überwinden - gemessen durch die Erfolge beim spiegelverkehrten Zeichnen -, hervorragend abschneiden, und daß sie Konservative hinsichtlich ihrer Fähigkeit, in ungewöhnlichen Kategorien zu denken - gemessen durch die Reaktionen im Kent-Rosanoff-Wortassoziationstest -, übertreffen.

Dennoch können Murphy, Murphy und Newcomb 1937 sagen, daß "amerikanische Psychologen sich gegenüber den objektiveren Methoden der 'Gesamtpersönlichkeits'-Studie vielleicht bestenfalls in jüngster Zeit aufnahmebereit gezeigt haben. Jedenfalls gibt es nur wenige Untersuchungen, in denen sich Daten sowohl über Einstellungen als auch über die 'Gesamtpersönlichkeit' finden - mit Ausnahme der für unsere Zwecke nutzlosen, bei denen in zirkulärer Weise das eine aus dem anderen abgeleitet wurde." Daß diese Aussage, die 1937 wahr war, 1953 so offensichtlich unwahr ist, ist nicht zuletzt das Verdienst von *The authoritarian personality*.

Es gibt noch einen weiteren Trend in der amerikanischen Sozialwissenschaft, der die Autoren der kalifornischen Studien zweifellos beeinflußt hat. Man kann ihn am leichtesten, wenn auch vielleicht nicht am genauesten, mit dem zunehmenden Interesse identifizieren, das die Beziehung zwischen Kultur und Persönlichkeit gefunden hat. Diese Beziehung war schon seit langem ein Thema der Geistesgeschichte und reicht zumindest bis zu den klassischen Denkern des antiken Griechenland zurück. Im 20. Jahrhundert war es das Genie Freuds, das der Untersuchung von Kultur und Persönlichkeit neuen Schwung verlieh. Anthropologen und Politikwissenschaftler wurden dazu angeregt, ihre jeweiligen Forschungsthemen nicht über oder jenseits der Einzelpersönlichkeit angesiedelt zu sehen, sondern tatsächlich als untrennbar mit ihr verwoben aufzufassen. Insoweit diese Zweige der Verhaltenswissenschaften ihr Interesse an psychologischen Phänomenen verstärkt haben, haben sie damit begonnen, aus der Psychologie im Dienste des Fortschritts ihrer eigenen Disziplinen Methoden und Begriffe zu entlehnen. In *Psychopathology and politics* verwendet z.B. Harold Lasswell die Fallstudien-Methode;[18] er sammelte seine Daten vor allem in längeren klinischen Interviews mit psychiatrischen Patienten. Die Studie beschritt Wege, die für die Politikwissenschaften radikal neu waren. *The authoritarian personality* wandelt begrifflich und in gewissem Ausmaß sogar methodologisch auf den Spuren von Lasswells früheren Arbeiten und wird - wie er in seinem Beitrag zum vorliegenden Band erläutert[19] - so zum Wegbereiter der weiteren Zusammenarbeit zwischen Psychologie und Politikwissenschaft.

Bei der Erörterung des Niederschlags vergangener und gegenwärtiger Trends der Sozialwissenschaften in *The authoritarian personality* würde man das Werk auch gerne hinsichtlich seines Umgangs mit der Beziehung zwischen empiri-

schen Daten und der Theorie einordnen. Denn diese Beziehung bestimmt mehr als irgend etwas sonst das, was man den *Stil* eines wissenschaftlichen Unternehmens nennen könnte. Dabei handelt es sich jedoch aus zwei Gründen um eine komplizierte Aufgabe. Erstens läßt sich in der zeitgenössischen Sozialpsychologie nicht so ohne weiteres ein eindeutiger Trend erkennen; und zweitens finden wir in *The authoritarian personality* keinen expliziten Ausdruck einer Präferenz in der stilistischen Frage; implizite Hinweise lassen sich jedoch auf verschiedene Weise interpretieren.

Was den wissenschaftlichen Stil angeht, machen sich in der jüngeren Literatur mehrere einander zuwiderlaufende Trends bemerkbar. Sicherlich herrscht auf der Ebene der Lippenbekenntnisse weitverbreitete Übereinstimmung: Blinder Empirismus wird ebenso zurückgewiesen wie leeres Theoretisieren (obwohl man ohne große Mühe neuere Beispiele für beides anführen könnte). Auch wenn wir diese Zurückweisung extremer Positionen wörtlich nehmen, ergibt dies noch keine Anhaltspunkte dafür, in welcher Weise eigentlich in der gegenwärtigen Forschung Daten und Theorie tatsächlich miteinander verknüpft sind. Bei manchen Studien gewinnt man den Eindruck, daß die Datengewinnung in einer Weise angelegt ist, daß sich nichts anderes als die Bestätigung einer bewährten Theorie ergeben kann. Andere Studien vermitteln einen ebenso starken Eindruck, daß die Datenerhebung von theoretischen Erwägungen gänzlich unbeeinflußt geblieben ist; wenn irgendwelche theoretische Erwägungen in derartige Publikationen eingehen, dann scheinen sie den Daten *post factum* übergestülpt zu werden. Nur sehr selten gelang es, die beiden konstituierenden Teile der Wissenschaft in eine stete Wechselbeziehung zu bringen, bei der theoretische Konzeptionen die Gewinnung jener Daten steuern, die ihrerseits dazu verwendet werden, die Theorie zu modifizieren, damit diese besser geeignet ist, zu neuen Entdeckungen zu führen usw., in einer Bewegung der stets wechselnden Schwerpunktsetzungen. Durkheims *Selbstmord* ist das Modell dieses Stils, das in den fünfzig Jahren seit seiner Publikation unübertroffen geblieben ist.

Auf den ersten Blick vermittelt *The authoritarian personality* mit seinen vielen Tabellen und wörtlichen Zitaten aus klinischen Interviews und projektiven Tests den Eindruck einer alles dominierenden empirischen Ausrichtung, ein Eindruck, der durch das Fehlen einer konzisen Formulierung der theoretischen Position des fast tausend Seiten langen Werks noch verstärkt wird. Eine genauere Analyse läßt jedoch die Theorie in Aussagen zutage treten, die über den ganzen Text verstreut sind. Und aus der kritischen Sicht mancher Fachleute erscheint die empirische Ausrichtung als gänzlich aufgelöst;[20] sie sind der Ansicht, daß auch hier das empirische Beweismaterial nur dazu verwendet wird, um jene theoretische Position zu stützen, die von den Forschern vor Beginn der Untersuchung bezogen und später nicht mehr modifiziert wurde. Alles, was daher über den Umgang mit der Beziehung zwischen den empirischen Daten und der Theorie gesagt werden kann, ist, daß es *The authoritarian personality* nicht gelungen ist, in einem allgemein verwirrenden Bild Klarheit zu schaffen.

Dessen ungeachtet unterstreicht diese kurze Übersicht über die verschiedenen Trends des Denkens und Forschens, die in *The authoritarian personality* zusammengeflossen sind, die Leistung des Werkes. In der Sozialpsychologie und in den Sozialwissenschaften im allgemeinen gibt es viel zu viele Arbeiten, die von der arroganten und dummen Annahme ausgehen, daß noch nie jemand ernsthaft über das zu untersuchende Problem nachgedacht hat. Von dieser Sünde ist *The authoritarian personality* frei. Die große Anzahl der zeitgenössischen Studien, die das Werk zum Ausgangspunkt nehmen, und die Zustimmung, die es in vielen Zweigen der Sozialwissenschaft gefunden hat, sind der Lohn einer Vorgangsweise, durch die die Begriffe, Inhalte und Methoden, die viele hochspezialisierte Sozialwissenschaftler beschäftigen, in ein großes Werk integriert wurden.

Aus der Wirkung, die *The authoritarian personality* auf die Sozialwissenschaften ausgeübt hat, läßt sich eine Rechtfertigung für das vorliegende Buch ableiten. Es gibt noch eine, die nicht weniger wichtig ist. Das Buch beeinflußt nicht nur Forscher, sondern auch andere Intellektuelle und viele Tausende Studenten. Mit diesem weiterreichenden Einfluß können wir eine der hochfliegenden Hoffnungen für das Werk verbinden, die Max Horkheimer in seinem Vorwort zu *The authoritarian personality* zum Ausdruck brachte:

"In dieser Geschichte der Wechselbeziehung zwischen der Wissenschaft und dem kulturellen Klima wird das vorliegende Werk hoffentlich seinen Platz finden. Es zielt letztlich darauf ab, neue Wege zu eröffnen, auf einem Forschungsgebiet, das eine unmittelbar praktische Bedeutsamkeit gewinnen kann. Es versucht, ein Verständnis der sozialpsychologischen Faktoren zu entwickeln und voranzutreiben, die es möglich gemacht haben, daß der autoritäre Menschentyp sich anschickt, den individualistischen und demokratischen Typus, der die vergangenen eineinhalb Jahrhunderte beherrscht hat, zu verdrängen."

Daß Horkheimers Hoffnungen für den Einfluß des Werkes auf das herrschende Meinungsklima nicht unrealistisch erscheinen, stellt eine weitere Rechtfertigung der Existenz des vorliegenden Bandes dar. Wenn das Werk tatsächlich verschiedene Zweige der Sozialwissenschaften und darüber hinaus einen größeren Kreis von Intellektuellen beeinflußt, dann ist es im allgemeinen Interesse, die Grundannahmen des Buches, die in ihm verwendeten Methoden und die von ihm angeregten Entwicklungsrichtungen der Forschung von neuem einer leidenschaftslosen Überprüfung zuzuführen. Die fünf Beiträge des vorliegenden Buches versuchen eine derartige neuerliche Überprüfung.

Shils' kritischer Beitrag widmet sich einer Klärung von Begriffen. Sein *Authoritarianism of the Right and Left* ist eine Analyse der den in *The authoritarian personality* enthaltenen Studien stillschweigend zugrundegelegten politischen Annahmen. Gegen die Befunde des Buches über die Persönlichkeit des Rechtsextremisten hat er nichts einzuwenden. Doch als jemand, der sich wissenschaftlich mit dem politischen Denken und mit politischen Bewegungen befaßt, stellt er die scharf akzentuierte Dichotomie von Persönlichkeitsmerkmalen, die für

die extreme "Rechte" und die extreme "Linke" prädisponieren, die von *The authoritarian personality* nahegelegt wird, in Frage. Diese Dichotomie ergab für das politische Leben des 19. Jahrhunderts einen Sinn; trotz ihres zähen Überlebenswillens ist sie in der Mitte des 20. Jahrhunderts unangebracht. In Fortführung dieses Gedankens verweist Shils auf einen in *The authoritarian personality* vernachlässigten Aspekt, nämlich die Unterschiede zwischen all jenen, die die Auffassungen der extremen Rechten nicht teilen: Diese können Kommunisten oder Demokraten sein.

Tatsächlich enthält die ursprüngliche Untersuchung einiges zur Unterscheidung zwischen diesen beiden Gruppen, die nicht nur gegenüber der extremen Rechten, sondern auch wechselseitig in Opposition stehen.[21] Wer bei den Items, die sich auf Vorurteile beziehen, niedrige Werte aufweist, gleichzeitig aber "rigid" ist, hat seine Ansichten über Minderheiten nicht in seine Persönlichkeit integriert, sondern aus "einem allgemeinen, äußeren, ideologischen Muster abgeleitet." Im Gegensatz zu jenen, die echte niedrige Werte aufweisen (den Demokraten), sind die "Rigiden" mit niedrigen Werten (die Kommunisten) "in ihrem Denken für den Totalitarismus eindeutig prädisponiert." Ob die wesentlich weniger gründliche Erörterung der "Rigiden" und gleichzeitig wenig Vorurteilsbehafteten das unvermeidliche Ergebnis der Seltenheit solcher Fälle (wie die Autoren meinen) oder reiner Kurzschlüssigkeit der Analyse (wie Shils meint) ist, wird der Leser beider Arbeiten selbst zu entscheiden haben.

Wie wichtig Shils' Beitrag für ein Verständnis des gegenwärtigen politischen Klimas in diesem Land ist, braucht nicht gesondert betont zu werden. Das Kapitel sollte Soziologen und Sozialpsychologen dazu bewegen, in ihre realitätsorientierten Forschungen über die entscheidenden Fragen unserer Zeit ein größeres Ausmaß an politischer Sensibilität einzubringen.

Hymans und Sheatsleys *Methodological critique* erörtert die einzelnen wichtigen Forschungsschritte der kalifornischen Studien und kontrastiert sie mit dem über die diskutierten Methoden verfügbaren Expertenwissen. Dieser Beitrag zweier anerkannter Fachleute der Umfrageforschung wirft eine Reihe höchst relevanter Fragen zur Beziehung zwischen Daten und Theorie in *The authoritarian personality* auf. Er liefert einen konkreten Nachweis dafür, daß methodische Strenge beim Stellen von Fragen und bei der Interpretation der Antworten ebenso unumgänglich ist wie bei der Analyse qualitativen Materials, das durch klinische Interviews gewonnen wurde. Seine Nützlichkeit geht weit über den Zweck hinaus, den er hier erfüllt; er könnte sehr wohl zur Pflichtlektüre in allen fortgeschrittenen Lehrveranstaltungen werden, die sich mit Forschungsmethoden befassen. Die in diesem Kapitel vorgebrachte Kritik widerlegt natürlich nicht die Theorien, die in *The authoritarian personality* präsentiert werden, wie die Autoren des Kapitels penibel vermerken. Ihre Art von Kritik trifft vermutlich auf andere sozialpsychologische Studien in gleichem Maß zu; sie kann nur nicht immer angebracht werden, da nur wenige Publikationen derart viele Details über Verfahrensschritte

enthalten wie *The authoritarian personality*. Wenn andere Forschungen diesem Beispiel folgten, wäre es wesentlich leichter, die methodologischen Standards der Disziplin zu heben.

Die hauptsächliche Funktion von Christies Beitrag ist es, eine Übersicht über jene Studien zu geben, die an *The authoritarian personality* angeknüpft und Ergebnisse gezeitigt haben, die die ursprünglichen Befunde klären oder modifizieren. Es sagt vile über den Einfluß des Werks aus, daß eine umfassende Darstellung aller Forschungsarbeiten, die ihm bestimmte Impulse verdanken, den Rahmen sprengen würde, der Christie zur Verfügung stand. Er wählte für sein Kapitel vor allem jene Studien aus, die ihm geeignet erschienen, zusätzliches empirisches Beweismaterial zu den umstrittenen Punkten des Buches zu liefern. Dazu war es erforderlich, sich noch einmal kritisch mit dessen Begriffen und Verfahrensweisen auseinanderzusetzen. Durch den Vergleich dessen, was *The authoritarian personality* offenließ, mit Forschungen, die seit seiner Publikation durchgeführt wurden, lenkt Christie unsere Aufmerksamkeit indirekt auch auf jenes weite und unerforschte Gebiet, über das wir auch heute noch viel zuwenig wissen.

Die beiden folgenden Artikel befassen sich mit Ideen, die der ursprünglichen Studie entstammen und auf noch zu leistende Arbeit verweisen. Hier nimmt Lasswells Artikel einen speziellen Platz ein, der seine Stellung in der amerikanischen Sozialwissenschaft widerspiegelt. Es gibt kaum irgend jemanden, der ihm in seiner Rolle als lebendes Symbol der Kontinuität und der interdisziplinären Integration in der Sozialforschung nahekommt. Seine frühe Arbeit muß als Vorläufer von *The authoritarian personality* betrachtet werden; im vorliegenden Zusammenhang taucht er von neuem auf, als jemand, der bereit ist, die Studie zum Ausgangspunkt neuer und origineller Forschung zu machen. Im wesentlichen erarbeitet er eine Menge von Hypothesen, deren Überprüfung von der Zusammenarbeit zwischen Psychologen und Politikwissenschaftlern abhängen wird. Der Gegenstandsbereich, für den er sich interessiert - *homo politicus*, und vor allem die politischen Führer demokratischer und autoritärer Parteien und Bewegungen -, entstammt eindeutig der Politikwissenschaft; die Natur seiner Hypothesen weist sie der Psychologie zu. Sein Artikel sollte einen bedeutsamen Beitrag zur Überwindung der Kluft zwischen den beiden Disziplinen leisten, im Interesse beider.

Schließlich erörtert Frenkel-Brunswik, eine der Autorinnen der ursprünglichen Studie, einige ihrer heutigen Untersuchungen, die von ihrem ungebrochenen Interesse an den von *The authoritarian personality* aufgeworfenen Problemen inspiriert sind.[22] Dabei verfeinert sie einige der Ideen der ursprünglichen Studie und stützt die psychologische Validität des dort nachgewiesenen Persönlichkeitssyndroms durch verblüffendes Beweismaterial aus einer unerwarteten Ecke - durch die Typologie des Nazi-Psychologen Jaensch.[23]

Weder sie noch einer der anderen Verfasser von *The authoritarian personality* wurden gebeten, auf die auf einigen der folgenden Seiten angemeldete Kritik zu antworten. Dies ist eine absichtliche Unterlassung. Ein Werk von der Reichweite

und Statur von *The authoritarian personality* muß für sich selbst sprechen, was es ganz sicherlich auch tut. Das Ausmaß, in dem das, was es sagt und wie es das sagt, der Klärung und der Revision bedürftig ist, sollte vielleicht besser von anderen Fachleuten beurteilt werden. Denn es bedarf kaum der Erwähnung, daß es nicht der Zweck des vorliegenden Bandes ist, zu loben oder zu tadeln, anzuklagen oder zu verteidigen. Die aus *The authoritarian personality* entstehenden begrifflichen und methodologischen Probleme werden auf den folgenden Seiten diskutiert, nicht aber gelöst. Einige von ihnen werden vielleicht einen Schritt weiter vorangetrieben als in ihrer Behandlung durch die ursprünglichen Autoren. Soweit jedoch andere Forscher aus der hier vorgelegten Diskussion Nutzen ziehen werden, soweit wird diese Publikation ebenfalls ihr Ziel erreicht haben - es jenem steten Fluß der Gedanken und der Untersuchungen, der die Voraussetzung der Entwicklung eines soliden Wissenskorpus in den Sozialwissenschaften bildet, zu ermöglichen, ein wenig freier zu fließen.

Was heißt es, jüdisch zu sein?

Vor Jahren wollte ich einmal einen eher schlichten Test zur Erfassung der persönlichen Identität verwenden. Mein Interesse entstand im Rahmen einer Studie über die Rassenbeziehungen in einer öffentlich finanzierten amerikanischen Wohnsiedlung. Diese war von Weißen und Schwarzen bewohnt, die durch eine breite Straße voneinander getrennt waren; diese behinderte die Kontakte zwischen den beiden Gruppen. Um die Beziehungen zwischen den Rassen zu verbessern, wies der liberal gesonnene Verwalter der Wohnblocks eine einzige schwarze Familie der weißen Seite zu. Ich saß eines Tages in der Küche der schwarzen Familie und interviewte den Vater über diese Anordnung. Er war voll des Lobes und erzählte von seinen freundschaftlichen Beziehungen zu den Nachbarn, war stolz darauf, daß weder er noch seine Nachbarn Vorurteile kannten, und erwähnte schließlich, daß sein Sohn von den weißen Kindern völlig akzeptiert wurde. Mitten in dieses erhebende Gespräch platzte der 12jährige Sohn und verkündete triumphierend: "Wir haben gerade diesen Niggern von der anderen Straßenseite gezeigt, daß sie bei uns herüben nichts verloren haben!" Allgemeine Betretenheit, das Interview fand ein Ende in Verlegenheit, doch mein Interesse an persönlicher Identität war neu geweckt; daher der Test.

Dieser sieht vor, daß man fünf Sätze vervollständigt, die mit "Ich bin ..." beginnen. Im Einklang mit den Regeln der Kunst wandte ich den Test zuerst auf mich selbst an. Die ersten drei Sätze waren leicht: "Ich bin eine Frau, ich bin eine Mutter, ich bin Sozialpsychologin;" bei den anderen mußte ich ein bißchen nachdenken, doch schließlich verfiel ich auf "Ich bin ein Flüchtling, ich bin agnostisch." Kaum hatte ich den Test hinter mich gebracht, wurde ich durch die Erkenntnis ein wenig schockiert, daß hier eine gewisse Ähnlichkeit mit dem hübschen schwarzen Bengel bestand: "Ich bin jüdisch" fehlte auf der Liste, obwohl ich es bin und es niemals leugnen würde.

Diese Aussparung fand ich ein wenig unheimlich. Wer seine Jugend in Österreich verbracht hatte, einem Land, das vor und nach Hitler antisemitisch gewesen war, und dazwischen wahrscheinlich in einem noch schlimmeren Ausmaß als Deutschland, konnte unmöglich vergessen, daß er jüdisch war. Zu meiner Rechtfertigung räsonnierte ich, daß ich den fünf Items der Selbstidentifikation offenkundig eine konkrete und in der Erfahrung verankerte Bedeutung zumessen konnte, während das Kriterium des Jüdischseins gleichsam inhaltsleer war. Es war dies eine Definition, die von außen nach innen wirkte, nicht von innen nach außen. Doch bereits daraus entstehen Schwierigkeiten. Was es bedeutet, in den Augen der Welt jüdisch zu sein, und was es für ein Individuum bedeutet, sind natürlich eng ineinander verschränkte Fragen, doch sind sie nicht identisch.

Dieser bisher unpublizierte Text wurde 1990 geschrieben. Titel des englischen Originals: "On being jewish".

Ihre Gleichsetzung würde darauf hinauslaufen, die Bestimmung der Identität als passiv zu entwerfen, als kämpfte man nicht sein ganzes Leben um das bißchen Selbstbestimmung, das man erreichen kann.

Seitdem habe ich immer wieder gefragt, was es für mich bedeutet, jüdisch zu sein, über die Frage hinaus, was es für die Welt bedeutet. Es gibt verschiedene miteinander verknüpfte Kriterien, die meinem unbestrittenen Jüdischsein einen Inhalt verleihen können: Rasse, Religion, Nationalität, Tradition, Kultur, persönliche Merkmale.

Soweit ich weiß, stamme ich seit mindestens vier Generationen in ungebrochener Folge von Juden ab. Meine Eltern verleugneten niemals, daß sie Juden waren, doch spielte es in ihrem alltäglichen Leben keine Rolle, bis auf die Tatsache, daß meine Mutter einige köstliche jüdische Gericht zubereiten konnte. Zwei der vier Brüder meines Vaters hatten nichtjüdische Frauen geheiratet; hinzu kamen die Freunde meiner Generation, sodaß gemischte Gesellschaften bei uns zuhause eine Selbstverständlichkeit darstellten. Angesichts des Hintergrunds hätte man ein ziemlich entschlossener Verfechter von Vererbungstheorien, ein Soziobiologe oder ein Rassist sein müssen, hätte man die eigene persönliche Identität zur Gänze genetisch entworfen.

In österreichischen Schulen war die Teilnahme am Religionsunterricht verbindlich, natürlich getrennt nach Konfessionen. In der Volksschule war ich vom Religionsunterricht begeistert, ganz wie vom Lehrer, der uns die biblischen Geschichten erzählte, in einer für kleine Kinder entsprechend zensierten Fassung. Mein Held war Bar Kochba[1]; ich brauchte ungefähr siebzig Jahre, um herauszufinden, daß er ein brutaler, nationalistischer Guerillaführer des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts gewesen war. Der Lehrer sprach auch über den Antisemitismus; wenn uns die anderen Kinder "Jud" nannten, dann sollten wir antworten: "Ich bin stolz darauf, jüdisch zu sein." Das gefiel mir, doch ergab sich damals keine Gelegenheit dazu.

Nach österreichischem Recht konnte man im Alter von sechzehn Jahren die Religionszugehörigkeit frei bestimmen, unabhängig von den anderen Familienmitgliedern. In diesem Alter hatte ich die inneren Kämpfe über die Existenz Gottes hinter mich gebracht; mir war klar, daß mir der religiöse Glaube fehlte. Ich trat daher aus der Religionsgemeinschaft aus, ohne deshalb aufzuhören, mich als jüdisch zu betrachten.

Bestimmte Aspekte des Judaismus ebenso wie des Christentums als moralische Systeme - sowohl dort, wo sie übereinstimmen, als auch dort, wo sie verschieden sind - übten auf mich eine außergewöhnliche Anziehungskraft aus, andere waren mir gänzlich zuwider. Im Verlauf eines langen Lebens begegneten mir Beispiele der beiden Extreme im Judaismus. Im Talmud heißt es, daß man sich im Jenseits rechtfertigen wird müssen, wenn man die legitimen Glücksmöglichkeiten des irdischen Lebens nicht genutzt hat. Das gefällt mir. Doch der fanatische Fundamentalismus der orthodoxen Juden kann einen schaudern machen; in den Debatten über die israelische Verfassung im Jahre 1948 forderten sie

etwa, die Aussage, die Welt sei für Israel erschaffen worden, zur Grundlage der Verfassung zu machen. Die Geschichte des jüdischen Geisteslebens ist von einer untrennbaren Vermischung des gewalttätigen Dogmatismus mit der Liebe zur rationalen Argumentation, zur Gerechtigkeit und zum Streben nach Vorzüglichkeit beherrscht. Im Mittelalter beteten die Juden: Oh Herr, wir vergeben Dir Deine Sünden, wenn Du uns auch unsere vergibst. Die zeitgenössischen Legenden illustrieren eine sehr argumentative Haltung gegenüber Gott. Kurz vor der Erschaffung der Welt kamen so z.B. die Buchstaben zu Gott, die allesamt in der Schöpfung eine bedeutsame Rolle übernehmen wollten. Der arme Gott war um Antworten einigermaßen verlegen, doch sorgte er schließlich dafür, daß jeder von ihnen am Anfang irgendwelcher garstiger Wörter stand. Bloß Aleph hatte für sich keine besonderen Vorrechte in Anspruch nehmen wollen; zur Belohnung bekam er den ersten Platz im Alphabet.

Von den Legenden bezaubert und von Brutalität und Dogmatismus abgestoßen zu sein, ist keine Basis der Identifikation mit dem Judaismus. Warum bin ich mir dann dessen so intensiv bewußt, daß ich jüdisch bin? Warum war ich schokkiert, als ich erkannte, daß ich im Test zur persönlichen Identität mein Jüdischsein ausgespart hatte, wo es doch plausibel ist anzunehmen, daß nichtreligiöse Christen eine derartige Unterlassung kaum bemerken würden?

Die Antwort ist, glaube ich, darin zu suchen, daß andere mein Verhalten im Test als einen Akt der Verleugnung, als einen Tarnungsversuch, interpretieren könnten, als Bemühen, jemand zu sein, der ich nicht bin, und nicht zu sein, wer ich bin, wie dieser schwarze Junge. So muß ich also eingestehen, daß meine bewußte jüdische Identität im Gegensatz zu religiösen, nationalistischen und rassistischen Juden von meiner Umgebung definiert wird, und nicht von mir; sie ist keine erworbene, sondern eine in einer existentialistischen Leere zugeschriebene Identität. Mit solchen Zuschreibungen kann man auf verschiedene Weise umgehen. Eine davon gehört zu den weniger bewundernswerten, die selbstverleugnende Übernahme des Antisemitismus durch Juden, die Identifikation mit dem Aggressor - Karl Marx war hier ein hervorstechendes Beispiel. Ein anderer Weg besteht darin, die Begegnung mit Nichtjuden freiwillig zu meiden und dadurch inmitten von Gastgesellschaften kulturelle Ghettos zu schaffen; ein dritter ist der der Identifikation mit den Opfern der Irrationalität; ein vierter ist das Leben als authentischer Jude, wie es Sartre genannt hat, ohne Verleugnung, ohne sich abzusondern und ohne die Zuschreibung als rational zu akzeptieren. Es stellt sich also heraus, daß der Antisemitismus und nicht das Judentum das Problem darstellt.

Bevor ich von Persönlichem zu einer Erörterung des Wesens dieser Zuschreibung übergehe, muß ich zwei jüdische Eigenschaften erwähnen, die durch die Etikettierung von außen in mir hervorgebracht wurden: eine vielleicht übersteigerte Sensibilität gegenüber jeglicher Manifestation des Antisemitismus, so subtil sie auch sein mag, und eine große Vorliebe für jüdische Witze. Deren Selbstironie und zynischer Pessimismus seien hier mit je einem Beispiel illustriert. Ein

Jude und ein Nichtjude befinden sich in einem Waschraum, der Jude ohne irgendwelche Utensilien. Borgst du mir deine Seife? fragt der Jude. Ja, sagt der andere. Borgst du mir dein Handtuch? Ja. Borgst du mir deine Zahnbürste? Nein, schreit der andere. Antisemit, sagt der Jude. Und ein Witz aus den Tagen vor Hitler: Zwei reiche Juden fahren im offenen Rolls Royce durch ein Tiroler Dorf. Die Dorfbewohner beschimpfen sie als dreckige Juden und werfen mit Steinen nach dem Auto. Einer der Juden lamentiert über die historische Tragödie der Juden: Seit 2000 Jahren verfolgen sie uns, und noch heute bewerfen sie uns mit Steinen. Mach dir nichts draus, sagt der andere. Es wird kommen der Tag, da werden sie im Auto sitzen und wir werden die Steine werfen.

Nun zur Natur dieser Zuschreibung, zum Wesen des Antisemitismus. Selbstverständlich sind nicht nur Juden vom Vorurteil betroffen, in seinen brutalen oder subtilen Formen. Drei miteinander verwandte Ideologien - der Rassismus, der Nationalismus und jene organisierten Religionen, die Vorurteile predigen - haben sehr viele verschiedene Zielscheiben gefunden. Gemeinsam sind ihnen die Verklärung der Eigengruppe und als Gegenstück die Herabsetzung der Fremdgruppe. Definitionsgemäß kennt man die eigene Gruppe besser als jene der anderen; daher steht man der Vielfalt der Verhaltensweisen innerhalb der Eigengruppe tolerant gegenüber, während die Wahrnehmung der Fremdgruppe von Verallgemeinerungen und Stereotypen beherrscht wird. Für sich genommen sind Stereotype noch keine Vorurteile; sie entspringen der Ökonomie des Denkens und Urteilens, sie können positiv oder negativ sein, und niemand kommt ohne sie aus. Sie verwandeln sich in Vorurteile gegenüber Individuen oder Gruppen, wenn sie auf Beweismaterial gänzlich verzichten oder durch keinerlei Gegenbeweise zu erschüttern sind, wenn sie also irrational sind. Das antisemitische Stereotyp hat ein eigentümliches Merkmal, das den Stereotypen über Mohammedaner oder Katholiken oder Schwarze fehlt - es ist in fundamentaler Weise inkonsistent. Der Welt scheint es ebenso schwer zu fallen wie mir selbst, sich darauf festzulegen, was es heißt, jüdisch zu sein. Daher dieses "Einige meiner besten Freunde sind Juden, aber ..." Hitler machte sich diese Inkonsistenz zunutze, als er in ein und derselben Rede die Juden bezichtigte, sowohl Kapitalisten als auch Kommunisten zu sein.

Die Welt sieht die Juden als zugleich aufdringlich und abweisend, als geldgierig und theatralisch großzügig; als knauserig und verschwenderisch; als überemotional und zynisch; als ehrgeizzerfressen und arbeitsscheu; als Revolutionäre und als dogmatische Traditionalisten; als der sexuellen Ausschweifung verfallene Familienmenschen; als arrogant und unterwürfig. Es gibt keinen Zweifel, daß sich bei manchen Juden das eine oder andere dieser widersprüchlichen Stereotypen manifestiert findet, ganz wie es Nichtjuden gibt, die ähnliche Eigenschaften aufweisen. Doch als Gruppe können sie all das nicht gleichzeitig sein. Keine andere Gruppe, die unter vorurteilsbehafteten Stereotypen leidet, wird ähnlich inkonsistent beschrieben. Dieses widersprüchliche Bild kann sich auf ein wenig Beweismaterial stützen, wenn auch immer nur auf ein partielles; es

prädestiniert die Juden als Gruppe für die biblische Rolle des Sündenbocks, der die Schuld der ganzen Menschheit tragen muß.

Die Erklärung des inkonsistenten Stereotyps liegt meines Erachtens in der Geschichte der Juden, die einstmals eine gemeinsame war, bis sie ihre zweitausendjährige Wanderung über die ganze Erde hin antraten; überall waren sie Fremde und mußten sich den verschiedensten Umständen anpassen. In seiner philosemitischen *History of the Jews* verwendet Paul Johnson[2] diese erzwungene Anpassung an neue Kulturen als Grundlage einer Lamarckistischen Erklärung; seiner Auffassung nach ist die allgemeine Anpassungsfähigkeit und damit der Erfolg der Juden in der modernen Welt, die noch jedes Land, das sie aufgenommen hatte, ökonomisch, kulturell und intellektuell bereicherten, davon herzuleiten. Sein eigenes Stereotyp des erfolgreichen Juden - intelligent, moralisch, der Gerechtigkeit verpflichtet, kultiviert - ist allzu konsistent. Freilich kann man hier die großen jüdischen Namen anführen, Einstein, Freud, Rothschild, Marks and Spencer, und andere. Doch er vergißt das East End,[3] die jüdische Knochenarbeit in der amerikanischen Textilindustrie, die tausenden jüdischen Flüchtlinge der jüngeren Vergangenheit, die als namen- und erfolglose Arbeiter um das nackte Überleben kämpften, die Shylocks und Fagins[4], die das Schicksal der Juden nicht nur in der Vergangenheit hervorgebracht hat. Man kann die freiwillige Emigration als Selektionsprozeß der Unternehmungslustigen und Begabten auffassen. Doch die Juden sind niemals freiwillig ausgewandert. Fliehen mußten die Guten und die Bösen, die Aufrechten und die Erniedrigten, die Gelehrten und die Schneider. Die Aufnahme, die sie in ihren Gastländern fanden, trieb manche zu besonderen Anstrengungen an; viele wurden jedoch von ihr zermalmt.

Der Antisemitismus wurde und wird in den Dienst politischer und wirtschaftlicher Ziele gestellt. Doch keine politische Kraft könnte ihre niederträchtigen Absichten verwirklichen, wäre nicht der individuelle Geist bereit, die Botschaft aufzunehmen. Jede Form des offiziell abgesegneten Vorurteils trifft überall, wenn auch nicht immer, auf eine derartige Bereitschaft. Aus sozialpsychologischer Sicht ist das erklärungsbedürftig.

Seit vielen Jahrzehnten haben die Sozialpsychologen Vorurteile im allgemeinen und den Antisemitismus im besonderen untersucht. Eine klug ersonnene frühe Studie belegte, wie weit verbreitet allgemeine Vorurteile sind: In einer Untersuchung zur sozialen Distanz ließ Hartley die Versuchspersonen darüber Auskunft geben, ob sie die Angehörigen von ihm erfundener Gruppen ("Danierer", "Pirenäer", "Wallonier") als Nachbarn oder Klubmitglieder akzeptieren oder auch ihre Tochter heiraten lassen würden. 30 Prozent gaben an, sie hätten noch nie von diesen Gruppen gehört. Der Rest bevorzugte den Ausschluß der erfundenen Fremden.[5] In einer modernen Version wurde eine Gruppe von Buben durch Münzwurf in zwei Hälften geteilt. Beide Gruppen mußten dann Geldbeträge an die Teilnehmer des Experiments vergeben, egal, welcher Gruppe sie angehörten; bloß Selbstzuwendungen waren ausgeschlossen. Ungefähr ein Viertel faßte die Zerlegung der Gruppe durch Münzwurf als so bedeutungslos auf, wie sie war.

Der Rest bevorzugte in eindeutiger Weise die Mitglieder der eigenen Gruppe. Während die erste Studie eine allgemeine Tendenz nachwies, Fremde zurückzuweisen, belegte die zweite einen allgemeinen Hang zur Bevorzugung der eigenen Gruppe. Das Experiment ist heute ziemlich berühmt geworden; man kann es aus verschiedenen Gründen kritisieren, doch kann es vermutlich keinen Zweifel mehr daran geben, daß Menschen dazu tendieren, auf Mitglieder der eigenen Gruppe anders zu reagieren als auf Außenseiter.

Es sind niemals alle Teilnehmer an derartigen Studien, die Formen des Vorurteils gegenüber Fremdgruppen aufweisen, doch stets ist es die Mehrheit. Offensichtlich spielen individuelle Unterschiede eine Rolle; diese wurden während des Zweiten Weltkriegs in bezug auf den Antisemitismus intensiv erforscht. Drei voneinander unabhängige Ansätze förderten ein ganz ähnliches Persönlichkeitsprofil des Antisemiten zutage. Es ist dies eine sehr interessante Episode in der Geschichte der Sozialpsychologie, da das mehr oder weniger übereinstimmende Ergebnis in drei verschiedenen Ländern unter Verwendung gänzlich verschiedener Methoden und durch Leute, die sich in ihren Ideologien voneinander unterschieden, erzielt wurde.

Eine dieser Studien wurde in Kalifornien durchgeführt; Einstellungsskalen, Interviews und Lebensgeschichten lieferten ein Bild der autoritären Persönlichkeit. Das Forscherteam bestand aus Adorno, dem Mitglied der Frankfurter Schule, einer jüdischen Emigrantin aus Österreich und zwei Amerikanern.[6] Die zweite war Sartres berühmtes Porträt des Antisemiten.[7] Selbstverständlich verwendete er keine standardisierten systematischen Verfahren; er schaute hin und sah etwas. Die dritte wurde von einem Psychologen namens Jaentsch[8] in Nazideutschland durchgeführt, der vor allem mit Wahrnehmungstests arbeitete; im Gegensatz zu den beiden anderen Studien wurde hier der für alle drei Untersuchungen zentrale Persönlichkeitstypus als Annäherung an ein Ideal aufgefaßt, dem als anderes Extrem der "Gegentypus" entsprach. Alle drei Studien stimmen dahingehend überein, daß Antisemitismus und Rassismus keine oberflächlichen Meinungen darstellen, die wahr oder falsch sein können, sondern Ausdruck eines Persönlichkeitsstils sind, der alles durchdringt - die Wahrnehmung, das Denken, die Gefühle und die Einstellungen. Zentral dabei ist die Unfähigkeit, Mehrdeutigkeit zu ertragen. Damit einher gehen eine rigide Lebensgestaltung, eine Abneigung gegen die Introspektion, Antiintellektualismus, eine zustimmende Haltung zu scharf definierten sozialen Hierarchien, eine Überbetonung der Strafe als Mittel der sozialen Kontrolle, die Forderung nach sexueller Reinheit und Horror vor jeder Art von Abweichung, Autoritätsgläubigkeit und Verachtung gegenüber den Schwachen.

Selbstverständlich gibt es Unterschiede zwischen den drei Untersuchungen, doch ist die Übereinstimmung überwältigend. Einzig die kalifornische Studie ging über die Beschreibung hinaus und suchte nach einer psychologischen Erklärung. In einer Sprache, die sich dem Jargon stärker annähert, als mir lieb ist, legen die Autoren nahe, daß der fundamentale Grund für den Entwurf des Juden

durch den Antisemiten dessen persönliche Unsicherheit ist, Ungewißheit über das, was er selbst ist. Für den Antisemiten sind die Juden ein Projektionsschirm, der zur Verteidigung des Selbst dient. Wenn man in anderen haßt, was in einem selbst nicht stimmt, dann schafft man sich in den Augen der Welt ein Alibi. Das beste Versteck des Diebes ist in der Menge, wo er schreit: "Haltet den Dieb!" Es gibt eine sogar noch primitivere Reaktion, die sich aufgrund ihrer vorgeblichen kollektiven Eigenschaften gegen die Juden richtet: den Neid.

Wenn Neid und Projektion tatsächlich die dem Antisemitismus zugrundeliegenden Prozesse sind, dann gibt es nur geringe Aussichten, daß er jemals beseitigt werden kann. Zumindest kann ich mir keine Welt vorstellen, aus der all die psychologischen Schwächen, denen der Antisemitismus als schwache Krücke dient, verschwunden sind, und auch keine Welt, in der es keine Juden mehr gibt. Wenn es den Juden nicht gäbe, dann müßte ihn der Antisemit jedenfalls erfinden.

Was heißt es nun, jüdisch zu sein, im Licht all des Gesagten? Zugestandenermaßen habe ich gelegentlich religiöse und zionistische Juden beneidet, die auf eine solche Frage eine Antwort parat haben; doch kann ich mich ihnen nicht anschließen. Für mich bedeutet es - und heutzutage vor allem im Hinterkopf - drei Dinge: Erstens, daß es dort draußen Gefahren gibt, deren Wirken mich tief verletzen könnte. Zweitens bedeutet es auch die Einsicht, daß die Schwächen des Antisemiten nicht auf ihn beschränkt sind; daß an ihnen auch Juden leiden können und daß die Vermeidung nichtjüdischer Kontakte daher keinesfalls "Sicherheit" verleiht. Schließlich - und vielleicht ist das am wichtigsten - erinnert es an die Grenzen des Rationalen im eigenen Leben: daran, daß Haß, Feindseligkeit und Irrationalität zumindest so mächtig sind wie Liebe und Toleranz, in anderen und vielleicht auch in uns selbst.

Methodologie und Theorie

Überlegungen zu "Marienthal"

Soziologische und psychologische Forschung wurde in den letzten Jahren immer wichtiger. Das mag mit der raschen Entwicklung der modernen Gesellschaft zusammenhängen, die es schwierig macht, diese Wandlungsprozesse und ihre Konsequenzen zu verstehen, ohne dabei auf entsprechende wissenschaftliche Untersuchungen zurückzugreifen. Zum Glück hat uns die Entwicklung der psychologischen und soziologischen Forschung ein reichhaltiges Bündel von Methoden zur Verfügung gestellt, die in erfolgversprechender Weise auf zeitgenössische Probleme angewendet werden können. Solche Methoden müssen immer auf die jeweilige Problemstellung abgestimmt werden. Wie in den Naturwissenschaften ist auch in den Sozialwissenschaften methodische Präzision von überragender Bedeutung; und die Behauptung, sie sei in den Sozialwissenschaften noch wichtiger, wäre nur allzu verzeihlich, da sich diese mit einem Gegenstandsbereich konfrontiert sehen, der nicht neutral ist. Da wir selbst Mitglieder der Gesellschaft sind und ihre Probleme in unserem alltäglichen Leben erfahren, neigen wir allesamt dazu, unsere jeweiligen Vorurteile in den Forschungsprozeß einzubringen. Wenn es nicht möglich ist, diese Verzerrungen durch die Präzisierung der Methode auszuschalten, sollten wir vor Beginn einer konkreten Untersuchung doch zumindest unsere "persönliche Gleichung" in Erfahrung bringen und in der praktischen Forschungsarbeit nach Verfahren suchen, die dazu beitragen können, den Einfluß persönlicher Neigungen soweit wie möglich zu eliminieren. Das ist einer der Gründe, warum ich glaube, daß meine Erörterung von Ideen zur soziologischen und psychologischen Forschung sich vor allem mit Methodenfragen auseinandersetzen sollte. Ein anderer Grund ist darin zu suchen, daß in den Sozialwissenschaften viele Methoden noch keine allgemeine Anerkennung gefunden haben. Die Definition einer Problemstellung und die Entwicklung der Methoden, um dieses Problem zu untersuchen, gehen oft Hand in Hand.

Im folgenden werde ich einige Beispiele aus den Untersuchungen der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle in Wien verwenden, die ich einige Jahre lang geleitet habe. Ich werde auch Beispiele von Methoden und Ergebnissen aus der Marienthal-Studie[1] heranziehen, die ich im Jahr 1932 durchgeführt habe.

Zunächst einige Details aus dieser Untersuchung. Marienthal ist ein Dorf in der Nähe von Wien mit ungefähr 1500 Einwohnern. Es gab dort einen einzigen Industriebtrieb, eine Textilfabrik, die ungefähr 1200 Arbeiter aus Marienthal und den umliegenden Dörfern beschäftigte. Zum Zeitpunkt unserer Untersuchung stand die Fabrik seit zwei Jahren still, und das ganze Dorf, mit Ausnahme einiger Beamter und Geschäftsleute, war arbeitslos. Zweck unserer Studie war es, die

Ursprünglich als "Some ideas on social and psychological research" in *The Sociological Review*, 30. 1938: 63-80 erschienen.

Auswirkungen der Langzeitarbeitslosigkeit zu untersuchen. Unser Team bestand aus ungefähr zehn Mitarbeitern, darunter Ärzte, Turnlehrer und Mitglieder der verschiedenen politischen Gruppierungen; alle hatten eine Ausbildung als Sozialforscher genossen. Die Feldphase dauerte sechs Monate. Das allgemeine Forschungsergebnis bestand im Nachweis, daß Arbeitslosigkeit zu einer resignativen Haltung des Individuums und seiner Familie führt und das Gemeinschaftsleben zum Erliegen bringt.

Eines der ersten methodischen Probleme bei derartigen Untersuchungen betrifft die Frage, wie man sich den Individuen oder den Gruppen, die den Untersuchungsgegenstand bilden, nähern soll. Es gibt natürlich zwei verschiedene Ansätze: Man kann die betroffenen Individuen oder Gruppen darüber informieren, daß man ihnen mit bestimmten forscherischen Absichten gegenübertritt, oder man kann ihnen diese Information auch vorenthalten. Volkszählungen und offizielle Untersuchungen des Haushaltsbudgets pflegen ihre Zielsetzung im allgemeinen nicht zu verbergen. Die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle in Österreich führte zahlreiche Marktforschungsstudien durch.[2] Bei diesen Untersuchungen wurde vor Beginn des Interviews stets deren Zielsetzung erläutert. Doch das Marienthal-Team mußte den anderen Weg nehmen. Dort galt das Prinzip, daß sich kein Mitglied gegenüber den Arbeitslosen als Feldforscher deklarieren sollte. Einige von uns waren als Mitarbeiter der offiziellen Winterhilfe beschäftigt. Andere übernahmen verschiedene Funktionen innerhalb der örtlichen Gemeinde. Es gab zwei Gründe, die für diese Vorgangsweise sprachen. Zunächst bestand die Gefahr der bewußten Irreführung durch die Bewohner von Marienthal; aus Furcht, sich irgendwelche administrativen Konsequenzen einzuhandeln, hätten sie versuchen können, bestimmte Einzelheiten ihrer Einstellung gegenüber der Arbeitslosigkeit vor uns verborgen zu halten. Jedenfalls wäre wohl eine allgemeine Atmosphäre des Mißtrauens entstanden. Darüber hinaus - und das erschien uns am wichtigsten - hielten wir es für unmöglich, diese Menschen, denen die Arbeitslosigkeit eine derartig unmittelbare und schreckliche Erfahrung bedeutete, wissen zu lassen, daß ihr Elend den Gegenstand unserer Untersuchung bilden sollte. Tatsächlich gab es noch einen weiteren Grund, warum wir unsere Forschungstätigkeit durch praktische Aktivitäten tarnten: Daß wir den Arbeitslosen zumindest in gewissem Ausmaß helfen konnten, war eine Rechtfertigung unserer Forschungsaktivitäten, die wir selbst am dringendsten benötigten.

In Polen verfiel man auf einen anderen Plan, um die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit zu untersuchen.[3] Als Gegenleistung für die von Arbeitslosen geschriebenen eigenen Lebensgeschichten wurde ein hoher Geldpreis ausgesetzt. Über 300 Lebensgeschichten wurden eingeschickt, die sich als sehr interessantes Datenmaterial herausstellten. Doch wenn ich diese Lebensgeschichte lese, kann ich mich des Gefühls nicht erwehren, daß die Schreiber ihre Biographien mit den schrecklichsten und erbarmungswürdigsten Details ausgestattet haben, weil sie diese für besonders eindrucksvoll und am geeignetsten hielten, den Preis zu gewinnen.

In manchen Fällen muß man die beiden Ansätze kombinieren. Der Versuch dazu wurde in einer österreichischen Untersuchung über die körperliche Züchtigung von Kindern unternommen. Das Forschungsfeld bildeten 100 Familien der Mittelschicht. In der ersten Phase des Projekts verbrachten die Feldforscher einen ganzen Tag im Heim der ausgewählten Familien, ohne die Zielsetzung ihrer Beobachtungen zu enthüllen. Das Ergebnis war, daß nur 15 Prozent der Familien gänzlich auf die körperliche Züchtigung ihrer Kinder verzichteten. Nach Verlauf mehrerer Wochen wurden in der zweiten Phase die Mütter von denselben Feldforschern interviewt; dabei wurde ihnen mitgeteilt, daß man sich im Zuge einer wissenschaftlichen Untersuchung für ihre Einstellung gegenüber der körperlichen Züchtigung von Kindern interessiere. Fast 90 Prozent erklärten, daß sie strikt dagegen wären. Die Verbindung der beiden Ansätze erhellte den Unterschied zwischen der bewußten und intellektuell fundierten Einstellung und dem tatsächlichen Verhalten; so entstand ein Forschungsergebnis, das per se interessant ist und zur Vorsicht gegenüber jenen Fällen mahnt, in denen nur eine der beiden Methoden verwendet wird.

Hat man sich einmal für verdeckte Forschungsmethoden entschieden, dann ist die in Marienthal gewählte Vorgangsweise nur eine von vielen. Recht bekannt ist Le Plays Methode geworden, für geraume Zeit in einer Familie zu leben.[4] Dadurch bietet sich die Gelegenheit zur Beobachtung zahlreicher Einzelheiten, die ansonsten verborgen geblieben wären. Man kann auch einen Zugang zu den Individuen oder Gruppen, für die man sich interessiert, gewinnen, indem man an ihrem Arbeitsalltag in der Fabrik teilnimmt.[5] Es ist dies eine hervorragende Methode, um Eindrücke zu sammeln; wenn sie allerdings das einzige Mittel der Datengewinnung darstellt, ist die Gefahr der Einseitigkeit und Subjektivität sehr groß.

Die teilnehmende Beobachtung sowohl am Familienleben als auch am Arbeitsalltag der zu untersuchenden Personen hat einen weiteren großen Nachteil. Diese Methoden sind schwieriger anzuwenden, wenn sie nicht an die Arbeiterklasse, sondern an eine wohlhabende Klasse herangetragen werden; auch letztere stellen passende und notwendige Forschungsgegenstände dar. Eine Untersuchung von Klassenunterschieden - ihres Wesens, ihrer Auswirkungen, ihrer Beziehung zum Bildungssystem, usw. - müßte sich mit den Oberschichten ebenso befassen wie mit den Arbeiterschichten. Bei Angehörigen der Oberschicht würde man wahrscheinlich feststellen, daß sie - bewußt oder unbewußt - dazu tendieren, ihre fundamentalen Einstellungen zu verbergen; dies würde die Entscheidung nahelegen, ihnen den Untersuchungszweck vorzuenthalten. Dann wären Mittel und Wege zu finden, an ihrem Arbeits- und Familienleben teilzunehmen. Im Falle ihres Arbeitslebens bildet sein hochspezialisierter und technischer Charakter ein Hindernis. Um Seite an Seite mit einem Bankdirektor, einem Rechtsanwalt oder einem hochqualifizierten Ingenieur zu arbeiten, sind besondere Qualifikationen erforderlich. Es wäre allerdings wohl nicht unmöglich, einen Zugang zum Familienleben dieser Personen zu finden, der Aufschlüsse über den Druck der Klassendistinktionen liefern könnte; so wäre es vielleicht zielführend, als Hausmädchen

einer wohlhabenden Familie zu arbeiten. Allgemein können wir jedenfalls festhalten, daß der Zugang zu einem Forschungsfeld stets vom Forschungsgegenstand abhängt. Je stärker er die Emotionen berührt und je näher er der persönlichen Erfahrung ist, desto besser ist es, einen indirekten Zugang zu wählen.

Man muß sich zusätzlich vor Augen halten, daß die gegenwärtige Beschaffenheit unseres Forschungsfeldes eine Stufe einer historischen Entwicklung darstellt, die die Vergangenheit und die Zukunft in sich schließt. Die Notwendigkeit einer historischen Sichtweise wurde von Max Weber in seinen Untersuchungen über die Lage der Landarbeiter theoretisch und praktisch hervorgehoben.[6] Diesem dynamischen Aspekt wurde in der Marienthal-Studie folgendermaßen Rechnung getragen: Wir informierten uns über die Geschichte des Dorfes und sprachen mit Gemeindevertretern und Arbeitslosen; dadurch gewannen wir ein sehr lebendiges Bild davon, wie die Leute vor dem Hereinbrechen der allgemeinen Arbeitslosigkeit und auch in den zwei Jahren anhaltender Arbeitslosigkeit vor dem Beginn unserer Untersuchung gelebt hatten. Indem wir derart die Vergangenheit einbezogen und mit der Gegenwart verglichen, gelangten wir zu einem Verständnis für die Schockwirkung der Arbeitslosigkeit, etwas, das uns ansonsten entgangen wäre. Als die Fabrik zusperrte, wurden die Arbeiter plötzlich aus ihrem gewohnten Alltagstrott in Marienthal gerissen und in Abgründe der Unsicherheit und der Verzweiflung gestürzt. Dadurch wurden ihre Aktivitäten in einem Ausmaß eingeschränkt und ihr Lebensstandard auf eine Weise gesenkt, die weit über das hinausgingen, was aufgrund der tatsächlichen Einschränkung ihrer damaligen Mittel erforderlich gewesen wäre. Die Geschäftsbücher des wichtigsten Lebensmittelhändlers, in die wir Einblick nehmen konnten, zeigten die Schockwirkung der Arbeitslosigkeit in aller Deutlichkeit: Als die Fabrik stillgelegt wurde, fiel der Nahrungsmittelkonsum sofort auf das niedrigste Niveau seit Jahren. Nach einigen Wochen begann er wieder zu steigen. Der Theater-, der Fußball-, der Gesangs- und der Turnverein stellten plötzlich ihre Aktivitäten ein. Doch ein Jahr darauf, als sich die wirtschaftliche Situation noch verschlechtert hatte, die Ersparnisse aufgebraucht waren und die Arbeitslosenunterstützung gesenkt worden war, nahmen diese Vereine ihre Tätigkeit wieder auf. Die Menschen hatten begonnen, sich an den Zustand der Arbeitslosigkeit anzupassen. Während des zweiten Jahres waren die Lebensumstände der Dorfgemeinschaft in vieler Hinsicht besser, als sie unmittelbar nach dem Einsetzen der Arbeitslosigkeit gewesen waren.

Diese historische Methode sollte nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Zukunft einbeziehen, obwohl das oft vergessen wird. Wir stellten uns daher oft die Frage, was aus diesen Arbeitslosen werden sollte und wie ihre Zukunft aussehen würde. Wir dachten dabei nicht an einen Wandel der wirtschaftlichen oder ökonomischen Bedingungen, der die Einstellung der Öffentlichkeit gegenüber der Arbeitslosigkeit und den Arbeitslosen verändern würde. Wir hatten festgestellt, daß unter den *existierenden* Bedingungen die Haltungen der Arbeitslosen auf einem Kontinuum angeordnet werden konnten, das von völliger Apa-

thie bis zu einem ungebrochenen Optimismus reichte. Wir hatten den Eindruck, es gäbe einen Zusammenhang zwischen diesen Haltungen und der Höhe der Arbeitslosenunterstützung pro Konsumeinheit. In der ungebrochenen Gruppe betrug der Durchschnitt 34 Schilling pro Monat, ein Wert, der bis zur apathischen Gruppe, wo er 19 Schilling betrug, stetig sank. Da wir wußten, daß aufgrund des österreichischen Arbeitslosenversichungsrechts diese Unterstützungszahlungen in allen Fällen sinken würden, glaubten wir, die zukünftige Entwicklung vorhersehen zu können: eine weitere Abnahme bei den wenigen noch Hoffnungsvollen, eine Zunahme bei den Gruppen weiter unten, bis schließlich mehr und mehr Betroffene in die apathische Haltung versanken. Als wir diesen Trend identifizierten, hatten wir allerdings ein neues und wichtiges Merkmal der Situation übersehen, nämlich unseren eigenen Einfluß. Unsere Studie machte die Öffentlichkeit auf Marienthal aufmerksam, neue Unterstützungs- und Arbeitsprogramme wurden eingerichtet, sodaß sich schließlich die wirtschaftliche Situation des Dorfes besserte.

Dies belegt die Schwierigkeit sozialer Prophezeiungen. Eine andere Schwierigkeit liegt in der Beziehung zwischen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Institutionen einerseits, menschlichen Ideen und Ideologien andererseits. Es ist sicherlich so, daß ökonomische Faktoren Ideologien beeinflussen; doch wenn sich ökonomische Faktoren verändern, sind die Leute im allgemeinen noch so tief in jenen Denkgewohnheiten verwurzelt, die sie in der früheren ökonomischen Situation erworben haben, daß sie diese Gewohnheiten nicht sofort ablegen können. Sie versuchen, die neue Situation in gewohnter Weise zu bewältigen, bis sie die Kollision mit der Wirklichkeit zur Umkehr zwingt. So findet man z.B. im von Peter Scott in Südwales organisierten Produktionsprogramm zur Deckung des Eigenbedarfs - wo nur zum Zweck der Befriedigung der eigenen Bedürfnisse und jener der anderen Teilnehmer des Programms gearbeitet wird und wo es keinen privaten Profit gibt - Männer, die gegenüber den Organisatoren eben jene Haltung einnehmen, die sie in früheren Tagen gegenüber ihren kapitalistischen Arbeitgebern bewiesen haben.[7] Welche Elemente vergangener Ideologien in die Gegenwart und Zukunft übernommen und welche vernachlässigt werden, ist eine Frage, die erst im Detail erforscht werden muß.

Statistische Verfahren haben sich in der Sozialforschung in einem Ausmaß durchgesetzt, daß es sich erübrigt, hier darauf einzugehen. Der Sozialforscher muß sich jedoch häufig mit der Beziehung zwischen den im Feld gewonnenen individuellen Daten und den ihm zur Verfügung stehenden statistischen Daten auseinandersetzen. Ein Einzeldatum kann sich im Verlauf einer Studie als außergewöhnlich bedeutsam erweisen. Es kann als induktive Idee fungieren, die der Sammlung weiteren Materials die Richtung weist, oder auch eine ganze Situation blitzartig erhellen. Eine Illustration des Sachverhalts können wir der bereits erwähnten Marktforschung entnehmen. Auf dem österreichischen Markt für Bleistifte gab es zwei führende Marken, die sich im Preis überhaupt nicht und in der Qualität kaum unterschieden. Der Absatz der Marke A sank beständig, jener der

Marke B nahm zu. Merkwürdig war nur, daß die Marke A den bei weitem besseren Ruf hatte. Die Leute sprachen mit Begeisterung über sie, doch sagten sie uns, die Zeiten seien zu schlimm, um sich einen solchen Bleistift leisten zu können. Dies erklärte allerdings nicht die Absatzsteigerung der anderen Marke. Des Rätsels Lösung fanden wir bei der Lektüre eines Interviewprotokolls. Die befragte Person hatte angegeben: "Ich würde gerne Marke A verwenden, doch würde das sicherlich 1 Schilling 50 kosten." Tatsächlich lag das um 50 Prozent über dem wirklichen Preis. Plötzlich war uns die Situation klar: Die Hersteller der Marke A hatten stets in sehr überzeugender Weise für die Qualität ihres Produkts geworben, dessen Preis aber nie erwähnt; dadurch hatte es eine allzu gute Reputation erworben. Da es jedermann für erstklassig hielt, wurde sein Preis allgemein überschätzt. Wir erstellten einen sehr einfachen Fragebogen, der auch die Vorgabe enthielt: "Was kostet die Marke A ihrer Auffassung nach, und was die Marke B?" Die Ergebnisse zeigten, daß wir mit unseren Vermutungen recht hatten.

Der Marienthal-Studie können wir ein weiteres Beispiel für die Bedeutsamkeit individueller Daten entnehmen. Es war eines unserer Untersuchungsziele, die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit der Eltern auf ihre Kinder festzustellen. Ein Einzelfall vermittelte uns eine erste Vorstellung von diesen Auswirkungen; allem Anschein nach war sogar die Lebenseinstellung der Kinder von Resignation bestimmt. Dieser Einzelfall war der Schulaufsatz eines zwölfjährigen Buben. Das Thema war "Was ich werden möchte," und er hatte geschrieben: "Ich will ein Flieger, Unterseebootskapitän oder ein Indianerhäuptling werden. Aber ich fürchte, es wird sehr schwer sein, einen guten Posten zu finden." Er sah sich also sogar in seinen Tagträumen als arbeitslos, wie sein Vater. Das war verblüffend, doch es hätte eine Ausnahme darstellen können; wir konnten daraus keine Schlußfolgerung ableiten. Wir mußten den statistischen Nachweis einer resignierten Einstellung der Kinder von Marienthal liefern. Die Aufsätze der anderen Schüler zum selben Thema wurden untersucht, doch sie erwiesen sich nicht als sonderlich hilfreich; sie waren realistischer als der zitierte, und sie enthielten nichts, was auf die Phantasiewelt jener, die sie verfaßt hatten, schließen ließ. Man mußte daher eine andere Gelegenheit abwarten.

Diese ergab sich, als Weihnachten kam. Die Kinder der Arbeitslosen von Marienthal besuchten die Schule im Nachbardorf, wo sie mit Kindern, deren Eltern beschäftigt waren, gemeinsam in der Klasse waren. Kurz vor Weihnachten ersuchten wir den Lehrer, der die älteren Kinder unterrichtete, sie Aufsätze zum Thema "Was ich mir zu Weihnachten wünsche" schreiben zu lassen. Die so zum Ausdruck gebrachten Wünsche wurden dann aufgrund einer einheitlichen Skala, die von Experten unter Bezug auf das aktuelle Preisniveau erstellt wurde, in Geldwerte übersetzt. Die Durchschnittskosten pro Kopf betrugen bei den Kindern arbeitsloser Eltern in Marienthal 12 Schilling, bei den Kindern beschäftigter Eltern der umliegenden Region 36 Schilling. Beide Summen überstiegen das finanzielle Leistungsvermögen der Eltern bei weitem. Sie gehörten der Welt der Phantasie an. Doch der Unterschied zwischen ihnen lieferte den allgemeinen Nach-

weis, daß die Kinder der arbeitslosen Eltern von einer resignierten Haltung erfaßt waren. So wurde die Stoßrichtung unserer Untersuchung der Auswirkungen der elterlichen Arbeitslosigkeit auf die Kinder von einem einzigen Fall bestimmt.

Die Wissenschaftsgeschichte legt nahe, daß das einzelne Datum - z.B. Newtons Apfel - im Entdeckungsprozeß eine wichtige Rolle gespielt hat. Eine Methode, durch die derartige bedeutsame Daten in einfacher Weise identifiziert werden könnten, würde sich daher als äußerst nützlich erweisen. Zur Zeit beruht dieses Erkennen des Bedeutsamen auf einer Fähigkeit, die üblicherweise nicht als wissenschaftlich aufgefaßt wird - auf "Intuition." Das eigene Verfahren, zu einer Intuition zu gelangen, die als weitgehend evident erscheint, kann nicht so ohne weiteres untersucht oder reproduziert werden. Vielleicht hat der Prozeß etwas mit dem unbewußten Gedächtnis zu tun: Was man jetzt sieht, wird mit etwas Vergessenem verknüpft. In der Sozialforschung mögen solche Intuitionen mit der Sympathie zu tun haben, die man dem Forschungsgegenstand entgegenbringt. Diese Sympathie befähigt dazu zu empfinden, wie der andere empfinden würde, sich in ihn hineinzuversetzen und zu verstehen, wie seine Erfahrungen zum Ausdruck kommen. Ganz sicherlich kann diese Form der Intuition nicht gelehrt werden. Zweifellos kann sie jedoch unterstützt werden, indem der Feldforscher seinem Gedächtnis verläßliche Information über alle Angelegenheiten, die sein Forschungsthema berühren, hinzufügt. Auch kann Intuition nicht dadurch ersetzt werden, daß man von jedem kleinen Detail berichtet, wie es z.B. die Mass Observation[8] in diesem Land anzustreben scheint. Deren zweite Veröffentlichung[9] enthält ganz gewiß eine Anzahl von Details, die sich als individuelle Daten erweisen mögen, die zu induktiven Ideen im erörterten Sinn führen könnten. Doch diese Details im Buch vorzufinden, stellt den Leser vor ein kaum geringeres Problem, als wenn er ihnen im Leben selbst gegenübersteht, denn die Autoren haben keinen Versuch gemacht, zwischen dem Bedeutsamen und dem Bedeutungslosen zu unterscheiden.

Allerdings können wir zumindest unsere Projektteams so organisieren, daß eine Atmosphäre entsteht, die die Entstehung von Sympathie gegenüber Individuen oder Gruppen begünstigt und so der Intuition den Weg bereitet. In Marienthal hielten wir es für notwendig, Vertreter aller politischer Parteien, die es im Dorf gab, von den Nazis bis zu den Kommunisten, in unserem Forschungsteam vertreten zu haben. Sie nahmen an politischen Aktivitäten teil, und dies erwies sich als ein gangbarer Weg, einen engen Kontakt zur Bevölkerung herzustellen.

Die Intuition bringt jedoch eine große Gefahr mit sich - wenn der Beobachter persönlich voreingenommen ist, kann er gänzlich in die Irre geführt werden. Um dem entgegenzuwirken, muß jede Intuition statistisch und objektiv getestet werden. Auch kann es sich als sehr nützlich erweisen, Intuition anhand der Ideen der anderen Mitarbeiter zu überprüfen.

Es wäre sehr günstig, könnten wir unsere Intuitionen auch experimentell testen und weiterentwickeln. In gewissem Ausmaß ist dies möglich. Wir können einige wenige Details einer komplexen wirtschaftlichen und sozialen Struktur

experimentell verändern und ganz bestimmte Ergebnisse erzielen. Bei einer unserer Marktanalysen mußten wir herausfinden, ob Wiener Hausfrauen - angesichts ihrer derzeitigen Erziehung, ihrer traditionellen Verhaltensweisen, ihrer Geschicklichkeit etc. - mehr Kaffee konsumieren würden, wenn er in Pulverform oder wenn er in gepreßter Form auf den Markt kam. Die Lösung des Rätsels wurde durch die intuitive Idee eines unserer Mitarbeiter gefunden; die Idee wurde dann durch ein Experiment, an dem 500 Hausfrauen teilnahmen, bestätigt.

Geht es allerdings um ein Experiment, das sich auf globale Veränderungen gesellschaftlicher und ökonomischer Institutionen, kultureller Traditionen etc. bezieht, dann können wir uns unüberwindlichen Schwierigkeiten gegenübersehen. Wir sprechen legitimerweise vom "russischen Experiment" in Rußland oder vom "Roosevelt-Experiment" in den Vereinigten Staaten. Sie unterscheiden sich von Laborexperimenten durch die Absichten jener, die sie durchführen. Sie sind nicht als Gegenstände der Forschung konzipiert; sie sind ganz und gar real. Das soll die Sozialwissenschaft nicht davon abhalten, die sich dadurch eröffnenden Gelegenheiten zu nutzen oder auch ganz allgemein jedes der großen historisch bedingten Experimente zum Gegenstand intensiver Forschungen zu machen. In diesem Sinn könnte man auch die Situation in Marienthal als Experiment auffassen, und viele der hier in England veranstalteten Unterstützungsprogramme zugunsten der Arbeitslosen könnten ebenfalls als gesellschaftliche Experimente untersucht werden. Wie bei anderen Formen der bewußten Gesellschaftsorganisation können solche Experimente nur dann eine wissenschaftliche Bedeutung haben, wenn sie auf ein konkretes Ziel gerichtet sind. Nur so können sie wirklich und lebendig werden.

In einem Artikel über soziologische und psychologische Forschung darf zwar die Fragebogenmethode nicht unerwähnt bleiben, doch würde eine Erörterung ihrer technischen Aspekte zu weit führen. In Österreich stellten wir fest, daß wir mit einer modifizierten Form der Fragebogenmethode sehr gute Erfolge erzielen konnten. Der Fragebogen wurde als Interviewerbehelf verwendet; er wurde nicht in der Absicht entwickelt, ihn dem Interviewten zu überreichen, sondern als Leitfaden für geschulte Interviewer, die den Fragebogen nach der Durchführung des Interviews selbst auszufüllen hatten. Die Vorteile dieser Methode lagen darin, daß bei der Interpretation der Fragen Mißverständnissen vorgebeugt wurde und daß bei den Befragten eine persönliche Einstellung gegenüber einem persönlichen Interviewer entstand. Darüber hinaus stellten wir fest, daß die Leute oft nicht wissen, wie sie sogar eine sehr einfache Frage beantworten sollen. Der Interviewer muß ihnen dabei behilflich sein, sich über ihre Ideen klar zu werden.

Hinsichtlich von Fragebögen, die von den untersuchten Personen ohne die Hilfe eines Interviewers ausgefüllt werden, besteht allgemeine Übereinstimmung, daß sie begrenzt, einfach und dem intellektuellen Niveau der Befragten angepaßt sein müssen. Doch sogar derart einfache Fragebögen können Mißtrauen hervorrufen oder auf gänzliches Desinteresse stoßen. Wie können wir diese Schwierigkeiten überwinden? Meines Wissens hat hier in England vor kurzem eine Prü-

fung von Prüfungen stattgefunden. Der nächste Schritt wäre da wohl ein Fragebogen über Fragebögen.

Die Datensammlung ist nur ein Teil der Forschungsarbeit. Der andere besteht in der Anordnung der Daten zum Zweck der Darstellung und Interpretation. Hierin wird der Unterschied zwischen der Haltung des Sozialforschers und der gewöhnlichen unwissenschaftlichen Haltung gegenüber sozialen Phänomenen deutlich. Aus unwissenschaftlicher Perspektive werden nicht die Einzeldaten wahrgenommen, sondern ganzheitliche und schlecht abgegrenzte Phänomene, die vom Beobachter emotional besetzt sind. Der Sozialwissenschaftler muß hingegen eine spezielle Anstrengung unternehmen, ein soziales Phänomen zu deuten, indem er es in getrennte Elemente zerlegt. Und wenn dieser Prozeß der Zerlegung abgeschlossen ist, muß die Integration beginnen. Der Sozialforscher muß eine Synthese errichten, die übrigens das wissenschaftliche Korrektiv zum voreingenommenen Bild der Gesellschaft darstellt, wie es sich der unwissenschaftlichen Perspektive und auch dem Sozialforscher in seinen unwissenschaftlichen Momenten darbietet.

In Marienthal war unser hauptsächliches synthetisches Ergebnis die Klassifikation der Arbeitslosen, die ich bereits erwähnt habe. Um dies etwas systematischer festzuhalten: Es gelang uns, vier verschiedene Haltungen zu identifizieren - die ungebrochene, die resignierte, die verzweifelte und die apathische. Folgende Kriterien wurden verwendet, um die Familien diesen Typen zuzuordnen.

Für die seelisch ungebrochenen Familien: Der Haushalt wird ordentlich versorgt, bestimmte materielle und kulturelle Bedürfnisse bestehen weiter, und es gibt auch Versuche, diese zu befriedigen; die Kinder werden ordnungsgemäß betreut; die Familienmitglieder sind persönlich ausgeglichen, und es gibt Pläne und Hoffnungen für die Zukunft; die Familie wirkt allgemein vital, und es wird beharrlich Arbeit gesucht.

Für die resignierten Familien: Ein geordneter Haushalt, die Kinder werden versorgt, ein gewisses Ausmaß an Vitalität; aber es fehlen Pläne für die Zukunft oder auch das bloße Interesse daran; es herrscht Hoffnungslosigkeit, und alle Bedürfnisse, die über den Haushalt selbst hinausreichen, werden auf ein Minimum reduziert.

Für die verzweifelten Familien: Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit; das Gefühl, alle Anstrengungen wären vergebens, sodaß auch keine Versuche unternommen werden, Arbeit zu finden oder die eigenen Lebensbedingungen zu verbessern; häufig werden Vergleiche mit vergangenen besseren Zeiten angestellt.

Für die apathischen Familien: Ein zielloses Dahinvegetieren; Wohnung und Kinder sind ungepflegt und vernachlässigt; keine Verzweiflung, sondern Trägheit; keine Hoffnungen, keine Pläne; in den Familien gibt es oft Streit, manche Mitglieder stehlen und betteln.

Wir mußten große Mengen von elementaren Daten sammeln, um in der Lage zu sein, die Familien den einzelnen Typen zuzuweisen; die Kombination dieser

Daten lieferte ein konsistentes Schema, und gestattete es, unsere Befunde in adäquater Form darzustellen und mit anderen Daten zu vergleichen. Wir konnten daher die bereits erwähnte Korrelation zwischen den Haushaltstypen und der Höhe der Arbeitslosenunterstützung feststellen und Aussagen über die wahrscheinliche zukünftige Entwicklung treffen.

Die Erwähnung der Kriterien, die wir zur Abgrenzung der vier Haltungstypen verwendet hatten, wirft ein Licht auf die Richtungskämpfe zwischen den verschiedenen psychologischen Schulen. Vor einigen Jahren charakterisierte Karl Bühler die gegenwärtige Krise der Psychologie,[10] indem er darauf hinwies, daß sich jede der Schulen auf einen bestimmten Aspekt der Psychologie spezialisiert hatte. Diese Spezialisierung war seiner Meinung nach das Ergebnis der verschiedenen Wurzeln der Psychologie. Bühler unterscheidet drei Aspekte der Psychologie: den introspektiven, den behavioristischen und den geisteswissenschaftlichen, wie er sie nannte. Den introspektiven führte er auf Augustinus zurück, den behavioristischen auf die psychologischen Ideen von Aristoteles und den geisteswissenschaftlichen auf Plato. Der geisteswissenschaftliche Zugang lenkt seine Aufmerksamkeit weder auf die innere Erfahrung noch auf das äußere Verhalten, sondern auf deren Ergebnisse, wie sie sich in der Welt manifestieren und unabhängig vom Individuum existieren.

Karl Bühler meint, die moderne Psychologie sollte bei jedem zu untersuchenden Thema die drei verschiedenen Aspekte kombinieren. Er illustrierte diese Vorgangsweise durch seine Analyse der Sprache als psychologisches Problem.[11] Jeder der drei Aspekte liefert nur eine Teilerklärung des Phänomens der Sprache. Die introspektive Psychologie kann nur die persönliche Erfahrung sehen, den Weg, wie Gedanken und Gefühle in Worte übersetzt werden, um sie anderen mitzuteilen. Der Behaviorist sieht nur die äußere Sprechhaltung; er kann uns auch sagen, welche physiologischen Mechanismen dem Sprechen zugrundeliegen. Die geisteswissenschaftliche Psychologie betrachtet die Sprache als von Menschen isoliertes, getrenntes und unabhängiges Phänomen. Sie befaßt sich mit der Bedeutung der Entwicklung sprachlicher Formen, der Grammatik, mit dem Wandel von Wortbedeutungen, usw. Nur die Kombination aller drei Aspekte kann ein wirkliches und vollständiges Verständnis der menschlichen Sprache hervorbringen. In Marienthal hatten wir versucht, eine Verbindung der drei Aspekte zu verwenden. Bei der Analyse der Haltungstypen gehörten daher Aussagen über Hoffnungen und Pläne zum introspektiven Aspekt; die Arbeitssuche und die Versorgung des Haushalts wird in behavioristischen Aussagen beschrieben; während Aufzeichnungen über den Zustand der Wohnungen und den der Kinder als Ausdruck der elterlichen Haltung geisteswissenschaftliche Aussagen darstellen.

Es sollte auch eine ernstzunehmende Gefahrenquelle erwähnt werden, der sich jede sozialwissenschaftliche Untersuchung gegenübersieht, nämlich die Versuchung, zu vorschnellen Schlußfolgerungen zu gelangen. Ich fürchte, daß wir ihr in Marienthal nicht gänzlich widerstanden haben. Als wir die Höhe der Arbeits-

losenunterstützung und die Haltungstypen in Beziehung setzten, überwältigte uns das Resultat durch seine Einfachheit und Allgemeinheit; und zwar in einem Ausmaß, daß wir übersahen, daß die der Korrelation zugrundeliegenden Unterstützungsbeträge lediglich Durchschnitte waren und daß es viele Familien gab, die sich nicht gänzlich in das Schema einordnen ließen, wenn man die Unterstützung, die ihnen tatsächlich ausbezahlt wurde, in Betracht zog. Dieser Lapsus hinderte uns daran, die Untersuchung weiter voranzutreiben. Wäre dies geschehen, hätten wir wohl mehr über eine unserer zentralen Fragestellungen in Erfahrung gebracht - das Problem der Verzahnung sozialer und persönlicher Faktoren bei der Reaktion von Individuen auf eine bestimmte Situation. Meines Wissens hat eine Arbeitslosenuntersuchung, die derzeit vom Pilgrim Trust durchgeführt wird,[12] die verschiedenen Reaktionen einzelner Personen auf die Erfahrung der Arbeitslosigkeit zu ihrem Ausgangspunkt gemacht. Sollte dem so sein, dann wäre von einigem Interesse, welches Gewicht den sozialen Faktoren in den Ergebnissen beigemessen wird.

Die Frage der Beziehung zwischen den gesellschaftlichen und den individuellen Bestimmungsgründen des Handelns verweist uns auf die Wurzeln der Soziologie und der Psychologie. Soweit mir bekannt ist, gibt es auf diese Frage keine empirisch gegründete Antwort, doch gibt es viele verschiedene Antworten aus eher theoretischer Perspektive. So vernachlässigen psychologische Theorien, z.B. das System von Freud, die gesellschaftlichen Bestimmungsgründe, während soziologische Theorien die individuellen weitgehend ignorieren. Um zur Lösung dieses Problems beitragen zu können, sollten wir viele verschiedene Arten von Forschung betreiben und unsere Fragestellung bei jedem einzelnen Forschungsschritt beständig vor Augen haben. Es ist dies der Leitgedanke, der mir vorschwebt, wenn ich über mögliche Themen der zukünftigen Forschung nachdenke. Es gibt so viele Fragestellungen, mit denen sich die soziologische und psychologische Forschung noch nicht befaßt hat, daß man sich bei der Auswahl stets einem *embarras de richesses* gegenübersieht. Ich möchte an dieser Stelle einige Themengebiete zukünftiger Forschung vorschlagen, die unter das Leitmotiv der Beziehung zwischen den gesellschaftlichen und den individuellen Bestimmungsgründen des Handelns gestellt werden können.

Ein Beispiel für den Versuch, in großem Stil die Gedanken, Gefühle, Einstellungen und Aktivitäten von Menschen gesellschaftlich zu beeinflussen, ist das hochentwickelte Erziehungssystem, über das die zivilisierten Gesellschaften heutzutage verfügen. Die Ergebnisse dieses Systems eröffnen ein weites Feld detaillierter Forschung. Was bleibt von all den Bildungsanstrengungen in Schule und Hochschule, wenn jene, denen diese Bemühungen gegolten haben, erwachsen sind? In Österreich haben wir mit derartigen Untersuchungen begonnen, indem wir eine Studie über das Bildungsniveau von Erwachsenen durchführten. Mit Hilfe eines einfachen Fragebogens versuchten wir herauszufinden, was die Mitglieder einer für alle Schichten repräsentativen Stichprobe der Wiener Bevölkerung über elementare Sachverhalte der Geographie, der Demographie, der

Ökonomie und der Geschichte wußten. Das Ergebnis war, daß genaue Kenntnisse äußerst selten waren und daß die Emotionen das Wissen in fast jeder Hinsicht beeinflußten und modifizierten. So nahm etwa Abessinien im Schnitt fast die gesamte Landkarte von Afrika ein - zweifellos, weil die Studie während des italienisch-abessinischen Krieges durchgeführt wurde. Ähnliche Untersuchungen in anderen Ländern würden uns dabei behilflich sein, die verschiedenen Sichtweisen anderer Nationen besser zu verstehen und gleichzeitig unser Hauptproblem zu erhellen.

Eine andere Untersuchung von großem theoretischen und praktischen Wert wäre eine Studie über die Klassenunterschiede, die Antagonismen und den Konflikt zwischen den Klassen. Derzeit scheint einem solchen Unterfangen noch ein Hindernis entgegenzustehen - wir müßten uns über die Kriterien der Klassenunterschiede einig werden. Das wäre sehr einfach, wenn wir ein einzelnes Kriterium heranziehen könnten, wie etwa das Einkommensniveau oder den Beruf. Doch das ist unmöglich. Klassen unterscheiden sich voneinander durch ihre ganze Lebensweise, und innerhalb jeder Klasse können Individuen und Familien mit sehr verschiedenen Einkommensniveaus und ganz verschiedener Berufszugehörigkeit denselben allgemeinen Lebensstil aufweisen. Es ist daher der erste Forschungsschritt, die zu verwendenden Kriterien zu untersuchen und festzulegen. Im Rahmen solcher Untersuchungen wäre es notwendig, die Beziehung des Individuums zu seiner Klasse zu betrachten, damit auch, wie es sich in die vorgegebenen Rahmenbedingungen einfügt bzw. daraus auszubrechen sucht; so würde auch ein Beitrag zur Erörterung unseres Hauptproblems entstehen, der Frage der individuellen und sozialen Determiniertheit.

Vielleicht können im derzeitigen Stadium der gesellschaftlichen Entwicklung neue Gruppen unterschieden werden, die in der Vergangenheit nicht existiert haben und allmählich die Merkmale von Klassen erwerben? Sind die Arbeitslosen eine Klasse oder nicht, oder werden sie sich zu einer Klasse formieren? Würden wir diese Themen einigermaßen intensiv erforschen, dann stünden wir vor der Aufgabe, eine vollständige Analyse der modernen Gesellschaft zu liefern, die sich so sehr entwickelt und verändert hat, seit sie Auguste Comte und später Karl Marx in ihrer Totalität zu analysieren versuchten.

In der modernen Gesellschaft spielt die Energietechnik eine entscheidende Rolle. Dem Soziologen stellt sich dadurch die Frage, ob das Problem des allgemeinen Einflusses dieser Technik auf das menschliche Leben und die menschliche Ideologie systematisch erforscht werden kann. Ich übersehe dabei nicht jene Untersuchungen, die sich mit den physiologischen Auswirkungen der Maschinenbedienung und den industriellen Faktoren befassen, die die Gesundheit und die Effizienz beeinflussen. Henrik de Man hat in seinem Buch *Der Kampf um die Arbeitsfreude*[13] einige allgemeinere Fragen angeschnitten. Eine Studie über z.B. die vollständige Elektrifizierung eines ländlichen Gebiets könnte uns bei der Lösung unseres allgemeinen Problems weiterhelfen. Es braucht kaum besonders betont zu werden, daß diese Frage der Gesamtauswirkungen der technischen Entwick-

lung einen wesentlichen Teil des Problems der gesellschaftlichen und individuellen Determination bildet.

Ein Beispiel eines Forschungsproblems, bei dessen Behandlung Psychologen und Soziologen zusammenarbeiten könnten, liefert das Konzept des normalen Lebenslaufes in verschiedenen Stadien oder Phasen. In ihrem Buch *Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem* hat Charlotte Bühler[14] ein System der Lebensstadien, die jeder Mensch durchläuft, vorgelegt. Es gibt fünf solche Stadien, die man im Leben der größten Menschen ebenso wie bei jenen mit durchschnittlicher Begabung identifizieren kann. Wenn dieses Konzept tragfähig ist, dann ist die Beziehung zwischen diesen Phasen und der Funktion des Individuums in der Gesellschaft von allergrößter Bedeutung. Doch die Gesellschaft scheint nicht in jedem Fall zuzulassen, daß das allgemeine Muster der Lebensstadien verwirklicht wird. Wir können daher folgendes Problem der soziologischen und psychologischen Forschung formulieren: Bietet die Gesellschaft den Individuen die Möglichkeit der normalen persönlichen Entwicklung? Inwiefern wird diese Entwicklung beeinträchtigt und was sind die Auswirkungen dieser Beeinträchtigung? In seiner extremen Form ist dies das Problem der gesellschaftlich bedingten Neurose.

Es gibt noch ein weiteres Problem, das auf die Soziologen nur zu warten scheint, doch ist es so schwierig, daß ich nicht ganz sicher bin, ob ich es überhaupt formulieren kann. Es ist dies die Rolle des Tragischen im gesellschaftlichen Leben; hierher gehören die Probleme von Krieg und Frieden, des Konflikts und der Kooperation in der Gesellschaft und selbstverständlich das damit verwandte Problem der tragischen individuellen Erfahrung. Ich meine nicht die metaphysische Frage, wie das Tragische in die Welt kommt; ich meine historische, psychologische und soziologische Fragen über die tatsächliche Entstehung und Entwicklung von Tragödien und über die Beschaffenheit ihrer Konsequenzen. Die Literatur und die Geschichtswissenschaft haben sich mit diesen Fragen auseinandergesetzt. Man sollte sich überlegen, ob nicht auch die Methoden der Sozialforschung auf sie angewendet werden könnten. Ein Verständnis der sozialen Funktion von Tragödien könnte uns vielleicht dabei helfen, jene brutaleren Formen, die sie in unserer Gesellschaft annehmen, zu eliminieren und Konflikte, soweit sie unvermeidlich sind, auf eine andere Aushandlungsebene zu heben.

Diese kurze Aufzählung möglicher Probleme ist bei weitem nicht vollständig; doch ich fürchte, daß keine Aufzählung soziologischer und psychologischer Forschungsthemen jemals vollständig sein kann. Sie sind so vielfältig wie das Leben und die Gesellschaft selbst. Zum Abschluß möchte ich noch einmal zwei allgemeine Ideen betonen, die die weitere Entwicklung der soziologischen und psychologischen Forschung leiten sollten: Die eine bezieht sich auf das wissenschaftliche Ziel und die andere auf die praktischen Resultate. Die erste betrifft die Erhellung der Beziehung zwischen den gesellschaftlichen und den individuellen Bestimmungsgründen des menschlichen Lebens; und die zweite betrifft eine Ausrichtung der Forschung, die geeignet ist, eine bessere Analyse

der gegenwärtigen Gesellschaft hervorzubringen, die uns ihrerseits nicht nur befähigen sollte, diese Welt zu interpretieren, sondern uns auch die Mittel verstehen läßt, die es uns ermöglichen, diese Welt zu verändern.

Sozialpsychologie und Anthropologie

Das Studium von Kulturen ist traditionellerweise Sache der Anthropologen.[1] Doch in dem Maß, wie die Sozialwissenschaften allmählich erwachsen werden, werden Besitzansprüche auf bestimmte Begriffe als kindliche Relikte erkannt und überwunden. Sie mögen einmal ihren Zweck erfüllt haben, werden aber zum disfunktionalen Ritual, wenn komplexe Forschungsprobleme zu behandeln sind. Nur wenige - falls überhaupt irgendwelche - anspruchsvolle Studien können heutzutage von Sozialpsychologen durchgeführt werden, ohne sich mit der Kultur des Forschungsfeldes auseinanderzusetzen, in dem man arbeitet. Wir haben gelernt, nicht nur von der Kultur einer Fabrik zu sprechen, sondern auch von der Kultur psychiatrischer Anstalten, der Kultur von Gemeinden, Schulen, Siedlungen, Gefängnissen und Jugendklubs; von der Kultur der Naturwissenschaftler und der Geisteswissenschaftler, der Teenager ebenso wie der Arbeiterklasse und der Mittelschicht - tatsächlich von fast allen gesellschaftlichen Institutionen, Gruppen und Subgruppen.

Es ist jedoch eine Sache, einen Begriff von einer anderen Disziplin zu entlehnen; eine ganz andere und wesentlich kompliziertere ist es, diesen Begriff innerhalb der empirischen Sozialpsychologie fruchtbar zu machen. Der Sozialpsychologe, der z.B. ein College untersucht, kann eine Reihe spezifischer Forschungsfragen vor Augen haben, wie z.B. die folgenden: Was sind die Vor- und Nachteile verschiedener Lehrmethoden? Welchen Einfluß hat der Bildungsweg eines Studenten auf seine Sicht der Welt, seine Arbeitshaltung, seine Eigeninitiative oder sein Verantwortungsgefühl? Was fördert oder beeinträchtigt den Studienerfolg und die beruflichen Aspirationen? Die methodologischen Schwierigkeiten der Behandlung dieser und anderer Themen sind beträchtlich, auch ohne die Collegekultur als Ganzes einzubeziehen. Doch wir haben es der modernen Anthropologie zu verdanken, daß wir uns dieser zusätzlichen Aufgabe nicht mehr entziehen können. Es ist nur allzu deutlich geworden, daß die Befunde möglicherweise lediglich für die spezifische Kultur eines spezifischen Colleges gelten können, d.h. für seine zentralen Werte, Sitten, Glaubensvorstellungen, Gewohnheiten und Institutionen, die ihrerseits wiederum von seiner Politik, seiner Geschichte, seiner materiellen und sozialen Struktur, den materiellen und sozialen Beziehungen zu anderen Bildungseinrichtungen, hervorgebracht werden. Die Verwendung eines anderen Colleges zu Kontrollzwecken ist eines der Verfahren, durch die Sozialpsychologen versuchen, die Aussagekraft ihrer Schlußfolgerungen zu erhöhen. Sieht man von Zeit- und Kostenfragen ab, wird das Vertrauen in die Ergebnisse durch derartige Überprüfungen gesteigert. Es ist dies ein nicht ganz eindeutiger Erfolg; aus vergleichenden Untersuchungen von Institutionen

Ursprünglich als "A social-psychological approach to the study of culture" in *Human Relations*, 14. 1961: 23-30 erschienen.

resultiert selten, wenn überhaupt jemals, die schlichte Bestätigung der Ergebnisse. Es ist viel eher zu erwarten, daß nur noch deutlicher hervortritt, daß die spezifische Kultur einer Institution ein zentraler Bestimmungsfaktor der in ihr stattfindenden Ereignisse und Verhaltensweisen ist. Jedenfalls kann man der Kultur der untersuchten Gruppe in irgendeiner Form Rechnung tragen, sodaß andere selbst beurteilen können, ob und in welchem Ausmaß die Ergebnisse durch die gesamte Kultur oder durch spezifische Variablen hervorgebracht werden.

Wie kann man zu einem Verständnis und zu einer einigermaßen objektiven Beschreibung der Gesamtkultur einer Gruppe oder einer Institution gelangen? Hier ist es angebracht, sich hilfesuchend an die Experten des Studiums der Kultur, die Anthropologen, zu wenden. In einem vor kurzem erschienenen Artikel befaßt sich Beattie mit eben dieser Frage:

"Diese Art von Verstehen ist etwas, das die Anthropologen in eigentümlicher Weise können. Denn es kann, falls überhaupt, nur erzielt werden, indem man die herrschenden Werte und Glaubensvorstellungen der Menschen, die man untersucht, verstehen lernt, und der Anthropologe, der in der von ihm untersuchten Gesellschaft lebt - günstigerweise als Mitglied -, wird diese Art von Verstehen, wenn er Glück hat, erreichen können oder sich ihr zumindest annähern. Hat man die zentralen Werte der Personen, die man untersucht, erfaßt, dann läßt sich mit einiger Berechtigung sagen, man habe die Gesellschaft oder die Kultur 'verstanden'. Denn erst dann kann man sich selbst - und vielleicht auch anderen - deutlich machen, wie es wäre, ein Mitglied dieser Gesellschaft zu sein. Selbstverständlich ist diese Art von Interpretation mit einem gewaltigen Fehlerrisiko behaftet, dem einzelne Anthropologen zum Opfer fallen können."[2]

Das Hervorstechende an dieser Aussage ist ihre Bescheidenheit und das deutliche Bild, das sie von den gewaltigen Schwierigkeiten und den peniblen Anstrengungen liefert, die der wichtigsten Methode des Anthropologen, der teilnehmenden Beobachtung, eigen sind.

Diese Methode zu übernehmen, würde bedeuten, daß sich der Sozialpsychologe in einen Anthropologen verwandelt; wie wünschenswert dies auch sein mag, wie interessant auch das Ergebnis seiner Bemühungen wäre, ist es dennoch höchst unwahrscheinlich, daß er dadurch in die Lage versetzt werden könnte, die spezifischen sozialpsychologischen Probleme, die er sich gestellt hat, zu lösen.

Es ist nur zu verständlich, daß Sozialpsychologen daher häufig einen Kompromiß schließen: Sie stellen ihrer eigentlichen Arbeit eine pseudoanthropologische Beschreibung voran, die auf impressionistischen Beobachtungen und vielleicht einigen wenigen statistischen Daten beruht. Wenn die Methode der teilnehmenden Beobachtung bereits in den geschulten Händen der Anthropologen, deren ganzes Interesse der Untersuchung der Kultur gilt, ihre Tücken hat, dann muß deren Anwendung durch Sozialpsychologen, deren zentrales Interesse anderswo liegt, mit dem zehnfachen Risiko verbunden sein. Dies soll nicht die Bedeutung ethnologischer Studien über Fabriken oder Colleges herabsetzen; im Gegenteil, wir brauchen noch viele von ihnen, um unser Wissen von unserer eigenen

Gesellschaft auf jenes Niveau des Verstehens zu heben, das die Anthropologie bei der Untersuchung kleinräumiger nichtindustrieller Gesellschaften erreicht hat. Doch für die Zwecke der sozialpsychologischen Forschung scheint es nicht besonders zielführend zu sein, sich in einen Anthropologen zu verwandeln oder eine verwässerte Version ihrer Methoden anzuwenden.

Sozialpsychologen haben versucht, sich mit dem Begriff der Kultur noch in anderer Form auseinanderzusetzen, diesmal unter Einsatz ihres ureigensten methodologischen Rüstzeugs, der Stichprobenerhebung. Einer der Schlüsselbegriffe in Beatties Text sind "die *herrschenden* Werte und Glaubensvorstellungen," und in vielen Studien über Gemeinschaften wird "herrschend" so aufgefaßt, als bezöge es sich auf die Glaubensvorstellungen und Werte der Mehrheit. Zu wissen, was die Mehrheit denkt oder glaubt, ist bei der Verfolgung zahlloser Forschungsziele nützlich, doch läßt die Annahme, die Kultur einer sozialen Einheit sei mit den Werten der Mehrheit identisch, auf ein Mißverständnis über den Begriff und über den Unterschied zwischen sozialen und psychologischen Faktoren schließen. Die Folgerung, daß das, was die Mehrheit fühlt, glaubt oder tut, die Kultur einer Gruppe ausdrückt, basiert implizit auf der Idee, daß das menschliche Verhalten stets mit persönlichen Prädispositionen übereinstimmt, und ignoriert die Tatsache, daß Personen zwar manchmal im Einklang mit ihrer Persönlichkeit handeln, oft jedoch auf eine Weise, die sich gegen die eigenen Gefühle und Wünsche richtet, da sie den Zwängen des organisierten gesellschaftlichen Lebens unterworfen sind. Die Alles-oder-Nichts-Position hinsichtlich der Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft - wo entweder ein essentieller Konflikt oder eine essentielle Harmonie zwischen dem Menschen und seiner Umgebung angenommen wird - war schon so lange Gegenstand der philosophischen Kontroverse, daß diese einfache Tatsache oft übersehen wurde. Bendix hat sich zu dieser Frage pointiert geäußert, indem er gegen Fromms Position argumentierte:

"Die Menschen haben *nicht* immer oder auch nur letztlich den Wunsch, so zu handeln, wie sie handeln müssen. Es ist durchaus möglich, daß äußere Notwendigkeiten *nicht* internalisiert, sondern bloß ertragen werden, auch auf lange Sicht. Ich möchte stattdessen die Auffassung vertreten, daß die äußeren Notwendigkeiten eines Landes spezifische Züge annehmen und den Leuten spezifische psychologische Lasten auferlegen können."[3]

Die Ersetzung intuitiver Beschreibungen durch Aussagen über Stichproben bringt uns daher einer präzisen Formulierung der Kultur einer Gesellschaft nicht näher. Auch wenn - wie es ja sein sollte und häufig auch der Fall ist - die Stichprobenerhebung und die Intuition zusammenwirkten, wäre damit die schwer faßbare Aufgabe der Identifikation der Kultur einer gesellschaftlichen Einheit nicht gelöst. Kulturelle Muster werden nicht durch Mehrheitsbeschlüsse festgelegt. Um dafür den Nachweis zu liefern, brauchen wir uns nicht auf Diktaturen zu beziehen; wir können danach auch zuhause suchen. Auch wenn sich die große Mehrheit der Industriearbeiter z.B. einen längeren Sommerurlaub wünschen sollte, ist dennoch der Glaube, daß ein vierzehntägiger bezahlter Urlaub das ist,

was die Beschäftigten brauchen oder was sich die Industrie leisten kann, das wesentliche und wirksame kulturelle Muster.

Mit dem Gesagten soll natürlich nicht bestritten werden, daß es nützlich ist zu wissen, wo die Mehrheit der Personen etwas glaubt, das dem wirksamen kulturellen Muster zuwiderläuft. Die ausschließliche Betonung einer Seite dieser Medaille hat in den USA zu einer erbitterten Kontroverse geführt, in deren Verlauf Blumer Massenbefragungen verurteilte und Woodwart, Newcomb und andere Blumer verurteilten; alle mit guten Gründen, doch sie redeten aneinander vorbei.[4] Aus der Perspektive des vorliegenden Aufsatzes sind alle Forschungstechniken akzeptabel, wenn gezeigt werden kann, daß sie der Logik einer Forschungsidee entsprechen. Im folgenden werde ich zunächst eine Forschungsidee beschreiben, die einen sozialpsychologischen Zugang zur Kultur einer Gruppe ermöglicht, und dann die für die Umsetzung dieser Idee geeigneten Forschungstechniken skizzieren.

Kulturelle Muster können mit den Werten und Glaubensvorstellungen eines Individuums übereinstimmen, müssen das aber nicht. Wo es keine solche Übereinstimmung gibt, wird das Individuum einer Spannung zwischen den eigenen Neigungen und den kulturellen Ansprüchen seiner Gruppe ausgesetzt sein. Besteht hingegen Übereinstimmung, dann werden sich die Menschen in ihrer Umgebung wohlfühlen, ohne situationsbedingte Spannungen erleben zu müssen. Wenn Individuen auf ihre Situation in dieser allgemein positiven Weise reagieren, dann stellen Beobachter nicht selten fest, der Mensch und die Situation seien füreinander geschaffen. Es scheint eine natürliche "Einfügung" bestimmter Menschen in das wirksame kulturelle Muster zu geben. Andere fügen sich weniger gut in dieses Muster, obwohl auch sie, ganz wie jene, die sich wohlfühlen, unvermeidlich in die betreffende Situation eingebunden sind - bei ihnen fehlt aber die manifeste Einfügung.

Ein herausragendes Beispiel liefern Winston Churchill und die Situation in Großbritannien während des Krieges. Damals bemerkten seine politischen Freunde und Feinde, wie hervorragend er zur Position, die er innehatte, paßte. Die Situation änderte sich, und es war unvermeidlich, daß sich bei der britischen Bevölkerung die Ansicht über das Zusammenpassen radikal änderte. Es ist vielleicht nicht überraschend, daß Churchill seine Wahrnehmung weniger rasch änderte:

"So übernahm ich in der Nacht des 10. Mai, in den Anfängen der gewaltigen Schlacht, die oberste Macht im Staate, die ich fortan in ständig wachsendem Ausmass während fünf Jahren und drei Monaten des Weltkrieges ausüben sollte, nach deren Ablauf ich, als alle unsere Feinde entweder bedingungslos kapituliert hatten oder schon im Begriffe waren, es zu tun, von der britischen Wählerschaft unverzüglich von jeder weiteren Führung ihrer Geschäfte entlassen wurde."[5]

Es ist dieser Begriff der "Einfügung" des Menschen in eine Situation, der es ermöglicht, die ansonsten kaum zu lösende Aufgabe, die Kultur einer gesellschaftlichen Einheit zu beschreiben, zu bewältigen; der Sozialpsychologe kann sich ihrer entledigen, vorausgesetzt, er verfügt über ein Verfahren, die Menschen,

die am besten zu ihrer Situation passen, zu identifizieren. Hat er dieses einmal entdeckt, kann er zu einem Verständnis von Kultur gelangen, das unter Bezug auf die Eigenschaften einer Gruppe von Personen formuliert ist, statt sich auf das Territorium des Anthropologen zu verirren oder den Begriff der Kultur zu mißbrauchen. Sicherlich wird er nicht in der Lage sein, Stück für Stück die wichtigen Aspekte des kulturellen Musters zu identifizieren. Er wird seine Komplexität voraussetzen und es durch seine Gesamtwirkung auf die Individuen verstehbar machen. Wie Homer, der angesichts der Aufgabe, Helenas Schönheit zu beschreiben, den Versuch aufgab, ihre Züge direkt zu schildern, und dennoch ein Gefühl für ihre Schönheit vermittelte, indem er beschrieb, wie sie auf Männer wirkte, kann auch der Sozialpsychologe Einsicht in das Wesen einer Kultur vermitteln, indem er ihre Auswirkungen auf die Menschen, die ihr angehören, darstellt. Jene, die ohne große psychische Belastungen in ihr leben, werden durch ihr Verhalten und ihre Sichtweise jene Werte hervortreten lassen, die das wirksame kulturelle Muster ausmachen. Die Kultur einer Fabrik kann z.B. dadurch gekennzeichnet sein, daß sich ungelernte Arbeiter, die nicht am Fließband arbeiten und über fünfzig Jahre alt sind, in ihr am wohlsten fühlen; die einer anderen Fabrik durch die Tatsache, daß sich junge Männer mit Universitätsabschluß und beträchtlichen Ambitionen dort am ehesten zuhause fühlen. Daß sie sich wohl fühlen, dient als Indikator dafür, daß sie gut in ihre Situation hineinpassen, und ihre Merkmale als Indikator für das, wozu sie passen.

Wie kann die Gruppe, die sich am besten in ihre Situation einfügt, identifiziert werden, und welche Merkmale einer Gruppe werden als Reflex der Kultur, in der sie lebt, aufgefaßt? Vielleicht können Beispiele aus der empirischen Arbeit bei der Beantwortung dieser entscheidenden Fragen behilflich sein.

Vor einigen Jahren war ich mit der Analyse von Daten befaßt, die in zwei amerikanischen Gemeinden - die man für die Zwecke der Studie Craftown und Hilltown genannt hatte - erhoben worden waren.[6] Dabei trat das Problem auf, Unterschiede zwischen den beiden Kulturen zu identifizieren, um die Gründe für bestimmte Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten im Verhalten der Einwohner bestimmen zu können. In einem Land mit einer derartig hohen Mobilität, wie es die USA sind, war der beste Indikator der Einfügung die Frage an die Bewohner der Siedlungen, ob sie vorhatten, so lange wie möglich dort zu leben, oder ob sie fortziehen würden, sobald sich die Gelegenheit dazu ergeben würde. Ungefähr ein Drittel der Bewohner von Craftown und fast die Hälfte der Bewohner von Hilltown gaben an, sie würden bleiben. Unter der Annahme, daß diese Antworten ein brauchbares Maß der Einfügung darstellten, bestand der nächste Schritt darin, die Eigenschaften jener Gruppe von Gemeindebewohnern zu identifizieren, die auf dieser Dimension höhere Werte auswiesen als die Gesamtpopulation. Man beachte, daß es nicht darum ging, Individuen mit hohen Werten der Einfügung zu finden, sondern eine Gruppe zu analysieren, die durch soziale und nicht durch individuelle Merkmale definiert war. Wenn wir über Kultur sprechen, ist dieser Hinweis wichtig, weil "Kultur" ein soziales Phänomen und kein Begriff

der Psychologie ist. Welche war nun die Gruppe, bei der die Einfügung am stärksten ausgeprägt war? Die Bezugnahme auf eine Vielfalt von Situationen, in denen man sich entweder zuhause oder gänzlich fehl am Platz fühlt, legte eine Anzahl von Merkmalen nahe, die mit guter Einfügung in Zusammenhang stehen könnten. In einer Gemeinschaft mag die Einfügung den Jungen leichter fallen, in einer anderen den Alten; ähnliche Erwägungen gelten für Männer und Frauen, für Personen unterhalb oder oberhalb bestimmter Einkommens- oder Bildungsniveaus, für die aktiven Teilnehmer am Gemeinschaftsleben und für die aus Gewohnheit Apathischen. Ausgehend von diesen und anderen Variablen wurden die empirischen Daten analysiert, um die Gruppe mit dem höchsten Ausmaß an Einfügung zu identifizieren; mit den folgenden Ergebnissen: In Craftown wies jene kleine Gruppe die beste Einfügung auf, deren Mitgliedern die folgenden Merkmale gemeinsam waren: Sie waren Pioniere, d.h. sie hatten seit deren Gründung in der neuen Gemeinde gelebt (die Gründung erfolgte einige Jahre vor unserer Erhebung); sie hatten Craftown bewußt gegenüber anderen Wohnmöglichkeiten den Vorzug gegeben; sie waren mindestens 35 Jahre alt; und sie nahmen aktiv am Gemeinschaftsleben teil. 70 Prozent der Mitglieder dieser Gruppe, verglichen mit 33 Prozent der Gesamtpopulation, bewiesen eine gute Einfügung, indem sie den Wunsch zum Ausdruck brachten, in Craftown zu bleiben.

In Hilltown konnte mit diesen Kriterien nicht zwischen jenen, die bleiben wollten, und jenen, die diese rassisch integrierte Gemeinschaft mit niedrigen Lebenshaltungskosten verlassen wollten, unterschieden werden. Dort stellte sich aufgrund der statistischen Analyse eine ganz andere Gruppe als wichtigster Träger der Kultur heraus: Schwarze Frauen, die mindestens 45 Jahre alt waren und der niedrigsten Einkommensgruppe angehörten, wiesen die beste Einfügung auf; ganze 91 Prozent wollten auf Dauer in der Gemeinschaft verbleiben.

In keiner der beiden Städte stellte die Gruppe mit der besten Einfügung die Bevölkerungsmehrheit dar. Dennoch - und das ist ein wichtiger Hinweis auf die Brauchbarkeit des Konzepts - bestätigte die Mehrheit, daß die Situation in der jeweiligen Gemeinschaft diesen Verhaltenstyp erforderte und jene Werte belohnte, die für die Gruppe mit der besten Einfügung charakteristisch waren. Auch die entschlossensten Außenseiter stimmten in der Aussage überein: "Hier ist alles Politik. Du mußt Organisationen angehören;" während jene Bewohner von Hilltown, die sich aktiv für das Gemeinschaftsleben engagierten, resigniert feststellten: "Mit den Leuten hier ist nicht viel zu machen."

In einer Untersuchung eines Colleges mit angeschlossenem Studentenheim wurde ein zweiter Versuch unternommen, den Begriff der Einfügung zur Beschreibung der herrschenden Kultur der Institution heranzuziehen.[7] Hier wurde das Ausmaß an Einfügung mit Hilfe dreier Fragen festgestellt: War dieses College Ihre erste Wahl? Wenn Sie die Chance hätten, ihre Collegelaufbahn von vorne zu beginnen, wo würden Sie dann am liebsten hingehen? Fühlen Sie sich hier alles in allem glücklich oder nicht so glücklich? Fielen die Antworten auf alle drei Items für das College positiv aus, faßten wir dies als Indikator einer guten

Einfügung auf. Insgesamt gehörten 36 Prozent aller Studenten zu dieser Gruppe. Die Suche nach der Gruppe mit dem höchsten Ausmaß an Einfügung ging jedoch von einigen Variablen aus, die wir in der oben erwähnten Studie nicht verwendet hatten. Da wir es mit einer akademischen Gemeinschaft zu tun hatten, gehörten die Semesteranzahl und der Studienerfolg des einzelnen Studenten dazu. Die Analyse ergab, daß in dieser Collegegemeinschaft das Sozialklima von Jahr zu Jahr beträchtlichen Schwankungen unterworfen war. Im ersten Jahr wirkte sich der Studienerfolg kaum auf die Häufigkeit guter Einfügung aus - 33 Prozent der Studenten mit einer Durchschnittsnote 1 wiesen die beste Einfügung auf, verglichen mit 35 Prozent jener, die einen Notendurchschnitt von 3 hatten. Im zweiten Jahr stellte sich das anders dar: 72 Prozent jener mit einem Notendurchschnitt von 1, aber nur 30 Prozent jener mit einem Durchschnitt von 3 hatten die beste Einfügung. Im dritten Jahr kehrte sich diese Situation zu unserer Beunruhigung um: Nur 22 Prozent der Studenten mit einem Notendurchschnitt von 1, jedoch 41 Prozent jener mit einer Durchschnittsnote 3 fühlten sich im College wohl; die entsprechenden Werte im vierten Jahr waren 45 bzw. 39 Prozent.

In einer dritten Untersuchung waren zwei Ansiedlungen zu vergleichen.[8] Beide waren buchstäblich fast über Nacht errichtet worden; man baute Fertigteilhäuser für Menschen, die in der Gegend benötigt wurden, da dort ein gewaltiges Stahlwerk errichtet worden war und auch die zugehörigen Zulieferbetriebe und Dienstleistungsfirmen ihren plötzlichen Einzug in ein ehemals ländliches Gebiet hielten. Die beiden Gemeinschaften waren benachbart und hatten viele andere Merkmale gemeinsam, darunter auch ihre Geschichte - wenn ein Jahr des Bestehens die Bezeichnung "Geschichte" verdient; sie unterschieden sich vor allem dadurch, daß die eine, Fairless Hills, vorwiegend den Angestellten des Stahlwerks vorbehalten war, während die andere, Levittown, eine beruflich gemischte Gruppe angezogen hatte.

Zur Zeit der Interviews waren die beiden Gemeinschaften noch nicht einmal ein Jahr alt; so war es vielleicht ein kühnes Unterfangen, die Einfügung von Individuen in eine Kultur, die bestenfalls gerade erst in Entstehung begriffen war, feststellen zu wollen. Da von Frauen viel eher zu erwarten war, daß sie sich in diesen Gemeinschaften wohl fühlen oder psychischen Belastungen ausgesetzt sehen würden, wurden nur Frauen in die Stichprobe aufgenommen.

Einfügung wurde ähnlich operationalisiert wie in der ersten Gemeindestudie. Die Frauen wurden gefragt, wo sie sich am ehesten zuhause fühlten - wo sie jetzt lebten oder wo sie früher gewohnt hatten. Die Antworten wurden zu einem Index kombiniert, der angab, wie gut es den Befragten an ihrem gegenwärtigen Wohnort gefiel. 61 Prozent der Bewohner von Levittown fühlten sich dort zuhause; es gefiel ihnen dort sehr. In Fairless Hills betrug der entsprechende Prozentsatz 58 Prozent. Es ist vielleicht nicht sehr überraschend, daß in diesen erst in Entstehung begriffenen Gemeinschaften die traditionellen Statusmerkmale Einkommen und Bildung kaum Auswirkungen auf die Häufigkeit einer guten Einfügung hatten. Diese wurde in beiden Siedlungen durch die Mitgliedschaft in einem Verein

erhöht, in Levittown auf 72 Prozent und in Fairless Hills auf 73 Prozent. In Levittown wurde ein solcher Effekt auch durch die informelle soziale Einbindung - gemessen durch die Anzahl der Freundschaften, die die Frauen dort geschlossen hatten - bewirkt; der Anteil jener, die mit ihrer Situation harmonierten, stieg auf 85 Prozent. Dieser Zusammenhang fehlte bei den Frauen von Fairless Hills. Im großen und ganzen läßt sich sagen, daß die beiden Gemeindekulturen einander zum Zeitpunkt der Erhebung sehr ähnlich waren, obwohl abzusehen war, daß Statusfragen in Fairless Hills, das viele der in Leitungspositionen beschäftigten Mitarbeiter des Stahlwerks beherbergte, sehr bald wesentlich bedeutsamer sein würden.

Der Begriff der Einfügung hatte sich so als nützlich erwiesen, zumindest bei der Bewältigung der ursprünglichen Aufgabe, ein systematischeres Bild der Kultur dieser Gemeinschaften zu zeichnen, als es durch eine impressionistische Schilderung gewonnen hätte werden können; und das mit weniger Kosten als bei einer großangelegten ethnologischen Studie. Es sei ergänzend angemerkt, daß die zentralen Forschungsfragen dieser Studien sich auf andere Probleme bezogen, die mit den üblichen sozialpsychologischen Forschungsmethoden behandelt wurden.

Aus dem Gesagten sollte deutlich geworden sein, daß die Gruppe mit der schlechtesten Einfügung - die natürlich genauso schnell identifiziert werden kann wie die mit der besten - nicht als Indikator der Kultur dienen kann, auch wenn ihre Einstellungen und Verhaltensweisen sozusagen mit dem entgegengesetzten Vorzeichen versehen waren. Es gibt keinen Grund zur Annahme, daß sie in bezug auf die Situation eine homogene Gruppe darstellt. Wenn die Mitglieder z.B. nicht zu Craftown passen, dann können sie sich doch in eine Vielfalt anderer Wohnprojekte einfügen, und nicht bloß in jene, die das Gegenteil ihrer derzeitigen Situation darstellen.

Diese zugegebenermaßen grobschlächtige und einfache Vorgangsweise gegenüber der Kultur einer sozialen Einheit hat ihre Vor- und Nachteile. Der wesentliche Vorteil liegt darin, daß sie den Zugang zur systematischen vergleichenden Untersuchung von Gemeinschaften eröffnet. Solange wir nicht in der Lage sind, die Kultur einer Gemeinschaft so zu beschreiben, daß sie mit der anderer Gemeinschaften vergleichbar ist, sind die gewonnenen Einsichten nicht generalisierbar. Das ist sowohl vom theoretischen als auch vom praktischen Standpunkt aus unbefriedigend. Wenn wir eine Situation mit Hilfe der besten Einfügung charakterisieren, wird es möglich, die Einzigartigkeit einer bestimmten Studie zu überwinden. Wir können dann unsere Befunde vorsichtig generalisieren und sie auf andere Gemeinschaften anwenden, in denen eine ähnliche Gruppe die beste Einfügung aufweist. Was auf die eine zutrifft, sollte im großen und ganzen auch für die andere gelten. Die Bestimmung der Einfügung unter Rückgriff auf vergleichsweise einfache Verfahren ermöglicht es, in verschiedenen sozialen Einheiten ein Ausmaß an Vergleichbarkeit der Gesamtsituation zu erreichen und so aus der wachsenden Zahl der Gemeindestudien ein wenig zusätzliches *allgemeines* Wissen über soziale Prozesse abzuleiten.

Die Nachteile schließen all jene ein, die aus dem Stellen von Fragen resultieren; sie sind beträchtlich, doch unabhängig von der Idee der Einfügung. Allerdings gibt es auch spezifische Schwierigkeiten. Um den Begriff der Einfügung anwenden zu können, sind für die Analyse zwei Typen von Daten erforderlich: Zuerst jene, die aus Fragen resultieren, die feststellen sollen, welche Individuen sich in der untersuchten sozialen Einheit wohl fühlen, da aus der Abwesenheit von psychischem Streß geschlossen wird, daß ihre Eigenschaften oder Rollen mit den kulturellen Erfordernissen übereinstimmen. Zweitens werden Daten benötigt, die jene sozialen Rollen oder Bedingungen charakterisieren, die erwarten lassen, daß sie mit verschiedenen Graden guter Einfügung verknüpft sind.

Die Formulierung der ersten Menge von Fragen bietet keine besonderen Schwierigkeiten. Bei unserer Erörterung der empirischen Studien wurden verschiedene Wege beschrieben, wie man das Fehlen von Spannungen zwischen einem Individuum und seiner Kultur ermitteln kann. Die Annahme, es gäbe keinen Königspfad für alle Arten von sozialen Einheiten, ist nicht von der Hand zu weisen; diese Frage ist vielmehr von Forschungsfeld zu Forschungsfeld neu zu beantworten.

Was die zweite Art von Fragen anlangt, ist die Situation komplizierter gelagert. An welche Rollen oder sozialen Merkmale soll die statistische Suche nach jenen Gruppen anknüpfen, die die beste Einfügung aufweisen? Bei den oben beschriebenen Studien hatte ich keine klare Antwort auf diese wichtige Frage und ließ mich weit eher von der Intuition und der Beobachtung einer Gemeinschaft leiten als von systematischen Vorstellungen darüber, wonach man suchen sollte. Dennoch lassen sich in dieser Angelegenheit vielleicht doch einige allgemeine Bemerkungen machen. Zunächst sollte noch einmal betont werden, daß Persönlichkeitsfaktoren per definitionem für den Einfügungsbegriff keine Rolle spielen sollten. Zweifellos gibt es natürlich Personen, die sich in viele verschiedene Situationen einfügen können, während sich andere unbehaglich fühlen werden, wo immer sie sich auch aufhalten. Doch diese eher dauerhaften Charaktermerkmale, die in die verschiedensten Situationen eingebracht werden, resultieren - wiederum per definitionem - nicht aus der Beziehung der eigenen Standards zu jenen der Umgebung. Es gibt allerdings einige wenige Personen, die sich, wo immer sie auch hingehen, entweder zuhause oder fehl am Platz fühlen. Zweitens - und dies ist eine positive Abgrenzung - sollte der Sozialwissenschaftler, der nach jenen Variablen sucht, die Gruppen mit der besten Einfügung definieren könnten, den primären Zweck der Institution oder der Gruppe berücksichtigen. Es ist kein Zufall, daß man bei einer Collegegemeinschaft dem Studienerfolg Beachtung schenkt, während man bei der Untersuchung einer Siedlung Maße der intellektuellen Fähigkeiten ignoriert. Während sich jedoch - und das ist der dritte Punkt - primäre Zwecke auf diese Weise in Institutionen, also in Fabriken, Colleges, Spitälern etc., anbieten, ist das bei offenen Gemeinschaften und Nachbarschaften anders. Dort sind vor allem Indikatoren des sozioökonomischen Status - Einkommen, Beruf, Bildung, ebenso wie Alter und Geschlecht -

heranzuziehen, angesichts der wohlbekannten Tatsache, daß diese Faktoren eine Rolle dabei spielen, ob man sich in verschiedenen Kulturen wohl fühlt. Wollte man mehr dazu sagen, brauchte man mehr empirisches Beweismaterial und eine Kritik der Grundannahmen, auf denen das Konzept der Einfügung beruht. Eine solche Kritik herauszufordern, war das Hauptmotiv dafür, diesen Artikel zum gegenwärtigen Zeitpunkt vorzulegen.

Bemerkungen zum Begriff "Arbeit"

In der christlichen Mythologie erscheint die Arbeit als Strafe für den Sündenfall. Doch soweit unsere Geschichtsschreibung zurückreicht, hat die Arbeit für viele Leute sehr verschiedene Dinge bedeutet - Leistung, Erfüllung, Erlösung, aber auch Plackerei, Erniedrigung, Verdammnis. Die Protestantische Ethik des Kapitalismus hat aus der Arbeit eine absolute Tugend gemacht; und der Kommunismus steht dem Kapitalismus in der Einstellung zur Arbeit um nichts nach, auch wenn er auf die religiöse Überhöhung verzichtet. Doch ungeachtet offizieller Ideologien fahren die Leute fort, ihre Arbeit zu lieben und zu hassen, von ihr gelangweilt oder erregt zu werden, und zu träumen, daß sie aus ihr oder in sie fliehen.

Diese Beschränktheit der Macht der Ideologie über menschliche Gefühle ist vielleicht nicht allzu überraschend. Denn Arbeit ist vor allem eine Notwendigkeit, eine Bedingung des Überlebens. Nach ihrer allgemeinsten Definition ist Arbeit der Aufwand von Energie, doch sogar im engeren Sinn, in dem der Begriff hier verwendet wird, als die Handlungen von Personen im Dienste des Lebensunterhalts, ist Arbeit in den uns bekannten Gesellschaften als zentrale Aktivität allgegenwärtig, die den Großteil der im Wachzustand verbrachten Stunden eines Großteils der Einzelakteure einnimmt. Die großen Utopisten seit Thomas Morus haben keine Welten ohne Arbeit entworfen, sondern sie haben ihre Vorstellungskraft dazu benutzt, die Bedingungen, unter denen Arbeit verrichtet wird, zu verändern.[1] Sogar die frühen Kirchenväter konnten sich ein Paradies ohne Arbeit nicht vorstellen. Sie "waren von der Frage fasziniert, was Adam vor dem Sündenfall getan haben möge; so vielfältig die Spekulationen auch waren, nahm doch keiner an, daß er müßig gewesen wäre." Nach Augustinus widmete er sich der Gärtnerei, "der angenehmen Beschäftigung des Ackerbaus."[2]

Angesichts eines derart universellen Phänomens, das sich zu allen Zeiten in allen Kulturen und sogar in den Träumen der Menschen von einer besseren Gesellschaft findet, müssen die Einstellungen zur Arbeit die unendliche Vielfalt des Lebens widerspiegeln. Daher brachten die Humanwissenschaften, nachdem sie herangereift waren und in unzähligen Studien die Arbeit zum Forschungsgegenstand gemacht hatten, eine Vielfalt von Ansätzen zu ihrer Untersuchung hervor. Man stellte Fragen über die Bedingungen, die die Arbeit befriedigend oder unbefriedigend machen, wie sich die Einsatzfreude zur Produktivität verhält, wie die Leute ihre Berufe wählen und die dafür notwendigen Fertigkeiten erwerben, wie Lohnanreize den Produktionsausstoß beeinflussen, was Arbeiter von einem Arbeitsplatz erwarten, usw.

Überblickt man diese Studien, dann fällt vor allem auf, wie wenig Übereinstimmung zwischen ihnen besteht; es ist dies ein Mangel an Schlüssigkeit, der

Ursprünglich als "Notes on work" in Rudolph M. Loewenstein, Lottie M. Newman, Max Schur & Albert J. Solnit (eds.), *Psychoanalysis: A general psychology. Essays in honor of Heinz Hartmann,* New York: International Universities Press 1966, 622-633 erschienen.

den Versuch, deren Ergebnisse zusammenzufassen, vereitelt. Sicherlich wurden einige naive Annahmen, die in der "wirklichen" Welt eine beträchtliche Macht entfalten, schlagend widerlegt. Während Leute immer noch glauben, daß das Hauptmotiv des Industriearbeiters der Arbeitslohn ist, hat Studie auf Studie belegt, daß das nicht der Fall ist. Während frühe Studien zu zeigen schienen, daß Arbeitszufriedenheit zu hoher Produktivität führt, haben spätere Untersuchungen nachgewiesen, daß zwischen den beiden Faktoren kein systematischer Zusammenhang besteht. Während die in der industriellen Produktion oft erforderliche montone Arbeit per definitionem als unbefriedigend aufgefaßt wurde, liefern viele Studien den Nachweis, daß sie für manche Leute sehr befriedigend ist. Doch trotz des angehäuften Wissens bleibt die Literatur Stückwerk, und zwar in einem Ausmaß, das den anerkannten Experten Mason Haire dazu bewog, sie unverständlich zu nennen. "Wir kennen die Stärke der gruppeninduzierten Kräfte, die die Produktivität beeinträchtigen, die Gruppenkultur steuern, usw., doch verfügen wir über keine adäquaten theoretischen Formulierungen dieser Phänomene. Die eklatanteste Schwäche dürfte im Bereich der Arbeitsmotivation bestehen, wo wir am besten mit empirischen Daten versorgt sind. Hier beginnen wir, Informationsmassen aufzuhäufen, die in Ermangelung guter Motivationstheorien praktisch unverständlich sind."[3]

Bei meinen eigenen Studien, die mit der Bedeutung der Arbeit für das Individuum zu tun hatten[4] und die an all den Verkürzungen litten, die von Haire an der Literatur kritisiert werden, war mir eine fast beiläufige Bemerkung Freuds in einer Fußnote in *Das Unbehagen in der Kultur* behilflich.[5] Er sagt dort, die Arbeit sei die festeste Bindung des einzelnen an die Realität. Der vorliegende Aufsatz ist ein Versuch, den intellektuellen Trost, den mir Freuds metapsychologische Aussage in der Vergangenheit gespendet hatte, in einen expliziten psychologischen Zugang zur Untersuchung der Bedeutung der Arbeit für das Individuum zu transformieren.

Freud traf seine Aussage über die Bedeutung der Arbeit zu einem Zeitpunkt, als sein Denken über die Realität bereits mehrere Wandlungen durchgemacht hatte. Nach Rapaport nahm Freud gegenüber der Realität drei unterscheidbare Positionen ein.[6] Zuerst ging es ihm um die Rolle der Realität bei der Deutung der Symptome und Gefühle seiner Patienten. In diesem Zusammenhang war Realität der Feind, der sich in das Triebleben einmengte und gegen den man sich verteidigte, so gut man konnte. Diese Idee hat offensichtlich sehr wenig mit seiner späteren Aussage über die Arbeit zu tun. Freuds zweite Auffassung der Realität stammte aus der Einsicht, daß die Triebe zu ihrer Entladung wirkliche Objekte brauchten und daß menschliche Triebe in ihren Beziehungen zu äußeren Objekten flexibler sind als die der meisten Tiere. Anders ausgedrückt können Menschen zwischen den äußeren Objekten der Triebbefriedigung wählen, und diese Tatsache impliziert, daß ihre Fähigkeit, zwischen solchen Objekten zu unterscheiden - d.h. ihre Fähigkeit, die Realität zu überprüfen - eine biologische Überlebensfunktion darstellt; eine derartige Realitätsüberprüfung hängt von se-

kundären Denkprozessen ab, die ein "wahres" Wissen von der Außenwelt vermitteln. Diese zweite Idee unterscheidet sich von der ersten in einem wichtigen Aspekt, der mit der Bedeutung der Arbeit zu tun hat: In der ersten Konzeption sind das Lustprinzip und das Realitätsprinzip Tendenzen, die in einander entgegengesetzte Richtungen ziehen. Nachdem jedoch klar geworden war, daß die Realität bei der Entladung der Triebe eine positive Funktion erfüllen konnte, stellte es sich heraus, daß diese beiden Prinzipien der Verhaltensregulierung nicht unbedingt miteinander in Konflikt geraten müssen und gelegentlich sogar in ein und dieselbe Richtung ziehen können. Dies ist eine notwendige Annahme, wenn die Idee der Realitätsanpassung Arbeitslust ebenso wie Arbeitsleid einbeziehen soll.

Doch erst in der dritten Phase kam die Realität als Determinante der psychologischen Funktionen voll und ganz zu ihrem Recht, als sowohl die Triebe als auch die Realität als Motivationsfaktoren aufgefaßt wurden. Das Ich wird nun als von den Trieben vergleichsweise unabhängig gesehen; daher kann es gegenüber der Realität objektiv sein; darüber hinaus wird das Ich selbst vor allem durch den Kontakt der Person mit der Wirklichkeit geformt. Freuds Bemerkung über die Arbeit fiel in diese letzte Phase der Konzeptualisierung; sie impliziert eindeutig, daß diese enge Bindung an die Wirklichkeit eine biologische und nicht eine bloß ökonomische Notwendigkeit darstellt.

Freuds Ideen über die Realität wurden von Heinz Hartmann aufgenommen, detaillierter ausgearbeitet und weiterentwickelt.[7] Es ist ein zentraler Gedanke in Hartmanns Werk, daß sich der menschliche Organismus durch evolutionäre Prozesse an die Realität angepaßt hat, eine Anpassung, die im Zuge der ontogenetischen Entwicklung durch Anpassungsprozesse, die vor allem auf sekundären Prozessen basieren, weiter verstärkt wird. Hartmanns Hauptbeitrag zu diesem Thema findet sich in seinem Aufsatz "Bemerkungen zum Realitätsproblem." Zwei Ideen daraus scheinen für ein Verständnis der Bedeutung der Arbeit wichtig zu sein. Erstens stellt er fest, "daß ... das Lustprinzip selbst eine Geschichte hat ...; es sind natürlich nicht die wesentlichen Züge des Lust-Unlust-Prinzips, vermittels derer wir es definieren (d.h. das Streben nach Lust und die Vermeidung von Unlust), welche sich im Lauf der Entwicklung verändern; was sich wandelt, sind die Bedingungen, unter welchen Lust und Unlust zustandekommen."[8] Daraus folgt, daß das Lustprinzip gleichsam vom richtigen Funktionieren des Realitätsprinzips abhängt. Ein Individuum, das eine "Tendenz, in der Form der Anpassung ... all das in Rechnung zu stellen, was wir als die 'realen' Züge eines Objektes oder einer Situation ansehen"[9] (Hartmanns Definition des Realitätsprinzips im weiten Sinn), nicht entwickelt hat, wird nicht in der Lage sein, aus seiner Arbeitssituation Lust zu gewinnen oder in ihr Schmerzen zu vermeiden. Es wird ein höheres Unfallsrisiko haben, Fehler machen und keine Prämien bekommen und auch nicht in anderer Form Anerkennung für seine Leistungen und seine Beherrschung der Arbeitsabläufe erfahren.

Der zweite wichtige Gedanke in Hartmanns Aufsatz ist seine Unterscheidung zwischen verschiedenen Typen von Wissen über die Realität. Zunächst kann man

Dinge über die Realität wissen, wie sie in vergleichbarer Weise durch wissenschaftliche Methoden gewonnen werden. Wer jemals ein kleines Kind dabei beobachtet hat, wie es Bauklötze ineinanderfügt, wird erkennen, daß diese "wissenschaftliche" Erkenntnis der Wirklichkeit nicht auf Erwachsene und schon gar nicht auf erwachsene Wissenschaftler beschränkt ist. Ein zweiter Typ des Wissens über die Realität wird von Hartmann "konventionelles" oder "sozialisiertes" Wissen über die Realität genannt. Es rührt nicht aus der Anwendung bestimmter Methoden auf die Welt um uns her, sondern aus der Übernahme von Meinungen über die Welt. Wenn ein Kind zum ersten Mal erfährt, daß die Erde rund ist, dann ist das, unabhängig von den zahlreichen in der Angelegenheit zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen Beweisen, für das Kind "konventionelles" Wissen: Der Lehrer hat gesagt, daß es so ist.

Hartmann unterscheidet noch einen dritten Typ von Wissen über die Realität; dabei handelt es sich weder um objektiv validiertes Wissen noch um die Übernahme von Meinungen über verifiziertes Wissen: Es ist das Wissen von der Welt der unmittelbaren Erfahrung. Dieses ist vielleicht verwandt mit dem "Lebensraum" einer Person, wie es Kurt Lewin genannt hat.[10]

Die Frage stellt sich nun, ob diese Begriffe und Ideen fähig sind, einige der empirischen Forschungsergebnisse zur Arbeit zu systematisieren.

Zunächst möchte ich Freuds Aussage auf den Kopf stellen: D.h., wenn die Arbeit die festeste Bindung des Menschen an die Realität ist, dann sollte die Abwesenheit von Arbeit zu einem gewissen Realitätsverlust führen. Wie mehrere Untersuchungen der Arbeitslosigkeit gezeigt haben, ist das tatsächlich der Fall. In Marienthal z.B., einem österreichischen Dorf, wo nach der Schließung der einzigen ansässigen Fabrik während der Depression der frühen dreißiger Jahre praktisch die gesamte Bevölkerung arbeitslos wurde, konnte der Rückzug von der Realität in einer Reihe von Spielarten beobachtet werden. Die arbeitslosen Männer verloren ihr Zeitgefühl. Wurden sie am Ende des Tages gefragt, wie sie diesen verbracht hätten, dann waren sie unfähig, ihre Aktivitäten zu beschreiben. Die "wirkliche" Zeit ging an den biologisch bedeutsamen Punkten in ihre Beschreibungen ein, beim Aufstehen, beim Essen, beim Schlafengehen, doch der Rest war vage und verschwommen. Tätigkeiten wie das Holzholen aus dem Schuppen, die nicht mehr als zehn Minuten in Anspruch genommen haben konnten, wurden dargestellt, als hätten sie sich über den ganzen Vormittag hingezogen. Dennoch klagten die Frauen darüber, daß die Männer nicht pünktlich zu den Mahlzeiten erschienen. Der von den Männern im Wachzustand verbrachte Tag verkürzte sich auf zwölf oder dreizehn Stunden. Die rationale Planung der Haushaltsausgaben, die jetzt bedeutsamer war als je zuvor, wurde aufgegeben; es wurden Kinkerlitzchen gekauft, während das Geld für notwendige Dinge fehlte. Obwohl die Arbeitslosen nun viel mehr Zeit zur Verfügung hatten und ihnen Zeitungen kostenlos überlassen wurden, brachten sie nicht die Energie auf, diese zu lesen; auch die Entlehnungen aus der Leihbibliothek gingen drastisch zurück.

Zu behaupten, diese arbeitslosen Männer wüßten nichts von der Realität, wäre natürlich unsinnig; im Gegenteil, die bittere Realität ihrer ökonomischen Situation war ihnen nur allzu gut bekannt - sie gehörte zur Realität ihrer unmittelbaren Erfahrung. Sicherlich verfügten sie auch über das im Lauf ihres Lebens erworbene konventionelle Wissen über die Realität. Was ihnen fehlte, waren die von ihren früheren Arbeitsplätzen beigestellten Zeit- und Zielstrukturen und die Notwendigkeit, sich ständig an jener Realität zu bewähren, die Hartmann die objektive nennt. Was diese Männer von der Wirklichkeit wußten, versetzte sie in eine Situation, die jener von Patienten ähnlich war, die sich gegen die Realität zu verteidigen hatten (Freuds erster Begriff). Die Welt, in der sie lebten, ließ jene wechselseitige Verstärkung des Lust- und des Realitätsprinzips, auf die Hartmann hingewiesen hatte, nicht zu. Es blieb ihnen nur der Rückzug. Ihr Verhalten erinnert an die Erfahrung vieler Älterer, die in Pension gegangen sind.

Hier kann eine weitere Entwicklung in der psychoanalytischen Ich-Psychologie bei der Deutung der Situation der Arbeitslosen behilflich sein. In *Ich-Psychologie und Anpassungsprobleme* betonte Hartmann, daß "die Funktionen aller erwähnten mentalen und physischen Ichapparate sekundär zu Lustquellen werden können."[11] Die Idee wurde von White in seinem Begriff der Kompetenz weiter ausgestaltet, wenn er ausführt: "Die objektive, stabile Welt ist ... eine auf Handlung basierende Konstruktion. Wissen über die Umgebung ist Wissen über die wahrscheinlichen Konsequenzen des Handelns."[12] Und er erläutert weiter, daß dieses aktive Testen der Realität für sich genommen belohnenden Charakter hat. Diese Betonung des mit der beständigen Realitätsüberprüfung verbundenen Vergnügens ist vielleicht gegenüber Hartmanns Typ des objektiven Wissens über die Realität besonders angebracht. Ganz wie der Wissenschaftler handeln muß, um Wissen zu erwerben und zu erweitern (was natürlich das Denken einschließt), so muß auch der Mann von der Straße sein objektives Wissen beständig an der Wirklichkeit überprüfen. Er muß die Konsequenzen seiner Handlungen erfahren. Sowohl das konventionelle Wissen über die Realität als auch die Realität der eigenen Welt der unmittelbaren Erfahrung sind unvermeidlich; sie werden nicht bewußt erworben, sondern sie stoßen dem Menschen zu. Die Arbeitslosen müssen jedoch auch in diesen Bereichen ihren Preis entrichten. Die Welt ihrer unmittelbaren Erfahrung war karg und reizarm. Ihr vorher erworbenes konventionelles Wissen über die Realität geriet jedoch in einer bestimmten Hinsicht mit ihrer direkten Erfahrung in einen tiefen Konflikt. Ihre Existenz als Arbeitslose war unvereinbar mit einem vermutlich universellen Aspekt des konventionellen Wissens, der sowohl vom objektiven Wissen als auch von der unmittelbaren Erfahrung gestützt wird, nämlich der Idee, daß die Existenz des Menschen in seiner Wechselbeziehung zu anderen gründet; daß die Ziele des Einzelakteurs nur aufgrund der Existenz anderer vorstellbar werden; daß die kombinierten Ziele der Menschen größer sind und weiterreichende Konsequenzen haben als das Lebensziel irgendeines Individuums. Wie Freud in der erwähnten Fußnote bemerkte:

"Keine andere Technik der Lebensführung bindet den Einzelnen so fest an die Realität als die Betonung der Arbeit, die ihn wenigstens in ein Stück der Realität, in die menschliche Gemeinschaft sicher einfügt."[13]

Aus dieser Betrachtung der psychologischen Situation der Arbeitslosen können einige wichtige Folgerungen für die Art und Weise abgeleitet werden, in der die Arbeit eine Person an die Realität binden kann. Hier wären zu nennen: Arbeit verstärkt die Erfahrung des Ablaufs der Zeit, eine Erfahrung, die im "organisierten Handeln oder Denken"[14] wurzelt und daher jenen Operationen näher ist, die auf der Ebene der sekundären Prozesse ablaufen; Arbeit ermutigt jenes beständige Handeln, das für die Bewahrung des objektiven Wissens über die Realität notwendig ist; Arbeit vermittelt die lustvolle Erfahrung der Kompetenz; Arbeit erweitert den Bestand an konventionellem Wissen, besonders des Wissens darüber, daß die Ziele der Menschen die des Menschen transzendieren; Arbeit bereichert die Welt der unmittelbaren Erfahrung; Arbeit gestattet die wechselseitige Verstärkung des Lust- und des Realitätsprinzips als Verhaltensregulierungen, unter Bedingungen, wo infantile Lustquellen durch jene der Erwachsenen ersetzt werden.

Daß Menschen tatsächlich in der Arbeit nach diesen Elementen suchen, wird offenkundig, wenn man die Forschungsliteratur betrachtet, auch wenn es der spezifischere und eingeschränkte Zweck der jeweiligen Studien nicht zuläßt, die Bedeutsamkeit all dieser Elemente gemeinsam nachzuweisen, wie es für die Arbeitslosen mögich war, deren Lebenssituation als Ganzes untersucht worden war. Einige illustrative Beispiele müssen hier genügen.

1. Arbeitszufriedenheit ist eine Funktion der auferlegten Zeitstruktur, sodaß die Zufriedenheit größer sein wird, wenn der Arbeitsvorgang Zeiterfahrung verhindert, die den primären Prozessen näher ist.

Viele Industriesoziologen haben darauf verwiesen, daß die Art der Zeiterfahrung die Zufriedenheit des Arbeiters mit seiner Arbeit beeinflußt.[15] Arbeiten, bei denen "die Zeit rasch vergeht", werden solchen, bei denen das nicht der Fall ist, vorgezogen. Umgekehrt erbittert die Industriearbeiter nichts mehr, als wenn sie auf eine Arbeit oder auf Werkzeuge warten müssen, und das nicht nur im Akkordsystem, sondern auch dort, wo ein Zeitlohn gezahlt wird. Wie Wyatt et al. angemerkt haben, entsteht Langeweile, wenn der Arbeitsvorgang so automatisch ist, daß er die Aufmerksamkeit des Arbeiters nicht mehr erfordert. Anders ausgedrückt, entsteht in diesem Fall Langeweile, da die betreffende Arbeit nicht mit ausreichenden Stimuli und Anreizen verknüpft ist, um die Funktionen der sekundären Prozesse zu involvieren und das Aufmerksamkeitsniveau zu erhalten. Die tatsächliche Zeitspanne, die von außen strukturiert werden muß, wird natürlich von Person zu Person variieren, in Abhängigkeit von seiner Ausstattung, seinen Fähigkeiten und seiner Erfahrung. Individuelle Unterschiede bei der Länge der Zeitspanne, während der die Person das Aufmerksamkeitsniveau halten kann, das für die Realitätsorientierung - in diesem Fall Arbeitsorientierung - erforderlich ist, und während der sie vermeiden kann, daß sie von Tagträumen

erfaßt wird, sind nach Jaques die besten Indikatoren für das Anspruchsniveau verschiedener Arbeiten.

Das Fehlen von adäquaten und von außen auferlegten Zeitstrukturen steht vermutlich in einem engen Zusammenhang mit den Arbeitsschwierigkeiten vieler Hausfrauen, wenn die Kinder erwachsen sind, und nur wenige Dinge zu bestimmten Zeitpunkten erledigt werden müssen. Ihr Wunsch nach Arbeit außerhalb des Haushalts, auch wenn dafür keine ökonomischen Gründe bestehen, wurzelt vermutlich zum Teil in der Einsicht in die psychologische Absicherung, die mit "regelmäßiger Arbeit" verknüpft ist.

2. Arbeit wird als zufriedenstellender empfunden, wenn sie die Erfahrung der Kompetenz zuläßt, d.h. den Erwerb und die Überprüfung von objektivem Wissen.

Viele monotone Industriearbeiten sind unbefriedigend, eben weil sie dem Individuum keine Gelegenheit bieten, seine Geschicklichkeiten zu testen. Die ganze Diskussion um die Unterschiede der Arbeitszufriedenheit bei gelernten und ungelernten Arbeitern ist hier relevant. Doch das Bedürfnis nach dieser Art der Beziehung zur Realität ist so stark, daß Arbeiter sehr viel Einfallsreichtum und Witz darauf verwenden, sogar ungelernte Arbeit auf seine Art und Weise zu verrichten, die sie die Konsequenzen ihrer Handlungen erkennen läßt. Klein beschreibt detailliert, wie bei der Bedienung von Maschinen der Arbeiter seine Aufgaben und sein Arbeitstempo variiert, allem Anschein nach mit dem Ziel, die Konsequenzen seiner eigenen Handlungen zu erfahren.

Herzberg et al. folgerten aus einer Untersuchung spezifischer Vorfälle, daß das Individuum ein gewisses Ausmaß von Kontrolle über die Ausführung seiner Arbeit haben sollte, um ihm Erfolgserlebnisse und das Gefühl des persönlichen Wachstums zu ermöglichen. Diese Auffassung beginnt sich in der Arbeitsorganisation gegenüber einer mechanischen Effizienzkonzeption, bei der jede einzelne Bewegung vorgeschrieben wird, immer mehr durchzusetzen. Der Befund dieser Autoren, daß positive Anreize vor allem mit der Arbeit selbst verknüpft waren, negative mit den Rahmenbedingungen der Arbeit, verträgt sich gut mit dem Gedanken, daß Menschen das Bedürfnis haben, im Handeln ihre Kompetenz zu verwirklichen. Frühe Zeit- und Bewegungsstudien schienen nahezulegen, daß man von dem Bedürfnis nach aktiver Realitätserprobung überhaupt nichts wußte. Doch Taylor, der Ahnherr dieses Ansatzes in der Arbeitsorganisation, wußte sehr wohl, daß seine Rationalisierungsmaßnahmen mit Arbeitszufriedenheit gänzlich unvereinbar waren, wie man einer seiner Tagebuchnotizen entnehmen kann: "Was für ein entsetzliches Leben ist es doch, wenn man keinem Arbeiter ins Gesicht sehen kann, ohne dort Feindseligkeit zu sehen, und wenn man das Gefühl hat, daß jeder, dem du begegnest, praktisch dein Feind ist." Und er schrieb das, nachdem er das Einkommen der Arbeiter um 60 Prozent erhöht hatte!

3. Arbeitszufriedenheit ist vom Ausmaß abhängig, in dem die Arbeit das konventionelle Wissen, das man in die Situation einbringt, stützt und erweitert.

Während es nicht leicht ist, ein spezifisches Forschungsergebnis zu isolieren, das zeigt, wie die Arbeitszufriedenheit durch die Erlangung jenes Wissens erhöht

wird, das zwar vom Individuum nicht überprüft, dafür aber mit anderen geteilt wird, impliziert praktisch jede einzelne Studie diesen Sachverhalt. Beschreibungen des Unbehagens, das der Neuling in einer bestimmten Arbeitssituation empfindet, wenn er entdeckt, daß die anderen Normen und Glaubensvorstellungen haben, die ihm fremd sind, gehören hierher; wie auch die Praxis vieler Unternehmen, Information über ihre Strategien und Pläne zu verbreiten, auch wenn sie die Beschäftigten gar nicht direkt betreffen.

Der Großteil des konventionellen Wissens entsteht aber zweifellos im direkten informellen Kontakt zwischen einer Person und ihren Kollegen. Daher variiert der tatsächliche Inhalt dieses Wissens von Arbeitsgruppe zu Arbeitsgruppe und zwischen den Ebenen der industriellen Hierarchie.

Daß es schwierig ist, in diesem Zusammenhang präzisere Forschungsergebnisse anzuführen, ist vermutlich auf die formlose Weise zurückzuführen, in der solches Wissen erworben wird. Direkte Fragen über positive und negative Arbeitsanreize werden daher kaum jemals Antworten hervorrufen, die sich darauf beziehen. Doch jene, die Veränderungen der Arbeitsorganisation vornehmen möchten, würden gut daran tun, solche Unwägbarkeiten nicht zu vernachlässigen. Widerstand gegen solche Veränderungen ist dort zu erwarten, wo diese mit dem konventionellen Wissen, das in der Arbeitsgruppe erworben wurde und ihren Mitgliedern gemeinsam ist, in Konflikt geraten.

Das Wissen von der Einbindung in ein Unterfangen mit einem realen Zweck - Freuds Verknüpfung mit der menschlichen Gemeinschaft - kann wiederum nur durch Anekdoten belegt werden. Ein Fabriksmanager berichtet über die Reaktion seiner Arbeiter, als er einer Arbeitsgruppe eine Aufgabe übertrug, die unproduktiv war, aber als produktiv getarnt wurde, um eine temporäre Unterauslastung zu bewältigen; sie durchschauten den Schachzug und reagierten mit einem massiven Verfall ihres Einsatzwillens. Die Einschulung von Ingenieuren erfolgt manchmal durch solche simulierte Aufgabenstellungen; die Auszubildenden nehmen daran nur widerwillig teil, da sie lernen möchten, indem sie gleichzeitig nützliche Arbeit verrichten. Werden neu Aufgenommene in der gutgemeinten Absicht, ihnen einen Überblick über die Firma zu verschaffen, jeweils für eine Woche in die verschiedenen Abteilungen entsandt, um dort das Geschehen zu beobachten, entstehen ganz ähnliche Frustrationen.[19]

4. Die Arbeitsmotivation wächst in dem Maß, wie die Arbeit die direkte Erfahrung der Welt bereichert. Dieser Zusammenhang ist fast evident. Wiederum bereichert die Beschaffenheit vieler industrieller Arbeiten die direkte Erfahrung des Arbeiters nur in den Anfangsphasen, wenn er sich in den Job einarbeitet. Ist dies einmal geschehen, dann liefert in der Regel nur mehr die soziale Dimension des industriellen Lebens diese spezielle Einbindung in die Realität.

5. Die Arbeitszufriedenheit wächst mit dem Ausmaß, in dem diese verschiedenen Formen der Realitätserprobung zu lustvollen Erfahrungen führen, wie sie von Erwachsenen empfunden werden können. In der erwähnten Fußnote formuliert dies Freud wie folgt: "Die Möglichkeit, ein starkes Ausmaß libidinöser

Komponenten, narzißtische, aggressive und selbst erotische, auf die Berufsarbeit und auf die mit ihr verknüpften menschlichen Beziehungen zu verschieben, leiht ihr einen Wert, der hinter ihrer Unerläßlichkeit zur Behauptung und Rechtfertigung der Existenz in der Gesellschaft nicht zurücksteht."[20] Dies liefert eine Vorahnung von Hartmanns expliziter Aussage über die Verträglichkeit des Lust- und des Realitätsprinzips. Im vorliegenden Zusammenhang stellt sich die Frage: Welche Art der Realität in einer Arbeitssituation kann Lustempfindungen auslösen, die nicht bloß in der Erfahrung der Kompetenz wurzeln, sondern in den Instinkten?

Es braucht nicht gesondert betont zu werden, daß nicht jede Art von Arbeit oder von Arbeitsbedingungen derartige Lust bereitet, und man muß in dieser Hinsicht die Existenz beträchtlicher individueller Unterschiede annehmen. Was immer auch die Buben dazu bewegt, Lokomotivführer werden zu wollen, - es gelingt nur wenigen Personen, diesen Antrieb mit der normalen Realität ihrer Arbeitsbedingungen als Erwachsene in Übereinstimmung zu bringen. Daß die tatsächlich von der zivilisierten Gesellschaft verlangte Arbeit nicht immer so beschaffen ist, daß sie Lusterlebnisse zuläßt, wurde von Fourier in seine sozialistische Utopie einbezogen, die auf der Idee aufbaute, daß dort jedermann Arbeit im Einklang mit seinen Interessen und Neigungen verrichten würde. Dieses Prinzip ließ ihm die Frage, wer in seiner Traumgesellschaft als Kanalräumer tätig sein würde, zu einem quälenden Rätsel werden, bis er auf die Idee verfiel, daß diese Arbeit den kleinen Buben beträchtliches Vergnügen bereiten würde.

Es gibt ein wenig Information über die Art von Arbeit, die unter den Bedingungen des Erwachsenenlebens Lust- und Unlusterlebnisse verschafft, die in den Instinkten wurzeln. Eine neuere Untersuchung einiger psychologischer Faktoren, die den Erfolg von Managern der Haushaltsgeräteindustrie bestimmen, legte nahe, daß die unbewußte Einstellung eines Mannes gegenüber Frauen etwas mit der Energie - und damit letztlich auch mit dem Erfolg - zu tun haben mag, die er in die Aufgabe einbringt, Frauen mit Gütern zu versorgen, die ihnen die Arbeit erleichtern sollen.[21]

Unter negativen Vorzeichen hat eine tiefschürfende Untersuchung der Krankenpflege[22] gezeigt, daß es zur Natur der Pflegetätigkeit gehört, daß sie oft mächtige Emotionen auslöst, denen die meisten Leute seit ihrer frühen Kindheit, als sie gelernt hatten, diese zu verdrängen, nicht mehr ausgesetzt waren. Der alltägliche Umgang mit Leid, Schmerz, Angst und Tod erfordert große emotionale Reife oder die Herausbildung von Abwehrmechanismen, die den Charakter der Krankenschwester nur allzuleicht deformieren oder ihre Arbeit beeinträchtigen können, obwohl ihre Arbeitsleistung zweifellos auch von der Verwirklichung jener spezifischen Motive getragen wird, die ursprünglich ihre Berufswahl bestimmten.

"Besondere Befriedigung", so Freud, "vermittelt die Berufstätigkeit, wenn sie eine frei gewählte ist, also bestehende Neigungen, fortgeführte oder konstitutionell verstärkte Triebregungen durch Sublimierung nutzbar zu machen gestattet."[23] Doch er implizierte, daß dies eine seltene Ausnahme darstellte, indem er hinzufügte:

"Die große Mehrheit der Menschen arbeitet nur notgedrungen". Daß die Sublimierung in der Arbeit weiter verbreitet sein könnte, als diese Bemerkung nahelegt, ist mit Hartmanns Verfeinerung des Begriffs[24] verträglich; wenn er vorschlägt, von neutralisierter statt von sublimierter Energie zu sprechen, dann eröffnet dies die Möglichkeit, Sublimierung nicht nur mit den großen wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen der Menschheit in Verbindung zu bringen, sondern als einen Prozeß aufzufassen, der in jedem arbeitenden Menschen abläuft.

Fassen wir zusammen. Verbinden wir Freuds Aussage über die Arbeit mit Hartmanns Beitrag, so erfüllt dies eine Funktion einer brauchbaren Theorie - es systematisiert einiges von unserem empirischen Wissen über die Arbeit. Doch eine Theorie sollte auch der Gewinnung von zusätzlichem Wissen den Weg weisen. Nicht daß die erste Funktion vernachlässigenswert wäre; post factum-Erklärungen sind nur dann verdächtig, wenn sie sich auf einen einzelnen Datensatz beziehen. Wo sie in der Lage sind, eine Vielfalt empirischer Befunde zusammenzufassen, kann ihre Nützlichkeit kaum bezweifelt werden. Doch wie steht es um das Vermögen dieser Ideen, Verhalten vorherzusagen, sodaß sie durch „wirkliche" Ereignisse verifiziert oder falsifiziert werden können? Die Frage ist von entscheidender Bedeutung, denn ungeachtet der Fähigkeit der Theorie, Forschungsergebnisse zu systematisieren, wäre es möglich, daß diese Leistung erst dadurch zustandekommt, daß die Theorie zu allgemein ist. Sie könnte alles erklären, was letztlich bedeutet, daß sie nicht über den Bereich der Metapsychologie hinausreicht; sie wäre dann ein zweckmäßiges und mit der Empirie nur lose verknüpftes Denkschema, von heuristischem statt von prognostischem Wert. Die psychoanalytische Psychologie wurde so oft beschuldigt, genau dies und nicht mehr zu sein, daß die Frage keineswegs ignoriert werden kann. Doch ebensowenig kann sie durch spekulative Argumentation beantwortet werden. Noch niemand hat bisher versucht, diese Ideen einem systematischen empirischen Test zu unterziehen. Derzeit möchte ich für sie lediglich in Anspruch nehmen, daß sie uns in einem Bereich beim Denken behilflich sind, wo es unendlich mehr "Tatsachen" gibt als Gedanken.

Nichtreduktionistische Sozialpsychologie - ein fast aussichtsloses Unternehmen, zu faszinierend, um es unversucht zu lassen

Der Titel, den ich gewählt habe, mag arrogant und unwissend klingen. Schließlich gibt es hunderte, wenn nicht tausende Sozialpsychologen aus aller Herren Länder, die es nicht aussichtslos finden, sozialpsychologische Forschung zu betreiben, die manchmal erstklassig und meist interessant und lohnend ist, auch wenn einiges davon in peinlicher Weise trivial ist. Die bemerkenswerten Leistungen, die im Namen der Sozialpsychologie vollbracht wurden, werden von mir keinesfalls unterschätzt. Die Lektüre eines Lehrbuchs wie jenes von Roger Brown[1] ruft Bewunderung hervor, nicht nur für den Verfasser, sondern auch für die unablässigen Anstrengungen der zahllosen Leute, die auf diesem Gebiet arbeiten. Doch in der Sozialpsychologie gibt es eine Vielfalt von Auffassungen darüber, worum es in der Disziplin überhaupt geht; sie sind natürlich aus irgendeinem Blickwinkel allesamt legitim. Bloß jene Konzeption, die mich am meisten anspricht, ist fast zu schwierig. In Ermangelung eines besseren Namens nenne ich sie nichtreduktionistisch, obwohl die herkömmliche Definition des Reduktionismus - die Erklärung höherer Komplexitäten unter Bezug auf geringere - nicht ganz trifft, was ich meine, nämlich die Reduktion der analytischen Aufmerksamkeit auf einen Aspekt, sei dieser nun sozial oder psychologisch.

Die Konzeption des Sozialen in der Sozialpsychologie und die darauf verwendete Aufmerksamkeit werden durch die vielfältigen außerwissenschaftlichen Annahmen und Interessen geformt, die die Forscher motivieren. Die Legitimität dieser außerwissenschaftlichen Standpunkte hervorzuheben hieße fast, das allzu Offensichtliche zu betonen, wäre da nicht die Tatsache, daß gelegentlich der beunruhigende Anspruch angemeldet wird, nur ein bestimmter Ansatz, nur eine Art von Fragestellung wäre geeignet, richtige Wissenschaft hervorzubringen.

Die Hauptstränge der Sozialpsychologie - der psychologische und der soziologische - tendieren dazu, die analytische Aufmerksamkeit entweder auf psychologische oder auf soziologische Faktoren zu beschränken. Freud in der ihm eigentümlichen Weise und die meisten experimentellen Sozialpsychologen konzentrieren sich auf individuelle Daten und betrachten die soziale Welt, auf die sie sich beziehen, als vorgegeben. Durkheim und - weniger systematisch, aber nicht weniger nachdrücklich - Karl Marx huldigen dem sozialen Reduktionismus. George Herbert Meads Interaktionismus läßt sich nicht so ohne weiteres in diese krude Zerlegung des Gebiets einfügen. Dieser Begriff paßt jedenfalls ziemlich genau auf das, was mir vorschwebt; er liefert ein Etikett für das uralte Problem

Ursprünglich als "Why a non-reductionist social pschology is almost too difficult to be tackled but too fascinating to be left alone" in *British Journal of Social Psychology*, 28. 1989: 71-78 erschienen.

der Sozialphilosophie und der Sozialwissenschaft - jenes der Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft. Während sich Mead als Philosoph allerdings auf die *ontologische* Einheit von Selbst und sozialer Welt konzentrierte, bleibt den empirischen Sozialpsychologen, die *begrifflich* vorgehen müssen, nichts anderes übrig, als psychologische und soziale Prozesse getrennt zu halten, obwohl es ihr Ziel ist, Verbindungen zwischen ihnen zu entdecken.

Unser produktivster Forschungszweig, der sich auch der strengsten Argumentationen bedient, ist die experimentelle Sozialpsychologie. Im Rahmen ihrer reduktionistischen Analyse findet das Soziale in der Sozialpsychologie jeweils verschiedene Interpretationen. Eine davon ergibt sich aus der Implikation eines sozialen Objekts durch eine konkrete experimentelle Aufgabe, etwa in der Personenwahrnehmung, die sich derzeit vor allem auf die Attributionstheorie stützt. Eine andere liegt bei der Untersuchung dyadischer Beziehungen vor - der Freundschaft, der Ehe, der Begegnung zwischen Ärzten und ihren Patienten, etc. Eine dritte Interpretation ist die Gleichsetzung des Sozialen mit der Kleingruppe, in die das Verhalten eingebettet ist, das im Kontrast zu isolierten Verhaltensweisen untersucht wird, wie z.B. in Sherifs Untersuchung des autokinetischen Effekts,[2] bei Aschs Konformitätsexperimenten,[3] den heute aufgegebenen "risky-shift"-Untersuchungen oder im derzeit eine Hochblüte erlebenden Minimalgruppenparadigma. Eine andere Interpretation wird nahegelegt, wenn das Verhalten von Personen hinsichtlich wichtiger sozialer Kategorien verglichen wird - soziale Klasse, Ethnizität, Geschlecht, Alter, etc. Schließlich gibt es kulturell vergleichende Studien über individuelle Phänomene, z.B. über den IQ oder Piagets Stadien der moralischen Entwicklung. Ein Grund, diese verschiedenen Interpretationen des Sozialen aufzulisten, ist in der Tendenz zu suchen, darüber hinwegzusehen, daß es sich dabei tatsächlich um verschiedene Konzeptionen handelt, und daher anzunehmen, daß man die Befunde einer Ebene auf eine andere übertragen kann. Was jedoch in einer Dyade abläuft, muß nicht unbedingt in einer Kleingruppe sein Gegenstück finden, und was dort im Bereich der interpersönlichen Beziehungen passiert, hat keine Vorhersagekraft für die Beziehungen zwischen Gruppen, wie Henri Tajfel wiederholt betont hat. Worauf ich jedoch vor allem hinweisen möchte, ist die Tatsache, daß all diesen verschiedenen Interpretationen des Sozialen etwas gemeinsam ist: Die Ergebnisse solcher Studien werden unweigerlich unter Bezug auf individuelle Reaktionen oder die Durchschnitte solcher Reaktionen formuliert (was auf dasselbe hinausläuft, mit dem einzigen Unterschied, daß Durchschnitte ebensoviel verbergen, wie sie enthüllen, auch wenn ein Sigma hinzugefügt wird). In der Regel wird das Soziale in solchen Studien als unabhängige Variable eingeführt, deren Sinn als vorgegeben aufgefaßt wird und unanalysiert bleibt.

Selbstverständlich gibt es für das Bestehen dieses Zustands gute Gründe. Für die um Präzision bemühten Sozialpsychologen haben Einzelpersonen einen unschätzbaren Vorteil - sie können gezählt werden, was bei kollektiven Phänomenen nicht der Fall ist. Doch Institutionen, wie das Beschäftigungs- oder das Rechts-

system, und großangelegte soziale Prozesse oder Ereignisse, wie das Einsetzen der zweiten industriellen Revolution durch die Verbreitung neuer Technologien oder der Falkland-Krieg, üben ihre eigenen mächtigen Wirkungen auf das Denken, Fühlen und Handeln von Millionen von Menschen aus. Zwar sind diese Institutionen, Prozesse und Ereignisse selbstverständlich das Resultat menschlicher Handlungen, doch existieren sie, wenn sie einmal hervorgebracht wurden, unabhängig von jenen, die sie hervorgebracht haben, und erweitern oder beschränken den Handlungsspielraum aller übrigen Akteure. Für einige dieser sozialen Makrofaktoren bestehen natürlich numerische Indikatoren, z.B. für die Inflation oder das vergleichsweise neuartige Phänomen eines Männerüberschusses bei der britischen Bevölkerung unter 55, doch basieren diese auf Analyseeinheiten, die mit jenen Einheiten, die wir in sozialpsychologischen Experimenten zählen, unvereinbar sind.

Es könnte nun zurecht eingewendet werden, daß dies zwar alles seine Richtigkeit haben möge, daß es allerdings als unplausibel erscheint, daß Attributionsprozesse oder Untersuchungen des Prisoners' Dilemma oder der Gruppenpolarisierung oder irgendeines anderen Problems, das von experimentellen Sozialpsychologen so erfolgreich bearbeitet wird, vom Mikrochip oder der Inflation beeinflußt sein könnten. Es ist dies natürlich ein guter Einwand, der allerdings lediglich ein Schlaglicht auf die Unterschiede zwischen solchen Studien und jenen wirft, die meines Erachtens in unserer Disziplin Mangelware sind: Untersuchungen, die die beständige Wechselwirkung zwischen Individuen einerseits, Struktur und Funktionsweise der Gesellschaft andererseits zu verstehen versuchen, eine Wechselbeziehung, die schließlich das Wesen unserer alltäglichen Erfahrung ausmacht.

Die Schwierigkeiten, auf die der Titel dieses Aufsatzes anspielt, werden offenbar, wenn die Frage aufgeworfen wird, wie solche Studien durchgeführt werden könnten. Was erforderlich ist, läßt sich unschwer angeben: eine systematische Verknüpfung zwischen psychologischen und sozialen Phänomenen. Dies setzt voraus, daß beide für sich verstanden werden, bevor man feststellen kann, wie gut oder wie schlecht sie sich ineinanderfügen. Ein zweigleisiger Zugang ist gefordert. Für die psychologische Dimension steht das ganze Repertoire der Begriffe und Methoden der konventionellen Sozialpsychologie zur Verfügung; doch was das Verstehen der sozialen Dimension angeht, und vor allem der Beziehung zwischen den beiden Bereichen, ist die Situation weniger erfreulich gelagert, vor allem für jene, deren intellektuelles Rüstzeug in erster Linie aus der Psychologie stammt. Die Hauptschwierigkeiten können in drei miteinander verwandte Rubriken zusammengefaßt werden: Methoden; die Auswirkungen der Zeit; und die Rolle der Theorie bei solchen Untersuchungen. Ich werde im folgenden diese Schwierigkeiten erörtern und einige Beispiele der vorläufigen Versuche, diese zu überwinden, anführen.

Hinsichtlich der Methoden im psychologischen Bereich möchte ich mich darauf beschränken, das vielleicht Offensichtliche hervorzuheben: Das am häufigsten

verwendete, strengste und genaueste Verfahren der psychologischen Sozialpsychologie - das kontrollierte Laborexperiment - hat seine Vor- und Nachteile. Meines Erachtens, überwiegen die Nachteile. Ich beziehe mich dabei nicht bloß auf einen möglichen Bias, der durch den Versuchsleiter eingebracht wird, oder auf die experimentellen Anforderungscharakteristika, sondern vor allem auf die Tatsache, daß externe Validierungen häufig ignoriert werden bzw. in jenen Fällen, wo sie durchgeführt werden, meist mißglücken, da die soziale Dimension der Interaktion nicht auf ihre psychologisch relevanten Merkmale hin untersucht wurde.

Vor kurzem las ich eine treffende Charakterisierung des sozialpsychologischen Experiments durch jemanden, der sich dieser Methode verschrieben hat, Daniel Batson;[4] er schrieb, es handle sich dabei um eine kausale Karikatur und nicht um einen Spiegel der Wirklichkeit. Die "Karikatur" ist für die Untersuchung einzelner Variablen wichtig; zwar kann selbstverständlich niemand vernünftigerweise einen Spiegel der Wirklichkeit anstreben, doch kann man darauf abzielen - und meine eigenen Präferenzen gehen in diese Richtung -, ein Porträt zu liefern, das als solches erkennbar ist und über die Herleitung einer Wirkung aus einer Ursache hinaus einen größeren Teil des multikausalen Gewebes wiedergibt, in das jegliches Leben eingebettet ist. Mehrfachperspektivik und die Verwendung verdeckter Meßverfahren sind angebracht; allerdings werden diese Methoden öfter lobend erwähnt als angewendet. Dies impliziert, daß eine bewußt nichtreduktionistische Sozialpsychologie dorthin gehen muß, wo "die Dinge passieren", wie George Kelley zu sagen pflegte, also Feldstudien durchführen sollte. Wenn dies auch schwierig genug ist und wesentlich zeitaufwendiger als die Zuweisung von Studenten zu einer experimentellen Versuchsanordnung, läßt es die Frage, wie man die soziale Dimension der Interaktion in den Griff bekommt, noch immer unbeantwortet. In dieser Angelegenheit wurden bisher verschiedene mehr oder weniger erfolgreiche Versuche unternommen.

Wenn der Schauplatz der Feldforschung z.B. eine Schule, eine Gemeinde oder ein Teil der Arbeitswelt ist, kann man sich des schlichten Verfahrens bedienen, den Schauplatz so gut wie möglich zu beschreiben. Wiederum ist ein Spiegelbild weder wünschenswert noch möglich. In der Regel sind solche Beschreibungen eher willkürlich als analytisch und auf die am besten sichtbaren Merkmale beschränkt, ob diese nun im Zusammenhang mit der Forschungsfrage stehen oder nicht. Das ist besser als nichts, aber nicht sehr viel. Je detaillierter solche Beschreibungen sind, desto schwerer fällt die Entscheidung, ob die psychologischen Ergebnisse auf spezifische Auswirkungen des Forschungsfeldes in seiner Gesamtheit zurückzuführen sind oder ob der Schauplatz Merkmale aufweist, die sich auch anderswo finden und daher Generalisierungen zulassen. Oft stehen solche Beschreibungen ohne systematische Verknüpfung Seite an Seite mit dem psychologischen Beweismaterial.

Schon vor Jahren präsentierte Roger Barker durch seinen Begriff des Verhaltensschauplatzes [behaviour setting] einen raffinierten Ansatz,[5] obwohl er sich mit der soziologischen Dimension in expliziterer Weise auseinandersetzte als mit

der psychologischen. Wie sich der Leser vielleicht erinnert, ist ein Verhaltensschauplatz eine institutionalisierte Örtlichkeit, wie etwa ein Seminarraum oder ein Restaurant oder eine Diskothek, die den dort handelnden Akteuren allgemeine Erfahrungskategorien und Regeln akzeptablen Verhaltens auferlegt. Ob einem das, was das Setting zu bieten hat, gefällt oder nicht - ein Ausmaß an Erfahrung innerhalb der vorgeschriebenen Kategorien wird sich zwangsläufig einstellen, sobald man ihn einmal betreten hat. Barker befaßte sich ausschließlich mit eng abgesteckten und intimen Verhaltensschauplätzen, die man routinemäßig als unproblematisch hinnimmt, deren wünschenswerte und unerwünschte Merkmale klar zutage liegen und die freiwillig betreten oder verlassen werden können, wenn sie den individuellen Bedürfnissen nicht entsprechen; einige können bewußt verändert werden.

Im Gegensatz dazu sind großräumige Verhaltensschauplätze, wie etwa wichtige Institutionen, Prozesse und Ereignisse, komplex und schwer überschaubar und bringen eine Vielfalt von Erweiterungen und Beschränkungen des Verhaltensspielraums mit sich, von denen manche menschlichen Bedürfnissen entgegenkommen, andere wiederum die Erfüllung solcher Bedürfnisse vereiteln; sie können in der Regel nur bei Anfall beträchtlicher individueller Kosten verlassen und nur durch größere kollektive Anstrengungen verändert werden.

Es ist die Aufgabe einer bewußt nichtreduktionistischen Psychologie, diesen vielgestaltigen sozialen Entitäten oder Prozessen die spezifischen Erfahrungskategorien abzugewinnen, die sie ihren Akteuren auferlegen, und deren Übereinstimmung mit menschlichen Bedürfnissen zu untersuchen. Wie das geschehen soll, ist dabei das Problem. Mir ist keine kodifizierte Methode bekannt, die angewendet werden kann. Jede neue derartige Forschungsfrage erfordert einen neuen und spezifischen Zugang.

In den letzten paar Jahren hat mich eine Frage dieser Art sehr beschäftigt: Warum ist die psychologische Bürde der großen Mehrheit der Arbeitslosen jener der großen Depression der dreißiger Jahre so ähnlich, obwohl sich die soziale Szenerie fast bis zur Unkenntlichkeit verändert hat? Nicht nur ist der Lebensstandard der heutigen Arbeitslosen wesentlich höher als der der Arbeitslosen von einst; auch die öffentlichen Moral- und Wertvorstellungen haben sich drastisch gewandelt. Die Arbeitsethik, so heißt es, hat ausgedient. Die große Mehrheit der Arbeitslosen kommt zusätzlich aus ungelernten oder angelernten Jobs, die wenig finanzielle Anreize boten und wenig Arbeitszufriedenheit vermittelten. Manche behaupten, daß die Entfremdung gegenüber derartigen Arbeitsplätzen derart weit verbreitet ist, daß Arbeitslosigkeit nicht als Fluch, sondern als Befreiung aufgefaßt werden sollte. Dennoch haben psychologisch orientierte Sozialpsychologen in mehreren Ländern schlagkräftige Beweise dafür geliefert, daß für die große Mehrheit der Betroffenen psychologische Beeinträchtigung die Regel ist, welche Arbeitsplätze sie auch verloren haben mögen, wie ihre finanzielle Situation auch beschaffen sein mag.[6] Warum? Um diese Frage beantworten zu können, muß man meines Erachtens die Institution der Beschäftigung betrachten,

die das Leben in modernen Gesellschaften heute noch genauso dominiert wie in den dreißiger Jahren. Zwar haben sich viele Arbeitsbedingungen gewandelt, doch sind einige psychologisch relevante unverändert geblieben. Beschäftigung ist auf eine Weise organisiert, die den Teilnehmern der Arbeitswelt Erfahrungskategorien auferlegt, denen sich niemand entziehen kann, ob er seine Arbeit nun haßt oder liebt. Diese sind: Jenem Teil des Tages, der im Wachzustand verbracht wird, wird eine Zeitstruktur aufgeprägt - dies gilt auch für die Woche, das Jahr, ein ganzes Leben; der soziale Horizont erweitert sich über die Familie und die Nachbarn hinaus; man nimmt an einer kollektiven Anstrengung teil; eine soziale Identität wird gestiftet; und dem einzelnen werden regelmäßige Aktivitäten zugewiesen und die Kontrolle über diese Aktivitäten zur Verfügung gestellt. Arbeitslose sind definitionsgemäß dieses Verhaltensschauplatzes beraubt und damit der Erfahrungen innerhalb dieser institutionell sanktionierten Kategorien. Meiner Auffassung nach resultiert ihre psychologische Bürde aus diesen Defiziten, da Menschen ein tief verwurzeltes Bedürfnis nach einigen der Erfahrungen haben, die durch die Kategorien der Arbeitswelt traditionellerweise vermittelt werden. Während man beschäftigt war, mag die Qualität dieser Erfahrungen zu wünschen übrig gelassen haben - zeitliche Abläufe waren zu streng kontrolliert, die Vorarbeiter zu herrisch, der zugewiesene Status zu niedrig, etc. Doch überhaupt keine Erfahrung innerhalb dieses Rahmens - Leere - scheint schlimmer zu sein. Beweise dafür, daß die sozial sanktionierten Kategorien tatsächlich tiefsitzenden Bedürfnissen entgegenkommen, stammen aus mehreren Quellen: Die Minderheit der Arbeitslosen, die sich keiner Defizite bewußt sind und keinem psychologischen Leidensdruck ausgesetzt sind, setzt sich aus Leuten zusammen, die - vor allem in freiwilligen Organisationen - andere Verhaltensschauplätze entdeckt oder sich geschaffen haben, wo sie auf regelmäßiger Basis Arbeiten verrichten, um eben diese Bedürfnisse zu erfüllen.[7] Auch scheinen nicht-industrialisierte Gesellschaften in der Regel institutionalisierte Verhaltensschauplätze zu haben, die zumindest einigen dieser Bedürfnisse entgegenkommen. Nicht ausgelastete Hausfrauen und manche Pensionisten leiden ebenfalls an einem Unbehagen, das dem der Arbeitslosen ähnlich ist, die ihre psychologische Situation unter Bezug auf unbefriedigte Bedürfnisse beschreiben - sie fühlen sich nutzlos, ausrangiert, von niemandem gebraucht, isoliert und gelangweilt. So entsteht ein kollektives Bild, aus dem sich ablesen läßt, daß es um mehr als das verschwundene Gehalt geht und daß machtvolle menschliche Bedürfnisse unbefriedigt bleiben.

Diese Erklärung stützt sich also auf zwei Typen von Daten, die sich einerseits auf Individuen beziehen, andererseits auf die Struktur der Beschäftigung. Die Analyse der Institution basiert auf einem unstandardisierten und unquantifizierbaren Verfahren; so entsteht eine Verknüpfung zwischen psychologischen Faktoren und spezifischen, psychologisch relevanten Aspekten einer Institution. Dieses Beispiel wurde einigermaßen detailliert beschrieben, weil es auch die anderen beiden Schwierigkeiten illustriert, denen sich eine nichtreduktionistische Sozialpsychologie gegenübersieht - die Auswirkungen der Zeit und die Rolle der Theorie.

In den letzten Jahren haben Kenneth Gergen und andere das Thema der zeitlichen Verortung sozialpsychologischer Forschungsresultate in radikaler Weise problematisiert.[8] Gergen behauptet, daß in einer sich unablässig wandelnden Welt die Sozialpsychologie nichts anderes als Zeitgeschichte hervorbringen kann; daß also die Geltung der Befunde in unvermeidlicher Weise auf das Hier und Jetzt beschränkt ist. An dieser Idee ist etwas dran, wenn sie auch nicht so weitreichend ist, wie Gergen annimmt. Erstens hat die Rekonstruktion der detaillierten Geschichte einer Periode nichts Triviales; in der Tat ist eine nichtreduktionistische Sozialpsychologie u.a. deshalb faszinierend, weil sie in der Lage ist, unser Verständnis der heutigen Welt zu verbessern. Zweitens erscheint mir Gergens Konzeption der Zeit auf die Dimension der Aufeinanderfolge von unvorhersagbaren Ereignissen beschränkt zu sein und die Dimension der Fortdauer zu ignorieren. Zwar ist im gesamten Universum tatsächlich alles beständig im Fluß, doch wandeln sich einige Dinge relativ rasch und andere wiederum so langsam, daß wir sie als vergleichsweise dauerhaft wahrnehmen. Psychologie *als* Naturwissenschaft zielt auf die Identifikation solcher dauerhafter Merkmale ab und kann daher auf eine historische Zeitperspektive verzichten.

Bei allen Formen der Sozialpsychologie, vor allem jedoch bei einer nichtreduktionistischen, ist die Situation komplizierter gelagert. Zwar versuchen auch die Anhänger der experimentellen Methode auf unserem Gebiet vergleichsweise dauerhafte Mechanismen zu identifizieren, doch müssen sie dabei auf sinnvolle experimentelle Aufgaben zurückgreifen, und es sind gerade Bedeutungen, die einem relativ raschen historischen Wandel unterworfen sein können. Das Problem liegt darin, daß man nicht vorhersagen kann, welche Bedeutungen sich wandeln werden und in welche Richtung. Lediglich rückblickend entdecken wir, daß manche Prozesse, die ursprünglich als zeitlos präsentiert wurden, heute nicht mehr wirksam zu sein scheinen. Nach Perrin und Spencer ist es so heute nicht mehr möglich, Aschs Konformitätsexperimente zu replizieren;[9] einige Items der einst berühmten F-Skala haben aufgehört, zwischen verschiedenen Persönlichkeitstypen oder Ideologien zu diskriminieren. Diese zeitliche Ungewißheit im Gefolge des Bedeutungswandels findet ihr räumliches Gegenstück im Problem der externen Validität experimenteller Ergebnisse. Im Labor festgestellte Attributionsprozesse lassen sich nicht auf andere Situationen übertragen. Dies gestattet Roger Brown die Bemerkung, daß "die ursprünglich monolithische Akteur-Beobachter-Divergenz und der fundamentale Attributionsfehler in eine Menge spezifischer Faktoren zerfallen sind, sodaß sie manchmal auftreten und manchmal ausbleiben."[10] Er fügt hinzu: "Natürlich kennen wir das Ende der Geschichte noch nicht." Offen bleibt die Frage, ob es ein Ende geben kann.

All das soll natürlich nicht nahelegen, daß der oft brillante Einfallsreichtum, der in die Gestaltung sozialpsychologischer Experimente eingebracht wird, vergeudet wäre. Zumindest illustrieren sie Thomas Love Peacocks weise Bemerkung "was ist, ist möglich;" d.h. sie verweisen auf einige der Prozesse im gewaltigen

Repertoire menschlicher Potentialitäten: Einstellungen können verändert, IQ-Maße verbessert und kognitive Dissonanzen aufgelöst werden.

Wenn die Schwierigkeiten, die der historische Wandel und die Vernachlässigung des Problems der externen Validität der experimentellen Sozialpsychologie bieten, bereits beträchtlich sind, dann sind sie dies gegenüber den Bemühungen um eine nichtreduktionistische Sozialpsychologie in noch stärkerem Ausmaß. Auf den ersten Blick könnte es den Anschein haben, als könnte das Problem der externen Validität per definitionem nicht mehr auftreten; das ist tatsächlich der Fall, allerdings nur dort, wo man versucht, eine spezifische Interaktion zu erhellen. Möchte man jedoch zu Generalisierungen gelangen, deren Validität über den untersuchten Einzelfall hinausweist, dann stellt sich ein Problem, das dem der externen Validität des Experimentators ähnlich ist. Schließlich ist auch das Experiment ein spezifischer Verhaltensschauplatz, wenn er auch den Leuten - mit Ausnahme von Studenten - als eher befremdlich erscheint. Eine Analyse der psychologisch relevanten sozialen Aspekte einer Situation kann uns jedoch in die Lage versetzen, auf andere Verhaltensschauplätze, die ähnliche Aspekte aufweisen, zu generalisieren und das allzu Spezifische vom etwas Allgemeinerem zu isolieren.

Das Bewußtsein des Wandels der Strukturen der sozialen Welt und der Bedeutungen, die Akteure diesen Strukturen beilegen, stellt die größte Schwierigkeit einer nichtreduktionistischen Sozialpsychologie dar. Wie gerechtfertigt die Annahme der Zeitlosigkeit gegenüber Wahrnehmungsprozessen oder gegenüber dem Tanz von Partikeln auch sein mag, sie ist bei der Untersuchung der Wechselbeziehung zwischen Menschen und Institutionen jedenfalls illegitim. Bei derartigen Forschungen ist die Annahme, daß psychologische Phänomene ausschließlich von der Ausstattung des menschlichen Organismus bestimmt sind, ebenso unhaltbar wie ihr Gegenteil, daß sie ausschließlich von äußeren Umständen determiniert sind. Die beiden Seiten der Wechselbeziehung müssen jeweils unter Bezug auf ihre eher wandelbaren und ihre eher dauerhaften Merkmale interpretiert werden. Die getrennte Behandlung ist deshalb erforderlich, weil der soziale Wandel sein eigenes Tempo und seinen eigenen Rhythmus hat; er ist dabei abgelöst von individuellen Veränderungen, obwohl er manche Personen tief beeinflußt, während er andere praktisch unberührt läßt. 1988 leben manche Leute im Computerzeitalter, andere nicht. Sind wir also darauf zurückgeworfen, Schnappschüsse der Gegenwart zu liefern und bestenfalls zeitgenössische Validität dafür in Anspruch zu nehmen? Fast, doch nicht gänzlich. Das Beispiel der Arbeitslosenstudien von heute und aus den dreißiger Jahren illustriert die Möglichkeit, das vergleichsweise Wandelbare vom vergleichsweise Dauerhaften zu unterscheiden und auf diese Weise einige sozialpsychologische Einsichten zu gewinnen, die mehr als befristete Validität beanspruchen können, wenn schon nicht für immer, dann doch zumindest für gestern und morgen. Die Zeitgebundenheit sozialer und psychologischer Angelegenheiten läßt uns verstehen, warum Generalisierungen in einer nichtreduktionistischen Sozialpsychologie selten sind.

Das dritte Problem, das ich erörtern möchte, die Rolle der Theorie in einer derartigen Sozialpsychologie, wird durch die vorhergehenden Bemerkungen zumindest implizit bereits angesprochen. Die meisten Sozialpsychologen sind mit der Idee aufgewachsen, daß die Erstellung einer Theorie oder das Testen von Hypothesen, die aus einer Theorie abgeleitet wurden, die einzigen legitimen Funktionen der empirischen Forschung sind. Betrachtet man das Standardformat der meisten Zeitschriftenartikel, scheint diese Idee noch immer die Disziplin zu beherrschen, auch wenn bei der tatsächlichen Durchführung einer empirischen Studie induktives Räsonnement und die Entdeckung wahrscheinlich eine größere Rolle spielen, als es das hypothetisch-deduktive Modell nahelegt.

Sich auf Theorien zu konzentrieren, ist sicherlich eine wichtige Funktion der Forschung, aber nicht die einzige, und bei der Behandlung mancher legitimer Fragen ist sie fehl am Platz, und sei es nur deshalb, weil keine relevante Theorie zur Verfügung steht. Mehr noch, ausschließlich theoretisch orientierte Forschung kann manchmal wie eine Zwangsjacke des Denkens und der Beobachtung wirken und so zum Teil für die Vernachlässigung der Frage der externen Validität verantwortlich sein.

Der empirischen Forschung irgendeine andere Funktion zuzuweisen ist in den Augen mancher eine Häresie, die als kruder Empirismus gebrandmarkt wird. Hier wird, so glaube ich, gegen einen Schatten geboxt. Denn kruder Empirismus, also ein Zugang zu einer Forschungsfrage ohne irgendeine Konzeption davon, worauf es ankommt und was untersucht werden sollte, ist nicht bloß falsch, sondern unmöglich. Wir sind alle Gefangene unseres Verstandes, der begrifflich mittels der fundamentalsten menschlichen Schöpfung fungiert - der Sprache.

Wenn eine nicht-reduktionistische Sozialpsychologie nicht theorieorientiert ist - und sie ist es nicht -, was bringt sie dann hervor? Die Beantwortung dieser Frage erfordert eine Klärung der Bedeutung, die der Ausdruck "Theorie" in der Wissenschaft angenommen hat. In den Naturwissenschaften bezieht er sich auf die Formulierung von immer umfassenderen Gesetzen, die schließlich alles vorhersagen und erklären. Für die Angelegenheiten der Menschen existieren selbstverständlich keine solchen Gesetze. Die experimentelle Sozialpsychologie muß sich daher mit der Erstellung kausaler Regelmäßigkeiten stochastischer Natur bescheiden. Solche "Gesetze" werden regelmäßig gebrochen; nicht nur außerhalb des Laboratoriums und im Zeitverlauf, sondern auch im Hier und Jetzt des Experiments, von jener widerspenstigen und vernachlässigten Minderheit, die sich der Hypothese nicht unterwirft. Theorien erklären also nur die herrschenden Trends in einer spezifischen Situation. Beim Versuch, eine solche beschränkte Kausalität nachzuweisen, ist es üblich geworden, die Ausdrücke "Theorie" und "Erklärung" als austauschbar zu behandeln. Während dieser Gebrauch in der Psychologie *als* Naturwissenschaft gerechtfertigt ist, während er in der experimentellen Sozialpsychologie schon ein wenig zweifelhafter ist, ist er in der nicht-reduktionistischen fehl am Platz. Hier sollten die beiden Ausdrücke klar voneinander unterschieden werden, denn eine solche Sozialpsychologie kann derzeit

lediglich Erklärungen hervorbringen; ich bezweifle, daß sie in absehbarer Zukunft Theorien anbieten kann. Wo liegt der Unterschied, da die Suche nach Kausalität doch beiden Ansätzen gemeinsam ist?

Theorien prognostizieren. Erklärungen tun das nicht, in der Regel sind sie retrodiktiv, d.h. daß sie erst allmählich auftauchen, wenn man sich in die systematische Untersuchung eines Problems vertieft. Bestimmt werden sie dabei von Vermutungen und Ahnungen, vielleicht von glückhaften Einfällen, nicht jedoch von einer Theorie. Theorien sind Abstraktionen hoher Stufe; Erklärungen operieren eher in Bodennähe. Theorien generalisieren, Erklärungen spezifizieren. Sogar einmalige Begebenheiten, auf die sich keinerlei Theorie bezieht, können erklärt werden. Theorien neigen dazu, Abweichungen zu ignorieren; Erklärungen möchten diese einbeziehen. Hier zwei - eingestandenermaßen einseitige - Beispiele für den zuletzt genannten Sachverhalt: Die Theorie der kognitiven Dissonanz befaßt sich mit einer Welt, in der Reue, Bedauern und Toleranz gegenüber Mehrdeutigkeit nicht existieren können. Andererseits bezieht sich die Erklärung für den psychologischen Zustand der Arbeitslosen auf beide Gruppen - auf die Mehrheit, die psychologische Kosten zu tragen hat, und auf die Minderheit, bei der das nicht der Fall ist.

Dennoch haben die von experimentellen Sozialpsychologen in so großer Zahl hervorgebrachten Theorien in der nichtreduktionistischen Forschung eine Rolle zu erfüllen, wenn auch keine dominierende. Sie sind natürlich auf die psychologische Seite der Wechselwirkung beschränkt, wo sie sich eher durch die Begriffe, in denen sie formuliert sind, als nützlich erweisen - z.B. erlernte Hilflosigkeit, die Verschiebung der Schuld zum Opfer und sogar Dissonanzauflösung - und weniger durch ihren kausalanalytischen Beitrag. Zur Herstellung einer Verknüpfung zwischen den beiden Seiten der Wechselbeziehung sind sie ungeeignet.

Der Preis, der entrichtet werden muß, wenn man sich anstelle von Theorien für Erklärungen und damit auch für den Nichtreduktionismus anstelle der psychologischen Sozialpsychologie entscheidet, ist hoch: Über eine begrenzte Zeitspanne von unbekannter Dauer hinaus fehlt es an prognostischer Leistungsfähigkeit; zu Generalisierungen gelangt man nur unter großen Schwierigkeiten; man steht vor dem methodologischen Problem, zwischen dem relativ Dauerhaften und dem relativ Wandelbaren zu unterscheiden; die statistische Präzision geht über Bord; ganz zu schweigen von der Gefahr, in bloßen Journalismus abzugleiten, und von der Verachtung, die manche unserer besten Freunde unter den Kollegen dem ganzen Unternehmen entgegenbringen.

Doch ebenso groß sind die potentiellen Belohnungen: Ungehindert durch im vorhinein gebildete Hypothesen kann man sein Netz weit auswerfen; die Entdeckerfreude, wenn eine zufällige glückhafte Bemerkung oder Beobachtung das ganze komplexe Muster der Wechselbeziehungen plötzlich in ein helles Licht taucht; die erhöhte Chance, ein kritisches Verständnis der verwirrenden Vielfalt der modernen Welt zu gewinnen; und nicht zuletzt die Gelegenheit, dem einsei-

tigen Individualismus Paroli zu bieten, der die Sozialpsychologie ebenso durchtränkt, wie er unsere Kultur beherrscht.

Kulturelle Unterschiede

Moderne Möbel in Bristol

Die materielle Kultur, von der wir umgeben sind, ist nach allgemeiner Auffassung Ausdruck unserer geistigen Kultur. Das trifft sicherlich auf Gesellschaften zu, die weniger komplex sind als die unsere. Im gegenwärtigen Stadium der sozialen Organisation sind die Möglichkeiten, die geistige Kultur durch die materielle zum Ausdruck zu bringen, stark eingeschränkt. Die finanziellen Mittel, die jemand für die ihn umgebenden Dinge aufwenden kann, sind von seiner sozialen Position bestimmt und lassen wenig Raum für individuelle Variationen. Die Tradition, in Handarbeit die eigene materielle Kultur zu erschaffen, ist weitgehend verschwunden. Die Massenfertigung mit den dazugehörenden Vertriebsmethoden und die Entwicklung maschineller Techniken, die aufgrund ihrer überlegenen Produktivität die Handarbeit ersetzt haben, diktieren den kulturellen Standard. Statt also Ausdruck der geistigen Werte und Standards des Individuums zu sein, bringt seine materielle Kultur die technischen Errungenschaften unserer Zeit zum Ausdruck. Sie ist nicht der Ausdruck der geistigen Kultur, sondern ein sehr wichtiges Element ihrer Herausbildung.

Dieser auferlegte Standard ist keineswegs homogen. Unser Jahrhundert hat keinen einheitlichen Geist, der durch einen universellen Stil seiner materiellen Kultur zum Ausdruck gebracht werden könnte. Man könnte sagen, eines seiner Hauptmerkmale sei die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Doch muß aus Fairness gegenüber unserem Zeitgeist zugestanden werden, daß die Homogenität vergangener Kulturen im allgemeinen überschätzt wird. Was wir von ihnen wissen, bezieht sich im allgemeinen auf die kulturellen Standards einer privilegierten gesellschaftlichen Gruppe, nicht auf die der Massen.[1] Es gibt jedoch einen wichtigen Unterschied zwischen dem Geist unserer Zeit und dem vergangener Kulturen: Während das Erwachen des sozialen Gewissens der Gesellschaft sicherlich den kulturellen Standard der Massen beträchtlich angehoben hat, gibt es in der Kultur der privilegierten Klassen keinen einheitlichen Standard oder Stil mehr. Eingedenk dieses Mankos orientieren sich viele Angehörige dieser Klassen am Geist, der Kultur und den Errungenschaften vergangener Tage. Nur wenige nehmen am Kampf um etwas Neues teil, das erst in Entstehung begriffen ist.

So stehen die massengefertigte materielle Kultur einerseits, Stile und Ideen vergangener Jahrhunderte andererseits jedem neuen Versuch, einen neuen Geist durch einen neuen Stil zum Ausdruck zu bringen, im Wege. Das Ergebnis dieser Sachverhalts ist eine Inkonsistenz der Werte und Ideen in verschiedenen Lebensbereichen: Der hochqualifizierte Ingenieur und der moderne Chirurg, deren Arbeit sie täglich mit den neuesten Errungenschaften unserer Zeit in Berührung bringt,

Ursprünglich als "The consumer's attitude to furniture: A market research" in *The Sociological Review*, 38. 1946: 205-246 erschienen. Übersetzt wurde nur der erste, allgemeinere Teil (205-223).

können ganz zufrieden damit leben, daß sie im Kontrast dazu daheim von Gegenständen umgeben sind, die in lang vergangenen Zeiten hergestellt wurden, indem sie sich auf einen schlau ersonnenen psychischen Mechanismus stützen, der alle Lebensbereiche fein säuberlich voneinander getrennt hält.

Möbel bilden den bedeutsamsten und universellsten Teil der materiellen Kultur. In diesem Bereich erleben wir derzeit einen Kampf zwischen Traditionen und Gewohnheiten und etwas Neuem - dem modernen Stil. Einer der Faktoren, die diesen Kampf so schwierig machen, und keinesfalls einer der unwichtigeren, ist der Name des neuen Stils - "modern." Für viele Leute sind Modernismus und Mode synonyme Ausdrücke. Modern - doch meinen sie modisch - sind Kleider in einem Stil, wie er unseren Großeltern gefiel. Modern nennen sie die Tendenz in der Inneneinrichtung, andere Stile zu reproduzieren. Modern ist auch all das glänzende Gerümpel, das von so vielen "modernen" Massenproduzenten auf den Markt geworfen wird (die übrigens wirklich modern sind, weil sie Methoden des Verkaufs und der Pervertierung des allgemeinen Geschmacks verwenden, die bisher unbekannt waren).

Da der Ausdruck "moderner Stil" im vorliegenden Bericht häufig verwendet werden wird, scheint es notwendig, eine Definition zu versuchen. Im folgenden wird der Ausdruck "moderner Stil" verwendet, um Möbel zu beschreiben, die heute hergestellt werden und nach den Prinzipien des Funktionalismus verfertigt werden, mit den fortgeschrittenen Produktionsmitteln unserer Zeit und unter sachgemäßer Verwendung moderner Materialien. Diese Merkmale waren auch für andere Stile wesentlich, die jedoch andere Resultate gezeitigt haben, weil die zugehörigen Produktionsmittel und das Wissen über die Materialien anders waren. Ornamentale Einfälle waren damals nie rein ornamental, sondern entsprangen den Bemühungen des Individuums, mit den verfügbaren Werkzeugen aus dem verfügbaren Material das Beste zu machen. Die Nachahmung der ornamentalen Merkmale eines Stils der Vergangenheit wird oft als bloßer Abklatsch empfunden, weil die Beziehung zu modernen Werkzeugen und Materialien fehlt.

Noch ein weiterer Ausdruck sollte genauer erläutert werden: Funktionalismus. Daß ein Möbelstück für seinen Zweck geeignet sein sollte, scheint nicht zuviel verlangt. Doch mußte man nach den Exzessen des spätviktorianischen Stils einen bescheidenen Anfang machen. Vielleicht hatte die Bedeutung des Funktionalismus der Nachkriegsjahre[2] auch einen ökonomischen Grund: Während die Viktorianer durch disfunktionalen Zierrat demonstrieren wollten, daß sie es sich leisten konnten, Möbel als Luxusgegenstände und als Ausdruck des gesellschaftlichen Ranges zu behandeln, war in den Nachkriegsjahren das Geld knapp, und die Handwerker und Designer machten aus der Notwendigkeit eine wirkliche Tugend, indem sie das Überflüssige aus ihren Produkten verbannten. Doch die Annahme, daß Möbel keine andere Funktion hätten als nützlich zu sein, wäre ein gravierender psychologischer Fehler. Es gibt zumindest zwei weitere, gleich wichtige Faktoren, die Möbeln von der Allgemeinheit zugeschrieben werden: eine ästhetische und eine soziale. Wenn Möbel über ihre Nützlichkeit hinaus nicht

dem Auge wohlgefällig sind und wenn sie nicht bestimmte gesellschaftliche Wertvorstellungen und Bedürfnisse erfüllen, ist ihr Funktionalismus nur zur Hälfte verwirklicht.

Man kann annehmen, daß das Problem der Zweckmäßigkeit vom Hersteller gelöst werden kann, wenn er sich bei der Konstruktion des Möbelstücks genügend Mühe macht, wenn er z.B. die Größe der Person, für die er einen Stuhl entwirft, berücksichtigt. Während das Problem der Zweckmäßigkeit zumindest im Prinzip lösbar ist, ist es wesentlich schwieriger, Möbel auf eine Weise zu entwerfen, daß sie auch die beiden anderen Funktionen, die ästhetische und soziale, erfüllen. Jedermann zieht natürlich das Schöne dem Häßlichen vor, und jedermann möchte, daß seine Möbel einen bestimmten sozialen Standard zum Ausdruck bringen; doch wer weiß schon, was alle anderen für schön halten und welchen sozialen Standard er zum Ausdruck bringen möchte?

Die Analyse zeigt, daß diese beiden Funktionen keineswegs unabhängig voneinander sind: Die Leute nennen schön, was zu bestimmten sozialen Mustern paßt. Es scheint, als würden sie nicht mit den Augen sehen, sondern mit ihrem ganzen System sozialer Werte.

Dies fiel in einem Fall besonders anläßlich des Interviews in der Wohnung einer armen Familie der Arbeiterschicht auf. Die Wohnung bestand aus zwei Räumen, einem Schlafzimmer und einem Wohnzimmer, das gleichzeitig als Küche und Eßraum diente. Es gab zwei Kinder im Alter von fünf und sieben Jahren. Das Wohnzimmer war gerammelt voll mit Möbelstücken. Ein gewaltiger Mahagoni-Schreibtisch nahm das letzte bißchen Platz ein, das die Kinder für ihre Zwecke hätten nutzen können. Eine vorsichtige Frage in diese Richtung wurde von der Befragten so beantwortet: "Doch finden Sie nicht, daß er schön ist? Er läßt den ganzen Raum vornehm aussehen. Ich habe ihn gebraucht um zwei Pfund gekauft, und es war verflixt schwer, das Geld zusammenzukratzen. Selbstverständlich benützen wir ihn nie, aber ich würde mich nie von ihm trennen. Er ist so vornehm."

Offensichtlich hatte der kulturelle Standard der Mittelschicht, mit dem sie vor zwanzig Jahren einmal in Berührung gekommen sein mochte, in diesem speziellen Fall die Schönheitsideale geprägt. Dies scheint auf fast alle Arbeiterfamilien, die wir aufsuchten, zuzutreffen. Das Argument, daß der moderne Stil Zeit, Arbeit und Energie spart, schien diese Frauen, die ihr ganzes Leben mit allzu schwerer Arbeit verbringen, unbeeindruckt gelassen zu haben. Sie mögen müde sein, doch macht ihnen eine zusätzliche Stunde Arbeit für ihre Möbel nichts aus, wenn das Ergebnis ihr Heim näher an ihr Ideal rückt, die Kultur der Mittelschicht.

Auch die Mittelschichten scheinen im Großteil der Fälle Schönheit nicht mit dem Auge, sondern mit ihrem Sinn für soziale Schattierungen wahrzunehmen. Sie alle möchten, daß ihre Möbel "schön" sind; was "schön" bedeutet, wird aus der folgenden Aufzählung von Wendungen deutlich:

"Es sollte nicht billig aussehen", "es sollte meine Individualität ausdrücken", "sollte unseren sozialen Standard ausdrücken", "es sollte den Leuten Gesprächs-

stoff liefern", "sollte progressiv aussehen", "sollte modern aussehen", "sollte nach erstklassiger Qualität aussehen, auch wenn es das nicht ist", "sollte dem Besucher etwas über meinen Charakter vermitteln", usw.

Eine andere Gruppe von Personen brachte mehr oder weniger deutlich zum Ausdruck, daß für sie Schönheit identisch ist mit Tradition:

"Qualität und Tradition, diese beiden machen Schönheit aus", "ich fühle mich bei Antiquitäten sicherer, jeder weiß, daß sie schön sind, über moderne Sachen wird immer gestritten", "erst in zweihundert Jahren werden wir wissen, ob dieses moderne Zeug schön war."

Jede einzelne dieser Formulierungen vermittelt uns interessante Einsichten in die Person, die sie verwendet hat, hat aber mit Schönheit nicht sehr viel zu tun. Wir müssen also die Tatsache hinnehmen, daß Schönheit eher eine gesellschaftliche Idee ist als eine ästhetische - als gesellschaftliche Idee ist sie von größter Bedeutung.

Wie die folgende Tabelle zeigt, ist es vor allem der äußere Eindruck, der dafür verantwortlich ist, ob den Leuten Möbel gefallen oder nicht. Die Interviewpersonen wurden gefragt, was sie sich von guten Möbeln erwarten. Hier die Verteilung der Antworten:

	Nennungen	Prozent
Aussehen	45	33
Bequemlichkeit	25	18
Zweckmäßigkeit: Funktionalismus	16	11
"Atmosphäre"	16	11
Arbeitsersparnis	10	7
allgemeine Qualität	20	15
andere Merkmale	7	5
Summe	139	100

Um Mißdeutungen dieser Tabelle vorzubeugen, sollte man sich vor Augen halten, daß Kunden bei der Auswahl eines Möbelstücks all diese Merkmale berücksichtigen; daß sie am häufigsten das Aussehen erwähnen, bedeutet, daß dies unter allen ihren Motiven das stärkste ist.

Um noch mehr Klarheit über die Einstellung der Konsumenten gegenüber den beiden Hauptdimensionen Aussehen und Zweckmäßigkeit zu gewinnen, wurden die meisten Interviewten gefragt, wie sie sich zwischen zwei Sesseln entscheiden würden, die wie folgt beschrieben wurden: Einer von beiden wäre äußerst bequem und ideal, um sich auszurasten und zu entspannen, doch würde er dem Auge nicht sehr viel bieten; der andere Sessel wäre nicht ganz so bequem, z.B. nicht von der richtigen Größe, dafür aber von sehr angenehmem Äußeren. Achtzig Prozent entschieden sich für den hübschen, aber unbequemen Sessel.

Eine weitere interessante Tatsache, die wir der Tabelle entnehmen können, ist die vergleichsweise geringe Bedeutung, die der Arbeitsersparnis beigemessen wird. Alle jene, die dieses Merkmal nicht von sich aus als wünschenswert erwähnten, wurden gefragt, ob sie es für einen entscheidenden Vorteil eines Möbelstücks hielten. Die nachdrückliche Verneinung dieser Frage in allen sozialen Schichten war erstaunlich. Offensichtlich haben sogar Frauen der Arbeiterschicht, die wegen ihrer Überlastung mit Hausarbeit überhaupt keine Freizeit haben, nichts gegen den durch ihre Möbel verursachten Arbeitsaufwand einzuwenden, wenn er zur Verbesserung des Wohnklimas beiträgt.

"Hätte ich keinen Staubsauger, dann wären die Ornamente meiner imitierten Stilmöbel und die damit verbundene Hausarbeit eine wesentlich größere Belastung. So aber ist sie nur ein Vergnügen für mich."

"Es würde mir überhaupt nichts ausmachen, wenn ich ein wenig mehr Arbeit hätte, weil ich mein Heim durch Stilmöbel geschmückt habe."

Der Versuch zu analysieren, welche Rolle die Wohnungseinrichtung im Leben unserer Befragten spielte, enthüllte, daß sie ihnen außergewöhnlich wichtig war. Viele von ihnen gaben zu, daß sich viele ihrer Tagträume darauf bezogen oder daß ein Großteil der Gespräche mit ihren Ehemännern über Zukunftspläne sich um dieses Thema drehte.

"Wenn wir über Land fahren, dann reden wir stundenlang über ein bestimmtes Möbelstück, das wir selbst entwerfen möchten."

"Oft, wenn ich allein am Kamin sitze, träume ich vor mich hin, wie ich das eine oder andere Stück ersetzen könnte, welche Farbe ich verwenden würde, usw. Häufig hat das zum Ergebnis, daß ich aufstehe und die Möbel umstelle. Wären Sie vor zwei Tagen gekommen, dann hätten Sie die Bücherstellage noch an der anderen Wand gesehen."

Für diese Tagträume und Gespräche über die Wohnungseinrichtung ist charakteristisch, daß sie im allgemeinen mit der Idee verknüpft waren, das Heim persönlicher zu gestalten und es zu einem besseren Ausdruck der Individualität des einzelnen oder der Familie zu machen - Fragen der bloßen Nützlichkeit waren nicht mehr als der erste Anstoß, um über die Möbel nachzudenken, oder wurden überhaupt beiseite gelassen. (Das ist zum Teil darauf zurückzuführen, daß ein Großteil der Befragten zu den wohlhabenderen Schichten gehörte, wo Fragen der Nützlichkeit im allgemeinen zufriedenstellend gelöst werden.) Nur 8 Prozent der Befragten gaben an, sie würden sich nicht weiter um ihre Möbel kümmern, wenn sie sich einmal entschieden hatten. Die folgende Tabelle zeigt die Anzahl der Personen, die der Wohnungseinrichtung bewußt bestimmte Funktionen zuschrieben. Da es häufig zu Mehrfachnennungen kam, beziehen sich die Prozentangaben nicht auf die Anzahl der Funktionen, sondern auf die Gesamtzahl der Befragten.

	Anzahl	Prozent
Ausdruck der Persönlichkeit	29	45
Hintergrund des Familienlebens	26	40
Hobby	27	41
Ausdruck des Lebensstandards	11	17
keine Funktion	5	8

Im Zusammenhang mit der Frage des individuellen Stils von Möbelstücken wurde eine Reihe von Leuten gefragt, was sie von standardisierten Stücken hielten. Die Idee ließ alle Befragten erschauern, egal, aus welcher sozialen Schicht sie kamen.

"Es wäre entsetzlich, würde ich eine Freundin besuchen und dort dasselbe Möbelstück vorfinden, wie ich es habe."

"Ich hasse Einförmigkeit in jeder Hinsicht."

Einige von ihnen erfaßten allerdings das Unsoziale an diesen Gefühlen, die nicht sehr gut zu ihrer allgemeinen Weltsicht paßten, und schwächten ihre Aussagen dementsprechend ab.

"Irgendwie gefällt mir die Idee nicht, doch warum sollte das einem etwas ausmachen? Man kann ja immer andere Farben oder Anordnungen verwenden, damit nicht eine genaue Kopie herauskommt."

In einem Fall ging die Befragte so weit, den Stil von Ganes[3] Möbeln zu kritisieren, weil er zu einförmig sei und jedermann die Schlußfolgerung gestatte, daß die Möbel dort gekauft worden waren.

"Das einzige, was mir an meinen Möbeln nicht gefällt, ist, daß du die Handschrift von Gane sofort erkennst. Mit Stilmöbeln könnte das nie passieren."

Dieser aufrichtige und tief verankerte Wunsch nach Individualität bei der Wohnungseinrichtung nötigt uns, die Variationsmöglichkeiten, die die verschiedenen Stile bieten, und ihre Elemente der Einförmigkeit genauer zu betrachten.

Es gibt zwei Faktoren, die nichts mit Möbeln selbst zu tun haben, sondern mit der englischen Lebensart, die die Gefahr der Einförmigkeit größer machen als auf dem Kontinent: die Bauweise, die lange Reihen von Häusern hervorbringt, die einander gleichen wie ein Ei dem anderen, und der offene Kamin (der im rasch wachsenden Bristol besonders auffällig ist).

Es ist nicht notwendig, die Auswirkungen des ersten Faktors zu erklären, doch zu jenen des zweiten könnten einige Worte angebracht sein. In jedem Haus, das wir aufsuchten, war der offene Kamin das unvermeidliche Zentrum des Wohnzimmers, um das die dreiteilige Sitzgarnitur mit fast demselben Grad der Unvermeidlichkeit gruppiert war; zwei Fauteuils zu beiden Seiten des Kamins, ein Sofa davor. Am Kontinent ist das Zentrum des Wohnzimmers entweder eine Sitzecke oder ein Tisch, der in der Mitte des Raumes stehen kann, an der Wand, vor dem Kamin oder am Fenster. Diese Variationsmöglichkeiten fehlen in England, und daher kann das Problem, dem Heim einen individuellen Charakter zu

verleihen, nur für die Möbel gelöst werden. Wiederum gibt es beim Typ und bei der Anzahl der Möbelstücke in einem Wohnzimmer (wo das Bedürfnis nach Individualität allem Anschein nach am stärksten empfunden wird) nur wenig Variationen: die Sitzgarnitur, der eine oder andere Tisch, Bücherregale und manchmal eine Anrichte. In vielen Fällen sind die Räume nicht groß genug, um irgend etwas anderes aufzunehmen; in diesen kleinen Zimmern wird die Einförmigkeit dadurch verstärkt, daß anstelle von Einzelstücken Sitzgarnituren die Regel sind. Es bleiben nur wenige Faktoren, um den Eindruck der Individualität zu erzeugen - Form und Größe der Möbelstücke, Farben, Material, und in begrenztem Ausmaß die Anordnung.

Besonders die Verwendung neuer Materialien eröffnet der Erzeugung individueller Effekte bei der Wohnungseinrichtung ein weites Feld neuer Möglichkeiten. Dennoch gibt es bei der Allgemeinheit starke Widerstände gegen neue Materialien. Beim Stahl sind diese Widerstände fast überall verbreitet. Nur fünf Befragte gaben an, Einrichtungsgegenstände aus Stahl zu besitzen. Alle anderen halten das für einen Fehler. Ihren Widerwillen kleiden sie in starke Worte:

"Ich hasse seinen Anblick."

"Mich schaudert, wenn ich nur daran denke."

"Wenn du möchtest, daß deine Wohnung wie der Warteraum eines Zahnarztes aussieht, dann verwende Stahl."

"Für ein Kino oder ein Restaurant ist es in Ordnung, doch zuhause wirkt es kalt und fehl am Platz."

"Es ist viel weniger persönlich als Holz;" usw.

In einem Fall war ein junges Ehepaar durch das moderne Aussehen eines Stahlrohrsessels zum Kauf verleitet worden. Als jedoch der Ehemann am ersten Morgen, als der Sessel im Haus war, nach unten kam, um Feuer zu machen, berührte er ihn zufällig:

"Ich habe eine richtige Gänsehaut bekommen. Noch am selben Tag haben wir ihn gegen eine Stehlampe umgetauscht."

Gegen eine derart starke Aversion scheint nur schwer anzukommen sein, vor allem, da sie in einem Zusammenhang mit dem Klima dieses Landes steht, das man bedauerlicherweise nicht ändern kann. Gegenüber den verschiedenen Holzarten als Material der Möbelherstellung bestehen jedoch keine vergleichbaren Vorurteile. Hier bestünde ein weites Experimentierfeld, das dem modernen Stil auch unter jenen neue Anhänger gewinnen würde, die heute wegen der Qualität des Holzes für Stilmöbel sind.

Hinsichtlich der Farbgestaltung sind farblich aufeinander abgestimmte Anordnungen sehr in Mode; nur einige wenige sprachen sich dagegen aus, mit der Begründung, die Räume würden dann wie ein dekoriertes Schaufenster und nicht wie ein Heim aussehen. Diese Aussage enthält ein Körnchen Wahrheit, und das "vorgefertigte" Aussehen vieler Räume mit einem derartigen Farbarrangement behinderte sicherlich den Ausdruck von Individualität. Auf seiten des beratenden

Verkäufers bedarf es großer Intuition und eines hochentwickelten Geschmacks, um für jeden einzelnen Kunden eine auf dessen persönlichen Geschmack zugeschnittene Farbzusammenstellung zu finden.

Eine andere Variationsmöglichkeit ergibt sich durch die Anpassung von Größe und Form an die individuellen Bedürfnisse. Betten, Stühle, Schreibtische, Bücherregale können und sollten für verschiedene Individuen variabel gestaltet werden. Es gibt in der Tat keine passendere, um Individualität zu bekunden, und keine, die mehr Befriedigung vermittelt. Ein besonders instruktives Beispiel des Effekts von auf individuelle Bedürfnisse zugeschnittenen Möbelstücken lieferte ein Befragter, der vor kurzem sein Arbeitszimmer neu eingerichtet hatte.

Vor der Neugestaltung war der Raum in dunklem langweiligem Holz gehalten, mit Möbeln überfüllt, ohne deshalb genügend Arbeits- und Ablageflächen zur Verfügung zu stellen; der ganze Eindruck war düster und unheimlich.

Im neuen Arbeitszimmer ist das wichtigste Möbelstück ein großer Schreibtisch, der speziell auf die Bedürfnisse des Befragten abgestimmt ist; für die Schreibmaschine gibt es einen eigenen Tisch; die Schubladen sind von verschiedenen Größen und in Hinblick auf seine verschiedenen Arbeitsmaterialien konstruiert. Die Auswirkungen dieser Veränderung auf sein Wohlbefinden sind gewaltig: Während ihm früher seine abendliche Arbeit eine lästige Pflicht war, ist sie ihm nun eine Quelle des anhaltenden Vergnügens. Während er bisher stets Schwierigkeiten hatte, mit seiner Buchhaltung auf dem laufenden zu bleiben, ist er nun immer à jour, da er auf dem Schreibtisch eine spezielle Ablage für die betreffenden Unterlagen hat; gelang es ihm früher nie, ein Buch oder ein Manuskript zu finden, weiß er heute genau, wo sich die Sachen befinden. Zusätzlich hat dieser Wandel sein Interesse an Ästhetik wiederbelebt, etwas, das er aufgegeben hatte, als er noch unter seinen früheren Arbeitsbedingungen litt. Der Grund, warum er dieses Interesse zeitweilig eingebüßt hatte, ist ihm erst jetzt bewußt geworden: Er wollte nicht über ästhetische Ideen und Standards nachdenken, solange ihm seine eigene alltägliche Umgebung beständig vor Augen führte, daß er seine eigenen Standards nicht erfüllte.

Diese Möglichkeit ist der Allgemeinheit mehr oder weniger unbekannt. Viele Leute sind überraschend schnell bereit, sich mit einem Kleiderschrank abzufinden, der nicht breit genug ist, um Anzüge aufzunehmen, oder nicht lang genug für Abendkleider, oder mit Stühlen, die beim Stricken eine beständige Irritation darstellen. Die Nachfrage nach Mobiliar, das in diesem Sinne passend ist, muß erst geschaffen werden.

Der Effekt von Möbeln auf Individuen ist zugegebenermaßen groß. Seine unbewußten Auswirkungen auf die Herausbildung von Gewohnheiten und auf die Einstellung gegenüber dem Leben und vor allem auf die familiäre Situation können kaum überschätzt werden. Über die bewußten Effekte stellten uns die Befragten reichlich Information zur Verfügung:

"Unsere modernen Möbel machen uns immer wieder Freude; wir haben das Gefühl, daß wir nicht hinter dem Mond leben und fortschrittlich sind."

"Wenn ich von schweren, riesigen alten Möbeln umgeben bin, bekomme ich einen Minderwertigkeitskomplex."

"Es ist deprimierend, mit häßlichem Mobiliar zu leben."

"Ich glaube nicht, daß ich mit modernen Möbeln leben könnte. Sie sind so überflüssig und so leichtfertig. Sie machen mich zornig."

"Es geht mir schrecklich auf die Nerven, wenn ich all dieses sogenannte 'moderne' Zeug sehe, das nichts als Eindruck schinden soll."

"Ich habe mich so an meine Möbel gewöhnt, ich hänge so an ihnen, daß ich sie niemals durch etwas anderes ersetzen könnte."

"Ich gehe richtig in meinen Möbeln auf, und das macht mich glücklich."

"Ich mag es nicht, wenn meine Möbel raffinierter sind als ich."

"Meine Möbel geben mir Frieden und Beständigkeit; sie lenken mich von der ganzen Hektik unserer Zeit ab."

"Beim modernen Stil habe ich das Gefühl, daß ich mit mir und meiner Zeit bin; das erfüllt mich mit Befriedigung."

"Wenn ich mich nach der Arbeit hinsetze, möchte ich etwas haben, das ich anschauen kann und das mir Freude macht; dieses moderne Zeug hat keine Schönheit."

Diese Einflußfaktoren sind in der folgenden Tabelle zusammengefaßt:

	Prozent
Vom Mobiliar nicht beeinflußt	12
Einfluß auf die nervliche Verfassung und Stimmung	46
Einfluß auf das Selbstvertrauen	24
Allgemeiner Einfluß	6
Einfluß auf Phantasie und geistiges Leben	7
Andere	5
Summe	100

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß fast alle befragten Männer zur Gruppe jener gehörten, die angaben, von Möbeln nicht sehr beeinflußt zu werden. Ihre größere Unabhängigkeit erklärt sich zum Teil aus ihrem weniger engen Kontakt zu ihren Möbeln, zum Teil vielleicht auch daraus, daß die Alltagspsychologie Männern eingeredet hat, sie verfügten über größere emotionale Stabilität.

Die im allgemeinen so emotionale Haltung gegenüber dem Mobiliar ist sicherlich das Ergebnis der einen großen Erfahrung der Gestaltung des Heims, die für den einzelnen von überragender Bedeutung ist: die erstmalige Gestaltung eines eigenen Heims, die im allgemeinen mit der Eheschließung zusammenfällt. Dieses Ereignis erzeugt nicht nur ein Interesse an Möbeln, das vorher häufig nicht bestanden hat, sondern beeinflußt auch in hohem Ausmaß die Einstellung gegenüber der Wohnungseinrichtung. Kein Ereignis im Leben eignet sich besser,

mit alten Gewohnheiten und Traditionen zu brechen, als die Gründung einer Familie. Das äußere Symbol dieses Neubeginns ist die Ausstattung des neuen Heims. Das im allgemeinen niedrige Alter der neuen Ehepartner ist ein Element der Situation, das ihre Bereitschaft zu einem Neubeginn weiter verstärkt; es liegt in der Natur der Jungen, sich für fortschrittliche Ideen zu begeistern und nach modernen Dingen Ausschau zu halten. Und selbst wenn das aktive Streben nach kulturellen Fortschritten fehlt, ist das junge Paar, das zwei Traditionen aus verschiedenen Familien mit verschiedenen kulturellen Perspektiven in die Partnerschaft einbringt, noch immer gezwungen, etwas Neues zu finden, auch wenn es nichts anderes ist als die Kombination zweier Traditionslinien. All dies begünstigt den modernen Stil; andere Faktoren jedoch wirken ihm entgegen. Der wichtigste davon ist das fehlende Wissen über das, was modern ist, der zweite ist die Macht der Gewohnheit. So kann es leicht geschehen, daß die Tendenz, sich neuartige Dinge anzuschaffen, sich lediglich in anderen Accessoires niederschlägt, während die Vorstellung von Schönheit - wie erwähnt, eine sozial konditionierte Gewohnheit - unverändert bleibt. Die große Bedeutsamkeit der Gewohnheit zeigt sich im folgenden Fall.

Ein junges Paar wurde interviewt, das seine Wohnung zur Gänze im modernen Stil eingerichtet hatte. Beide waren von zuhause Stilmöbel und viktorianisches Mobiliar gewöhnt. Der Ehemann gab an, daß er sich nie um Möbel gekümmert hätte und sicherlich die Tradition seiner Familie fortgesetzt hätte, hätte er nicht ein Jahr in den Vereinigten Staaten verbracht. Er kam in ein Studentenheim und sah sich mit modernen Möbeln konfrontiert. Er war zunächst angewidert und dachte daran, das Quartier zu wechseln, doch nach einigen Wochen hatte er sich eingewöhnt, und am Ende gefiel es ihm so gut, daß er nicht im Traum daran dachte, zuhause etwas anderes zu haben.

In machen Fällen finden wir eine intensive und wirksame Anstrengung, sich von überkommenen Gewohnheiten zu lösen; diese kann allerdings übers Ziel schießen. Nach einer Weile entdecken solche Personen, daß ihr Mobiliar "zu raffiniert", zu konstruiert, zu intellektuell ist. Sie neigen dann dazu, diesen Stil aufzugeben und zu anderen überzuwechseln.

In einem Fall begann eine Befragte, die Wohnung im Stil von Le Corbusier einzurichten, doch nach zwei Jahren schwächte sie ihren Modernismus beträchtlich ab. Eine andere hatte mit dem modernen Stil begonnen, doch nun zum Geschmack ihrer Mutter "zurückgefunden", wie sie es nannte. Ein junges Paar pflegte zunächst seine Möbel selbst zu entwerfen; nach einigen Jahren entdeckten die beiden jedoch, daß ihnen der extreme Funktionalismus, der in einigen Fällen zu merkwürdigen Formgebungen führte, auf die Nerven ging, und begannen, sich nach etwas Harmonischerem umzusehen.

Mehr als die Hälfte der Befragten erläutern ihre Einstellung gegenüber dem Stil von Möbeln, indem sie an die Ansichten und den Wohnstil ihrer Eltern anknüpfen; die anderen behaupten, daß es in dieser Angelegenheit keine speziellen

elterlichen Einflüsse gegeben habe und daß sich ihre Ideen im Lauf ihrer allgemeinen Persönlichkeitsentwicklung herausgebildet hätten. 54 Prozent der ersten Gruppe haben ihren Geschmack im Einklang mit ihren Eltern entwickelt, 40 Prozent sehen ihren Geschmack im bewußten Gegensatz zur elterlichen Erziehung. Hier einige Beispiele:

Im Einklang mit Erziehung und Herkunft:

"Meine Mutter hat ihr Heim und ihre Möbel geliebt, und ich halte es ebenso."

"Wir sind mit den Möbeln aufgewachsen, die ich jetzt habe, und haben sie unser ganzes Leben lang zuhause gesehen. Wir haben unsere Meinung darüber nie geändert."

"Meine Mutter interessierte sich sehr für schöne antike Möbel. Vermutlich deshalb bin ich auch daran interessiert."

Im Gegensatz zu Erziehung und Herkunft:

"Ich bin mit dem frühviktorianischen Stil aufgewachsen. Heute empfinde ich ehrlichen Haß gegen alles Frühviktorianische. Als Kind mußte ich das Treppengeländer mit all seinen Windungen und Schnörkeln abstauben."

"Ich habe es gehaßt, wie meine Eltern gelebt haben; überhaupt kein Stil, kein guter Geschmack bei den Farben. Als ich mit achtzehn mein Zimmer neu eingerichtet habe, war alles das Gegenteil von dem, was ich daheim kennengelernt hatte."

Jene, die angaben, sie hätten ihren Geschmack im Einklang mit der eigenen Persönlichkeit entwickelt, wurden sicherlich ebenfalls in die eine oder andere Richtung beeinflußt, doch sind sie sich dessen nicht bewußt.

Die Nachahmung des elterlichen Geschmacks oder auch die Nachahmung durch Opposition erschweren die Diskussion der Vor- und Nachteile verschiedener Stile. In diesen stark emotional geprägten Sphären sind Einflüsse von dritter Seite unwirksam, es sei denn, es besteht ein gewisses Ausmaß von förmlichem Wissen über die zugrundeliegenden Prinzipien. Über Geschmack kann man nicht streiten, doch über Prinzipien kann man das sehr wohl; solange die Allgemeinheit keinen verläßlichen Geschmack entwickelt hat, müssen die Menschen die Prinzipien des Stils lernen und anwenden. Was das heißt und wie es verwirklicht werden könnte, soll im letzten Kapitel erläutert werden.

83 der Befragten hatten eindeutige Präferenzen bezüglich des Stils; davon bevorzugten 42 den modernen Stil, 24 antike Möbel und 17 diverse Stilmischungen. Der Prozentsatz der Anhänger des modernen Stils ist sicherlich höher als bei der Gesamtbevölkerung, da es sich bei den Interviewten vor allem um Kunden von Gane handelte. 5 von den 42 hatten trotz ihrer Präferenzen kein einziges modernes Möbelstück zuhause; und 5 von den 17, die Stilmischungen bevorzugen, haben ebenfalls kein modernes Möbelstück in ihrer Wohnung. Für den modernen Stil ist es ein Hoffnungszeichen, daß der Prozentsatz jener, die trotz ihrer Präferenzen kein modernes Möbelstück besitzen (12 Prozent), viel kleiner ist als der Anteil jener, die trotz ihrer Bedenken gegen den modernen Stil mindestens ein modernes

Möbelstück besitzen (33 Prozent). Das scheint darauf hinzuweisen, daß es beim modernen Stil leichter als bei jedem anderen möglich ist, seine Vorliebe dafür aufrechtzuerhalten, weil das dem allgemeinen Trend der Entwicklung entspricht.

Darüber hinaus gibt es einen recht deutlichen Zusammenhang zwischen einer Vorliebe für den modernen Stil und dem jugendlichen Alter der Befragten, was ebenfalls die Idee stützt, daß sich der moderne Stil in ein paar Jahren durchgesetzt haben wird.

Andererseits zeigt sich bei der Analyse der Beziehung zwischen Stilpräferenzen und sozialer Schicht, daß sehr wohlhabende Personen in geringerem Ausmaß zum modernen Stil tendieren als Angehörige der Mittelschicht. Erklärungen dieses Sachverhalts bieten sich in großer Zahl an. Zunächst ist da die vergleichsweise stabile Gesellschaftsordnung Englands; der Wohlstand wird im allgemeinen von einer Generation an die nächste weitergereicht. Daher haben die Reichen einen Vorrat an Antiquitäten und wachsen mit den Antiquitäten auf; aus einer traditionell geprägten Perspektive heraus bevorzugen sie dann Stilmöbel. Daß allerdings diese Erklärung nicht genügt, zeigte sich in einem Fall ganz deutlich:

Mrs. X entstammt einer sehr wohlhabenden Familie und wuchs inmitten von schönen Antiquitäten auf. Sie heiratete einen Mann von ähnlicher Herkunft und stattete ihr Heim zur Gänze mit modernen Möbeln erster Qualität aus. Nach drei Jahren war sie deren jedoch überdrüssig; sie erwägt nun, zu Stilmöbeln zurückzukehren. Ihrer Auffassung nach ist der moderne Stil nicht exklusiv genug.

Mit zunehmender Popularität des modernen Stils wird es immer weniger exklusiv, solche Möbel im Haus zu haben; er wird für jene, die sich exklusive Dinge leisten können, zu gewöhnlich. Zu behaupten, diese Haltung wäre das unmittelbare Resultat der Vertrautheit mit Stilmöbeln, wäre sicherlich eine Übertreibung; man kann jedoch sagen, daß eben jene Geisteshaltung, die zur Bevorzugung des antiken Stils führt, sich im Argument manifestiert, daß der moderne Stil abzulehnen ist, weil er nicht mehr exklusiv ist.

Der starke Einfluß des Mobiliars auf das Familienleben zeigte sich auch in den Antworten auf die Frage, ob man seine Möbel ein Leben lang behalten wolle oder ob man einen häufigen Wechsel vorziehe. Nur 30 Prozent neigten letzterem zu; 57 Prozent behaupteten, sich von ihren Möbeln zu trennen, würde ihnen genauso schwerfallen wie die Trennung von einem guten Freund. Sie erwarteten vom Mobiliar, daß es ein Leben lang halten sollte. 13 Prozent waren ebenfalls dieser Auffassung, doch meinten sie zusätzlich, daß sie aus geschmacklichen Gründen oder aufgrund ihrer verbesserten wirtschaftlichen Situation gerne einen Teil ihrer Wohnungseinrichtung austauschen würden.

Einige Zitate aus den Interviews können diese verschiedenen Perspektiven illustrieren:

"Ich möchte sicherlich, daß meine Möbel ein Leben lang halten. Wir haben sie sorgfältig ausgewählt, und wir hängen so an ihnen, daß wir uns nicht von ihnen trennen möchten."

"Sicherlich für länger als das Leben des einzelnen Menschen. Nichts anderes kann dir dieses Gefühl vermitteln, daheim zu sein."

"Ich möchte sie ein Leben lang oder länger haben. Ich hänge an jedem kleinen Stück, und mir gefällt die Idee, daß jemand, der nach mir kommt, ebenso viel Freude z.B. an dieser Reproduktion eines Tischemsembles hat wie ich."

"Fürs ganze Leben - mir gefällt die Vorstellung, daß mein Heim immer gleich ausschauen wird."

Die Sichtweise jener, die im Prinzip dieselbe Haltung einnehmen, doch Veränderungen planen, weil sie mit ihrer ersten Wahl nicht ganz zufrieden sind, wird durch folgendes Beispiel illustriert:

"Wenn man wirtschaftlich in der Lage ist, zu kaufen, was einem gefällt, dann sollte es sicherlich ein Leben lang halten. Und wenn man nicht dazu in der Lage ist, dann kann man es sich leider auch nicht leisten, sich jedes Jahr neue Dinge anzuschaffen."

Jene, die häufig wechseln wollen, begründen dies meist mit ihrem Wunsch, mit modernen Ideen Schritt zu halten:

"Ich möchte mich nicht für ein Leben lang einrichten, weil ich stets den Wunsch haben werde, modern zu sein."

"Es entstehen neue Ideen, und man möchte nicht zurückfallen - daher nicht für ein Leben lang."

"Die Vorstellung, dieses Haus könnte genau so aussehen, wie es heute aussieht, wenn ich einmal alt bin, gefällt mir gar nicht. Man hält gern mit der Zeit Schritt."

"Ich glaube, daß es besser ist, wenn Möbel nicht allzu langlebig sind; dann kann jeder von gutem Design profitieren. Es muß zwei Arten von modernem Zeug geben: moderne Möbel, die die Antiquitäten der Zukunft sein werden, und moderne Sachen, die nur ein paar Jahre halten, für jene, die sich das ganz teure Zeug nicht leisten können."

Die Vermutung liegt nahe, daß mit der wahrscheinlich abnehmenden Stabilität der englischen Sozialstruktur die zweite Gruppe, die häufigen Wechsel bevorzugt, an numerischer Bedeutung zunehmen wird.

Obwohl der Ausdruck "moderner Stil" von den meisten Befragten häufig verwendet wurde, waren seine Merkmale, wie bereits erwähnt, weitgehend unbekannt. Dies folgt aus dem allgemeinen Mangel an systematischer Information darüber. Die Hauptinformationsquelle für Möbel sind die Schaufenster der einschlägigen Geschäfte, wie man der folgenden Tabelle über Informationsquellen entnehmen kann. Die Prozentsätze beruhen wiederum auf Mehrfachnennungen:

	Anzahl	Prozent
Schaufenster	40	62
Ausstellungen	23	35
Allgemeines Interesse an künstlerischen Dingen	18	27
Zeitschriften	17	26
Gane (Schaufenster, Verkaufspersonal, etc.)	13	20
Bücher	10	15
Kataloge	7	11
Andere	18	18

Das Schaufenster, die Hauptinformationsquelle, wie auch die Ausstellungen, die Zeitschriften und die Kataloge werden nicht unbefangen wahrgenommen; die Sichtweise ist sozial bestimmt. Die soziale Stellung der Firma wird bei der Beurteilung des im Schaufenster Gezeigten bewußt oder unbewußt berücksichtigt. So konnte es gelegentlich vorkommen, daß jemand sagte: "Mir gefallen die Schaufenster bei Gane sehr, sie sind hübsch und die besten in der Stadt, doch mit dem modernen Stil kann ich überhaupt nichts anfangen."

Es hat den Anschein, als wäre der Spruch, es sei müßig, über Geschmacksfragen zu diskutieren, auch auf Stilfragen anzuwenden; so mangelt es den Leuten auch an der Fähigkeit zu verbalisieren, was sie mit einem Stil meinen. Diese Erfahrung machte die Projektleiterin anläßlich der Interviews, in denen die Befragten häufig ihre Schwierigkeiten zum Ausdruck brachten, über das Thema zu sprechen, obwohl sie sicher waren, daß sie wußten, was ihnen gefiel und was nicht.

Andererseits hat das verbale Argument eine gewisse Macht, und es gibt ein eindeutiges Bedürfnis, solche Argumente zu verwenden. Die Leute brauchen Gesprächsstoff, doch bislang scheint es eher schwierig zu sein, über den modernen Stil zu sprechen, da so viele Leute über seine wesentlichen Merkmale nicht Bescheid wissen.

Eine recht amüsante kleine Episode illustrierte die Macht des verbalen Arguments. Eine Dame sagt: "Wissen Sie, das Wichtigste an guten Möbeln ist, daß die Schubladen sich leicht herausziehen lassen - sehen Sie nur, wie schön sie eingepaßt sind"; mit diese Worten zog sie an den Schubladen ihres Kleiderschranks, die sich überhaupt nicht leicht herausziehen ließen. Dennoch schien sie mit dieser Demonstration ihres Arguments gänzlich zufrieden zu sein.

Die Verbreitung rationalen Wissens über den modernen Stil wäre selbstverständlich eine Aufgabe für das allgemeine Erziehungssystem dieses Landes. In der Zwischenzeit könnten Firmen, die ein Interesse daran haben, den modernen Stil zu fördern, sehr viel zuwege bringen.[4]

Fassen wir in einigen Punkten zusammen, was wir über die psychologischen Aspekte der Wohnungseinrichtung gesagt haben:

(1) Möbel stellen einen bedeutsamen Teil unserer Kultur dar. Diese materielle Kultur ist zum Teil Ausdruck und zum Teil ein formendes Element unserer geistigen Kultur.
(2) Stilrichtungen werden nur in begrenztem Ausmaß nach ihren ästhetischen Eigenschaften beurteilt. Ästhetische Urteile werden aus gesellschaftlichen Werten abgeleitet.
(3) Das Aussehen von Möbelstücken ist den Kunden wichtiger als Qualität oder oder Nützlichkeit.
(4) Daher sollte eine moderne Konzeption des Funktionalismus neben Zweckmäßigkeitserwägungen auch die soziale und ästhetische Funktion des Mobiliars berücksichtigen.
(5) Die Vorstellungen über Möbel sind stark emotional gefärbt. Die Kunden wünschen sich individuelle Möbel als Ausdruck einer einzigartigen Atmosphäre oder Persönlichkeit. Eine Möbelserie wird daher nur ankommen, wenn sie ausreichend Variationen zuläßt.
(6) Wichtige Elemente der Variation sind materielle und individuelle Zweckmäßigkeit. In dieser Hinsicht muß die Öffentlichkeit besser informiert werden, um ein Verständnis dafür zu gewinnen, daß die Wohnungseinrichtung ein Mittel darstellen kann, die allgemeine Zufriedenheit mit dem eigenen Leben zu steigern.
(7) Die ökonomisch privilegierten Klassen zeigen bei ihren Vorlieben für bestimmte Stilrichtungen eine stärkere konservative Ausrichtung. Sie könnten für die moderne Bewegung gewonnen werden, indem man sie mit den zahlreichen Möglichkeiten vertraut macht, auch im modernen Stil Individualität zum Ausdruck zu bringen (Antiquitäten der Zukunft).
(9) Das Schaufenster ist für die Konsumenten die Hauptinformationsquelle über Stilrichtungen.
(10) Bei der allgemeinen Erziehung des Publikums müssen schlagende verbale Argumente verwendet werden.

Begegnung mit dem Teufel

Die schönste List des
Teufels ist zu
behaupten, daß es
ihn nicht gäbe.
Charles Baudelaire

Eine Zeitlang war der Teufel verständlicherweise verärgert. Monsieur Baudelaire hatte der Welt einen Trick verraten, der seit der Aufklärung hervorragend funktioniert hatte. Seine indiskrete Enthüllung wurde nun jedoch allmählich zum Allgemeinwissen. Die Leute waren gewarnt; da sie allesamt einen klugen Eindruck machen wollten, begannen sie, den Teufel wieder zu sehen. Sobald ein Kopf, ob schön oder häßlich, über der Menge emporragte, rief jemand, der Baudelaire gelesen hatte und sich ins rechte Licht rücken wollte: "Der Teufel!" Hitler, Roosevelt, Stalin, de Gaulle, Mussolini, sogar Mr. Attlee und Mr. Truman waren verdächtigt worden, um nur die politische Sphäre zu erwähnen. Warnende Finger hatten jedoch auch in andere Richtungen gezeigt: Monsignore Sheen[1] und der Erfinder der Juke-Box, Charlie Chaplin und die Metereologen fanden mancherorts Erwähnung.

Der Gedanke, wie nahe daran die Öffentlichkeit das eine oder andere Mal gewesen war, ihn seiner geliebten Anonymität zu berauben, ließ den Teufel erschauern.

Daher befand der Teufel, die Zeit wäre reif für einen neuen Trick. Eine Minute konzentrierter Überlegung genügte, um seine Verärgerung über Baudelaire in herablassende Dankbarkeit zu verwandeln. Was zu geschehen hatte, war ja so offensichtlich! Baudelaire hatte es für einen Trick erklärt vorzuspiegeln, daß man nicht existierte. Warum sollte er nun nicht die Leute glauben lassen, daß es ein Trick sei, doch gleichzeitig die Vorspiegelung zur Wahrheit werden lassen! Die Leute würden fortfahren, seine schreckliche und ehrfurchtgebietende Einzigartigkeit in jenen zu suchen, die aus der Menge hervorragten. Gäbe er jedoch diese Einzigartigkeit auf, dann könnte er noch für das eine oder andere Jahrhundert unentdeckt bleiben. Natürlich fiel es dem Teufel zunächst ein wenig schwer, sich des schwarzen Bartes, des Pferdefußes und der spitzen roten Zungen, dieser geliebten Statussymbole, zu entledigen. Doch immerhin stand das diabolische Prinzip auf dem Spiel. Er rief sich seine Begabungen ins Gedächtnis: seine Intelligenz und Entscheidungsstärke; seine nicht endenwollende Fähigkeit, die Wahrheit zu sagen, die nur in seiner nicht endenwollenden Fähigkeit zur Lüge ein Gegenstück fand; und vor allem seine Fähigkeit, sich an alles und jedes anzupassen. Damit war das leichte Unbehagen, das er empfand, ausgeräumt.

In homöopathischer Verdünnung könnte er auch in Seelen von kleiner und mittlerer Statur eindringen; dann könnte Baudelaire auch zur Pflichtlektüre für

Dieser bisher unpublizierte Text wurde 1947 geschrieben. Titel des englischen Originals: "Encounter with the devil."

Volksschüler werden, das würde ihm nichts ausmachen. Niemand würde ihn dann finden können.

Was für eine Idee! Der Teufel verfiel sogar in Tagträume: Vielleicht wäre es ihm möglich, sich so weit zu verdünnen, daß er problemlos in die Seelen einfahren und aus ihnen wieder herausschlüpfen konnte. Wenn er sich schnell genug bewegte, dann könnte er sich sogar der Beziehungen zwischen Personen bemächtigen, was ihm stets ein wenig schwergefallen war, als er noch in einer Person verkörpert war. Seine Lektüre soziometrischer Studien ließ ihn neue Betätigungsfelder erahnen, die man mit wissenschaftlicher Präzision bearbeiten könnte. So könnte er sich einer ganzen Gruppe, einer Organisation, ja einer Nation bemächtigen. Und würde die Welt einmal im globalen Maßstab organisiert sein, dann könnte er alles in einem Aufwaschen besorgen...

Und so verdünnte sich der Teufel, bis seine Teile in jedermann eindringen konnten, wie klein er auch sein mochte.

In dieser Form traf er mit einer Frau zusammen, der ich den folgenden Bericht verdanke. (Der Wunsch der Frau, anonym zu bleiben, sollte uns nicht an ihrer Glaubwürdigkeit zweifeln lassen. Ihr Wunsch ist teils auf Bescheidenheit, teils auf Schuldgefühle zurückzuführen. Beides ist verständlich. Während man es ihr gewissermaßen als Verdienst anrechnen muß, daß sie ihr Wissen weitergegeben hat, muß man ihre selbstkritische Haltung gegenüber der Tatsache teilen, daß sie damit so lange zugewartet hat. Hätte sich eine empfindsamere Seele in der Position eines täglichen Beobachters über zwei Jahre hinweg befunden, hätte diese vielleicht rascher gehandelt.)

Die Bekehrungen des Teufels

Eines Tages sprach der Teufel vor einem hingerissenen Auditorium; kein Wunder, denn er war ein hervorragender Redner. Wie er einmal selbst bemerkt hatte, stieg die Qualität seiner öffentlichen Ansprachen im direkten Verhältnis mit der Größe der Zuhörerschaft. Er sprach über den Liberalismus. Als er seine Rede mit einer ergreifenden und aus der Inspiration des Augenblicks geborenen Phrase beendete - "die Freiheit des Kanalräumers, das Genie der Nation einen Bastard zu nennen, ist ein besseres Anzeichen für die Größe des Landes als die Errungenschaften dieses Genies" - brach der Vortragssaal vor Applaus fast auseinander.

Nach der Rede lud der Philosoph, der aufmerksam zugehört hatte, den Teufel zum Abendessen ein. Beim Brandy sprachen sie über Kohlköpfe und Könige. Der Vortrag hatte den Philosophen beeindruckt. Er bemerkte jedoch beiläufig, daß ein Mann von der eminenten Bedeutung des Herausgebers von *Wealth* unlängst ausgeführt hätte, daß eine jede Gesellschaft, die ihrer Elite nicht freie Hand läßt, auch wenn dadurch die Freiheit des Durchschnittsmenschen eingeschränkt wird, dem Verfall preisgegeben sei. Der Philosoph und der Teufel diskutierten darüber. Als

sie nach Mitternacht voneinander schieden, waren sie beide voll und ganz der Meinung des Teufels. Schließlich hatte er ja recht.

Am nächsten Tag aß der Teufel mit dem Herausgeber von *Wealth* zu Mittag. Das Essen war ein großer Erfolg. In einer lebhaften Debatte gewann der Teufel die tiefsten Sympathien des Herausgebers, indem er sagte: "Es ist ein haarsträubender Gedanke, wieviel Zeit von wohlmeinenden Liberalen damit vergeudet wird, dem Underdog einzureden, daß er um nichts schlechter ist als das Genie. Es ist schlimm, daß ein Kanalräumer nicht mehr ist als ein Kanalräumer. Doch unsere Sympathie darf uns nicht irrigerweise dazu verleiten, seinen Beitrag mit jenem des Genies gleichzusetzen."

Des Teufels Bekehrung zum Glauben an die Elite machte sich bezahlt. Sie brachte ihm faszinierende neue intellektuelle Abenteuer. Auf der Suche nach Bestätigungen seiner Auffassung entdeckte er die Philosophie und Psychologie der Yogi. Seine wohlverdiente Reputation als Plauderer erreichte neue Höhen, als er begann, seine akademische Freude mit Anekdoten und Juweln der Weisheit aus dem philosophischen Schatzkästlein der Yogi zu unterhalten.

Es war nur natürlich, daß er in seiner eifrigen Suche nach noch mehr Anekdoten auf Koestlers *Der Yogi und der Kommissar*[2] stieß. Sein agiler Verstand erfaßte die politischen Implikationen und die Aktualität des Buches auf der Stelle. Eins führte zum anderen; auf *Der Yogi und der Kommissar* folgte *Diebe in der Nacht.*[3] Der Teufel wurde zum glühenden Verteidiger der kühnen Terroristen von Palästina. Die Macht des ansässigen Proletariats, die Speerspitze des militanten Judentums, bewies der Welt ihre unbeugsame Entschlossenheit, erklärte er. Und er zitierte Goethe: "Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."

Zu dieser Zeit hatte der sowjetische UNO-Delegierte gerade den westlichen Imperialismus gegeißelt, der die Juden, Hitlers erste Opfer, so schändlich verraten hätte. Der Teufel wußte diese großartige Rede auswendig; es kam ihm vor, als hätte er sie selbst geschrieben. "Ich hätte es selbst nicht besser machen können", sagte er mit einer Mischung aus Bewunderung und Erstaunen.

Nachdem sein Interesse einmal geweckt war, brauchte er nicht lange, bis er sich die Parteilinie zu eigen gemacht hatte. Und er wußte sie so geschickt zu verwenden, um den objektiven Verrat an der Sache in den "vielleicht subjektiv aufrichtigen" Bemerkungen seiner schwächlichen sozialdemokratischen oder gar trotzkistischen Kollegen zu entlarven.

Damals kam ihm der glühende Radikalismus seiner Überzeugungen bei seinen Freunden sehr zugute, die zwischen ihrer Furcht vor der Gewalt und ihrer Sympathie für die Juden hin- und hergerissen waren und sich glücklich schätzten, einen Mann mit Überzeugungen gefunden zu haben, an dem sie Halt finden konnten. Wie eindrucksvoll klangen doch seine Worte: "Wir werden uns nicht um die hysterische Kommunistenangst des Landes kümmern; diese Leute wissen zumindest, was sie wollen und wie sie es erreichen können"; seine Gesellschaft war dadurch derart bewegt, daß sie eine beträchtliche Geldspende an "The Friends of Freedom and Liberty" überwies.

Der Teufel mußte allerdings zu dieser Zeit beträchtliche Energien darauf verwenden, sich auf dem Gebiet der Farbphotographie, auf dem er schon Schönes geleistet hatte, fortzubilden, um seine Freunde, die das Künstlerische in ihm bewunderten, zu unterhalten; so wachte er eines Tages auf und mußte feststellen, daß trotz allem ein Hexenwahn das Land erfaßt hatte. Mit rasch zunehmendem Interesse las er, daß viele Universitäten Säuberungen des Lehrkörpers durchführten, da der Chemieunterricht junge Gemüter vergiften konnte, wenn der Lehrer die Mitgliedskarte der "Friends of Freedom and Liberty" besaß. Voll Verachtung lächelte er über das Foto des Chemielehrers, des armen Kerls, der nicht einmal verstanden hatte, daß sich hinter der albernen Tautologie seines Namens die subversiven Aktivitäten eines Vereins verbargen, der als fünfte Kolonne diente. Er war vom General - den er einmal persönlich getroffen hatte - tief beeindruckt, der seinerseits von der sowjetischen Säuberungsaktion unter den Musikern, die kapitalistische und vom Politbüro nicht genehmigte Melodien komponiert hatten, zutiefst angewidert war. Auch jenes amerikanische Ethos, das Dorfbewohner in Ohio aufgestachelt hatte, die Fensterscheiben eines Hauses einzuwerfen, in dem ein kommunistischer Parteiorganisator mit Frau und Kind lebte, beeindruckte ihn; war dieser Geist nicht streng und hart, doch zielsicher in seiner Stärke? Doch was ihn vor allem in gerechten Zorn versetzte, das war der Brief eines seiner früheren Angestellten, der in große Schwierigkeiten geraten war, weil man ihn dabei ertappt hatte, wie er in einer öffentlichen Bibliothek in Washington, D.C., ein Exemplar der Zeitschrift *The Democratic Nation and Republic* in die Hand genommen hatte. Dieser Mann hatte dem Teufel geschrieben und ihn gebeten, ihn als Gutachter in der Frage seines gänzlich unsubversiven Charakters nennen zu dürfen. Die Vorstellung, daß ein derart mittelmäßiger Charakter den Namen des Teufels vor einem Komitee prominenter Persönlichkeiten verwenden könnte, war für den Teufel unerträglich.

Er antwortete umgehend, höflich und in schrankenloser Aufrichtigkeit, leider müsse er seine Zustimmung verweigern. "Wie Sie sich wohl noch aus den Tagen unserer früheren persönlichen Beziehungen erinnern werden, habe ich es meinen freundschaftlichen Gefühlen niemals gestatte, mein rationales Urteil zu beeinträchtigen. Wir leben in außergewöhnlichen Zeiten. Amerika und meine Bürgerehre kommen an erster Stelle. Sollte es dieses Land verabsäumen, Rußland seine Stärke zu beweisen, wird die Welt in ein Kriegschaos gestürzt. Es könnte sein, daß die Atombombe die Zivilisation zerstört. Sie werden gewiß nicht wollen, daß ich der Katastrophe Vorschub leiste." Und um den Ton seiner Absage etwas zu mildern, fügte er hinzu: "Das wird hoffentlich unserer Freundschaft keinen Abbruch tun. Alles Liebe an Ihre Herzdame. Ich hoffe, Sie haben einen schönen Urlaub."

Einige Tage später hielt er eine seiner glänzendsten Reden gegen den Totalitarismus der Rechten und der Linken. Ein Mitglied der "Amerika Zuerst!"-Bewegung und ein Kommunist, die an der Massenveranstaltung in subversiver Absicht teilgenommen hatten, wünschten nur mehr, der Erdboden möge sie verschlingen, als er mit den Worten endete: "Die Freiheit des Kanalräumers ..."

Der Teufel findet eine Brieftasche und gibt sie ihrem Eigentümer zurück

Eines Tages erzählte der Teufel der Frau folgendes Erlebnis. Wie üblich reiste er mit dem Vorortezug nach New York. Als er sich setzte, bemerkte er auf dem freien Sitz neben sich eine Brieftasche, die einer der Reisenden anscheinend fallengelassen hatte. Mit der ihm eigenen Geistesgegenwart und in einer sehr beiläufigen Geste bedeckte der Teufel die Brieftasche mit seinem Hut. Mi einem raschen Blick vergewisserte er sich, daß niemand etwas bemerkt hatte; die Reisenden hatten sich alle tief in den Sportteil der Zeitung vergraben. Geschickt hob der Teufel den Hut mitsamt der Brieftasche auf. "Ich hätte mich ganz still verdrücken können", sagte er zur Frau. "Doch ich setzte noch einen netten kleinen Tupfen auf das I. Ich hüstelte, und als ich an der nächsten Sitzreihe vorbeikam, lächelte ich einem Mann zu und sagte: "Zuviel Rauch hier für mich."

Im übernächsten Waggon ließ er sich nieder, um seinen Fund zu untersuchen. "Ich fühlte mich großartig - es waren 23 Dollar in der Brieftasche. Stellen Sie sich das nur vor - was für ein Glückstreffer!" Der Teufel hatte seit längerem vorgehabt, eine neue Kamera zu kaufen. Wer in photographischen Kreisen etwas zählte, hatte jedes halbe Jahr eine neue Kamera. Allerdings wollte er dafür ungern Geld ausgeben. Wenn er einem neuen Klub beitrat und den Leuten erzählte, er hätte seine alte Kamera eben erst gekauft, dann würde das denselben Zweck erfüllen. Durch den unerwarteten Geldsegen war nun sein Problem gelöst. Aus Neugierde inspizierte er den restlichen Inhalt der Brieftasche. Ein Führerschein, zwei private Briefe und ein paar Notizen und Adressen gestatteten es ihm, mit unnachahmlicher Geschwindigkeit und Vorstellungskraft die Persönlichkeit des Besitzers zu rekonstruieren: eines jungen Mannes, der sich gerade auf das College vorbereitete, zum ersten Mal verliebt war und demnächst sein Mädchen zum Abendessen und Tanzen ausführen wollte. "Dem habe ich einen Riegel vorgeschoben", sagte er zur Frau. "Sie würden stattdessen in einen Drugstore gehen und in einer dunklen Ecke ohnehin ebenso glücklich sein. Erste Liebe schließlich. Erinnern Sie sich?"

"Doch dann," fuhr der Teufel fort, "kam mir eine andere Idee. 23 Dollar hätten für die Kamera ohnehin nicht gereicht. Und ich hatte im Zug einen jungen Zeitungsreporter bemerkt. Mein Foto war schon seit längerem nicht mehr in der Zeitung gewesen. Nehmen wir an, der Junge erscheint totbetrübt beim Fundamt. Er hegt die aussichtslose Hoffung, daß ein ehrlicher Bursche wie ich seine Brieftasche gefunden hat. Wenn ich den Zeitungsmann irgendwie dorthin bringen könnte und wenn dann das Bilddokument der Dankbarkeit - ich und der Junge - in die Zeitung käme, das wäre schon etwas."

Es war nicht einfach für den armen Teufel. Der Reporter war nicht zum Reden aufgelegt; er sagte, er hätte es eilig. Er wollte nicht zum Fundamt mitkommen. "Ich konnte ihm natürlich nicht sagen, daß in Wirklichkeit ich ihm einen Gefallen

tat. Sollte der Junge dort nicht auftauchen, dann hätte ich nicht gewollt, daß der Reporter von der Brieftasche weiß. Sie wissen, was ich meine?" "Ja", sagte die Frau.

Der Teufel hatte Glück. Er erkannte den Jungen an seinem gehetzten Blick, als er den Zug verließ. Sie trafen gleichzeitig am Bahnhofsfundamt ein. Der Junge hatte Tränen der Dankbarkeit in den Augen, der Teufel legte den Arm um seine Schulter, als das Blitzlicht die Szene erhellte. Das Bild war bezaubernd. Der *Tagesspiegel* brachte es am nächsten Morgen auf der Titelseite.

"Es gibt nicht viele Leute, die getan hätten, was ich getan habe", sagte der Teufel zur Frau, während er ihr ein Exemplar der Zeitung überreichte. "Ehrlich, ich fühle mich großartig."

Der Teufel in der Analyse

Eines Tages beschloß der Teufel, eine Psychoanalyse zu beginnen. Warum nicht? Wer von den intellektuellen Freunden des Teufels nur einen Funken Selbstachtung besaß, war in Analyse und redete darüber.

Der erste Analytiker, den der Teufel ausprobierte, taugte nichts. Er hatte nicht die Hälfte der Bücher gelesen, die der Teufel selbst gelesen hatte. Und am schlimmsten war, daß er mit den Witzen des Teufels nichts anfangen konnte. Es war ganz natürlich, daß er das Gefühl hatte, daß er seine Zeit verschwendete.

Der zweite Analytiker war besser. Erstens war er um zehn Zentimeter kleiner als der Teufel - "ein netter kleiner Mann." Zweitens gefielen ihm die Scherze des Teufels, er brüllte vor Lachen. Der Teufel, der der Frau seine analytischen Sitzungen detailgetreu beschrieb, strahlte vor Freude über seinen Erfolg. "Was war das für ein Witz, den wir gestern gehört haben?" pflegte er zu fragen. "Ich muß ihn meinem Analytiker erzählen."

Nach einer Weile verebbte diese Freude. In einer melancholischen Stimmung bemerkte der Teufel, daß der kleine Mann für sein Geld nicht hart genug arbeitete. Schließlich bezahlte er ihm pro Minute 27 Cents, abgesehen von jener Sitzung, in der ihn der Analytiker nach 42 Minuten statt nach 45 entlassen hatte, was den Preis der Minute fast auf 29 Cents emporschnellen ließ. (Der Teufel berechnete all das im Kopf; er war ja so clever.) Und manchmal verging eine ganze Sitzung, ohne daß der Analytiker ein Wort gesagt hätte! Daher teilte er dem Analytiker mit - selbstverständlich ohne jede Animosität -, daß er nicht auf seine Kosten käme. "War mir das peinlich? Was für eine Frage; natürlich nicht! Warum sollte es mir peinlich sein? Und es hat funktioniert. Heute hat er eine sehr schlaue Bemerkung gemacht." An dieser Stelle erzählte der Teufel der Frau mit viel Liebe zum Detail eine Begebenheit seines Toilettentrainings, die in ihren Einzelheiten nicht wiedergegeben zu werden braucht. Allem Anschein nach hatte der Analytiker sofort eine Beziehung zwischen dem Vorfall und seinem (des Analytikers) Interesse am Geld hergestellt.

Auf dem Höhepunkt der positiven Übertragungsphase bemerkte der Teufel: "Ich wünschte, meine Analyse wäre vorbei. Der kleine Mann beginnt mir zu gefallen. Wenn ich es hinter mir habe, könnten wir ihm vielleicht hier einen Job geben. Freilich müßte er mit einem Anfängergehalt vorlieb nehmen. Er muß noch viel lernen. Doch man könnte etwas aus ihm machen!"

Der Teufel gibt das Rauchen auf

Der Teufel pflegte 30 bis 40 Zigaretten täglich zu rauchen. Am liebsten jene, die er auf jemandes anderen Schreibtisch fand. Er rauchte auch Zigarren, wenn man ihm eine anbot. Eines Tages offerierte er einem flüchtigen Bekannten eine teure Zigarre. Das geschah anläßlich eines Geschäftsessens in einem großen Hotel. Der Mann nahm sie, doch war ihm unbehaglich: Hatte er in den vorhergehenden Verhandlungen einen Fehler gemacht? Hatte er irgend etwas übersehen? Eine Minute später beruhigte er sich jedoch wieder. Ein Kellner kam vorbei, der eben diese Sorte Zigarren anbot. Offensichtlich waren sie von der Firma zur Verfügung gestellt.

Eines Tages traf der Teufel einen mächtigen Mann ("Er verdient 30 000 Dollar im Alter von 29!"), der das Rauchen aufgegeben hatte. Als er der Frau über die Begegnung berichtete, lehnte er sich bequem im Stuhl zurück, rauchte eine von ihren Zigaretten und hatte die Beine auf dem Schreibtisch. "Auch ich könnte das Rauchen ganz einfach aufgeben", sagte er. Und er tat es auch. Er dämpfte die halb gerauchte Zigarette aus und griff nie mehr eine an. Tage später entschuldigte sich die Frau dafür, daß sie in seiner Gegenwart rauchte. Es könnte ihm lästig sein. Der Teufel war jovial gesinnt: "Rauchen Sie nur, ich habe es überhaupt nicht vermißt. Ich lasse mich von diesen Kleinigkeiten nicht abhängig machen wie Sie."

Der Teufel hat eine Affäre

"Um die Wahrheit zu sagen", sprach der Teufel eines Tages zu der Frau, "ich weiß wirklich nicht, warum ich Mimi geheiratet habe. Ich habe da einen Fehler gemacht. Bevor wir heirateten, war alles in Ordnung. Aber in der ersten Nacht hat sie schreckliche Umstände gemacht." Hier lächelte der Teufel, und die Frau errötete, da sie dieses Lächeln verstand. Doch zum Glück war der Teufel nicht gekommen, um über die Vergangenheit zu reden. Er wollte von der Frau über die Gegenwart beraten werden.

In wunderbar strukturierter Form und mit einem reichen Vorrat an psychologischen Ausdrücken und Begriffen beschrieb der Teufel binnen weniger Minuten seine allgemeine Einstellung zum anderen Geschlecht. "Ich kann ganz offen mit Ihnen reden", sagte er; "wir Männer brauchen ein sexuelles Ventil; ich halte es nicht für sinnvoll, dies mit Emotionen zu vermengen. Ich gebe zu, daß es mein

Ego aufbaut, wenn ich diese Liste betrachte und sie Ihnen zeige", und er zog eine sauber getippte Liste aus der Tasche, auf der die Vornamen von Mädchen bis zur Zahl 87 durchnumeriert waren. "Doch das ist nebensächlich. Wäre ich nicht so ein ehrlicher Kerl, dann hätte ich diese Liste erfinden können. Nicht wahr?" Die Frau nickte. "Nun, so sind wir einer Meinung. Ich glaube daran, in diesen Angelegenheiten einen kühlen Kopf zu bewahren. Behandle es wie eine geschäftliche Transaktion. Es ist das Gesetz von Angebot und Nachfrage." "Ich verstehe nicht ganz", sagte die Frau. Bald jedoch verstand sie. Denn der Teufel erklärte ihr, daß Nummer 88 das Problem darstellte. Ein Freund hatte sie ihm als das beliebteste Mädchen in der Stadt beschrieben, mit einer guten Figur und einem Vater mit einem Haufen Geld. "Wenn man in diesen Dingen kleinlich sein möchte, dann hat die Sache nur einen Haken: Sie hat einen Akzent. Viele Männer von meinem gesellschaftlichen Rang würden sich davon abhalten lassen. Für die großen Bankette, zu denen ich gehen muß, ist Mimi wirklich brauchbar. Sie ist so amerikanisch, und wenn sie sich toll anzieht und den Mund hält, dann sehe ich uns beide gerne im Spiegel des Tanzsaals. Ein Bild der Wohlanständigkeit."

Doch der Teufel war offensichtlich gegenüber Nr. 88 in großzügiger Laune. Sein Problem war strategischer Natur. Er hatte anfangs die Initiative übernommen, hatte ihr Blumen geschickt, sie jeden Tag angerufen und sie "reif gemacht". Dann hatte er sich plötzlich zurückgezogen. "Das ist ein Gesetz von Angebot und Nachfrage. Du bietest deine Waren an, du erzeugst eine Nachfrage; dann hältst du das Angebot zurück. Die Preise steigen. Wenn du das nächste Mal dein Gesicht zeigst, sitzt die Kundin in der Falle und wirft sich dir an die Brust, wenn Sie die gemischte Metapher entschuldigen wollen."

Alles war nach Plan gelaufen. Das Mädchen hatte ihn angerufen. Und er war sicher, daß sie das darauffolgende Wochenende auf dem Land niemals vergessen würde.

Das war vor ungefähr einem Monat gewesen. Er hatte einen sehr netten geschäftsmäßigen Brief an ihre Eltern geschrieben, doch keine Zeile an sie. Wie er erwartet hatte, rief sie ihn am darauffolgenden Mittwoch an. Sie hatten sich mehrmals getroffen, und einer der Gesellschaftskolumnisten hatte tatsächlich das intime Souper erwähnt, das sie in einem exklusiven Klub in der Stadt eingenommen hatten. Danach fühlte er sich so wunderbar, daß er sich ganz und gar vergaß, sie drei Tage hintereinander anrief und ins Theater ausführte. Daraufhin gab es eine Veränderung. Schon seit einer ganzen Woche hatte sie nicht angerufen. Es gab nun zwei Möglichkeiten: Mitbewerber - war dem so, dann mußte er, wie jeder Geschäftsmann weiß, schnell handeln und den Preis senken. Oder - was nicht auszuschließen war, da Nr. 88 ein kluges Mädchen war - sie spielte sein eigenes Spiel. Dann würde der Bessere gewinnen. Was sollte er tun?

In diesem Augenblick verkündete ihm seine Sekretärin, daß er am Telefon verlangt wurde. "Sagen Sie, daß ich in einer Besprechung bin und daß Sie mich nur in sehr dringlichen Fällen stören dürfen." Nr. 88 sagte, es handle sich um einen solchen Fall. Der Teufel war selig. "Sagen Sie der Dame, ich werde sie nach der

Besprechung zurückrufen. Nein, Sie Närrin", schrie er plötzlich, "lassen Sie sie zwei Minuten warten. Wissen Sie nicht, daß es Zeit braucht, bis jemand, der an einer Besprechung teilnimmt, eine Botschaft übermittelt?"

Als die Sekretärin verschwunden war, sagte er zu der Frau: "Ich würde diese Närrin auf der Stelle entlassen, wenn ich mich nicht so wunderbar fühlte. Ich gewinne immer. Ich muß Sie einmal mit Nr. 88 zusammenbringen. Aber das muß bald geschehen. Mir kommt vor, sie wird mich bald langweilen."

Der Teufel trifft den Teufel

Und dann geschah etwas Schreckliches: Der Teufel wurde immer bleicher; er klagte über Schlaflosigkeit und entwickelte eine Allergie gegen Taxis, die auf mehrere Weisen behandelt wurde, von denen einige recht schmerzhaft waren. Er ertrug den Schmerz jedoch wie ein Held, denn es gab wenige unter seinen Freunden, die auf dieselben intimen Kenntnisse der fortgeschrittensten Verfahren der medizinischen Wissenschaft verweisen hätten können. Er entdeckte zu seiner eher gedämpften Befriedigung, daß die Beschreibung seiner Symptome die Aufmerksamkeit einer Gruppe sogar noch länger fesseln konnte als eine Erörterung des letzten Mordes. Aber alles in allem stimmte etwas nicht, und als er einmal auf das unverbindliche "Wie geht's?" eines Bekannten antwortete "Reden wir bitte nicht von mir", war die Frau ernsthaft beunruhigt. Bei der nächsten Gelegenheit bat sie ihn, ihr zu erzählen, was eigentlich mit ihm los war.

Das tat er. In glücklicheren Tagen hatte er der Frau von einer merkwürdigen Beziehung berichtet, die er zu einem Kellner in seinem Lieblingsrestaurant entwickelt hatte. Der Kellner hieß Albert. Albert, so hatte der Teufel herausgefunden, ähnelte einer seiner kindlichen Phantasien. In jenen längst vergangenen Tagen hatte er oft davon geträumt, ein Millionär zu sein. Er hatte sich vorgestellt, er wäre auf einem Luxusdampfer in einer fabelhaften Suite. Er sah sich in einem Bett mit seidenen Laken und Damastdecken liegen, wo er gemütlich sein Frühstück beendete und dann nach dem Steward klingelte; der brachte ihm warmes Wasser ans Bett, damit er seine Hände waschen konnte. Der Steward - der wie Albert aussah - kam mit einer goldenen Schale. Er ließ ihn ans Bett treten, und ohne das Wasser zu berühren, pflegte er dann zu sagen: "das ist zu heiß." Und dann ging Albert, das heißt, der Steward fort und kam mit einer anderen Schale zurück, und er sagte, ohne das Wasser zu berühren: "das ist zu kalt." Und so fort, und so fort, und so fort. Es war ein himmlischer Tagtraum.

Als er Albert das erste Mal sah, fiel ihm das alles wieder ein. Freilich war er über diese kindischen Vergnügungen hinaus, doch als guter Psychologe war ihm klar, wie wichtig es für ihn war, einen Teil seiner unerfüllten Träume wahr werden zu lassen. So hatte er begonnen, Albert als Wunscherfüllung zu behandeln, wenn auch selbstverständlich in der Art der Erwachsenen. Es war ja nicht böse gemeint. Schließlich gab er ihm gute Trinkgelder. Warum sollte er ihn dann nicht

hin- und herschicken? Lange Zeit hindurch hatte Albert seine Rolle fast so gut gespielt wie der Steward seiner Tagträume. Doch plötzlich mußte irgend etwas mit Albert passiert sein. "Der Teufel muß in Albert gefahren sein." Ein Kampf stand bevor.

Es begann mit einer äußerst peinlichen Angelegenheit. Er hatte sich zum Mittagessen niedergesetzt, als ihm einfiel, daß er noch zwei Anrufe zu erledigen hatte, nahm zwei Zehner vom Tisch und ging zur Telephonzelle. Als er zurückkam, war Albert dabei, die Serviette hin- und herzuwenden und unter den Tellern zu suchen; und des Teufels Martini war noch nicht serviert. "Was ist los, Albert?" hatte er gefragt. "Verzeihen Sie, Sir, ich hatte geglaubt, auf dem Tisch wären ein Vierteldollar und zwei Zehner gelegen. Und ich kann die Zehner nicht finden." Die Leute an den anderen Tischen waren aufmerksam geworden, und ein neunjähriger Bub, ein verzogenes Balg, und Kinder haben in Restaurants ohnehin nichts verloren, seine Mutter war wahrscheinlich zu faul zum Kochen, hatte mit dem Finger auf ihn gezeigt und gesagt: "Der Mann da hat es genommen, als er telefonieren ging; ich habe ihn gesehen." Die Mutter hatte lediglich gesagt: "Man zeigt nicht mit dem Finger auf Leute. Wir wissen ohnehin, wen du meinst." Und die Leute hatten gelacht. Es war im höchsten Maße irritierend. Er hatte einen Vierteldollar auf den Tisch geworfen und Albert angewiesen, schleunigst zu verschwinden und den Martini zu bringen. Doch Albert war bloß dortgestanden, während alle Leute herübersahen, hatte einen Fünfer aus der Tasche gezogen, ihn auf den Tisch gelegt und gesagt: "Ihr Wechselgeld, Sir."

Das war das letzte Mal gewesen, daß ihn Albert "Sir" genannt hatte. Der Martini war lausig, und er hatte ihn - Narr, der er war - nicht einmal zurückgeschickt.

Das Balg am anderen Tisch hatte ganz laut gesagt: "Mami, der Mann, auf den ich vorher mit dem Finger gezeigt habe, ist ganz rot im Gesicht." Und alles grinste; und Albert servierte dem Buben eine Riesenportion Eis.

Am nächsten Tag dauerte es eineinhalb Stunden, bis sein Essen kam. Er verlangte nach dem Manager, um sich zu beschweren. Der Manager war hinreichend freundlich und entschuldigte sich. Doch als er an diesem Tag das Restaurant verließ, war auf seinem Mantel ein Fettfleck. Natürlich kann man solche Dinge nicht beweisen. Doch von nun an war er auf der Hut. Als ihm der Kaffee kalt serviert wurde, machte er dem Manager wieder eine Szene und verlangte Alberts Entlassung. Doch der Manager erläuterte, daß er mit der Gewerkschaft schon genug Schwierigkeiten gehabt habe, und meinte, ein anderer Tisch mit einem anderen Kellner wäre vielleicht eine Lösung des Problems. Das war selbstverständlich lächerlich. Er würde doch nicht gegenüber einem Kellner nachgeben. Zudem hatte er bemerkt, wie Albert mit den anderen Kellnern flüsterte.

Am nächsten Tag nahm er seinen Spazierstock mit an den Tisch. Irgendwie kreuzte er Alberts Weg, der mit der Zwiebelsuppe in der Hand stolperte. Im Bruchteil einer Sekunde würde sich die Suppe über die alte Dame am Nebentisch ergießen; doch Albert war geschickt wie der Teufel. Er erfing sich; die alte Dame bemerkte nicht einmal, was hinter ihrem Rücken vorging, doch der Teufel

hatte plötzlich die Hälfte der heißen Suppe im Gesicht. Es mußte ausgesehen haben wie billiger Slapstick; er wußte, daß er gelacht hatte - allzu früh -, als er die alte Frau schon als seine Verbündete gesehen hatte; und die Suppe auf seinem lachenden Gesicht und der plötzliche Wechsel seines Gesichtsausdrucks brachten jedenfalls das Mädchen an der Garderobe zum Kichern, das die ganze Szene beobachtet hatte.

Vor einigen Tagen hatte er zum ersten Mal bemerkt, daß seine Desserts eigenartig schmeckten. Fast gefiel ihm der Gedanke. Wenn Albert sich zu verbrecherischen Machenschaften herabließ, dann würde die Gerechtigkeit sehr bald ihren Lauf nehmen. Verstohlen packte er ein wenig Fruchtgelee in sein Taschentuch und suchte eilig einen befreundeten Chemiker auf. Der Mann lachte ihm ins Gesicht.

"Doch das Schlimmste passierte gestern", sagte der Teufel zur Frau. "Als ich mich niedersetzte - aber es ist halb eins, ich muß fort. Ich kann Albert nicht die Freude machen, ihn auch nur fünf Minuten lang denken zu lassen, daß er mich losgeworden ist. Ich erzähle Ihnen das ein anderes Mal."

Und der Teufel stürzte zu seinem Lieblingsrestaurant, wo ihm Albert entgegenstürzte, um ihn willkommen zu heißen. Albert hatte schon befürchtet, daß er keine Gelegenheit haben würde, seinen letzten Trumpf auszuspielen.

In einem kleinen Dorf in Frankreich hörte ein Lehrer den holprigen Leseübungen seiner Erstklassler zu: "La - plus - belle - ruse - du - Diable - ." Im nahegelegenen Friedhof drehte sich Baudelaire im Grabe um. Durch seine weißen Knochen lief ein Schaudern. War dies ein Alptraum oder war es Wirklichkeit? Etwas mußte von Grunde auf verkehrt sein, wenn sie schon die Schulkinder seine Sachen lesen ließen. Doch dann streckte er sich wieder aus. Das waren nicht mehr seine Sorgen. Andere sollten entscheiden, was recht war und was unrecht. Und er schlief weiter seinen ungestörten Schlaf.

Nach einem Besuch in Österreich

Nach einem Monat Europa kam ich um sechs Uhr abends in Le Bourget an. Vor dem Abflug blieb gerade genug Zeit, um die architektonische Eleganz des Flughafens zu bewundern, amüsiert zu beobachten, wie französisch doch die Franzosen waren, und über die Einförmigkeit des Verhaltens der Reisenden während der letzten Viertelstunde des Aufenthalts am Kontinent zu staunen. Die meisten von uns hatten noch ein paar Hundert Francs. In der Abflughalle gibt es mehrere Geschäfte, in deren Auslagen diverse Kleinigkeiten in erlesen geschmackvoller Weise präsentiert werden. Die englischen und amerikanischen Passagiere begannen einer nach dem anderen in mehr oder weniger gebrochenem Französisch zu verhandeln; man antwortete höflich, wenn auch ohne zu lächeln, in schnellem Französisch. Schließlich ließen sich die Reisenden dazu herab zu fragen: "Do you speak English?" Sie ernteten dann den Preis der eingestandenen Unterlegenheit, indem sie die Kaufverhandlungen zu einem problemlosen Abschluß brachten, unterstützt durch das sehr passable Englisch des französischen Personals.

Am Tag zuvor hatte die Chambre des Deputés gegen die E.D.C. gestimmt.[1] Zu diesem Ereignis schien mir zu passen, daß sich dem Reisenden nur in Frankreich die Gelegenheit bietet, sich in der Sprache der Einheimischen zu verständigen. Sogar in einer österreichischen Almhütte in 2.000 Meter Seehöhe hatte ich mitangehört, wie ein Engländer nach "ein Glass von Milch" fragte und zur Antwort bekam: "Aber yes, Sir."

Gegen Ende der Reisesaison hatte gerade erst der Sommer eines verregneten Europa begonnen. Während sich das Flugzeug in den wolkenlosen fahlen Abendhimmel erhob, erzählte mir meine Sitznachbarin, ein junges amerikanisches Mädchen, daß sie Paris vorzeitig und angewidert verließ. Sie war in der Metro zweimal von Männern belästigt worden, und jedenfalls könne man "In Paris allein nichts anfangen; dort braucht man einen netten Kerl, wenn man sich unterhalten will." Zwei Stunden zuvor hatte mich ekstatische Freude überwältigt, als ich wieder einmal - allein - die Place Vendôme aufsuchte. Die Vulgarität ihrer Bemerkung schockierte mich und brachte mich zum Verstummen. Ich schlug einen Band mit zeitgenössischer englischer Lyrik auf. Und da war Auden:

"No one exists alone ...
we must love one another or die."

Der Schock aus der anderen Richtung war nicht weniger abrupt. Was hatte das Mädchen gesagt? Hatte sie nicht dasselbe Recht dazu, sich auf ihre Weise auszudrücken, wie ich auf meine, oder eher auf Audens? Und wer könnte schon sagen, ob uns nicht die Tatsache, daß wir im Grunde dasselbe meinten, enger verband, als uns die grundlegende Verschiedenheit unserer sprachlichen Gewohnheiten trennte?

Dieser bisher unpublizierte Text wurde 1954 geschrieben. Titel des englischen Originals "Notes between Europe and America".

Bald stellte sich heraus, daß die Mehrzahl der amerikanischen Passagiere vorhatte, ganz wie ich, in London sofort nach New York weiterzufliegen. Während einer glatten Landung bemerkte einer von ihnen, Europa sei wundervoll gewesen, doch das Wundervollste sei es, bald zuhause zu sein. "Du machst diese Reisen nur deshalb, weil es so schön ist heimzukommen," sagte seine Frau sanft lächelnd. Ich glaube, ich habe den Mann beneidet. Für meinen Teil fürchtete ich mich davor, wie kurz die Nacht sein würde, die mich noch von New York trennte. Der Monat in Europa war voll von Ereignissen gewesen. In vierundzwanzig Stunden würde ich wieder bei der Arbeit sein. Eine Nacht war zu kurz, um die beiden Welten zu überbrücken. Ganz besonders, da ich wußte, daß ich zu müde war, um mit offenen Augen nachzudenken oder zu träumen; sobald ich mich im Flugzeug nach New York befand, würde ich das mit geschlossenen Augen tun.

Die Paß- und Zollkontrolle ist heutzutage in Europa eine bloße Formalität. Dem liegen keine rationalen Entscheidungen zugrunde, obwohl sich gute Gründe dafür finden ließen, sogar die Formalitäten abzuschaffen. Der oberflächliche Umgang mit diesen technischen Angelegenheiten ist vielmehr die unvorhergesehene Folge des Massentourismus. Amerikanische Banken gewähren nun Kredite nicht bloß bei unerwarteten Katastrophen, sondern auch für Auslandsreisen, und jedes europäische Land diesseits des Eisernen Vorhangs buhlt um Touristen und gestattet es seinen eigenen Staatsbürgern, immer mehr Devisen im Ausland auszugeben; den europäischen Paß- und Zollbeamten bleibt da kaum etwas anderes übrig, als ihre Arbeit auf die leichte Schulter zu nehmen, wenn sie nicht rund um die Uhr arbeiten möchten. Es ist ein tröstlicher Gedanke, daß es technisch zu kompliziert und finanziell zu aufwendig ist, großen Massen von Menschen zu mißtrauen. Würde in den USA jemand das moralische Äquivalent dieser Kredite erfinden, wodurch Millionen dazu bewogen wären, ihre ehrliche Meinung zu sagen, dann könnte sich das wahllose Mißtrauen auch in der ernsten Frage der nationalen Sicherheit als zu umständlich und kostspielig erweisen.

"Ich bitte um ihre Aufmerksamkeit. Die Passagiere des Fluges 521 nach New York werden gebeten, ihre Platzkarten am Schalter zu beheben." Und dann hatte ich mein einziges Reiseerlebnis, das für das Preisausschreiben der europäischen Ausgabe der Herald Tribune, an dem sich die Leser mit ihren Reiseabenteuern beteiligten, in Frage kommen könnte - es gab für mich keine Platzkarte. Es war empörend. Ich hatte den Rückflug vor Monaten in New York gebucht. Ich hatte jedes Detail eines ziemlich straffen Zeitplans darauf abgestimmt. Erst vor wenigen Stunden hatte ich in Paris die Bitte eines alten Freundes, doch noch einen Tag zu bleiben, abgelehnt, da ich rechtzeitig in New York sein mußte. Und da stand ich nun - gestrandet und ohne jede Möglichkeit, den Ozean noch diese Nacht zu überqueren. Ein junger Angestellter der Fluglinie hatte die wenig beneidenswerte Aufgabe, mir die schlechte Nachricht zu überbringen und besänftigend auf mich einzuwirken. Das Ereignis hatte mich so unvorbereitet getroffen, daß mein Sinn für die Maßstäbe ernsthaft beeinträchtigt war. Ich machte dumme Vorschlä-

ge - ich könnte auf dem Boden sitzen, oder auf dem Schoß des Piloten. Alles, nur nicht zurückbleiben. Erst nach einer Weile fiel mir ein, daß mein Büro auch noch einen weiteren Tag ohne mich tadellos funktionieren würde, daß ich hören würde, daß ich bei der äußerst wichtigen Besprechung, die mir nun entging, nichts versäumt hätte, und daß ich mich erst vor kurzem danach gesehnt hatte, mehr Zeit zwischen den beiden Kontinenten zu verbringen. Es waren jedoch nicht diese Gedanken, die mich wieder zur Besinnung brachten. Es war der Angestellte der Fluglinie, der für mich den Vorfall zum Positiven wendete, noch während ich ihm sagte, welch bitteres Unrecht mir geschehen war. Nie zuvor im Leben war ich Zeuge einer vollkommeneren Darbietung taktvollen Verhaltens im Umgang mit Fremden gewesen, noch hatte ich jemals eine subtilere Anwendung jener psychologischen Einfühlungsgabe beobachtet, die jener von uns Psychologen unendlich überlegen ist. Er versuchte weder, den Vorfall in seiner Bedeutung herunterzuspielen, noch die Schuld der Fluglinie in Frage zu stellen, noch auf meine sinnlosen Vorschläge einzugehen. Er war in der Tat in einem Ausmaß zerknirscht, daß er mir leid tat. Der einzige Unterschied zwischen seinen und meinen Sorgen war der, daß er darüber nicht kopflos wurde. Irgendwie gelang es ihm, meinen emotionsgeladenen Reaktionen immer einen Schritt voraus zu sein; so konnte er im selben Augenblick, da mir wieder ein neuer Aspekt meines Unglücks eingefallen war, mit einem Vorschlag reagieren.

"Meine Tochter erwartet mich in Idlewild."

"Ja, gnädige Frau, das ist sehr bedauerlich. Möchten Sie ein Telegramm schikken?" Und er brachte ein Formular zum Vorschein. Ohne eine Miene zu verziehen, diktierte er einem anderen Angestellten die ziemlich ausdrucksstarke Mitteilung an meine Tochter, die ich hingekritzelt hatte.

"Ich habe überhaupt kein englisches Geld bei mir."

"Natürlich, gnädige Frau. Selbstverständlich gehen alle ihre Ausgaben auf unsere Rechnung."

Mein Gepäck, das sich schon im Flugzeug befunden hatte, war plötzlich wieder da, ohne daß ich überhaupt bemerkt hätte, daß er sich darum gekümmert hatte.

"Wo würden Sie gerne absteigen, gnädige Frau? Jedes Hotel in London steht zu ihrer Verfügung."

Ich war sprachlos. Mir kam der Gedanke, daß ich mich mit Freunden telephonisch in Verbindung setzen könnte. Auch war mir das Dorchester immer wie die Art von Hotel erschienen, wo man eine Nacht seines Lebens verbracht haben sollte. Ich hatte lang genug gezögert; so konnte er einen Vorschlag machen: "Vielleicht, gnädige Frau, wäre ein Hotel auf dem Land der geeignete Ort, um sich in aller Ruhe von diesem enttäuschenden Ereignis zu erholen? Ich habe einen Wagen hier, der sie dort hinbringen kann. Man wird Sie erwarten."

Er trug mein Gepäck zu einem Rolls Royce und gab dem Fahrer einige Anweisungen. "Es würde mich freuen, gnädige Frau, wenn Sie mich wissen ließen, ob Sie sonst noch einen Wunsch haben." Ich unterließ es, einen Sonderflug nach

New York zu erwähnen. Während der Wagen in die Nacht hinausfuhr, salutierte der Mann mit einem Ausdruck ernsthafter Besorgnis, von dem ich mir sicher war, daß er nicht verschwinden würde, auch wenn ich schon außer Sichtweite war.

Wäre da nicht meine Überzeugung gewesen, daß britische Chauffeure eines Rolls Royce ziemlich strenge Ansichten über das Verhalten ihrer weiblichen Fahrgäste haben, hätte ich laut gelacht. Nicht über irgend jemanden, nicht einmal über mich selbst, sondern aus schierer Lebensfreude. Ich wußte, daß ich eben in einer kleinen Rolle an einer großen Vorstellung mitgewirkt hatte.

Die Nacht war schön und die Fahrt lang. Ich lächelte vor mich hin und kicherte sogar das eine oder andere Mal, wie ich zu meiner Schande eingestehen muß, wenn auch in der vornehmsten Weise, die mir zur Verfügung stand; dabei versuchte ich zu entwirren, was es war, das mich am Verhalten des Angestellten der Fluglinie so fasziniert hatte. Ich hatte die Fassung verloren und mich der Reihe nach aufgeregt, albern und zornig benommen. Seine Reaktionen auf diese Stimmungen hätten auch ganz anders ausfallen können. Als ich der Verzweiflung nahe war, hätte er meinen Arm mitfühlend berühren und sagen können: "So schlimm ist es auch wieder nicht." Als ich meine Ideen über mögliche Sitzplätze im ausgebuchten Flugzeug vorbrachte, hätte er sagen können: "Seien Sie nicht albern, gute Frau," statt zu sagen: "Das wäre nicht sehr bequem, gnädige Frau, und darüber hinaus ist es ungesetzlich;" als ich zornig war, hätte er sagen können: "Schreien Sie nicht mich an, ich kann nichts dafür." Jede dieser Reaktionen hätte die Stimmung, in der ich mich befand, nur noch verstärkt.

Was war also das Geheimnis seiner Vorgangsweise? Er hatte nicht eine Sekunde lang die Statusunterschiede zwischen dem Vertreter einer Fluglinie, die Unrecht getan hatte, und einer Passagierin, der Unrecht getan worden war, ignoriert. Er hatte die ihm vorgeschriebene Rolle, so unangenehm das auch war, voll und ganz übernommen. So sehr ich ihn auch provozierte, blieb er doch innerhalb dieser Grenzen, und er war entschlossen, mit der Situation fertigzuwerden - mit einem Menschen in Schwierigkeiten, die er pflichtgemäß so weit wie möglich zu beheben hatte. Und er nahm diese Pflicht ernst. Doch benahm er sich nicht wie eine Maschine, die sich mit technischen Problemen auseinandersetzt. Er behandelte mich als Individuum, er reagierte auf *mich*, die ich in Schwierigkeiten war, nicht bloß auf die Schwierigkeiten. Nicht einmal griff er zu platten Generalisierungen. (Ich habe einmal gehört, wie ein Schiffssteward einen Passagier, dessen Gepäck verschwunden war, mit der aufreizenden Bemerkung tröstete: "Es kommt nur in einem von hundert Fällen vor.") Er war menschlich, ohne dabei persönlich zu werden.

Als ich an diesem Punkt meiner Überlegungen angelangt war, wußte ich, daß ich das Wesen der Galavorstellung zu meiner Zufriedenheit herausgearbeitet hatte. Die Phrase "ohne persönlich zu werden" ist die sprachliche Inkarnation einer Art des Verhaltens, das ich am häufigsten bei den Engländern beobachtet habe und das mich bei verschiedenen Gelegenheiten verwirrt, belustigt und erfreut hat.

Und nun fiel mir ein, daß ich nur vierundzwanzig Stunden zuvor über eben diese Wendung gelächelt hatte, als sie ein junger Engländer im Gespräch mit mir gebraucht hatte. Colin ist ein zwanzigjähriger Sohn englischer Freunde, die ich am Abend zuvor in Paris zum Essen ausgeführt hatte. Er und ich sind so gut befreundet, wie es angesichts seines Wissens um einen Altersunterschied von einem Vierteljahrhundert nur möglich ist. Er hatte mit bezaubernder Aufrichtigkeit über sein Privatleben gesprochen und in äußerst klarer Weise dargelegt, wie im Jahr 1954 der Flammenbotschaft von D.H. Lawrence nachgelebt wird. Er hatte auch überhaupt nichts dabei gefunden, einen wunden Punkt unserer Vergangenheit zu berühren. Vor zehn Jahren hatte ich allem Anschein nach eine Idee, die er mir anvertraut hatte, an seine Eltern weitergegeben. Ohne ersichtlichen Grund wechselte er vom Französischen ins Englische und wieder zurück. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, sagte er: "Ich möchte nicht persönlich werden, doch Sie haben einen leichten Akzent, und immer wenn ich einen Akzent höre, wechsle ich automatisch die Sprache." Ich hatte gelacht. Da sprachen wir über die persönlichsten Dinge auf der Welt, die in einzigartiger Weise mit unserer besonderen persönlichen Beziehung zu tun hatten; doch wenn die Rede auf meinen Akzent kam, dann wurde es notwendig, die Phrase "Ich möchte nicht persönlich werden" vorauszuschicken.

Da ich aufgrund jüngerer Erlebnisse zu einem neuen Verständnis der Redewendung gelangt war, überdachte ich von neuem, was ich am Abend zuvor empfunden hatte. Ich hatte dazu geneigt, Colins Ausdrucksweise für einen jugendlichen Manierismus zu nehmen. Ich glaube nun, daß er durch seine Formulierung wirkliche gute Manieren bewies, indem er der Unverletzlichkeit des Individuums auch in einer intimen Unterhaltung seinen Respekt zollte. (Selbstverständlich wird die Phrase auch in den Vereinigten Staaten verwendet. Vor kurzem habe ich einen amerikanischen Freund um ein Beispiel für ihren Gebrauch gebeten, und er sagte: "Ein Barkeeper könnte sagen: 'Ich möchte nicht persönlich werden, Sir, doch wieviel haben Sie für das bezahlt?'") Die Redewendung für sich garantiert noch nicht das Vorliegen der guten Manieren, die zu ihr gehören. Der Angestellte der Fluggesellschaft hatte sie ja schließlich nicht einmal verwendet.

Ich hatte ausgiebig Gelegenheit, mich an meinem ländlichen Zufluchtsort, der sich als unübertreffliches Hotel herausstellte, an den Manieren jener zu erfreuen, die nicht persönlich werden. Offenkundig war der Manager informiert worden, und ich wurde in der Tat erwartet; das ging so weit, daß ich auf meinem wunderhübschen Zimmer eine Vase mit frisch geschnittenen Rosen vorfand. Bevor ich einschlief, las ich noch den Prospekt dieses bemerkenswerten Ortes: "ein historisches Herrenhaus inmitten eines Parks von 230 Ar. Erstmals erwähnt im Testament des Herzogs Aelfred im Jahre 861, der das Herrenhaus von Selsdon seiner Frau hinterließ." Ich erfuhr jedoch auch, daß der älteste Teil des gegenwärtigen Bauwerks lumpige fünf Jahrhunderte alt war; und ich nehme an, daß mein elegantes Badezimmer kaum älter als ein Vierteljahrhundert gewesen sein kann.

Am nächsten Morgen weckte mich die Sonne. Aus meinem Fenster blickte ich auf einen wunderschönen Rasen hinab, der offensichtlich seit einem wesentlich längeren Zeitraum gepflegt worden war als seit den sprichwörtlichen dreihundert Jahren, auf die es ankommen soll; dahinter erstreckte sich die sanfthügelige englische Landschaft.

Es war ein Tag von seltener Schönheit. Jene, denen die Qualität des Wetters von größerer Bedeutung ist als die Quantität der Sonneneinstrahlung, haben nicht unrecht, wenn sie das englische Klima zum besten der Welt erklären. Wir anderen müssen mit dem vorlieb nehmen, was wir bekommen können, und gut daran tun, eine Unterhaltung über das Wetter mit einem Engländer niemals als etwas anderes aufzufassen als einen zeremoniellen Diskurs, wo die Tradition jeder Redewendung ihren unverrückbaren Platz zugewiesen hat und wo jeglicher Bezug auf empirische Tatsachen ausgeschlossen ist. Die Folgen des Versuchs, die Wahrheit in dieses liebenswerte Ritual einzubringen, sind schrecklich. (Ich spreche aus Erfahrung.) Zärtlich dachte ich an den kleinen Angestellten im Büro der Fluggesellschaft, der vielleicht an einem grauen Tag von Sonne und Schönheit träumte, in Unaufmerksamkeit verfiel und meinen Flug für den falschen Tag buchte.

Nach dem Frühstück inspizierte ich den Park, den Golfplatz, den Swimmingpool und sogar die Pferde. Dann ließ ich mich am Ende der Rasenfläche neben einem großartigen Baum in einem Liegestuhl nieder. Hier hatte ich also meinen Tag zwischen Europa und Amerika, nach dem ich mich gesehnt hatte. Mir kam der Gedanke, daß Theorien über den psychologischen Ursprung der Religion - soweit ich weiß - niemals das Bedürfnis erwähnen, zu irgendeinem übermenschlichen Wesen "Danke" zu sagen. Sie behaupten stattdessen, daß die Schrecklichkeit der Natur und des Schicksals die wichtigen psychologischen Erfahrungen liefern, die zur Entdeckung Gottes führen. Doch wie trägt man den unerwarteten Wundern des Lebens Rechnung, die uns gelegentlich vor Freude überwältigen, wie ich in jenem Moment überwältigt war? Freilich könnte man sagen, daß ich mein Bedürfnis, an diesem glorreichen Morgen irgend jemandem zu danken, auch ohne Metaphysik hätte stillen können, indem ich der Fluglinie einen Brief schrieb. Doch dies wäre sicherlich eine allzu enge Sichtweise der Intensität meiner Lebensfreude und vielleicht eine allzu weite Auffassung vom Verhalten der Fluglinie. Stattdessen beobachtete ich das Kommen und Gehen jener, die rechtmäßig und nicht aufgrund eines Gottesgeschenkes hier lebten. Eine ausgesucht schöne Inderin in einem hellblauen Sari kam vorbei, mit einem kleinen Mädchen an der Hand, gefolgt von einem englischen Kindermädchen. Die Leichtigkeit, mit der ich die Kindermädchen von ihren englischen Arbeitgeberinnen unterscheiden konnte, amüsierte mich. Meine Vorhersagen bezogen sich auf ein halbes Dutzend Fälle. Zwei Frauen und ein oder zwei Kinder verließen jeweils den Speisesaal. Eine der beiden Frauen war ein wenig zu sorgfältig gekleidet; das war das Kindermädchen, lautete meine Vorhersage. Die andere trug ein gänzlich unauffälliges Baumwollkleid oder Shorts; das war die Dame des Hauses. Das Eintreffen meiner Vorhersagen wurde dadurch bestätigt, daß einige Minuten

darauf das jeweilige Kindermädchen sich mit den Kindern entfernte. Ich gewann in sechs von sechs Fällen. In Amerika wäre das selbstverständlich schwieriger gewesen. Die beiden Damen wären in Jeans oder Shorts oder Kleidern vom selben Schnitt erschienen, mit demselben Make-up, und ich war mir nicht einmal sicher, daß das, was sie sagten, die entscheidenden Hinweise hätte liefern können.

Es wurde mir plötzlich klar, daß mein kleines Spiel und die allgemeine Richtung meiner Gedanken mich auf ein Territorium geführt hatten, das mir vor vielen Jahren sehr vertraut gewesen war, das ich aber, seit ich in den Vereinigten Staaten lebte, kaum jemals wieder betreten hatte: Ich dachte über Klassenunterschiede nach, oder vielleicht genauer gesagt, über Umgangsformen in verschiedenen gesellschaftlichen Klassen. Es konnte kein Zufall sein, daß das Thema wieder auftauchte, als ich mich mit den Erfahrungen meiner Reise nach Europa auseinanderzusetzen versuchte. Die ganzen flüchtigen Eindrücke, die ich gesammelt hatte, ohne sie zu analysieren, während ich doch ständig das Gefühl hatte, daß sie typisch europäisch waren, konnten unter ein einziges Leitmotiv gestellt werden: die Strenge der Klassendistinktionen in Europa.

Zu hastigen Schlußfolgerungen zu kommen stellt für mich eine derart unwiderstehliche Versuchung dar, daß ich darin nicht ungern ein allgemeines Merkmal des menschlichen Geistes erblicke, ob das nun gut ist oder schlecht. Doch ich habe gelernt, daß es der bessere Teil der Weisheit ist, eilig zu den Fakten zurückzukehren, damit die Schlußfolgerungen nicht zum Dogma erstarren.

In Wien war ich in einem Hotel abgestiegen, dessen Name seit langer Zeit ein Symbol für den Luxus der Oberschicht ist; es hat in dieser Hinsicht ein Beharrungsvermögen gezeigt, das ähnlich unerschütterlich ist wie der Widerstand gegen die Versuchung, im Bereich der sanitären Ausstattung mit dem neuen Ideal des Luxushotels, das dem amerikanischen Erfindungsgeist zu verdanken ist, zu konkurrieren. Ich hatte ein riesiges hohes Zimmer. Drei Doppeltüren führten auf einen Balkon, von dem aus sich ein König bequem an das Volk von Wien hätte wenden können, das sich zu einem solchen Anlaß bereitwillig auf dem ehrwürdigen Platz unter dem Balkon eingefunden hätte. Der Fußboden des Zimmers war mit Perserteppichen bedeckt; es war im Rokoko-Stil möbliert, und das riesige Bett hätte es diesem König und seiner Königin leicht gemacht, eine angenehme Nacht zu verbringen. Aber es gab kein Badezimmer. Das Telephon hingegen funktionierte. Ich rief die Rezeption an, um mit einem Freund verbunden zu werden, der zwei Stockwerke über mir ein Zimmer genommen hatte. Der Rezeptionist wiederholte die Zimmernummer und fügte hinzu: "Aber ja freilich, meine Gnädigste, gleich, in einem Momenterl." Ich wünschte, das ins Englische übertragen zu können, ohne daß dabei viel verloren geht. Es ist unmöglich. Der kleine Moment, den abzuwarten ich so zuvorkommend und in so vielen überflüssigen Worten gebeten worden war, dauerte eine geraume Weile; dies bot mir die Gelegenheit, über das österreichische Idiom nachzudenken, das manchmal genauso irritierend, wie es zu anderen Anlässen bezaubernd sein kann. Ich war entzückt gewesen, als der Straßenbahnschaffner eines meiner Pakete gehalten

hatte, während ich nach Kleingeld suchte, und die Idee, ob er mir helfen könne, in den Worten zum Ausdruck brachte: "Darf ich der Gnädigsten vielleicht ein bisserl behilflich sein?" Doch da hatte ich Zeit gehabt, während ich nun am Telephon allmählich ungeduldig wurde. Schließlich meldete sich der Rezeptionist endlich wieder; das Telephon im anderen Zimmer sei gestört, doch würde er gerne einen Pagen vorbeischicken, der eine Botschaft überbringen könne.

Der Page schien noch keine vierzehn zu sein. Er hatte das Gesicht eines ernsthaften Kindes und trug die elegante Hoteluniform mit Stolz und Würde. Die lächelnde Höflichkeit, die zwischen Hotelangestellten und Hotelgästen in Wien *de rigeur* ist, hatte er sich noch nicht zu eigen gemacht. Er trat mit einer Mischung aus Ernst und Grazie auf, die mir sehr gefiel. Trotz meiner Bemühungen schenkte er mir während meines dreitägigen Aufenthalts im Hotel nur einmal ein scheues Lächeln. Dieses Lächeln ist mir kostbar; der Page war mir als Gegenstück zu einem anderen Buben, den ich in Wien getroffen hatte, wichtig. Meine erste Reaktion auf Wien war aus Abscheu und Mißtrauen zusammengesetzt; sie wurde durch diesen anderen Buben hervorgerufen, der ebenfalls um die vierzehn war. Es geschah am Flughafen. Der Wiener Flughafen befindet sich in einem gottverlassenen Winkel der russischen Zone. Er besteht aus einigen gezimmerten Baracken. Es war kein Auto da, um die Handvoll Passagiere und die Besatzung des Flugzeugs in die Stadt zu bringen; irgendeine Verzögerung war eingetreten, und wir mußten ungefähr eine halbe Stunde warten. Auf der anderen Seite der staubigen Straße, die zum Flughafen führt, befinden sich einige ausgebrannte Bombenruinen, die offenkundig seit 1945 weitgehend unberührt geblieben sind. In den Warteraum stürzten zwei lebhafte Kinder, ein Junge und seine Schwester, die vielleicht zwei Jahre jünger war als er. Hinter ihnen kam der Vater, der rief: "Dolfi, Eva, wartet doch!" Dolfi ist natürlich die österreichische Kurzform von Adolf. Dolfi sah wie jemand aus, der von Eltern erzogen worden war, die ihren Sohn im Jahr 1940 stolz Adolf tauften. Der kleine Page hingegen sah wie jemand aus, der - selbst wenn er mit demselben Stigma versehen worden wäre - zu einem Erwachsenen werden würde, der sich diesem Schatten der Vergangenheit entziehen könnte.

Da ich beschlossen hatte, während dieser ersten kurzen und mich ziemlich in Anspruch nehmenden Reise in meine Vergangenheit meine Beziehung zur Stadt und nicht zu den wenigen verbliebenen Freunden dort zu erneuern - Feigheit vielleicht, aber ich hielt mich daran -, hatte ich keine Gelegenheit, die Häufigkeit der kleinen Dolfis und der kleinen Pagen in Wien zu überprüfen. Doch während meiner flüchtigen Kontakte mit Fremden und durch schamloses Mithören von Gesprächen in Straßenbahnen, Restaurants und Kaffeehäusern stellte ich fest, daß ein Klassenunterschied, der mir stets bewußt gewesen war, bevor ich Österreich im Jahre 1937 verlassen hatte, verschwunden war: Die Mittelschicht ebenso wie die Leute aus der Arbeiterklasse hatten ihren Wiener Dialekt in einem Ausmaß verstärkt, daß man sie kaum mehr voneinander unterscheiden konnte. Früher - wie in England heute noch - hatten die verschiedenen Gesellschaftsklassen ihre jeweils spezifische Aussprache und Satzmelodie gehabt. In Wien klang mir nun

dieser Dialekt übertrieben. Ich hatte zunächst nur ein wenig Unbehagen empfunden, ohne weiter darüber nachzudenken. Ungefähr eine Woche später tauchte das Problem jedoch von neuem auf, diesmal in den Ötztaler Alpen. Ich hatte einen wunderschönen Berg bestiegen; zwar versuchte ich, mich selbst davon zu überzeugen, daß ich aufgrund mangelnder Erfahrung nicht beurteilen könnte, daß es keine anderen Berge auf der Welt gab, die sich an Schönheit mit dem messen könnten, was vor meine Augen lag, doch ich scheiterte. Ich war daher in einer sehr österreichischen Stimmung, als ich durch das Kühtai hinabwanderte. Ein junger Mann holte mich ein. Da Fremde, die einander in diesen Bergen begegnen, stets miteinander sprechen, überraschte es mich nicht, daß er begann, neben mir herzugehen. Überrascht war ich allerdings, als er nach einem kurzen Blick in gutem, aber unverwechselbar österreichischem Englisch sagte: "Good afternoon, are you walking down to Ötz?" Ich befand mich tatsächlich auf dem Weg dorthin, doch war es mir wichtig, ihn darüber aufzuklären, daß wir beide dieselbe Muttersprache hatten. Ich erklärte ihm, daß ich in Wien geboren worden war und zwei Drittel meines Lebens dort verbracht hatte. Wir setzten die Unterhaltung auf deutsch fort. Er behauptete, er hätte mich an meiner Sprache niemals als Wienerin erkannt: "Nur die Deutschen reden so wie Sie." Und dann konnte ich plötzlich meine eigene Erfahrung mit den halb vergessenen Berichten, die ich nach dem Krieg gelesen hatte, unter einen Hut bringen: Nach der Niederlage der Nazis hatten sich die Österreicher verzweifelt bemüht, wieder einen Trennungsstrich zwischen sich und den Deutschen zu ziehen. Es war dies eine Trennlinie, die der Wiener Mob 1938 unter Gesang und Hochrufen (Heilrufen) begeistert überschritten hatte und die, soweit mein politisches Gedächtnis zurückreicht, wir Sozialdemokraten für immer überwinden hatten wollen. Nach dem Zusammenbruch hatten die Wiener nach jedem Strohhalm gegriffen, um die Welt - und vielleicht auch sich selbst - davon zu überzeugen, daß sie niemals aufgehört hatten, sich von den Deutschen zu unterscheiden. Der österreichische Dialekt bot sich hier als Beweismittel an. Das hatte zur Folge, daß die Klassenunterschiede ihres Sprachstils verblaßten.

Der Gedanke, daß die Geschichte durch eine beiläufige Bewegung unsere politischen Träume von dazumal zerstört und verwirklicht hatte, sie gegeneinander ausgespielt und dadurch untergraben hatte, berührte mich merkwürdig. Wir Sozialdemokraten hatten nicht nur den Anschluß gesucht. Mit noch mehr Inbrunst und Idealismus hatten wir uns danach gesehnt, in einem friedlichen Prozeß die starre österreichische Klassenstruktur zu überwinden und durch eine klassenlose Gesellschaft zu ersetzen, eine Gesellschaft, in der Gerechtigkeit herrschte und wo anstelle der Geburt und des Erbes der Charakter und das Talent die gesellschaftliche Stellung und das Prestige jedes Menschen bestimmen würden. Der Anschluß hatte stattgefunden. Doch um welchen Preis! Und da man sich weigerte, den Preis zu entrichten, nicht aus Gründen der empörten Humanität, sondern aus Zweckmäßigkeitserwägungen - welche angeblich den Ratten auf dem sinkenden Schiff besonders naheliegen -, hatte diese Weigerung

zumindest im Fall des Wiener Dialekts eine Abschwächung der Klassenunterschiede zur Folge.

Ich war in meinen Überlegungen bis hierher gelangt, als der Zeremonienmeister - man kann ihn sich nur schwer als einen bloßen Hoteldirektor vorstellen - zu mir herüberkam, um einige artige Bemerkungen auszutauschen und mir mitzuteilen, daß nun auf der Terrasse der Tee serviert würde. Er mußte erkannt haben, daß ein Neuling und noch dazu eine Ausländerin es sehr leicht versäumen hätte können, an diesem Höhepunkt eines englischen Sommernachmittags teilzunehmen. Ich genoß das Ritual voll und ganz - den Tee, der liebevoll für jeden Tisch in einer eigenen Kanne zubereitet wurde, so daß ich beschämt im Stillen gelobte, niemals mehr Teesäckchen zu verwenden; die Gurken- und Sardinensandwiches, die dünn wie Papier waren; die unaufdringliche Präsenz zahlreicher Kellner, die bereit waren, die Wünsche der Gäste zu erfüllen; das schöne Tafelsilber und das Porzellangeschirr. Aber es war natürlich unvermeidlich, daß diese luxuriöse Oberschicht-Szenerie und mein ungetrübtes Vergnügen daran mich zurück auf die Gedanken brachte, denen ich vor dem Nachmittagstee nachgehangen hatte.

Ich konnte mich nun nicht mehr dem Dilemma entziehen, dem ich während meines ganzen Monats in Europa ausgewichen war und das sich nun in Form der Frage stellte: Würde ich lieber in Europa leben oder lieber in den Vereinigten Staaten? Noch bevor ich mich auf die Reise gemacht hatte, hatte ich beschlossen, der Frage aus dem Weg zu gehen. Ich war schließlich eine Bürgerin der Vereinigten Staaten und entschlossen, eine solche zu bleiben. Dennoch war die Frage beharrlich wieder aufgetaucht. Ich mußte mich ihr stellen.

Es kann in vielerlei Hinsicht keinen Zweifel daran geben, daß die Amerikaner eine gerechtere Gesellschaft aufgebaut haben, als ich sie anläßlich meiner Rückkehr in Europa vorfand. Freilich trifft es heute nicht mehr zu - wenn es überhaupt jemals der Fall gewesen sein sollte -, daß nichts anderes als der Charakter und das Talent einer Person deren Stellung in einer amerikanischen Gemeinschaft bestimmten. In vielen Bereichen sind unleugbare Schurken unübersehbar am Werk; und Leute, deren Eltern das Geld für die Ausbildung der Kinder gefehlt hat, sind schlechter dran als jene, die einer wohlhabenden Familie entstammen. Doch im Vergleich zu Europa ist die Leichtigkeit, mit der jene, die über Talent und Charakter verfügen, in eine höhere Gesellschaftsschicht aufsteigen können, bemerkenswert. Wenn Amerika in dieser Hinsicht eine gerechtere Gesellschaft ist, wenn seine Durchlässigkeit der Klassengrenzen dem alten und nie aufgegebenen Traum näher kommt, worin liegt dann der verführerische Zauber Europas auf mich? Ich konnte mir nicht einreden, es wären bloß die Berge, das Essen, die alte Kultur und die nostalgische Verklärung der Vergangenheit. Vieles von dem, was mir an Europa gefiel, war mit diesen ausgeprägten Unterschieden zwischen den gesellschaftlichen Klassen verknüpft, deren bittere Ungerechtigkeiten mir dennoch nur allzu bewußt waren. Wo war ich? Verloren, ohne einen Traum und ohne Erklärung.

Ich hatte begonnen, den glorreichen Rosengarten zu durchwandern; manchmal blieb ich vor einem besonders schönen Exemplar stehen. Unweit von mir war der Gärtner an der Arbeit, dem meine sichtbare Bewunderung für deren Ergebnisse offensichtlich gefiel. Er kam herüber, um mir zu erklären, wie schwierig es gewesen sei, seine Rosen gegen die Frühlingsstürme zu schützen. Wir unterhielten uns über das Wetter, und er nannte die Namen jener Pflanzen, die etwas Besonderes darstellten. Offenkundig war er mit Leib und Seele bei seiner Arbeit; er war gut informiert und wußte seine Erklärungen intelligent zu formulieren. Er vertraute mir verschiedene technische Einzelheiten seiner Arbeit mit einer derartigen Offenheit an, daß ich mich kaum zurückhalten konnte, das Kompliment zu erwidern und ihn zur britischen Klassenstruktur zu befragen. Doch er ersparte mir diese Mühe. Er sagte: "Hier gibt es immer irgend jemanden, der diese Rosen bewundert. Doch auch wenn Sie es nicht tun" - und er zuckte die Achseln - "möchte ich dennoch niemals etwas anderes sein als ein Gärtner." Schlagartig fiel mir da wieder jener Wiener Taxifahrer ein, der sich über die österreichische Politik und das Wohnbauprogramm der Gemeinde Wien so informiert gezeigt hatte; er sprach ein wenig Englisch und Französisch, hatte mit seinen Fahrgästen ganz Europa bereist und schien mit sich selbst und der Welt gänzlich zufrieden. Ihn hatte ich gefragt, ob ihm jemals der Gedanke gekommen sei, fortzugehen oder etwas anderes zu tun als Taxifahren. Er hatte über die Frage eine Weile nachgedacht; dann lächelte er und sagte: "Mir gefällt es so, wie es ist."

Ich hätte in der Gesellschaft dieses Gärtners und dieses Taxifahrers viele Stunden verbringen können. Ich fühlte mich darin wohl, weil sie das sein wollten, was sie waren. Es gab kein Gefühl der Frustration, des beschädigten Selbstwerts, der Sehnsucht nach der Erfüllung eines exaltierten und hoffnungslosen Traums, an dessen Ende der Tod eines Handlungsreisenden steht. Selbstverständlich gibt es in den Vereinigten Staaten Taxifahrer und Gärtner, die ihren europäischen Gegenstücken, die ich getroffen hatte, sehr ähnlich sind. Es muß sie geben. Doch gibt es auch den amerikanischen Glaubensartikel der gerechten Gesellschaft. Es ist viel eher ein Glaubensartikel als eine Tatsache, doch übt er eine gewaltige Macht über das Leben und die Seelen der Menschen aus - der Glaube, daß jedermann, der nach oben will, auch dorthin gelangen kann; daß der Erfolg eine Willensfrage ist; und daß es für die Tüchtigen keine Hindernisse gibt.

Ich dachte an erfolgreiche Bekannte in den Staaten, die sich emporgearbeitet hatten; an ihr Selbstvertrauen, ihren Unternehmungsgeist, ihren Individualismus. Ich erinnerte mich vor allem an Mr. S., der mir einmal, erfüllt von wunderbarem Stolz, erzählte, wie er als Sechzehnjähriger darunter gelitten hatte, daß die Erfüllung des Amerikanischen Traums außerhalb seiner Reichweite war, aufgrund der bedauerlichen Tatsache, daß die Verbindungen und der Reichtum seines Vaters dem Sohn keine Sprosse der sozialen Leiter übriggelassen hatten, die er hätte erklimmen können; wie er all diesen Vorteilen entsagte und in die Welt - genauer gesagt, den mittleren Westen - hinausging, um es alleine zu schaffen. Und es war ihm gelungen. Doch ich erinnerte mich auch an den Fahrstuhlführer,

den ich recht gut kennengelernt hatte. Auch er hatte denselben leidenschaftlichen Drang zum Erfolg. Für einen Dollar hätte er seine Seele verkauft. Er hatte keine Seele, also verkaufte er seine Arbeit als Gelegenheitsarbeiter, wenn sein Dienst im Fahrstuhl beendet war. Er rastete nie, und er genoß nie etwas anderes, als Geld zu machen; während der zwei Minuten, die wir täglich miteinander verbrachten, pflegte er mir stolz zu berichten, wieviel es letzten Abend wieder gewesen sei, oder er bot mir ein äußerst günstiges Klavier an, das er erworben hatte, als er einem Mieter beim Übersiedeln behilflich war. Im Gegensatz dazu hatte der Mann, der ihn in der Nacht vertrat, aufgegeben. Er war bedauernswert, zu Boden getrampelt und still, und sein Gesicht drückte eine Trostlosigkeit aus, die aus dem Wissen stammte, daß man im Leben vollständig und unwiderruflich gescheitert ist.

Könnte es nicht sein, daß eben jene gerechtere Gesellschaft der Vereinigten Staaten, die es jenen mit Energie, Begabung und Charakter erleichterte, Erfolg zu haben, gleichzeitig unsagbares Unglück über jene bringt, denen all das fehlt? Belohnte sie so die Guten und die Starken, und bestrafte sie die Schwachen weit über deren Fehler und deren Fähigkeit, Leid zu ertragen, hinaus? In England hätte der Mann, der in der Nacht den Fahrstuhl bediente, ein Mitglied der Labour Party sein können. Und hätte er dort über sein Leben nachgedacht, hätte er sich nicht persönlich schuldig fühlen müssen? Er hätte der Klassenstruktur die Schuld geben können. Er hätte eingesehen, daß manche Leute hoch und manche niedrig geboren sind. Er hätte seine Stellung im Leben nicht auf eigenes Versagen, sondern auf sein Pech zurückgeführt. In der gerechteren Gesellschaft wußte er, daß er selbst schuld war.

In der Tat hatte ich mich über eben dieses Problem mit Colins Vater in London unterhalten. Er hatte mir von den Anpassungsschwierigkeiten erzählt, die aus Englands Bemühungen entstanden, eine gerechtere Gesellschaft zu werden. Mit dem Steigen des Schulalters, mit der Ausweitung der höheren technischen Ausbildung in den Abendschulen, mit dem Geist der Gerechtigkeit und der Fairness gegenüber jedermann, den die Labour-Regierung dem Großbritannien der Nachkriegsjahre aufgeprägt hatte und den eine gegenüber der Stimmung im Volk hellhörige konservative Regierung unangetastet gelassen hatte, begannen sich die Klassenunterschiede ein wenig abzuschwächen. Besonders in den Fabriken, so sagte er mir, sei es viel häufiger geworden, daß Arbeiter von der Werkbank in höhere Positionen aufstiegen. In der Vergangenheit hatte der Arbeiter Befehle vom Sohn seines Bosses entgegengenommen. Nun kam es recht häufig vor, daß die Befehle von einem Mann kamen, der noch bis vor kurzem Seite an Seite mit dem Befehlsempfänger gearbeitet hatte. Der Widerwille dagegen, Befehle entgegenzunehmen, stieg. Nicht deshalb, nehme ich an, weil die Anordnungen strenger geworden wären. Obwohl auch das der Fall sein könnte. Sondern deshalb, weil die gerechtere Vorgangsweise dem Arbeiter verdeutlichte, inwieweit er selbst versagt hatte. Colins Vater hatte mir ein Buch zu lesen gegeben: *Social Mobility in Britain*.[2] Es ist ein hervorragendes Buch. In der Einleitung kommt der

Herausgeber auf das Problem zu sprechen: "In dieser Hinsicht mag das, was wie Gerechtigkeit erscheint, schwerer zu ertragen sein als Ungerechtigkeit." Aber er löst es nicht.

Das Schicksal der Schwachen, die es nicht bis nach oben schaffen, ist nicht die einzige Belastung einer gerechteren Gesellschaft. In Paris erzählte mir ein alter Freund eine Geschichte, die auf andere soziale Probleme verweist, die aus sozialer Gerechtigkeit resultieren. Die Geschichte spielt in Rußland. Ich habe sie aus verläßlicher Quelle. Alex, den ich seit über zwanzig Jahren nicht mehr gesehen hatte, wußte, wovon er redete. Wie tausende andere Leser hatte ich mich über einen Teil seiner Lebensgeschichte auf dem Laufenden gehalten, indem ich sein Buch *The Accused*[3] gelesen hatte. In seiner Jugend war er ein Sozialdemokrat gewesen; in den frühen Dreißigern wurde er ein idealistischer Kommunist; er hatte Wien für Rußland aufgegeben, wo er verantwortungsvolle Positionen in Fabriken bekleidete. Im Jahre 1936 machte er sich verdächtig. Lange vorher schon hatte er seine Illusionen eingebüßt. Drei Jahre verbrachte er in verschiedenen sowjetischen Gefängnissen; 1939 übergaben ihn die Russen an die Nazis. Da ich die dramatische Geschichte seiner Gefangenschaft und seines Überlebens kannte, blieb Zeit für die Details der vorhergehenden Zeitspanne. Zur Illustration seiner beginnenden Zweifel erzählte er von einer Fabrik in Charkow, wo er 1934 gearbeitet hatte. Dort war die Produktion durch die Ineffizienz der Kantine ernsthaft behindert. Jeden Mittag pflegten sich Hunderte von Arbeitern um ihr Essen anzustellen. Zwei Stunden, oft auch drei, vergingen, bis die Arbeit wieder zur Gänze aufgenommen werden konnte. Eines Tages stieß ein 19jähriges Mädchen zum Küchenpersonal. Sie war ein Organisationsgenie. Allem Anschein nach erfand sie das Äquivalent eines amerikanischen Cafeteria-Systems; sie reorganisierte den Speisetransport aus der Küche, erzielte Einsparungen bei der Küchenarbeit und - was am wichtigsten war - brachte es zustande, daß binnen einer Stunde alle gegessen hatten. Die Produktion stieg. Nach einigen Wochen erreichte die Nachricht von diesem Wunder Moskau. Trotz Alex' leiser Proteste wurde das Mädchen belohnt, indem man es ihm ermöglichte, an der Volksuniversität zu studieren; und allmählich kehrte die Fabrik wieder zu ihren alten und verschwenderischen Gewohnheiten zurück.

Dem Mädchen war Gerechtigkeit widerfahren. Doch als Ergebnis dieser lohnenden Veränderung in ihrem persönlichen Leben war die Schicht, aus der sie gekommen war, ärmer geworden und ihrer Führungspersönlichkeit beraubt, die aus dieser Schicht herausgewachsen war. War nicht auch das das unvermeidliche und unvorhergesehene Ergebnis der Bemühung um Gerechtigkeit? Wenn alle Begabten aufsteigen, kann auf den unteren Ebenen - ohne die eine Gesellschaft nicht ordnungsgemäß funktionieren kann - nichts anderes mehr übrigbleiben als eine enttäuschte, unfähige und führungslose Gruppe.

Der Wagen, der mich zum Flughafen bringen sollte, wurde angekündigt. Ich wußte, daß ich nicht genug Zeit hatte - sollte die Zeit zum Denken das Haupterfordernis sein -, eine Lösung zu finden. Auch der Fahrer, der sich um seine

eigenen Angelegenheiten kümmerte, würde nichts dazu beitragen. Als ich mich im Wagen zurücklehnte, ließ ich anstelle der Probleme Europas und Amerikas den vergangenen Tag Revue passieren. Von Anfang an hatte das Unerwartete das Wesen meines Abenteuers ausgemacht. Und waren es nicht die unerwarteten Konsequenzen verschiedener Formen der gesellschaftlichen Organisation, die mir das Thema des Tages geliefert hatten? Vielleicht mußte ich mich damit begnügen, daß das Thema wichtig war.

Der Angestellte der Fluglinie, dem ich am Abend zuvor begegnet war, erwartete mich bereits, um mich zum Flugzeug zu eskortieren. Ich sagte ihm, daß seine Gesellschaft es wunderbar verstand, für ihre Sünden zu büßen. Er sagte: "Danke, gnädige Frau, für ihre freundlichen Worte."

Anmerkungen

Einleitung

1 Im folgenden habe ich es weitgehend vermieden, Details, die ich über Marie Jahoda anderswo schon mitgeteilt habe, zu wiederholen. Eine ausführliche Darstellung ihrer frühen intellektuellen Entwicklung und des sozialen und politischen Umfeldes findet man in Christian Fleck, *Rund um "Marienthal." Von den Anfängen der Soziologie in Österreich bis zu ihrer Vertreibung*, Wien: Gesellschaftskritik 1990; der Kontext der unterbliebenen Bemühungen Nachkriegsösterreichs um die vertriebenen Wissenschaftler wird behandelt in Christian Fleck, "Der Weg der österreichischen Sozialforschung ins Exil," in: Friedrich Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930 - 1940*, Wien: Jugend & Volk 1987: 182-213; ders., "Soziologie in Österreich nach 1945," in: Christoph Cobet (Hrsg.), *Einführung in Fragen an die Soziologie in Deutschland nach Hitler 1945 - 1950*, Frankfurt: Cobet 1988, 123-147; ders., "Emigration und intellektuelle 'Ausdünnung' der Nachkriegssozialdemokratie," in: Rudolf Ardelt & Hans Hautmann (Hrsg.), *Arbeiterschaft und Nationalsozialismus in Österreich. In memoriam Karl R. Stadler*, Wien: Europa 1990, 669-689. Weiters enthalten folgende kürzere Aufsätze Informationen über Marie Jahoda: Christian Fleck, "Marie Jahoda," in: Friedrich Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft II. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft*, Wien: Jugend & Volk 1988, 345-359; ders., "Eine Würdigung Marie Jahodas aus Anlaß ihres 85. Geburtstages," *Journal für Sozialforschung* 32. 1992: 209-220.

2 Vgl. Jahodas Aufsätze über ihre österreichischen Arbeiten (1981a; 1983b; 1991) und vor allem die verschiedenen, sehr aufschlußreichen Interviews: "'Ich habe die Welt nicht verändert. Gespräch mit Marie Jahoda," in: Mathias Greffrath (Hrsg.), *Die Zerstörung einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern*, Frankfurt / New York: Campus 1989, 95-136. "'Für mich ist mein Judentum erst mit Hitler eine wirkliche Identitifikation geworden.' Gespräch mit Marie Jahoda," *Ästhetik und Kommunikation* 18. 1983: 71-89. Franz Kreuzer & Marie Jahoda, *Des Menschen hohe Braut - Arbeit, Freizeit, Arbeitslosigkeit. Franz Kreuzer im Gespräch mit Marie Jahoda, fünfzig Jahre nach der Untersuchung "Die Arbeitslosen von Marienthal,"* Wien: Deuticke 1983, 7-33; David Fryer, "The social psychology of the invisibile: An interview with Marie Jahoda," *New Ideas in Psychology* 4. 1986: 107-18; deutsch in: *Die Marienthal-Studie - 60 Jahre später. Marie Jahoda zum fünfundachtzigsten Geburtstag*, eingeleitet von Ali Wacker, Hannover: SOAK 1992, 19-36.

3 Zum Verhältnis von Kraus zum Sozialismus: Alfred Pfabigan, *Karl Kraus und der Sozialismus*, Wien: Europa 1976.

4 Knapp informiert über Josef Popper-Lynkeus: Richard von Mises, "Josef Popper-Lynkeus," in: *Neue Österreichische Biographie*, Band 7, Wien: Amalthea 1931, 206-217. Ausführlich über das geistige Umfeld: Ingrid Belke, *Die sozialreformerischen Ideen von Josef Popper-Lynkeus (1838-1921) im Zusammenhang mit allgemeinen Reformbestrebungen des Wiener Bürgertums um die Jahrhundertwende*, Tübingen: Mohr 1978; zur Wiederentdeckung s. die Einleitung von Emmerich Tálos in Josef Popper-Lynkeus, *Materielle Grundsicherung: Popper-Lynkeus' Programm "Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage." Ein auszugsweiser Reprint*, Wien: Verlag der österreichischen Staatsdruckerei 1989.

5 Carl Jahoda veröffentlichte 1921 eine kleine Schrift im Verlag des Vereins Allgemeine Nährpflicht: *Brot und Wasser. Zur Frage des Abbaues der staatlichen Lebensmittelzuschüsse.*

6 Vier maschinschriftliche Blätter des Berichts "Zwei Jahre später" befinden sich in den Paul F. Lazarsfeld Papers, Columbia University. Man kann ausschließen, daß Lazarsfeld selbst der Verfasser war, weil er im September 1933 in die USA fuhr. Der Stil und die Bezugnahme auf Popper-Lynkeus legen nahe, daß Marie Jahoda die Verfasserin war. Der Abdruck der Zitate aus dem Manuskript erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Columbia University, Rare Book and Manuscript Library.

7 Über Jahodas Engagement für eine Kooperation zwischen Juden und anderen Minderheiten informiert der Artikel "Minorities urged to shun prejudice," *New York Times*, 10. Juli 1947, 19, Sp. 2 und über ein Experiment zur Kooperation von Mitgliedern verschiedener ethnischer Gruppen in einer Fabrik "Plant test cuts bias of workers," *New York Times*, 14. Juli 1949, 29, Sp. 6.

8 Über das intellektuelle Milieu des Austromarxismus informiert Ernst Glaser, *Im Umfeld des Austromarxismus. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des österreichischen Sozialismus*, Wien: Europa 1981. Die Beziehungen zwischen dem Wiener Kreis und der Sozialdemokratie werden erörtert von Friedrich Stadler, *Vom Positivismus zur "Wissenschaftlichen Weltauffassung." Am Beispiel der Wirkungsgeschichte von Ernst Mach in Österreich von 1895 bis 1934*, Wien: Löcker 1982. Einen Eindruck der breiten Wirkung Ernst Machs gewinnt man bei: Rudolf Haller & Friedrich Stadler (Hrsg.), *Ernst Mach. Werk und Wirkung*, Wien: Hölder-Pichler-Tempsky 1988. Die Formulierung von der osmotischen Aufnahme einiger während der 20er Jahre in der Luft liegenden Ideen verwendete Jahoda in einem mit ihr geführten Interview 1987.

9 Die Geschichte mit der Ministerin findet man in Greffrath, *Zerstörung*, 105.

10 Einen umfassenden Überblick über die Geschichte des Instituts bietet: Gerhard Benetka, *Geschichte des Psychologische Instituts der Universität Wien 1922-1938* (im Erscheinen).

11 Eine Episode über die Probleme, die Karl Bühler mit Freuds Werk hatte, erzählt Fritz Heider. Bei einer der wenigen Zusammentreffen zwischen den Bühlers und Psychoanalytikern entbrannte ein Streit über eine von Karl Bühler zitierte Formulierung aus Freuds *Traumdeutung*. Karl Bühler eilte zum Bücherregal um nachzuschlagen. Peinlicherweise stellte sich heraus, daß das Buch noch nicht aufgeschnitten war. Fritz Heider, *The life of a psychologist: An autobiography*, Kansas: University of Kansas Press 1983, 91f. Charlotte Bühlers Erinnerungen enthalten diese Episode nicht, dafür einiges über ihr Selbstbild während der Wiener Jahre: Charlotte Bühler, *Psychologie in Selbstdarstellungen*, hrsg. v. Ludwig Pongratz u.a., Bern: Huber 1972, 9-42. Eine kurze Darstellung ihrer Sicht der Wirkungen der Emigration in dies., "Die Wiener Psychologische Schule in der Emigration," *Psychologische Rundschau* 16. 1965: 187-196.

12 Eine eindrückliche Schilderung der Sichtweise der jungen illegalen Sozialisten findet man bei Joseph Buttinger, *Das Ende der Massenpartei. Am Beispiel Österreichs. Ein Beitrag zur Krise der sozialistischen Bewegung*, Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1953.

13 Eine Bestätigung für die wenig von wissenschaftlicher Konkurrenz geprägte Atmosphäre findet man in den Erinnerungen jemandes, der später nicht mehr zu dieser Gruppe gehörte: Hilde Spiel, *Die hellen und die finsteren Zeiten. Erinnerungen 1911-1946*, München: List 1989.

14 Vgl. zur Geschichte und Rezeption der Marienthal-Studie Fleck, *Rund um "Marienthal"* und die dort zitierten Besprechungen. Zu Lazarsfelds Übergang vom austromarxistisch inspirierten Wiener zum US-amerikanischen Methodenexperten: Christian Fleck, "Vor dem Urlaub. Die intellektuelle Biographie der Wiener Jahre Paul F. Lazarsfelds," in: Wolfgang Langenbucher (Hrsg.), *Paul F. Lazarsfeld. Die Wiener Tradition der empirischen Sozial- und Kommunikationswissenschaften*, München: Ölschläger 1990, 49-74; vgl. dazu auch Jahoda 1979a.

15 In den Paul F. Lazarsfeld Papers, Columbia University, finden sich einige Exemplare dieses Sales-Barometer, von dem es auf der Titelseite heißt, daß er von der "Arbeitsgemeinschaft der Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle im Einverständnis mit der Psychological Corporation of New York vorgelegt werde."

16 "Austria sentences woman socialist," *New York Times*, 3. Juli 1937, 2, Sp. 6. Bislang unbekannte Interventionen zugunsten Jahodas berichtet Hans-Joachim Dahms, *Positivismusstreit. Die Auseinandersetzung der Frankfurter Schule mit dem logischen Positivismus, dem amerikanischen Pragmatismus und dem kritischen Rationalismus*, Frankfurt: Suhrkamp 1994, 78ff.

17 Akten des Bundeskanzleramts - Auswärtige Angelegenheiten, Zl. 42.043-13 vom 13. August 1937, Allgemeines Verwaltungsarchiv Wien. Dort findet sich auch ein Schreiben des Duke of Atholl, in welchem es heißt, daß ein "bestimmtes Individuum, das sich in Wien in Haft befand, mittlerweile entlassen worden sei." Der Briefschreiber "hofft aufrichtig, daß diese Per-

son nicht noch einmal so närrisch sein wird." Bei der Person, die dem Briefschreiber persönlich nicht bekannt war, dürfte es sich um Jahoda gehandelt haben.

18 Vgl. Fleck, *Rund um "Marienthal,"* 192f.

19 Eine Bestätigung für die starke Bedeutung, die das politische Engagement bei der Durchführung der Marienthalstudie spielte, findet sich in dem Fragment "Zwei Jahre später" in den Lazarsfeld Papers, Columbia University.

20 Jahodas Rezension erschien in *Sociological Review* 30. 1938: 208-209; eine weitere Arbeit von Mass Observation besprach sie in *Sociological Review* 32. 1940: 129-131. Vgl. zur Entwicklung der Soziologie in England: Philip Abrams, *The origins of British sociology: 1834-1914*, Chicago: Chicago University Press 1968 und die Beiträge in Martin Bulmer (ed.), *Essays on the history of British sociological research*, Cambridge: Cambridge University Press 1985, darin auch ein Beitrag über Mass Oberservation: Angus Calder, "Mass-Oberservation 1937-1949," 121-136.

21 Zu den Bemühungen der Quäker siehe Henry Ecroyd, "Subsistence production in the Eastern Valley of Monmouthshire: An industrial experiment, 1935 to 1939," *Llafur* 3. 1983: 34-47.

22 Vgl. Fleck, *Rund um "Marienthal,"* 193ff.

23 Wenige Monate nach Jahoda hielt sich ein amerikanische Sozialwissenschaftler in Südwales auf, um ebenfalls die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit zu untersuchen. Eli Ginzburg, *A world without work: With a new introduction by the author*, New Brunswick, NJ: Transaction 1991 (urspr. 1942 erschienen). Eine vergleichende Lektüre der beiden Studien zeigt, daß Ginzburg und Jahoda Erklärungsmuster und normative Standards aus ihren Heimatländern in ihre Arbeit einfließen ließen. Während Ginzburg an einem globaler Problem interessiert war - dem Zusammenhang von Arbeitslosigkeit, regionaler und beruflicher Mobilität und "human ressources" - und sein Buch daher ein umfassenderes Bild zu entwerfen vermochte, forschte er in Wales im Stil der frühen Kolonialanthropologie: Er befragte lokale Vertrauenspersonen und nicht Arbeitslose über die Arbeitslosigkeit und ihre Folgen. Vgl. zum breiten Interesse von Eli Ginzburg das Interview "Manpower and human ressources policy," in: Bernard Barber, *Effective social science. Eight cases in economics, political science, and sociology*, New York: Russell Sage Foundation 1987, 45-64.

24 Es ist bezeichnend, daß Jahoda in der einzigen zeitgenössischen Veröffentlichung, in der sie ihre Wales Studie benutzte, davon sprach, daß sie einen "anthropologischen Zugang" gewählt habe, Jahoda 1942, 22.

25 Walter Wodak, der offizielle Vertreter der sozialistischen Partei Österreichs in London hatte am 6. Juni 1946 Julius Deutsch, der in Wien für die Auslandsbeziehungen der SPÖ zuständig war, geschrieben, daß Jahoda sich mit der Bitte um eine Einladung nach Österreich an Karl Renner gewandt habe; sie habe, so Wodak weiter, die Absicht, nach Österreich zurückzukehren, wolle aber vorerst zu Besuch kommen. Wodak sandte Deutsch außerdem ein Memorandum, aus dem ihre Pläne für einen derartigen Besuch hervorgingen. Am 25. Juni 1946 antwortete Deutsch lakonisch mit den oben zitierten Zeilen. *Diplomatie zwischen Parteiproporz und Weltpolitik. Briefe, Dokumente und Memoranden aus dem Nachlaß Walter Wodaks 1945 - 1950*, hrsg. u. eingel. v. Reinhold Wagnleitner, Salzburg: Neugebauer 1980, 165 und 177.

26 Das Memorandum befindet sich im Julius Deutsch Nachlaß, Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, Wien; es ist unklar, ob es jenes Memorandum ist, das Wodak an Deutsch sandte.

27 Vgl. Stephen Park Turner & Jonathan H. Turner, *The impossible science: An institutional analysis of American sociology*, Newbury Park: Sage 1990; Edward A. Shils, *The calling of sociology and other essays on the pursuit of learning*, Chicago: Chicago University Press 1980.

28 Über die Geschichte des Bureau unterrichten neben anderen Allen H. Barton, "Paul Lazarsfeld and applied social research: Invention of the university applied social research institute," *Social Science History* 3. 1979: 4-44; James S. Coleman, "Paul F. Lazarsfeld: Inhalt und Wirkung seines Werkes," in: M. Rainer Lepsius (Hrsg.), *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918-1945*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1981, 404-413; Michael Pollak, "Paul F. Lazarsfeld -

Gründer eines multinationalen Wissenschaftskonzerns," in: Wolf Lepenies (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, Frankfurt: Suhrkamp 1981, Bd. 3, 157-203; Michael Pollak, "Lazarsfelds Einfluß auf die internationale Verbreitung der empirischen Sozialforschung: Kontinuität und / oder Wandel eines wissenschaftlich-politischen Projekts," in: Wolfgang R. Langenbucher (Hrsg.), *Paul F. Lazarsfeld. Die Wiener Tradition der empirischen Sozial- und Kommunikationsforschung*, München: Olschläger 1990, 131-146.

29 Hans Joachim Dahms, *Positivismusstreit*; zur Studie über Denkgewohnheiten s. meine Einleitung zu Jahoda 1989a, wo darauf hingewiesen wurde, daß der Polizei während der Vernehmung unklar war, was wissenschaftliches Material und was illegale Aufzeichnungen der Untergrundbewegung war.

30 Martin Jay, *Dialektische Phantasie. Die Geschichte der Frankfurter Schule und des Instituts für Sozialforschung 1923-1950*, Frankfurt: Fischer 1976; Rolf Wiggershaus, *Die Frankfurter Schule. Geschichte, theoretische Entwicklung, politsche Bedeutung*, München: Hanser 1986; und die oben zitierten Arbeiten über das Bureau.

31 Die Unwissenheit wurde vor allem unter den Schülern der Frankfurter Schule tradiert, die über die ihrer Meinung nach offenbar undenkbare Zusammenarbeit mit den Positivisten scheinbar nicht Bescheid wußten und sich vielmehr von der deutschen Übersetzung des Angriffs von C. W. Mills auf Lazarsfeld in C. Wright Mills, *The sociological imagination*, New York: Oxford University Press 1959 (dt. *Kritik der soziologischen Denkweise*, Neuwied: Luchterhand 1963) bestärkt fühlten. Korrigierende Informationen über das Verhältnis von Mills zum Bureau findet man bei Robert K. Merton, "Three fragments from a sociologist's notebooks: Establishing the phenomenon, specified ignorance, and strategic research materials," *Annual Review of Sociology*, 13. 1987: 1-28; und im Interview mit Merton in: Bob Mullan, *Sociologists on sociology*, London: Croom Helm 1987, das sich ausführlich mit Mills beschäftigt.

32 Elliot Aronson, Marilynn Brewer & J. Merrill Carlsmith, "Experimentation in social psychology," in: Gardner Lindzey & Elliot Aronson (eds.), *Handbook of social psychology*, vol. 1, *Theory and method*, New York: Random House 1985, 441-486; einen knappen Überblick über die psychologiehistorischen Veröffentlichungen findet man bei Ernest R. Hilgard, David E. Leary & Gregory R. McGuire, "The history of psychology: A survey and critical assessment," *Annual Review of Psychology* 42. 1992: 79-101.

33 Jean Converse, *Survey research in the United States: Roots and emergence 1890-1960*, Berkeley: University of California Press 1987.

34 Abstract in *The American Psychologist*, 2. 1947: 322f.

35 Jahoda hatte über ihr Buch schon zum Zeitpunkt des Erscheinens Zweifel, wie einem an Gordon W. Allport gesandten Brief vom 25. Mai 1950 zu entnehmen ist, worin es u.a. heißt: "Ich werde mich weit glücklicher fühlen, wenn Sie mir eines Tages ein A nicht nur für die Anstrengung, sondern ein A für die Leistung geben können," Gordon W. Allport Papers Harvard University Archives, Box 15.

36 Melvin Tumin, *Public Opinion Quarterly* 14. 1950: 785-787, hier: 787.

37 "'Conformist' tag in U.S. deplored," *New York Times*, 16. April 1955, 19, Sp.1; "Ad use is opposed in combating bias," *New York Times*, 10. November 1955, 22, Sp. 6. Persönliche Mitteilung Lewis Cosers über eine Diskussionsrunde, die nach französischem Vorbild zur Formierung einer "Intellektuellenpartei" führen hätte sollen und an der neben ihm auch Jahoda und C. W. Mills teilgenommen hätten; letzteres steht auch im Gegensatz zu der in Kreisen der österreichischen sozialistischen Exilanten geäußerten Meinung, Jahoda habe nach ihrer Übersiedlung nach New York ihr politisches Engagement eingestellt; Brief Otto Leichters an Oscar und Marianne Pollak, 26. September 1945, Leichter Nachlaß, Kopien im Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich, Graz.

38 Die unpublizierte Studie "Patterns of Social Life" wurde von Merton ausgiebig in Robert K. Merton, *Social theory and social structure*, revised and enlarged edition, Glencoe, Ill.: Free Press

1957 verwendet, wo sich auch ein kurzer Hinweis auf die Eisenhowerstudie findet. Vgl. Jahoda 1981b und die kurzen Hinweise in "Was heißt es, jüdisch zu sein?" in diesem Band. Ergänzende Informationen verdanke ich persönlichen Mitteilungen Leila Sussmanns und Robert K. Mertons.

39 Die Idee, verborgene Wirkzusammenhänge herauszuarbeiten, bezeichnet Jahoda selbst als die Hauptaufgabe der Sozialwissenschaften. S. das Interview mit David Fryer, "The social psychology of the invisible: An interview with Marie Jahoda," *New Ideas in Psychology* 4. 1986: 107-118; dt. in: Ali Wacker (Hrsg.), *Die Marienthal-Studie - 60 Jahre danach. Marie Jahoda zum fünfundachtzigsten Geburtstag*, Hannover: Agis Texte 1992, 19-35.

40 Jahoda 1982a (zitiert nach der deutschen Ausgabe 1983, 99); Numerierung hinzugefügt. In "Anmerkungen zum Begriff 'Arbeit,'" in diesem Band, findet sich eine ähnliche Analyse der "Elemente, die Menschen in der Arbeit" suchen.

41 Die profundeste methodologische Funktionalismuskritik stammt von Jon Elster, *Subversion der Rationalität*, Frankfurt: Campus 1987.

42 Mertons Position in "Science and social order" und "Science and democratic social structure," beide in *Social theory and social structure*, 537-549 bzw. 550-561.

43 In den Lazarsfeld Papers, Columbia University befindet sich ein 24-seitiges Typoskript "Der Gegenstand der Wirtschaftspsychologie (Theoretische Überlegungen für ihre Praktiker)," das meines Erachtens nicht von Lazarsfeld stammt, wahrscheinlich aber von Jahoda. Für ihre Autorenschaft sprechen nicht nur die handschriftlichen Korrekturen und Ergänzungen, sondern auch Stil, zitierte Literatur, zu der u.a. nie erschienene Aufsätze von Lazarsfeld gehören (Lazarsfeld verwies in seinen eigenen Manuskripten in anderer Weise auf seine Arbeiten) und der vermutliche Zeitpunkt der Abfassung. Schließlich spricht dafür auch, daß sich in der Mappe unmittelbar anschließend ein Typoskript befindet, das sicher von Lazarsfeld stammt und das er nach Wien sandte ("Diskussionsbemerkung zur Wirtschaftspsychologischen Arbeitsgemeinschaft," 12 Seiten).

44 William H. Sewell, "Some reflections on the Golden Age of interdisciplinary social psychology," *Annual Review of Sociology* 15. 1989: 1-16.

45 James S. House, "The three faces of social psychology," *Sociometry* 40. 1977: 161-177; Edward E. Jones, "Major developments in social psychology during the past five decades," in: Gardner Lindzey & Elliot Aronson (eds.), *Handbook of social psychology*, vol. 1, *Theory and method*, New York: Random House 1985, 47-107.

46 1962, 1976, 1981, 1986 und 1991 erschienen die 2. bis 6. Auflage der revidierten Ausgabe, mit wechselnden Hauptautoren bzw. Koautoren.

47 *The process of education at Vassar College: A preliminary report to the Mellon Foundation for the Advancement of Education*, New York University Research Center for Human Relations 1950 (mimeo.) Über die Rolle der Frau: *New York Times*, 7. Oktober 1954, 27, Sp. 1; eine andere Studie behandelte Fragen der Segregation in New Yorker Schulen, "City schools cleared in segregation study," *New York Times*, 7. November 1955, 1, Sp. 8.

48 Paul F. Lazarsfeld & Robert K. Merton (eds.), *Continuities in social research: Studies in the scope and method of "The American soldier,"* Glencoe, Ill.: Free Press 1950.

49 Shils kündigte 1947 gemeinsam mit Bettelheim und Janowitz für die Jahreskonferenz der amerikanischen Psychologen ein Referat über die später als *Dynamics of prejudice* publizierte Studie an, *The American Psychologist* 2. 1947: 323. Adornos Selbstüberschätzung und Empfindlichkeit spricht aus dem Umstand, daß er gegenüber Horkheimer die Meinung vertrat, es sei wohl besser, daß sie beide die USA schon verlassen hätten, weil ihnen nach Veröffentlichung dieses Buches politische Verfolgung drohe. Wiggershaus, *Frankfurter Schule*, 518. Viele Rezensenten verteidigten übrigens die Autoren der *Authoritarian personality* gegen die Angriffe Shils: Frank R. Westie, *American Sociological Review* 19. 1954: 610f.; M. Brewster Smith, *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* 294. 1954: 198f.; Theodore M. Newcomb, *Journal of Abnormal and Social Psychology* 49. 1954: 598f.

50 David Caute, *The fellow travelers: A postscript to the enlightenment*, London: Weidenfeld and Nicolson 1973; Herbert R. Lottman, *The left bank: Writers, artists and politics from the popular front to the cold war*, Boston: Houghton Mifflin 1982; aus der Perspektive eines Akteurs: Arthur Miller, *Timebends: A life*, New York: Grove Press 1987; dt. *Zeitkurven. Ein Leben*, Frankfurt: Fischer 1987.

51 Überblicksdarstellungen über die 50er Jahre in den USA sind Douglas T. Miller & Marion Nowak, *The fities: The way we really were*, Garden City, N.Y.: Doubleday 1977; David Halberstam, *The fifties*, New York: Villard Books 1993; die Atomspiondiskussion wurde nach dem Ende der Sowjetunion wieder aufgenommen, als dortige Archive zugänglich wurden und ehemalige sowjetische Agenten ihre Erinnerungen zu veröffentlichen begannen; zum Stand der Diskussion: Thomas Powers, "Were the atomic scientists spies?", *New York Review of Books* 41. 1994: 10-17.

52 Daniel Bell (ed.), *The radical right: The new American right*, expanded and updated, New York: Books for Libraries 1979 (urspr. 1963).

53 Whittaker Chambers, *Witness*, New York: Random House 1952.

54 David Caute, *The great fear: The anti-communist purge under Truman and Eisenhower*, New York: Simon & Schuster 1978; Peter Coleman, *The liberal conspiracy: The Congress for Cultural Freedom an the struggle for the mind of postwar Europe*, New York: Free Press 1989.

55 *Internal security manual. Provisions of federal statues, executive orders, and congressional resolutions relating to the internal security of the United States*, 83d Congres, 1st session, Senate document no. 47, Washington, DC: U.S. Government Printing Office 1953, 185ff. Vgl. für Veröffentlichungen von Sozialwissenschaftlern, die wenigstens zum Teil auch Parteinahmen im Streit um die nationale Sicherheit waren: Sidney Hook, *Heresy, yes - conspiracy, no*, New York: John Day 1953 und Edward A. Shils, *The torment of secrecy: The background and consequences of American security policies*, Glencoe, Ill.: Free Press 1956; eine ausgewogenere zeitgenössische Darstellung findet man bei Ralph S. Brown jr., *Loyalty and security: Employment tests in the United States*, New Haven: Yale University Press 1958.

56 Vgl. *Internal security manual*, Caute, *The great fear* und Halberstam, *The fifties*.

57 Über die KPUSA informieren Lewis Coser & Irving Howe, *The American communist party*, New York: Praeger 1962 (urspr. 1957); eine instruktive Analyse der linken New Yorker Intellektuellen hat Daniel Bell geliefert: "The 'Intelligentisa' in American society," in: ders., *The winding passage: Essays and sociological journeys 1960-1980*, Cambridge, Mass.: Abt Books 1980, 119-137; über die kooperationswilligen Zeugen informiert Victor S. Navasky, *Naming names*, New York: Viking 1980; eine zeitgenössische Studie über die Auswirkungen der universitären Loyalitätseide stammt von einem der Mitarbeiter der *Authoritarian personality*, der sich weigerte, eine derartige Erklärung zu unterzeichnen: Nevitt Sanford, "Individual and social change in a community under pressure: The oath controversy," *Journal of Social Issues* 9. 1953: 25-42; eine historische Darstellung der Loyalitätseide ist David P. Gardner, *The California oath controversy*, Berkeley: University of California Press 1967.

58 Umfassend informiert über die Universitäten: Ellen W. Schrecker, *No ivory tower: McCarthyism and the universities*, New York: Oxford University Press 1986; Schreckers "bibliographical essay" bietet einen komprimierten Literaturüberblick.

59 Ein Einladung zu einem Gastvortrag an die Universität Seattle wurde kurzfristig storniert und nach Veröffentlichung der Studie über Schwarze Listen in der Unterhaltungsindustrie äußerte sich ein republikanischer Senator, diese Studie "gives aid and comfort to Communists in this country and abroad." Interview mit Jahoda 1987 und *New York Times*, 26. Juni 1956, 59, Sp. 2.

60 Brief David Riesmans an Carl J. Friedrich, 5. August (1952,?), Carl J. Friedrich Papers, Harvard University Archives, Box 34; die Referate und Diskussionen der Tagung veröffentlichte Carl J. Friedrich (ed.), *Totalitarianism: Proceedings of a conference held at the American academy of arts and sciences, March 1953*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press 1954.

61 Solomon Asch, *Social psychology*, New York: Prentice-Hall 1952.

62 Den Projektentwurf fand ich in den Samuel A. Stouffer Papers, Harvard University Archives, dort auch ein Brief des Präsidenten des Fund for the Republic an Stouffer, in welchem er die erwähnten Zweifel äußerte. Die Studie des Instituts für Sozialforschung ist Friedrich Pollock, *Das Gruppenexperiment*, Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt 1955.

63 Samuel A. Stouffer, *Communism, conformity and civil liberties: A cross-section of the nation speaks its mind*, New Brunswick, N.J.: Transaction 1992 (urspr. 1955); Paul F. Lazarsfeld & Wagner Thielens jr., *Academic mind: Social scientists in a time of crisis*, Glencoe, Ill.: Free Press 1958. Natürlich enthalten diese beiden Studien mehr Resultate als die beiden zitierten. Jahoda war an beiden Studien als Konsulentin beteiligt. Stouffer sandte sie im Oktober 1953 ein 7-seitiges Memorandum mit Vorschlägen für die Gestaltung der Erhebung. Unter anderem schlug sie vor, alle spontanen Äußerungen der Befragten, die Mißtrauen signalisierten, mitzuschreiben. Ein anderer Vorschlag ging dahin, die Aussageverweigerung in Analogie zum Fünften Verfassungszusatz systematisch zuzulassen. Beide Vorschläge fanden bei Stouffer kein Gehör; Stouffer Papers, Harvard University Archives, Box 23. Einige items der *Academic mind* Studie ähneln Ideen, die Jahoda in ihrem Expose entwickelt hatte.

64 Stephen Cole, *Making science: Between nature and society*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press 1992 enthält eine experimentelle Studie über den Entscheidungsprozeß bei der Genehmigung von Forschungsanträgen dreier harter Disziplinen. Cole spricht sich für die Durchführung weiterer Studien über Entscheidungsmechanismen der Forschungsfinanzierung aus.

65 Im Interview mit Fryer 1986, 117; dt. in *Die Marienthal-Studie - 60 Jahre später*, 30.

Wie reagieren Unbeteiligte auf den McCarthyismus

1 In seiner Kongreßrede am 19. April 1951 präsentierte General McArthur die ökonomische Interpretation, als er über die Bewohner Asiens sagte: "Die großen Ideologien spielen im asiatischen Denken eine unbedeutende Rolle und werden auch nicht sonderlich gut verstanden. Wonach die Leute dort streben, ist ein wenig mehr Nahrung im Bauch, etwas bessere Kleidung am Körper, ein etwas festeres Dach über dem Kopf und die Verwirklichung des normalen nationalistischen Dranges nach politischer Freiheit." *New York Times*, 20. April 1951, S. 4, Sp. 4.
Wenige Tage nach seiner Entlassung als glückloser und eigenwilliger Befehlshaber der amerikanischen Truppen in Korea und einem triumphalen Abschied aus Japan und einer als Siegeszug inszenierten Heimkehr in die USA hielt Douglas McArthur (1880-1964) vor dem Kongreß eine theatralische, selbstrechtfertigende Rede, aus der obiges Zitat stammt. *Hg.*

2 Die Interviews wurden von professionellen Sozialwissenschaftlern durchgeführt, von denen mehrere dem Lehrkörper verschiedener Universitäten in und um Washington angehörten.

3 Der Interviewleitfaden findet sich im Anhang.

4 Die Bedeutsamkeit dieser Fragen für die Analyse jeglichen sozialen Handelns ist in Robert K. Mertons *Social theory and social structure* (revised and enlarged edition), Glencoe, Ill.: Free Press 1957, der gültigen Darstellung der funktionalistischen Analyse in der Soziologie, mit großer Klarheit erläutert.

5 Im November 1946 setzte Präsident Harry S. Truman (1884-1972, Demokrat, Präsident von 1945-1952) eine Kommission ein, die die bestehenden Regelungen zur Überprüfung von illoyalen oder subversiven Bundesbediensteten bzw. Bewerbern um die Aufnahme in den Bundesdienst überprüfen und Vorschläge für eine Neuregelung ausarbeiten sollte. Am 21. März 1947 erließ der Präsident die "Executive Order 9835." Das war der Beginn der Sicherheitsmaßnahmen, deren Folgen die Studie von Jahoda & Cook untersuchte. Deren Bestimmungen

wurden im April 1953 ("Executive Order 10450") abgeändert. *Internal security manual*, Washington: U.S. Government Printing Office 1953, 185-195; die folgenden Zitate: 190. *Hg.*

6 *Internal security manual*, 189f. *Hg.*

7 "Executive Order 10241" vom 1. Mai 1951, in: *Internal security manual*, 190ff. *Hg.*

8 Diese inhärente Schwierigkeit wird durch die oft stark divergierenden Auffassungen über die Zielsetzungen der Erlässe weiter verkompliziert. Wir waren nicht in der Lage, eine amtliche Absichtserklärung aufzustöbern. Gespräche mit verschiedenen Experten, darunter auch hohen Regierungsbeamten, legen nahe, daß der Ausschluß potentieller Spione vom Dienst in einer Regierungsbehörde ein Ziel ist, über das allgemeine Einigkeit herrscht. Doch viele unter den Experten weisen nachdrücklich darauf hin, daß dies keineswegs den Zweck der Erlässe erschöpft, obwohl über die Natur dieser zusätzlichen Ziele wenig Übereinstimmung besteht.

9 Der republikanische Senator Joseph McCarthy (1909-1957) wurde zum Synonym für die Bekämpfung der angeblichen kommunistischen Gefahr im Inneren der USA, obwohl er nicht deren Urheber war. *Hg.*

10 Hatch Act: Benannt nach Carl A. Hatch (1889-1963, demokratischer Senator von New Mexico 1933-1949); ein 1939 erlassenes Gesetz, das Kommunisten und Nationalsozialisten aus dem Bundesdienst fernhalten sollte, weil diese die verfassungsmäßige Regierung der USA gewaltsam beseitigen wollen. Smith Act: Benannt nach Howard W. Smith (1883-1976, demokratischer Abgeordneter von Virgina 1932-1966); dieses Gesetz aus dem Jahr 1939 verbot, "den Sturz und die Zerstörung der Regierung der USA durch Gewalt und Zwang zu lehren oder zu vertreten;" das Gesetz, das auch die Deportation oder lebenslange Internierung von feindlichen Ausländern vorsah, blieb bis 1949 totes Recht, als die Regierung Truman beschloß, die Führer der KPUSA wegen Verletzung dieses Gesetzes vor Gericht zu stellen. McCarren bzw. Internal Security Act: Benannt nach Patrick A. McCarran (1876-1954, republikanischer Senator von Nevada, von 1933 zu seinem Tod); ein 1950 gegen das Veto von Präsident Truman beschlossenes Gesetz. Es führte zur Einrichtung einer Kontrollbehörde für subversive Aktivitäten, worunter kommunistische Aktivitäten und solche von kommunistischen Vorfeldorganisationen verstanden wurden; als kommunistisch geltende Organisationen wurden verpflichtet, sich registrieren zu lassen, und es verbot gefährlichen Ausländern die Einreise in die USA. *Hg.*

11 Wörter wie "wenige" oder "viele" beziehen sich im vorliegenden Artikel selbstverständlich nur auf Häufigkeiten in unseren Interviews; aufgrund der Beschränkungen unserer nichtrepräsentativen Stichprobe lassen sich aus solchen Formulierungen nicht unbedingt Schlußfolgerungen über die Glaubensvorstellungen und das Verhalten der Gesamtheit der Bundesbeamten ableiten.

12 Sitz der beiden Häuser des US-Parlaments. *Hg.*

13 *Red Channel. The Report of Communist Influence in Radio and Television* nannten sich seit 1950 erscheinende "Special Reports" des wöchentlich erscheinenden Nachrichtendienstes *Counterattack*, die es sich zur Aufgabe machten, vermeintliche Kommunisten in den Medien zu denunzieren. Diese Publikationen galten als Schwarze-Listen-Veröffentlichungen. *Hg.*

14 Siehe etwa Sigmund Freud, *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten, Gesammelte Schriften*, Band 9, Leipzig: Internationaler Psychoanalytischer Verlag 1925.

15 Gilbert Murray, *Five stages of greek religion*, Garden City: Doubleday o.J., 167 (urspr. Oxford: Oxford University Press 1925).

16 Sitz der beiden Häuser des US-Parlaments. *Hg.*

17 Es sollte nicht unerwähnt bleiben, daß zwei weitere Befragte nur zögernd teilnahmen, da sie den Verdacht hegten, der Interviewer wäre ein Beamter des FBI.

18 Damit nicht voreilig geschlossen wird, die Verweigerung wäre aufgrund des Mißtrauens des Befragten in diesem Fall unvermeidlich gewesen, sei angemerkt, daß einige andere Befragte trotz ihres Mißtrauens voll und ganz an der Untersuchung mitwirkten. Im extremsten Fall wurde der Verdacht wie folgt formuliert: "Sie verbreiten schmutzige Propaganda der New

York University. Nahezulegen, daß jemand angeklagt wird, weil er freundlichen Umgang mit einem Nachbarn hatte, der sich als Kommunist herausstellte, halte ich für eine typische kommunistische Technik." Das Mißtrauen dieses Befragten gegen einige seiner Kollegen wurde dadurch geweckt, daß sie sich benahmen "wie eine Gruppe, die kleine Geheimtreffen abhält. Stets, wenn jemand am Gang bei ihnen vorbeiging, hörten sie zu reden auf und schwiegen verängstigt ... Ich ging einmal an der Gruppe vorbei und fragte, 'Wie läuft das Programm?' Sie sahen entsetzt drein, und ich fragte mich, was daran schuld war." Es verdient festgehalten zu werden, daß dieser Befragte am Ende des Interviews sagte: "Ich glaube, die Leute würden sehr gern (an der Studie) mitwirken. Ich glaube, sie ist machbar."

19 Siehe z.B. Bruno Bettelheim, "Individual and mass behavior in extreme situations," in *Journal of Abnormal and Social Psychology* 38. 1943: 417-452 (dt. in: ders., *Erziehung zum Überleben*, Stuttgart: Klett 1980, 58-95).

20 Zentralorgan der Kommunistischen Partei der USA. *Hg.*

21 Literarisch-politische Zeitschrift, die 1926 bis 1948 monatlich erschien und Sprachrohr der linken New Yorker Intellektuellen war. *Hg.*

22 Eines der weitestverbreiteten, seit 1821 erscheinenden Wochenmagazine. 1952 erschien dort ein Artikel des ehemaligen Kommunisten Whittaker Chambers, der einen führenden Politikberater der Demokraten, Alger Hiss, der Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei und der Spionage für die Sowjetunion beschuldigte. Die folgende öffentliche Auseinandersetzung war einer der Höhepunkte der McCarthy-Ära. *Hg.*

23 Weitverbreitetes populäres Wochenmagazin (1888-1957). 1951 erschien eine reißerische Nummer mit fiktiven Reportagen von Schauplätzen des Dritten Weltkrieges, den laut *Collier's* die Sowjetunion vom Zaun gebrochen hätte. *Hg.*

24 Traditionsreiche, seit 1865 erscheinende liberale politische Wochenzeitung. *Hg.*

25 Größte, sehr einflußreiche und konservative Interessensvertretung der ehemaligen Kriegsteilnehmer, gegründet 1919. *Hg.*

26 Jugendorganisation der KPUSA. *Hg.*

27 Der Befragte bezieht sich damit auf die Demokratische Partei. *Hg.*

28 *Opinion News*, published by the National Opinion Research Center, 1. August 1948. Vgl. *NORC bibliography of publications, 1941-1991: A fifty year cumulation*, comp. Patrick Bova & Michael Preston Worley, Chicago: NORC 1991. *Hg.*

29 Merton, *Social theory and social structure*, 201; die Übersetzung folgt Robert K. Merton, "Bürokratische Struktur und Persönlichkeit," in: *Bürokratische Organisation*, hg. von Renate Mayntz, Köln-Berlin: Kiepenheuer&Witsch 1968, 265-276, hier 270.

30 Klaus Fuchs (1911-1988) war aus politischen Gründen aus NS-Deutschland geflüchtet und arbeitete als Physiker später sowohl in England als auch in den USA an der Entwicklung der Atombombe mit. 1950 gestand er, daß er aus ideellen Motiven jahrelang geheime Informationen über die Atombombenentwicklung an die Sowjetunion verraten hatte. *Hg.*

31 Sitz der beiden Häuser des US-Parlaments. *Hg.*

32 Abgeordnetenhaus des US-Parlaments. *Hg.*

33 "American Veterans Committee" wurde 1943 als Gegengewicht zur konservativen "American Legion" gegründet; es stand während des Kalten Krieges im Verdacht, eine kommunistische Vorfeldorganisation zu sein. *Hg.*

34 1936 gegründete Orgaisation zur Konsumenteninformation, die den *Consumers report* herausgab. *Hg.*

35 1882 gegründete katholische Männerorganisation. *Hg.*

36 Alexis de Tocqueville, *De la démocratie en Amérique*, Paris 1835; dt: *Über die Demokratie in Amerika*, Stuttgart: Reclam 1985, 100.

37 Ebd., 105.

38 Ebd., 106.

39 Alexis de Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika*, hg. v. Jacob P. Mayer in Gemeinschaft mit Theodor Eschenburg und Hans Zbinden, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1976, 606.
40 Für die republikanische Seite während des Spanischen Bürgerkriegs 1936-1939. *Hg.*
41 Nach amtlichen Angaben kommen ca. 60 Beamte, die nach einer kompletten Loyalitätsuntersuchung rehabilitiert werden, auf einen, der nicht rehabilitiert wird. Nur ein halbes Prozent der vom FBI zwischen März 1947 und September 1951 bearbeiteten Loyalitätsformulare enthielt Beweismaterial, das für die Einleitung einer vollständigen Untersuchung ausreichte. *New York Times*, 10. November 1951, 32, Sp. 1.
42 Kurt Lewin, *Resolving social conflicts: Selected theoretical papers on group dynamics*, New York: Harper 1948, 107; dt.: *Die Lösung sozialer Konflikte. Ausgewählte Abhandlungen über Gruppendynamik*, Bad Nauheim: Christian 1953, 157.
43 Der Sinologe Owen Lattimore (1900-1989) wurde 1950 von Joseph McCarthy beschuldigt, Topspion der Sowjetunion in den USA zu sein. Trotz der vollständigen Haltlosigkeit dieser Beschuldigung blieb Lattimore während der fünfziger Jahre eine verdächtige Person, was ihn schließlich veranlaßte, nach England zu emigrieren. *Ordeal by slander*, Boston: Little, Brown 1950, ist seine erste Antwort auf den McCarthyismus. *Hg.*
44 Loyalitätseide waren in verschiedenen Bundesstaaten üblich: Neu eintretende Beschäftigte hatten ihre Treue zu Staat, Nation und Verfassung zu beschwören. Während des Kalten Krieges wurde in verschiedenen Bundesstaaten ein ergänzender Zusatz erwogen und mancherorts eingeführt: Beschäftigte sollten beschwören, nicht Mitglied der Kommunistischen Partei zu sein. *Hg.*
45 1949 verlangte die University of California von ihren Beschäftigten die Ablegungen eines antikommunistischen Loyalitätseides. Darüber entbrannte eine heftige Diskussion unter Universitätslehrern. *Hg.*
46 Siehe Fußnote 43. *Hg.*

Können Bücher schädlich sein?

1 Vgl. Mortimer J. Adler, *Art and prudence: A study in practical philosophy*, New York: Longmans, Green & Co. 1937; die folgende kurze Skizze der Positionen von Plato und Aristoteles schließt an Adlers Darstellung an.
2 Plato, *Politeia* 377 b.
3 Plato, *Politeia* 377 c.
4 Aristoteles, *Politika* VII, 1336 a 29-31.
5 Aristoteles, *Politika* VII, 1336 b 20-24.
6 Adler, *Art and prudence*, 46.
7 1791 wurde die Verfassung der Vereinigten Staaten um zehn Zusätze, die "Bill of Rights," erweitert. Das "First Amendment" garantiert die Religions-, Versammlungs- und Redefreiheit. *Hg.*
8 Morris L. Ernst & William Seagle, *To the pure... A study of obscenity and the censor*, New York: Viking Press 1929.
9 *Report of the Select Committee on current pornographic materials*, House of Representatives, 82nd Session, House Report No. 2510, Washington: United States Government Printing Office 1952.
10 U.S. District Court for the Northern District of California, Southern Division 1950.
11 James Joyces' *Ulysses* wurde 1933 wegen Pornographie verfolgt (United States v. One Book Called "Ulysses", 1933), später aber vom Verdacht der Obszönität befreit; die Zeitschrift *Life* brachte 1938 einen mit Fotos illustrierten Artikel "The birth of a baby," der folgende Prozeß führte zum Freispruch, weil reputierliche Zeugen die Seriosität der Veröffentlichung bestätigten; Kathleen Winsor, *Forever amber*, New York 1944, ein historischer Roman, der das wenig

puritanische Leben einer Londonerin aus der Zeit der Restauration schildert, wurde 1949 in Massachusetts als "obszön, unanständig und unsauber" verfolgt und erst vom Höchstgericht freigegeben; Max Ophüls' Verfilmung von *Der Reigen*, Arthur Schnitzlers gleichlautendem Theaterstück, wurde 1950 in New York als unmoralisch und die Sitten verderbend verurteilt und erst vom Höchstgericht freigegeben. *Hg.*

12 Die "National Organization (später: Office) for Decent Literature" wurde 1938 von den katholischen Bischöfen der USA gegründet und veröffentlichte regelmäßig Listen unerwünschter Literatur, wozu Bücher von Vicki Baum, William Faulkner, Ernest Hemingway, Alberto Moravia und Emile Zola gezählt wurden. *Hg.*

13 Harold C. Gardiner, S.J., *Norms for the novel*, New York: The America Press 1953. Gardiner ist der Herausgeber von *America. The National Catholic Weekly Review.*

14 Gilbert K. Chesterton, *Selected essays*, London: Collins Clear-Type Press 1939.

15 Als Kuriosität, aber auch, um den stetigen Auffassungswandel in diesem Bereich hervorzuheben, sei erwähnt, daß früher dem Lesen aller - nicht nur "schlechter" - Romane die Fähigkeit zugeschrieben wurde, die sittliche Widerstandskraft aller Frauen zu untergraben. Ein Bürger von Boston, der 1810 unter dem Pseudonym Nemo Nobody, Esq., eine Wochenschrift des Titels *Something* herausbrachte, hatte zu diesem Thema folgendes zu sagen: "Ein weit gefahrener junger Mann könnte sagen, zeigt mir irgendeine junge Frau, die beständig Romane liest, und ich werde sie verführen; und so grauenerregend die Aufgabe auch wäre, sie wäre rasch vollbracht. Man untersuche die allgemeinen Auffassungen sogar junger Männer, und man wird feststellen, daß Frauen, je mehr sie der Lektüre von Romanen verfallen sind, desto geringer in ihrer Sittsamkeit eingeschätzt werden; man untersuche die Meinung der Älteren, und man wird sehen, daß die also Verfallenen für unvernünftig gehalten werden. Eine Hingabe an das Lesen von Romanen läßt auf einen Geist schließen, dessen Leistungsfähigkeit vermindert ist und der sich mit Nichtigkeiten abgibt; diese Hingabe schwächt die Energien des Geistes, statt ihn zu fördern, und verleitet ihn dazu, sein Wesen an Phantome zu vergeuden, statt die wirklichen Dinge zu fördern."

16 Frederic Wertham, "What are comic books?" *National Parent-Teacher*, März 1949.

17 Ebd.

18 Frederic Wertham, *Dark legend: A study in murder*, New York: Duell Sloan and Pierce 1941, 201.

19 Frederic Wertham, "Are comic books harmful to children?" *Friends Intelligencer*, 10. Juli 1948.

20 Wertham, "What are comic books?"

21 Frederic Wertham, "The comics - very funny," *Readers Digest*, August 1943.

22 Wertham, "Are comic books harmful to children?"

23 Wertham, "What are comic books?"

24 Walter C. Reckless, "Juvenile Delinquency," in: Walter S. Monroe (ed.), *Encyclopedia of educational research*, New York: Macmillan 1950, 643-647.

25 Sheldon & Eleanor Glueck, *Unraveling juvenile delinquency*, Cambridge, Mass.: The Commonwealth Fund 1950, 281f.

26 Otto Fenichel, *The psychoanalytic theory of neurosis*, New York: Norton 1945; dt.: *Psychoanalytische Neurosenlehre*. 3 Bde., Olten: Walter 1974-1976, hier: Band 2, 247.

27 Otto Fenichel, "Neurotic acting out" (1945), in: *The collected papers of Otto Fenichel*, Second Series, New York: Norton 1954, 296-304.

28 J. Paul de River, *The sexual criminal: A psychoanalytical study*, Springfield, Ill.: Thomas 1949.

29 Kurt Lewin, "Behavior and development as a function of the total situation" (1946); dt.: "Verhalten und Entwicklung als eine Funktion der Gesamtsituation," in: *Kurt-Lewin-Werkausgabe*, Band 6, hg. v. Carl-Friedrich Graumann, Bern: Huber-Klett-Cotta 1982, 375-448, hier: 375 und passim.

30 Alan S. Meyer (ed.), *Social and psychological factors in opiate addiction: A review of research findings together with an annotated bibliography*, New York: Bureau of Applied Social Research, Columbia University 1952, 97.

31 Isidor Chein, Eva Rosenfeld & Daniel Wilner, *Studies in the epidemiology of drug use*, New York: NYU Research Center for Human Relations 1954 (mimeo). Vgl. Isidor Chein et. al., *The road to H: Narcotics, delinquency and social policy*, New York: Basic Books 1964. *Hg.*

32 Paul F. Lazarsfeld, Bernard Berelson & Hazel Gaudet, *The people's choice : How the voter makes up his mind in a presidential campain*, New York: Columbia University Press, 1944; dt.: *Wahlen und Wähler*, Neuwied: Luchterhand 1969.

33 Gerhart Saenger, *The social psychology of prejudice: Achieving intercultural understanding and cooperation in a democracy*, New York: Harper & Brothers 1953, 213-231.

34 Eugene L. Borowitz, "The development of attitude toward the Negro," *Archives of Psychology* 28.1936, no.194, 5-47.

35 Alfred C. Kinsey et al., *Sexual behavior in the human male*, Philadelphia: Saunders 1949; dies., *Sexual behavior in the human female*, Philadelphia: Saunders 1953; dt.: *Das sexuelle Verhalten des Mannes*, Frankfurt: Fischer TB 1970; *Das sexuelle Verhalten der Frau*, Frankfurt: Fischer TB 1970.

36 Zitiert nach *Report of the Select Committee.*

37 Diese Zahlen stammen aus dem Minderheitsbericht des zitierten Ausschußberichts. Fulton Oursler, *The greatest story ever told: A tale of the greatest live ever lived*, Garden City: Image Books 1949 u.ö. ist eine populäre Biographie Jesus Christus. *Hg.*

38 Charles J. Rolo, "Simenon and Spillane: The metaphysics of murder for the millions," *New World Writing* 2. 1952.

39 Mickey Spillane (eigentlich: Frank Morrison, geb. 1918), Krimi-Bestsellerautor, dessen Held, Mike Hammer, in den fünfziger Jahren nicht mehr Gangster, sondern Kommunisten zur Strecke brachte. *Hg.*

40 Diese Zahlen stammen aus Norbert Muhlen, "Comic books and other horrors," *Commentary* 7. 1949: 80-87.

41 Vgl. z.B. Paul F. Lazarsfeld, *Radio and the printed page*, New York: Duell, Sloan and Pearce 1940; Wilbur Schramm (ed.), *Mass communications*, Urbana, Ill.: The University of Illinois Press 1949; Bernard Berelson & Morris Janowitz (eds.), *Readers in public opinion and communication*, Glencoe, Ill.: Free Press 1950.

42 Eunice Cooper & Marie Jahoda, "The evasion of propaganda: How prejudiced people respond to anti-prejudice propaganda," dt. in diesem Band.

43 Rolo, "Simenon and Spillane."

44 Carl I. Hovland et al., *Experiments on mass communications*, Princeton: Princeton University Press 1949.

45 Eunice Cooper & Helen Dinnerman, "Analysis of the film, 'Don't be a sucker': A study in communication," *Public Opinion Quarterly* 15. 1951: 243-264.

46 Diese defensiven Prozesse in Reaktion auf über die Massenmedien transportierte Botschaften, die nicht die Zustimmung des Auditoriums finden, wurden von Kendall und Wolf brillant analysiert; vgl. Patricia L. Kendall & Katherine M. Wolf, "The analysis of deviant cases in communications research," in: *Communications research, 1948 - 1949*, ed. Paul F. Lazarsfeld & Frank N. Stanton, New York: Harper 1949, 158-179.

47 Ruth A. Inglis, *Freedom of the movies: A report on self-regulation from the commission on freedom of the press*, Chicago, Ill.: The University of Chicago Press 1947.

48 Beide Kinseyberichte enthalten Informationen zu diesem Thema.

49 Glenn V. Ramsey, "The sex information of younger boys," *American Journal of Orthopsychiatry* 13. 1943: 347-352; die folgende Tabelle ist von Seite 349.

50 Katherine M. Wolf & Marjorie Fiske, "The children talk about comics," in: *Communication research 1948-1949*, ed. Paul F. Lazarsfeld & Frank N. Stanton, New York: Harper 1949, 1-49.

51 Muhlen, "Comic books."

Schwarze Listen in der Unterhaltungsindustrie

1 Marie Jahoda & Stuart W. Cook, "Ideological compliance as a social-psychological process," in: Carl J. Friedrich (ed.), *Totalitarism*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press 1954, 214f.

2 Einige empirische Anhaltspunkte für die Bandbreite der vermuteten Motive findet man in Marie Jahoda & Stuart W. Cook, "Security measures and freedom of thought," deutsch in diesem Band. *Hg.*

3 1791 wurden die Verfassung der Vereinigten Staaten um zehn Zusätze, die "Bill of Rights", erweitert. Das Fifth Amendment verbietet, Beschuldigte zu zwingen, gegen sich selbst als Zeugen aussagen zu müssen. Darauf beriefen sich viele derer, die vom Ausschuß für Unamerikanische Aktivitäten (House Un-American Activities Committee, HUAC) wegen ihrer angeblichen Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei einvernommen wurden. Faktisch bot die Berufung auf den Fünften Verfassungszusatz keinen Schutz, weil eine Berufung darauf als Eingeständnis der Mitgliedschaft betrachtet wurde. *Hg.*

4 Im September 1954 beauftragte der von der Ford Foundation finanzierte "Fund for the Republic" John Cogley, damals Herausgeber der Zeitschrift *Commonweal*, mit der Durchführung eines umfassenden Tatsachenberichts über "Schwarze Listen" in der Film-, Radio- und Fernsehindustrie. Neben dem Bericht Cogley enthalten die beiden Bände *Report on blacklisting* Beiträge von Harold W. Horowitz ("The legal aspects"), Dorothy B. Jones ("Communism and the movies: A study of film content") und Jahodas Bericht. *Hg.*

5 *Variety*, seit 1905 erscheinende Wochenzeitung, die vor allem über die Unterhaltungsindustrie berichtete; *Counterattack. The Newsletter of Facts on Communism* erschien seit 1947 als vierseitiger wöchentlich erscheinender Nachrichtendienst und publizierte Namen vermeintlicher Kommunisten; *Red Channels. The Report of Communist Influence in Radio and Television* nannten sich Sonderausgaben von *Counterattack*, die sich vor allem der vermeintlichen Kommunisten in der Unterhaltungsinsdustrie annahm und deren Namen veröffentlichten; *The Firing Line* war die von der "American Legion" - der konservativen Veteranenorganisation der US-Armeeangehörigen - herausgegebene zweimonatlich erscheinende Zeitschrift, die sich auch die Publikation von Listen vermeintlicher Kommunisten zur Aufgabe stellte; *Aware, Incorporate* nannte sich eine Organisation, die es sich zur Aufgabe gestellt hatte, die kommunistische Konspiration in der Unterhaltungsindustrie aufzudecken. Die Organisation stellte auch Bestätigungen aus, daß jemand kein Kommunist war; American Civil Liberties Union: 1920 gegründete, nicht parteigebundene Organisation, die sich dem Schutz und Ausbau der Bürgerrechte widmete. *Hg.*

6 Listen von ungefähr 6000 Namen konnten einer Reihe verschiedener Quellen entnommen werden: *Ross Reports on Television, The Radio Annual - Television Yearbook*, 1954, *Players's Guide, Exchange*. Nachdem das erste Glied der Reihe zufällig bestimmt worden war, wurde jeder n-te Name aus diesen Listen ausgewählt. Dann wurden die Eintragungen in *Hayes Registry, Radio Registry* und *Radio Artists Telephone* konsultiert, um festzustellen, ob der Ausgeloste sich in den allgemeinen Stichprobenplan einfügte. Dieser Plan sah folgendes vor: Ein Drittel der Stichprobe sollte aus Leuten bestehen, die vor allem für den Rundfunk arbeiteten, zwei Drittel aus Leuten, die sich primär am Fernsehen orientierten. Innerhalb jeder Gruppe sollten drei Typen von Tätigkeiten repräsentiert sein: Kreative; Produzenten und Regisseure; und Autoren und Kommentatoren. Innerhalb dieser Gruppen sollten wiederum Personen auf verschiedenen Stufen des beruflichen Erfolgs vertreten sein (Spitzenkräfte, mittlere Position, niedriger oder marginaler Status). Wenn eine aus der Liste ausgewählte Person nicht zum Stichprobenplan paßte, wurde der unmittelbar folgende Name, der die Bedingungen des Stichprobenplans erfüllte, genommen. Das Niveau des beruflichen Erfolgs wurde in Zusammenarbeit mit der Organisation, die die *Ross Reports* publiziert, bestimmt. Dasselbe Ersetzungsverfahren wurde in 25 Fällen angewendet, wo es zu Verweigerungen kam; die Mehrzahl der Verweigerer berief sich auf den Zeitdruck, dem sie ausgesetzt waren, einige wenige auf feh-

lendes Interesse. Es sei angemerkt, daß fast 30 Prozent der kontaktierten Personen das Interview verweigerten. Dies liefert einen zusätzlichen Grund dafür, die numerischen Ergebnisse mit Vorsicht zu genießen. Zwar wurden "Schwarze Listen" weder beim telefonischen Erstkontakt noch im Brief, der den Interviewer ankündigte und den Zweck der Studie erläuterte, erwähnt, doch wissen wir dennoch nicht, ob zwischen den Verweigerungen und jenen Personen, die sich zu den Belohnungen und Frustrationen der Arbeit in der Unterhaltungsindustrie befragen ließen, nicht systematische Unterschiede bestehen.

7 *Webster's New International Dictionary of the English Language*, Second Edition, Springfield, Mass.: Merriam 1953.

8 Laurence A. Johnson (1889-1962), Besitzer eines Supermarkts in Syracuse, N.Y., führte einen privaten Krieg gegen die sogenannte kommunistische Subversion in der Unterhaltungsindustrie. Er verstarb während eines Schadenersatzprozesses, den eines der Opfer seiner Denunziation gegen ihn angestrengt hatte. Siehe *New York Times*, 28. Juni 1962, 63, Sp. 4. *Hg.*

9 Mehrfachnennungen.

10 *Nation*, traditionsreiche, wöchentlich seit 1865 erscheinende liberale Zeitung; *New York Evening Post*, betont liberale Tageszeitung. *Hg.*

11 Siehe Fußnote 3. *Hg.*

12 Gemeint ist die republikanische Seite im spanischen Bürgerkrieg 1936-1939. *Hg.*

13 Greenwich Village, das Künstlerviertel New Yorks. *Hg.*

14 Americans for Democratic Action (A.D.A.) wurde von Eleanor Roosevelt, Reinhold Niebuhr, Walther Reuther und Arthur Schlesinger jr. als liberale Opposition gegen die Kommunisten gegründet. Sie galt den Anhängern McCarthy als weit links stehende Organisation. *Hg.*

15 Paul Robeson (1898-1976), afro-amerikanischer Film- und Theatersschauspieler und Sänger, der auch als politischer Aktivist bei verschiedenen linken Anliegen (Rassendiskriminierung, Spanischer Bürgerkrieg, Gewerkschaftsunterstützung, Weltfriedensbewegung u.a.m.) hervortrat und daher während der McCarthy-Ära zur Zielscheibe der Antikommunisten wurde. *Hg.*

16 J. Edgar Hoover (1898-1976) von 1924 bis zu seinem Tod Direktor des Federal Bureau of Investigation (FBI), der sich während der McCarthy-Ära als Vorkämpfer gegen die kommunistische Subversion verstand und McCarthy und andere mit Ermittlungsergebnissen des FBI versorgte. *Hg.*

Wie ist Nonkonformität möglich?

1 Dank schulde ich meinen Kollegen Isidor Chein, Stuart W. Cook und George N. Klein, deren konstruktive Hinweise und kritische Anmerkungen mir beim Schreiben dieses Aufsatzes behilflich waren.

2 Samuel A. Stouffer, *Communism, conformity, and civil liberties: A cross-section of the nation speaks its mind*, Garden City, NY: Doubleday 1955 (Neuauflage: New Brunswick, NJ: Transaction 1992).

3 Jahoda variiert hier eine Stelle aus T. S. Eliot, *Murder in the cathedral*, London: Faber & Faber 1935, wo es Seite 32 heißt: "The last temptation is the greatest treason: To do the right deed for the wrong reason" (Die letzte Lockung ist der Hochverrat: Aus falschem Trieb tun rechte Tat, dt. in: *Mord im Dom*. Berlin: Suhrkamp 1946, 40). *Hg.*

4 Lionel Trilling, *Freud and the crisis of our culture*, Boston: Beacon Press 1955, 51f.

5 John F. Kennedy, *Profiles in courage*, New York: Harper 1955.

6 Charles H. Cooley, *Human nature and the social order*, New York: Scribner's 1902, 301f.

7 "Minnesota multiphasic personality inventory" (MMPI), einer der bekanntesten, auf einem Fragebogen beruhenden Persönlichkeitstests; "Thematic apperception test" (TAT), projektiver Test, bei dem die Probanden mehrdeutiges Material interpretieren müssen. *Hg.*

8 Lev N. Tolstoj, "Voskresenie," in: *Niva*, 11-52, 1899; dt.: Leo N. Tolstoi, *Auferstehung*. München: Winkler [1958], 257f.

9 Isidor Chein, "Personality and typology," *Journal of Social Psychology* 18. 1943: 89-109.
10 George N. Klein, "Need and regulation," in: *Nebraska symposion on motivation 1954*, ed. Marshall R. Jones, Lincoln, NE: University of Nebraska Press 1954, 224-274.
11 Reinhard Bendix, "Compliant behavior and individual personality," *American Journal of Sociology* 58. 1952: 292-303.
12 Talcott Parsons & Edward A. Shils (eds.), *Toward a general theory of action*, Cambridge, Mass: Harvard University Press 1951, 5 und 10, Fußnote 13.
13 Muzafer Sherif, *The psychology of social norms*, New York: Harper 1936.
14 Robert R. Blake & Jane S. Mouton, "Present and future implications of social psychology for law and lawyers," *Journal of Public Law* 3. 1954: 352-369.
15 Roger G. Barker & Herbert F. Wright, *Midwest and its children: The psychological ecology of an American town*, Evanston, Ill.: Row, Peterson [1954].
16 Carl I. Hovland, Irving L. Janis & Harold H. Kelley, *Communication and persuasion: Psychological studies of opinion change*, New Haven: Yale University Press 1953, 277.
17 Jacob Levine, Julius Laffal, Martin Berkowitz, James Lindemann & John Drevdahl, "Conforming behavior of psychiatric and medical patients," *Journal of Abnormal and Social Psychology* 49. 1954: 251-255.
18 Theodore R. Sarbin & Curtis D. Hardyck, "Conformance in role perception as a personality variable," *Journal of Consulting Psychology* 19. 1955: 109-111.
19 Hovland, Janis & Kelley, *Communication*, 270.
20 Solomon C. Goldberg, "Three situational determinants of conformity to social norms," *Journal of Abnormal and Social Psychology* 49. 1954: 325-329.
21 Solomon E. Asch, *Social psychology*, Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall 1952 (Neuauflage: Oxford: Oxford University Press 1987).
22 Herbert C. Kelman, "Attitude change as a function of response restriction," *Human Relations* 6. 1953: 185-214.
23 Jerome D. Frank, "Experimental studies of personal pressure and resistance," *The Journal of General Psychology* 30. 1944: 23-64.
24 Leon Festinger, "Motivation leading to social behavior," in: *Nebraska symposion on motivation 1954*, ed. Marshall R. Jones, Lincoln, NE: University of Nebraska Press 1954, 191-219.
25 Morton Grodzins, *The loyal and the disloyal: Social boundaries of patriotism and treason*, Chicago: University of Chicago Press 1956.
26 Everett W. Bovard jr., "Group structure and perception," *Journal of Abnormal and Social Psychology* 46. 1951: 398-405.
27 Kurt W. Back, "Influence through social communication," *Journal of Abnormal and Social Psychology* 46. 1951: 9-23.
28 Hovland, Janis & Kelley, *Communication*, 139.
29 Morton Deutsch & Harold B. Gerard, "A study of normative and informational social influences upon individual judgment," *Journal of Abnormal and Social Psychology* 51. 1955: 629-638.
30 Stouffer, *Communism*.
31 Marie Jahoda & Stuart W. Cook, "Security measures and freedom of thought," dt. in diesem Band.
32 Hovland, Janis & Kelley, *Communication*, 272.
33 Albert K. Cohen, *Delinquent boys: The culture of the gang*, Glencoe, Ill: Free Press 1955; dt.: *Kriminelle Jugend. Zur Soziologie jugendlichen Bandenwesens*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1961.
34 Harold H. Kelley & Christine Lipps Woodruff, "Member's reaction to apparent group approval of a counternorm communication," *Journal of Abnormal and Social Psychology* 52. 1956: 67-74.
35 Harold H. Kelley & Martin M. Shapiro, "An experiment on conformity to group norms where conformity is detrimental to group achievement," *American Sociological Review* 19. 1954: 667-677.
36 Irving L. Janis, "Personality correlates of susceptibility to persuasion," *Journal of Personality* 22. 1953: 504-518.

37 Martin L. Hoffman, "Some psychodynamic factors in compulsive conformity," *Journal of Abnormal and Social Psychology* 48. 1953: 383-393.
38 David Riesman, *The lonely crowd: A study of the changing American character*, New Haven, CT: Yale University Press 1950; dt.: David Riesman, Reuel Denney, Nathan Glazer, *Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters*, Darmstadt: Luchterhand 1956.
39 Richard Crutchfield, "Conformity and character," *American Psychologist* 10. 1955: 191-198; Theodor W. Adorno, Else Frenkel-Brunswik, Daniel J. Levinson & R. Nevitt Sanford, *The authoritarian personality*, New York: Harper 1950.
40 Frank Barron, "Some personality correlates of independence of judgment," *Journal of Personality* 21. 1953: 287-297, hier: 297.
41 Goldberg, "Three situational determinants."
42 Harriet B. Linton, "Dependence of external influence: Correlates in perception, attitudes and judgement," *Journal of Abnormal and Social Psychology* 51. 1955: 502-507, hier: 502.
43 Crutchfield, "Conformity and character."
44 A. S. Luchins, "Social influence on perception of complex drawings," *Journal of Social Psychology* 21. 1945: 257-273.
45 Asch, *Social psychology*.
46 Robert S. Woodworth, "Reinforcement of perception," *American Journal of Psychology* 60. 1947: 119-124, hier: 123.
47 Ernest R. Hilgard, "The role of learning in perception," in: Robert R. Blake & Glenn V. Ramsey (eds.), *Perception: An approach to personality*, New York: Ronald Press 1951, 95-120, hier: 105.
48 Festinger, "Motivation leading to social behavior," 194.
49 Seymour M. Lipset, Paul F. Lazarsfeld, Allen B. Barton & Juan J. Linz, "The psychology of voting: An analysis of political behavior," in: *Handbook of social psychology*, ed. Gardner Lindzey, Reading, Mass: Addison-Wesley 1954, Vol. II, 1124-1175, hier: 1163.
50 Kurt Lewin, "Behavior and development as a function of the totale situation" (1946); dt.: "Verhalten und Entwicklung als eine Funktion der Gesamtsituation," in: *Kurt-Lewin-Werkausgabe*, Band 6, hg. v. Carl-Friedrich Graumann, Bern-Stuttgart: Huber-Klett-Cotta 1982, 375-448.
51 John R. P. French, "Organized and unorganized groups under fear and frustration," *University of Iowa Studies in Child Welfare*, Vol. 20, Iowa City, Iowa: University of Iowa Press 1944, 229-308.
52 Leon Festinger, "An analysis of compliant behavior," in: *Group relations at the crossroads*, ed. Muzafer Sherif & Milbourne O. Wilson, New York: Harper 1953, 232-256 hier: 235.
53 "Marrano" wurden jene sephardischen Juden genannt, die vor der Vertreibung aus Spanien 1492 bzw. Portugal 1496 zum Christentum übergetreten waren und von denen eine beträchtliche Zahl den jüdischen Glauben im Verborgenen weiter praktizierte. *Hg.*
54 Hoffman, "Some psychodynamic factors."
55 Arthur J. Brodbeck, Philipp Nogee & Albert DiMascio, "Two kinds of conformity: A study of the Riesman typology applied to standards of parental discipline," *Journal of Psychology* 41. 1956: 23-45.
56 Harold H. Kelley & Edmund H. Volkhart, "The resistance to change of group-anchored attitudes," *American Sociological Review* 17. 1952: 453-465. Vgl. Harold H. Kelley & John W. Thibaut, "Experimental studies of group problem solving and process," in: *Handbook of social psychology*, ed. Gardner Lindzey, Reading, Mass: Addison-Wesley 1954, Vol. II, 735-785. *Hg.*
57 Patricia L. Kendall & Katherine M. Wolf, "The analysis of deviant cases in communication research," in: *Communication research 1948 - 1949*, ed. Paul F. Lazarsfeld & Frank H. Stanton, New York: Harper 1949, 152-179. Die Comicfigur Mr. Biggott wurde vom "Bureau of Applied Social Research" im Rahmen von Studien über Vorurteile benutzt. Sie artikulierte konventionelle Vorurteile. *Hg.*
58 Herbert C. Kelman, "Attitude change."
59 Marie Jahoda, "Psychological issues in civil liberty," *The American Psychologist* 11. 1956: 234-240.

60 Senator Cain hatte ursprünglich die Sicherheitsmaßnahmen unterstützt, doch nachdem er ein oder zwei Fälle in seinem Wahlkreis untersucht hatte, gelangte er zur Überzeugung, daß sie schädliche Auswirkungen hätten und änderte seine Haltung. Harry P. Cain (geb. 1906, republikanischer Senator von Washington 1946-1953). *Hg.*

61 Ethel und Julius Rosenberg (1915-1953; 1918-1953) wurden 1951 als erste US-Zivilisten wegen Spionage für die Sowjetunion zum Tode verurteilt; während und nach dem Prozeß fand eine weltweite Kampagne für die Begnadigung des Ehepaares und gegen die Vollstreckung der Urteile statt. *Hg.*

62 Vgl. z.B. Kurt Lewin, "Feldtheorie des Lernens" (1942), in: *Kurt-Lewin-Werkausgabe*, Band 4, hg. v. Carl-Friedrich Graumann, Bern-Stuttgart: Huber-Klett 1982, 173; siehe auch Lewin, "Behavior and development", passim.

63 Marie Jahoda, "Anti-communism and employment policies in radio and television;" deutsch in diesem Band.

64 Heinz Hartmann, "On rational and irrational action" (1947), in: ders., *Essays on ego psychology: Selected problems in psychoanalytic theory*, New York: International Universities Press 1964, 37-68; dt.: "Über rationales und irrationales Handeln" (1947), in: ders., *Ich-Psychologie. Studien zur psychoanalytischen Theorie*, Stuttgart: Klett 1972, 50-77, hier: 53.

Vorurteile und Vermeidung

1 Paul F. Lazarsfeld, Bernard Berelson & Hazel Gaudet, *The people's choice: How the voter makes up his mind in a presidential campaign*, New York: Columbia University Press 1944; dt.: *Wahlen und Wähler*, Neuwied: Luchterhand 1969; Paul F. Lazarsfeld & Robert K. Merton, "Studies in radio and film propaganda," *Transactions of the New York Academy of Sciences* 6. 1943: 58-79.

2 Paul F. Lazarsfeld (ed.), *Radio and the printed page: An introduction to the study of radio and its role in the communication of ideas*, New York: Duell, Sloan & Pearce 1940.

3 Das Beweismaterial dafür stammt aus einer Reihe von Studien, die vom "Department of Scientific Research" des "American Jewish Committee" und dem "Bureau of Applied Social Research" der Columbia University durchgeführt wurden.

4 Es wurden mehrere Mr. Biggott-Studien gemacht. Jene, der die folgenden Beispiele entnommen sind, wurde vom "Bureau of Applied Social Research" für das "Department of Scientific Research" des "American Jewish Committee" durchgeführt. Patricia L. Kendall & Katherine M. Wolf, "The analysis of deviant cases in communication research," in: *Communication research 1948 - 1949*, ed. Paul F. Lazarsfeld & Frank H. Stanton, New York: Harper 1949, 152-179 enthält eine Analyse der Mr. Biggot-Studien. Andere Studien des "Bureau of Applied Social Research" liegen nur als mimeographierte Forschungsberichte vor. *Hg.*

5 Im betreffenden Cartoon sieht man Mr. Biggott in einem Spitalsbett; er sagt zum danebenstehenden Arzt, er möchte für seine Bluttransfusion nichts als "amerikanisches Blut der sechsten Generation."

6 Die amerikanische Sängerin Kate Smith (1909-1986) wurde durch ihre Auftritte im Radio sehr bekannt. Sie hatte mehrere Jahre lang eine eigene Sendung bei Columbia Broadcasting System (CBS). Am 21. September 1943 veranstaltete CBS mit Kate Smith einen 18stündigen Radiomarathon, der die Zeichnung von Kriegsanleihen unterstützen sollte. Vgl. die Analyse dieses Propagandaereignisses von Robert K. Merton, *Mass persuasion: The social psychology of a war bond drive*, New York: Harper 1946. *Hg.*

7 Sie wurden aufgrund von Fragen zur politischen Einstellung, die mit einer negativen Haltung gegenüber Minderheiten ziemlich hoch korrelieren, als "konservativ" eingestuft.

8 Robert F. Wagner (1877-1953) war ein führender Politiker des "New Deal," der sich vor allem für eine verbesserte Sozialpolitik engagierte. *Hg.*

9 Marie Jahoda, "Some socio-psychological problems of factory life," *British Journal of Psychology* 31. 1941: 191-206.

10 Theodor W. Adorno, "On popular music," *Studies in Philosophy and Social Science (Zeitschrift für Sozialforschung)* 9. 1941: 17-48.
Dieser aus der Zusammenarbeit zwischen Adorno und Lazarsfeld hervorgegangene Aufsatz wurde in die "Gesammelten Schriften" Adornos nicht aufgenommen, weil er gemeinsam mit verwandten Aufsätzen und einem unvollständigen Buchmanuskript als Supplementband der *Gesammelten Schriften* hätte erscheinen sollen; vgl. die editorische Nachbemerkung der Herausgeber zu Band 19 der *Gesammelten Schriften*, Frankfurt: Suhrkamp 1984, 640.
Max Horkheimer, "Art and mass culture," *Studies in Philosophy and Social Science (Zeitschrift für Sozialforschung)* 9. 1941: 290-304; dt.: "Neue Kunst und Massenkultur," in: *Gesammelte Schriften*, Band 4, Frankfurt: S. Fischer 1988, 419-438; Leo Löwenthal, "Biographies in popular magazines," in: *Radio research 1942-1943*, ed. Paul F. Lazarsfeld & Frank M. Stanton, New York: Duell, Sloan and Pearce 1944, 507-548; dt.: "Der Triumph der Massenidole," in: *Literatur und Massenkultur, Schriften*, Band 1, Frankfurt: Suhrkamp 1980, 258-300. *Hg.*

11. Adorno, "On Popular music."

Was kann man aus Umfragen über Antisemitismus lernen?

1 Wie bei allen US-Präsidentenwahlen seit 1920 veröffentlichte der *Literary Digest* zwischen Anfang September und Ende Oktober 1936 neun Artikel mit Umfrageergebnissen, denen zufolge Alf Landon gewinnen würde. Nach dem Wahlsieg Theodore Roosevelts veröffentlichte die Zeitschrift einen Artikel, der sich um eine Erklärung dieser mißlungenen Prognose bemühte: "What went wrong with the polls?" *Literary Digest* vol. 122, no. 20, 14. November 1936, 7f. *Hg.*

2 Die Zeitschrift *Fortune* veröffentlichte seit 1935 regelmäßig Umfragen, die von Elmo Roper durchgeführt wurden. *Hg.*

3 George H. Gallup gründete 1935 das "American Institute of Public Opinion." *The Gallup public opinion 1935-1971*, New York: Random House 1972 (3 Bde.) enthält keinen Hinweis darauf, daß von diesem Institut Umfragen zu antisemitischen Einstellungen veröffentlicht wurden. *Hg.*

4 Das "National Opinion Research Center" wurde 1941 gegründet. *NORC bibliography of publications, 1941-1991: A fifty year cumulation*, comp. Patrick Bova & Michael Preston Worley, Chicago: NORC 1991 enthält bibliographische Angaben zu allen vom NORC durchgeführten Studien. *Hg.*

5 "The Fortune survey conducted by Elmo Roper," *Fortune* vol. 33, no. 2, February 1946, 257-260. *Hg.*

6 Gordon W. Allport, "The bigot in our midst: An analysis of his psychology," *The Commonweal 40*. 1940: 582-586, hier: 583, enthält keine Angabe einer Quelle für dieses Resultat. *Hg.*

7 "Fortune", 257. *Hg.*

8 William Turnbull, "Secret vs. nonsecret ballots", in: *Gauging public opinion* by Hadley Cantril and research associates in the office of Public Opinion Research Princeton University, Princeton: Princeton University Press 1944, 79-82. *Hg.*

9 Vgl. Nathan W. Ackerman & Marie Jahoda, "The dynamic basis of anti-semitic attitudes," dt. in diesem Band. *Hg.*

10 Bei diesen Erhebungen handelt es sich um die vom "American Jewish Committee" bei dem von Max Horkheimer geleiteten "Institute for Social Research" in Auftrag gegebenen "Studies in Prejudice;" deren dritter Band enthält Berichte über psychologische Untersuchungen an Antisemiten; Theodor W. Adorno, Else Frenkel-Brunswik, Daniel J. Levinson & R. Nevitt Sanford, *The authoritarian personality*, New York: Harper 1950. *Hg.*

Über die "Autoritäre Persönlichkeit"

1 Robert K. Merton & Paul F. Lazarsfeld (eds.), *Studies in the scope and methods of "The American soldier,"* Glencoe, Ill.: Free Press 1950.

2 Theodor W. Adorno, Else Frenkel-Brunswik, Daniel J. Levinson, R. Nevitt Sanford, in Zusammenarbeit mit Betty Aron, Maria H. Levinson und W. Morrow, *The authoritarian personality,* New York: Harper 1950. Gefördert vom "American Jewish Committee." Publikation III der Social Studies Series.

3 "Wenn der Tiber die Stadt überschwemmt, wenn der Nil das Land nicht bewässert, wenn die Himmel sich nicht erweichen lassen, wenn die Erde bebt, wenn es Hungersnot oder Pestilenz gibt, dann erschallt sofort der Ruf: Werft die Christen den Löwen vor!" Tertullian, *Apologeticum* (Verteidigung des Christentums), 40,2.

4 Erich Fromm, *Escape from freedom,* New York: Holt, Rinehart & Winston 1941; dt.: *Die Furcht vor der Freiheit. Gesamtausgabe,* Band 1, Stuttgart: DVA 1980. Siehe auch seinen Beitrag zu *Autorität und Familie,* Studien aus dem Institut für Sozialforschung, Paris: Alcan 1936.

5 Abraham H. Maslow, "The authoritarian character structure," *Journal of Social Psychology* 18. 1943: 401-411.

6 Die Untersuchung wurde selbstverständlich vor dem Sieg des Nationalsozialismus durchgeführt. Es ist allerdings wohlbekannt, daß der Antisemitismus auch vor 1933 in Deutschland ein keineswegs unbekanntes Phänomen war.

7 Alfred North Whitehead, "The organization of thought," in: ders., *The organization of thought: Educational and scientific,* London: Williams & Norgate 1917, 127. *Hg.*

8 Emory S. Bogardus, "Measuring social distances," *Journal of Applied Sociology* 9. 1925: 299-308, und Emory S. Bogardus, "A social distance scale," *Sociology and Social Research* 17. 1933: 265-271.

9 Eine ausführliche Erörterung des Sachverhaltes findet sich in Gardner Murphy, Lois B. Murphy & Theodore M. Newcomb, *Experimental social psychology: An interpretation of research upon the socialization of the individual,* New York: Harper 1937, 905ff.

10 M. H. Harper, "Social beliefs and attitudes of American educators," *Teacher College Contribution to Education* 1927, no. 294; zitiert nach Murphy, Murphy & Newcomb, *Experimental social psychology,* 896ff.

11 Daß terminologische Probleme gelegentlich die Perspektive eines Wissenschaftlers ernsthaft beeinträchtigen können, wird durch eine Episode aus Freuds Leben illustriert. Freuds Bericht über Hysterie bei Pariser Männern wurde von seinen Wiener Kollegen mit Gelächter quittiert. Schulmeisterlich wurde er belehrt, daß "Hysteron" philologisch "Uterus" bedeutet und daher kein Mann hysterisch sein kann. Zitiert nach: Harold D. Lasswell, *Psychopathology and politics,* Chicago: Chicago University Press 1930, 19.

12 Edward A. Shils, "Authoritarianism: 'Right' and 'left,'" in: Richard Christie & Marie Jahoda (eds.) *Studies in the scope and method of "The authoritarian personality." Continuities in social research,* Glencoe, Ill.: Free Press 1954, 24-49; Richard Christie, "Authoritarianism re-examined", in: ebd., 123-196.

13 Ross Stagner, "Fascist attitudes: An exploratory study," *Journal of Social Psychology* 7. 1936: 309-319.

14 Allen L. Edwards, "Unlabeled fascist attitudes," *Journal of Abnormal and Social Psychology* 36. 1941: 575-582.

15 Siehe z.B. Milton Rokeachs Studie über geistige Starrheit im Ethnozentrismus ("Generalized mental rigidity as a factor in ethnocentrism," *Journal of Abnormal and Social Psychology* 43. 1948: 259-278) und Else Frenkel-Brunswiks Artikel zur Intoleranz gegenüber der Mehrdeutigkeit ("Intolerance of ambiguity as an emotional and perceptual personality variable," *Journal of Personality* 18. 1949: 108-143). Beide werden in Frenkel-Brunswiks Beitrag zum vorliegenden Band erörtert ("Further explorations by a contributor to 'The authoritarian personality,'" in: Christie & Jahoda (eds.), *Studies,* 226-275).

16 Thomas H. Howells, "A comparative study of those who accept as against those who reject religious authority," *University of Iowa. Studies in character* Vol. 2, no. 2, 1928 und "An experimental study of persistence," *Journal of Abnormal and Social Psychology* 28. 1933: 14-29.
17 Henry T. Moore, "Innate factors in radicalism and conservatism," *Journal of Abnormal and Social Psychology* 20. 1925: 234-244.
18 Lasswell, *Psychopathology*.
19 Harold D. Lasswell, "The selective effect of personality on political participation," in: Christie & Jahoda (eds.), *Studies*, 197-225.
20 Siehe vor allem Hymans und Sheatsleys Beitrag zum vorliegenden Band (Herbert H. Hyman & Paul B. Sheatsley, "'The authoritarian personality' - A methodological critique," in: Christie & Jahoda (eds.), *Studies*, 50-122).
21 Adorno et. al., *The authoritarian personality*, 771ff.
22 Frenkel-Brunswik, "Further explorations."
23 Erich Jaensch, *Der Gegentypus. Psychologisch-anthropologische Grundlagen deutscher Kulturphilosophie, ausgehend von dem, was wir überwinden wollen*, Leipzig: Barth 1938 (Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde 75). *Hg.*

Was heißt es, jüdisch zu sein?

1 Anführer des letzten jüdischen Aufstandes gegen das Römische Reich. Bar Kochb (? - 135 n.u.Z.) fiel bei der Eroberung der Festung Beth-Ter durch die Römer. *Hg.*
2 Paul Johnson, *A history of the Jews*, New York: Harper & Row 1987. *Hg.*
3 Ein weniger wohlhabender Stadtteil Londons mit hohem Anteil jüdischer Bevölkerung. *Hg.*
4 Shylock: Figur aus William Shakespeares "Der Kaufmann von Venedig," die stereotype Merkmale des jüdischen Geldverleihers trägt; Fagin: Figur aus Charles Dickens' "Oliver Twist;" jüdischer Hehler, der eine Bande von Taschendieben anführt und Jugendliche zum Taschendiebstahl anlernt.
5 Eugene L. Hartley, *Problems in prejudice*, New York: Octagon Press 1969 (urspr. 1946). *Hg.*
6 Theodor W. Adorno, Else Frenkel-Brunswik, Daniel J. Levinson & R. Nevitt Sanford, *The authoritarian personality*, New York: Harper 1950. *Hg.*
7 Jean Paul Sartre, *Réflexions sur la question juive*, Paris: Paul Morihien 1946; dt.: *Betrachtungen zur Judenfrage. Psychoanalyse des Antisemitismus*, Zürich: Europa 1948. *Hg.*
8 Erich Jaensch, *Der Gegentypus. Psychologisch-anthropologische Grundlagen deutscher Kulturphilosophie, ausgehend von dem, was wir überwinden wollen*, Leipzig: Barth 1938 (Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde 75). *Hg.*

Überlegungen zu "Marienthal"

1 Marie Jahoda & Hans Zeisel, *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit, mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie*, Leipzig: Hirzel 1933. *Hg.*
2 Aus Gründen, die in der Einleitung genannt werden, sind die meisten Berichte über diese Studien nicht erhalten geblieben; sofern nicht anders vermerkt, gilt das auch für die im folgenden von Jahoda erwähnten Wiener Untersuchungen. *Hg.*
3 Bohan Zawadzki & Paul F. Lazarsfeld, "The psychological consequences of unemployment," *The Journal of Social Psychology* 6. 1935: 224-251. *Hg.*

4 Frédéric Le Plays (1806-1882) *"Les Ouvriers Européens"* (Paris 1855) basiert auf ausführlichen "monographischen" Erhebungen der von ihm besuchten Familien; seine Methode ist ein Wegbereiter der Feldforschung. Jahoda benutzte eine ähnliche Erhebungstechnik in ihrer Untersuchung über ein Selbsthilfeprojekt für Arbeitslose in Südwales, vgl. Marie Jahoda, *Arbeitslose bei der Arbeit. Die Nachfolgeuntersuchung zu "Marienthal" aus dem Jahr 1938*, hg. v. Christian Fleck, Frankfurt/New York: Campus 1989. *Hg.*

5 Marie Jahoda, "Some socio-psychological problems of factory life," *British Journal of Psychology* 31. 1941: 191-206. *Hg.*

6 Max Weber, "Die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland (1982)," in: *Max Weber Gesamtausgabe*, Abteilung 1, Band 3, hg. v. Martin Riesebrodt, Tübingen: Mohr 1984 (2 Bde). Diese sogenannte "Landarbeiterenquete" wurde im Rahmen des "Vereins für Socialpolitik" durchgeführt. *Hg.*

7 Jahoda, *Arbeitslose bei der Arbeit. Hg.*

8 "Mass Observation" war ein 1937 von Tom Harrison und Charles Madge initiiertes, quasi sozialwissenschaftliches Dokumentationsvorhaben des englischen Alltagslebens, das anfangs vor allem aus Protkollen über das, was die Personen im Umfeld der Berichterstatter an einem bestimmten Tag taten, bestand. Jahoda besprach Veröffentlichungen von "Mass Observation." Siehe: *Sociological Review* 30. 1938: 208-209 und 32. 1940: 129-131. *Hg.*

9 Über den Krönungstag von George VI., den 12. Mai 1937, veröffentlichte "Mass Observation" einen detaillierten Bericht: Mass Observation, *Day - Survey, Wednesday, May 12*, London: Faber & Faber 1937. Vgl. Jahodas Besprechung: *Sociological Review* 30. 1938: 208-209. *Hg.*

10 Karl Bühler, *Die Krise der Psychologie*, Jena: G. Fischer 1927. *Hg.*

11 Karl Bühler, *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*, Jena: G. Fischer 1934. *Hg.*

12 *Men without work: A report made to the Pilgrim Trust*, with an introduction by the Archbishop of York and a preface by Lord Macmillan, London: Cambridge University Press 1938. Eine der Mitarbeiterinnen dieser Studie war Gertrud Wagner, die davor zu den Mitarbeitern der "Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle" in Wien gehörte. *Hg.*

13 Henrik de Man, *Der Kampf um Arbeitsfreude. Eine Untersuchung auf Grund der Aussagen von 78 Industriearbeitern und Angestellten*, Jena: E. Diederichs 1927; einer der ersten Aufsätze Jahodas war eine kritische Auseinandersetzung mit diesem Buch: "Arbeitsfreude, Kapitalismus, Arbeiterbewegung," *Arbeit und Wirtschaft* 1927, Sp. 317ff. *Hg.*

14 Charlotte Bühler, *Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem*, Leipzig: Hirzel 1933; vgl. Jahodas Dissertation: *Anamnesen im Versorgungshaus. Ein Beitrag zur Lebenspsychologie*, unveröffentl. Phil. Diss. Universität Wien 1932. *Hg.*

Sozialpsychologie und Anthropologie

1 Jahoda verwendet hier und im folgenden die in England übliche Fachbezeichnung (social) anthropologists bzw. (social) anthropology. *Hg.*

2 J.H.M. Beattie, "Understanding and Explanation in Social Anthropology," *British Journal of Sociology* 10. 1959: 45-60, hier: 56.

3 Reinhard Bendix, "Compliant Behavior and Individual Personality," *American Journal of Sociology* 58. 1952: 292-303.

4 Herbert Blumer, "Public Opinion and Public Opinion Polling," *American Sociological Review* 13. 1948: 542-549, sowie die Diskussionsbeiträge von Theodor M. Newcomb, 549-552 und Julian Woodward 552-554; wiederabgedruckt in: *Public Opinion and propaganda: A book of readings*, ed. Daniel Katz et. al., New York: Holt, Rinehart & Winston 1964, 70-84.

5 Winston S. Churchill, *The Second World War*. Vol. 1, *The Gathering Storm*, London: Cassell 1948, 526 (zitiert nach der dt. Übersetzung *Der Zweite Weltkrieg*. Band 1, *Der Sturm zieht auf*, 2. Buch, Bern: Scherz 1948, 336).
6 Diese unpublizierte Studie wurde von Robert K. Merton geleitet.
7 Diese Untersuchung über den Bildungsprozeß in einem College mit angeschlossenem Studentenheim blieb auf Verlangen des Colleges unveröffentlicht.
8 Die Studie sollte den Einfluß der Wohngegend auf die psychische Gesundheit untersuchen. Die Ergebnisse waren - vermutlich wegen der Schwierigkeiten, die sich der Entwicklung geeigneter Meßtechniken entgegenstellten - so wenig schlüssig, daß ich die Studie für nicht geeignet hielt, publiziert zu werden.

Bemerkungen zum Begriff "Arbeit"

1 Es gibt vielleicht eine Ausnahme, das Schlaraffenland der Brüder Grimm. Die Bedingungen jedoch, unter denen man dieses Land, in dem niemand arbeiten muß, erreichen kann, sind wahrhaft schrecklich, schon in der bloßen Vorstellung - man muß sich durch ein Gebirge von Griesbrei hindurchessen! Für mich ist die Moral der Grimmschen Geschichte die, daß ein Leben ohne Arbeit den Aufwand nicht lohnt.
2 Daniel Bell, *Work and its discontents*, New York: League for Industrial Democracy 1970, 54 (urspr. Boston: Beacon Press 1956).
3 Mason Haire, "Industrial social psychology," in: *Handbook of social psychology*, ed. Gardner Lindzey, Reading, Mass.: Addison-Wesely 1954, Vol. 2, 1104-1123, hier: 1119.
4 Marie Jahoda & Hans Zeisel, *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit*, Leipzig: Hirzel 1933; Marie Jahoda, "Some sociopsychological problems of factory life," *British Journal of Psychology* 31. 1941: 191-206; Marie Jahoda, "Incentives to work: A study of unemployed adults in a special situation," *Occupational Psychology* 16. 1942: 20-30; Marie Jahoda, *The education of technologists: An exploratory case study at Brunel College*, London: Tavistock 1963.
5 Sigmund Freud, *Das Unbehagen in der Kultur, Gesammelte Schriften*, Band 12, Wien: Internationaler Psychoanalytischer Verlag 1934, 46.
6 David Rapaport, *The structure of psychoanalytic theory: A systematizing attempt*, New York: International Universities Press, 1960; dt.: *Die Struktur der psychoanalytischen Theorie. Versuch einer Systematik*, Stuttgart: Klett [1961].
7 Heinz Hartmann, *Ego psychology and the problem of adaptation*, New York: International Universities Press 1958; dt.: *Ich-Psychologie und Anpassungsprobleme*, Stuttgart: Klett 1975 (urspr. 1939).
8 Heinz Hartmann, "Notes on the Reality Principle" (1956), in: ders., *Essays on ego psychology: Selected problems in psychoanalytic theory*, New York: International Universities Press 1964, 241-267, hier: 249; dt.: "Bemerkungen zum Realitätsproblem," *Psyche* 18. 1964: 397-419, hier: 404.
9 Ebd., 244; dt.: 399.
10 Kurt Lewin bezeichnet mit "Lebensraum" die "Person und die psychologische Umwelt, wie diese für jene existiert" und unterscheidet davon "eine Vielzahl von Vorgängen in der physischen oder sozialen Welt, welche zu einer bestimmten Zeit den Lebensraum des Individuum nicht beeinflussen". Die "Grenzzone" des Lebensraums bilden "gewisse Teile der physischen und sozialen Welt," die "zu einer bestimmten Zeit den Zustand des Lebensraums (beeinflussen)". "Definition des 'Feldes zu einer bestimmten Zeit'" (1943), in: *Kurt-Lewin-Werkausgabe*, Band 4, hg. v. Carl-Friedrich Graumann, Bern-Stuttgart: Huber-Klett 1982, 147. *Hg.*
11 Hartmann, *Ego psychology*, 46.
12 Robert W. White, *Ego and reality in psychoanalytical theory: A proposal regarding independent ego energies*, New York: International Universities Press 1963, 188.

13 Freud, *Unbehagen.*
14 Hartmann, "Notes on the reality principle," 244; dt.: 400.
15 Siehe z.B. Stanley Wyatt & James N. Langdon, *Fatigue and boredom in repetitive work* (Report No. 77, Industrial Health Research Board), London: HMSO 1937; Marie Jahoda, "Some socio-psychological problems;" Lisl Klein, *'Multiproducts Ltd:' A case-study on the social effects of rationalized production*, London: HMSO 1964.
16 Elliott Jaques, *Measurement of responsibility: A study of work, payment, and individual capacity*, London: Tavistock, 1956, 32ff.
17 Frederick Herzberg, Bernard Mausner & Barbara B. Snyderman, *The motivation to work*, New York: Wiley 1959, 70 (Neuausgabe: New Brunswick, NJ: Transaction 1993).
18 Zitiert nach: James A. C. Brown, *The social psychology of industry: Human relations in the factory*, Harmondsworth: Penguin 1954, 14.
19 Jahoda, *Education.*
20 Freud, *Unbehagen.*
21 Kenn Rogers, *Managers: Personality and performance*, London: Tavistock 1963, 162.
22 Isabel E. P. Menzies, "A case-study in the functioning of social systems as a defence against anxiety," *Human Relations* 13. 1960: 95-121.
23 Freud, *Unbehagen.*
24 Heinz Hartmann, "Notes on the theory of sublimation" (1955), in: ders., *Essays*, 215-240.

Nichtreduktionistische Sozialpsychologie

1 Roger Brown, *Social psychology*, New York: Free Press 1986 (2nd ed.).
2 Muzafer Sherif, *The psychology of social norms*, New York: Harper & Row 1936.
3 Solomon E. Asch, "Effects of group pressure upon the modification and distortion of judgement," in: Harold S. Guetzkow (ed.), *Groups, leadership and men. Research in human relations*, Pittsburgh: Carnegie Press 1951, 177-190.
4 C. Daniel Batson, "Experimentation in psychology of religion: An impossible dream," *Journal for the Scientific Study of Religion* 16. 1977: 413-418, zitiert in: Willem Doise, *Levels of Explanation in Social Psychology*, Cambridge, England: Cambridge University Press 1986, 145.
5 Roger C. Barker, *Ecological psychology*, Stanford: Stanford University Press 1968; Roger C. Barker & Herbert F. Wright, *One boy's day*, New York: Harper 1951.
6 Vgl. neben anderen: David M. Fryer & Philip Ullah (eds.), *Unemployed people: Social and psychological perspectives*, Milton Keynes: Open University Press 1987; Marie Jahoda, *Employment and unemployment*, Cambridge: Cambridge University Press 1982 (dt.: *Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert*, Weinheim: Beltz 1982); Peter Kelvin & Joanna E. Jarrett, *Unemployment: Its social and psychological effects*, Cambridge: Cambridge University Press 1985.
7 David M. Fryer & Roy L. Payne, "Proactive behaviour in unemployment: findings and implications," *Leisure Studies* 3. 1984: 273-295.
8 Kenneth J. Gergen, "Social psychology as history," *Journal of Personality and Social Psychology*, 26. 1973: 309-320.
9 Stephen Perrin & Christopher Spencer, "Independence or conformity in the Asch experiment as a reflection of cultural and situational factors," *British Journal of Social Psychology* 20. 1981: 205-209.
10 Brown, *Social psychology*, 170.

Moderne Möbel in Bristol

1 In diesem Zusammenhang sollte nicht unerwähnt bleiben, daß zu einer Zeit, als der alte Goethe ganz allgemein als *der* Dichter Deutschlands anerkannt war, die billigen und albernen Romane seines Schwagers Vulpius jene Bücher waren, die sich in Deutschland am besten verkauften.
2 Gemeint ist hier die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. *Hg.*
3 Name der Möbelfirma in Bristol, in deren Auftrag diese Erhebung durchgeführt wurde. P. E. Grane Ltd. propagierte in den dreißiger Jahren zeitgenössisches Design. *Hg.*
4 Im hier nicht abgedruckten letzten Teil dieses Aufsatzes werden dazu einige Vorschläge gemacht. *Hg.*

Begegnung mit dem Teufel

1 Der amerikanische katholische Geistliche Fulton John Sheen (1895-1979) war bekannt für seine Angriffe auf den Kommunismus, den Freudianismus und die Geburtenkontrolle. Sheen wurde später Bischof und hatte als einer der ersten Geistlichen eine eigene Fernsehsendung. *Hg.*
2 Arthur Koestler, *The yogi and the commissar, and other essays*, New York: Macmillan 1945; dt.: *Der Yogi und der Kommissar. Auseinandersetzungen*, Esslingen: Bechtle 1950. *Hg.*
3 Arthur Koestler, *Thieves in the night. Chronicle of an experiment*, New York: Macmillan 1946; dt.: *Diebe in der Nacht. Roman*, Wien-München-Zürich: Europa 1979. *Hg.*

Nach einem Besuch in Österreich

1 Die "European Defence Community" ("Europäische Verteidigungsgemeinschaft") war eine der frühen Bemühungen um die europäische Einigung unter Einbeziehung des besiegten Deutschland. Die EDC sah eine gemeinsame westeuropäische Armee vor, zu der auch die wiederaufgerüstete Armee der Bundesrepublik Deutschland gehören sollte. Während alle anderen beteiligten Nationen - England, Frankreich und die Beneluxstaaten - daneben ihre nationalen Armeen behalten sollten, sollte Deutschland über keine eigene Armee verfügen können. Frankreich sah sich nicht in der Lage, neben der nationalen Armee, die damals gerade in Indochina im Krieg stand, auch noch einen Teil einer europäischen Armee aufzustellen. Das 1952 ratifizierte Abkommen wurde 1954 vom französischen Parlament abgelehnt. *Hg.*
2 David V. Glass (ed.), *Social mobility in Britain*, London: Routledge, Kegan & Paul 1954. *Hg.*
3 Alexander Weissberg-Cybulski, *The Accused*, New York: Simon & Schuster 1951, Original: *Conspirancy of silence*. With a preface by Arthur Koestler, London: Hamilton [1951], dt.: *Hexensabbatt. Rußland im Schmelztiegel der Säuberungen*, Frankfurt: Frankfurter Hefte 1951, Neuausgabe: *Im Verhör. Ein Überlebender der stalinistischen Säuberungen berichtet*. Vorwort von Arthur Koestler, Nachwort von Ella Lingens, Wien: Europa 1993.

Auswahlbibliographie der Schriften von Marie Jahoda

Vorbemerkung: Die folgende Bibliographie ist die überprüfte und ergänzte Fassung einer von Marie Jahoda zur Verfügung gestellten List of Publications. Darauf aufbauend hat Ali Wacker 1992 eine erste Werkbibliographie veröffentlicht; auch auf diese Arbeit wurde zurückgegriffen. Aufgenommen wurden hier nur jene Veröffentlichungen, die verifiziert werden konnten. Nicht aufgenommen wurden Rezensionen, Vorworte und Kommentare, sowie veröffentlichte Interviews mit Jahoda. Unberücksichtigt blieben die von Wacker aufgenommenen hektographierten Forschungsberichte und andere "graue" Literatur, sofern sie nicht im Wege des internationalen Fernleihesystems erhältlich ist. Unveränderte Neuauflagen wurden nicht ausgewiesen, Übersetzungen, soweit bekannt, berücksichtigt. Zu danken habe ich Marie Jahoda und Ali Wacker für die mir zugänglich gemachten Bibliographien sowie der Fernleihe der Universitätsbibliothek Graz und der Widener Library der Harvard University, ohne die die Erstellung dieser Bibliographie nicht möglich gewesen wäre. Bibliographische Auskünfte über hier nicht aufgenommene Schriften Jahodas und über die Besprechungen ihrer Arbeiten können beim "Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich", Institut für Soziologie der Universität Graz eingeholt werden. *Hg.*

1926

"Koedukation," *Schulkampf*, Juni/Juli (6/7), 3.

1927

a (anonym) "Berufsprobleme in individualpsychologischer Beleuchtung," *Die sozialistische Erziehung* 7, 274-275.

b "Arbeitsfreude, Kapitalismus, Arbeiterbewegung," *Arbeit und Wirtschaft*, Sp. 317-320.

1928

"Kathederkapitalismus," *Arbeit und Wirtschaft*, Sp. 501-504.

1929

(mit Paul F. Lazarsfeld & Karl Reininger), "Das Weltbild des Jugendlichen," in: Sofie Lazarsfeld (Hg.), *Technik der Erziehung. Ein Leitfaden für Eltern und Lehrer*, Leipzig: Hirzel, 212-237.

1933

a (mit Hans Zeisl), *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit, mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie*, bearbeitet und hrsg. von der Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle, Leipzig: Hirzel. Neuauflage: Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld & Hans Zeisel, *Die Arbeitslosen von Marienthal*, Allensbach: Verlag für Demoskopie 1960 [weitere Auflagen: Frankfurt: Suhrkamp 1975 u.ö.]. Amerikanische Ausgabe:

Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld & Hans Zeisel, *Marienthal: The sociography of an unemployed community*, Chicago: Aldine-Atherton 1971. Englische Ausgabe: London: Tavistock Publications 1972. Französische Ausgabe: Paris: Minuit 1982. Koreanische Ausgabe: Seoul: Tamgu-Dang 1983. Italienische Ausgabe: Roma: Edizioni Lavoro 1986.

b "The influence of unemployment on children and young people in Austria," in: The Save the Children International Union (ed.), *Young people and unemployment*, Geneva: Eigenverlag, Part II, 115-135.

1936

"Autorität und Erziehung in der Familie, Schule und Jugendbewegung Österreichs," in: Institut für Sozialforschung (Hrsg.), *Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung*, Paris: Librairie Alcan, Bd. 2, 706-726.

1937

(Pseudonym: Mautner, M.) "Die Intellektuellen und die revolutionäre Bewegung in Österreich," *Der Kampf. Internationale Revue N.F.* 4, 16-22.

1938

"Some ideas on social and psychological research," *The Sociological Review* 30, 63-80 (dt. in diesem Band).

1941

"Some socio-psychological problems of factory life," *British Journal of Psychology* 31, 191-206.

1944

"We and they. The dilemma of administration," *International Womens's News*, 87-90.

1942

"Incentives to work: A study of unemployed adults in a special situation," *Occupational Psychology* 16, 20-30.

1946

a "The Consumer's attitute to furniture: A market research," *The Sociological Review* 38, 205-246 (dt. in diesem Band).

b (mit Samuel H. Flowerman), "Polls on anti-Semitism. How much do they tell us?" *Commentary*, 82-86 (dt. in diesem Band).

1947

(mit Eunice Cooper), "The evasion of propaganda: How prejudiced people respond to anti-prejudice propaganda", in *The Journal of Psychology* 23, 15-25. Wieder abgedruckt in: *Public opinion and propaganda. A book of readings*, ed. Daniel Katz u.a. New York: Dryden 1954 und New York: Holt, Rinehart & Winston 1964, 313-319 (dt. in diesem Band).

1948

a (mit Nathan W. Ackerman), "Toward a dynamic interpretation of anti-Semitic attitudes," *The American Journal of Orthopsychiatry* 18, 163-173.

b (mit Nathan W. Ackerman), "The dynamic basis of anti-Semitic attitudes," *Psychoanalytic Quarterly* 17, 240-260 (dt. in diesem Band).

1949

"Part I: The problem (Consistency and inconsistency in ingroup relations)," *The Journal of Social Issues* 5, 4-11.

1950

a (mit Nathan W. Ackerman), *Anti-Semitism and emotional disorder. A psychoanalytic interpretation*, New York: Harper.

b "Design for college life: A study of Vassar," *Vassar Alumnae Magazine*, March, 2-4.

1951

a (mit Morton Deutsch & Stuart W. Cook), *Research methods in social relations, with special reference to prejudice*, Vol. I: Basic processes, Vol. II: Selected techniques, New York: Dryden Press.

b (mit Robert K. Merton, Patricia S. West & Hanan C. Selvin, eds.), *Social policy and social research in housing*, New York: Association Press (zugleich: *The Journal of Social Issue* 7, no. 1 & 2).

c (mit Patricia S. West), "Race relations in public housing," *Journal of Social Issues* 7, 132-139.

d "What do you think about Vassar?" *Vassar Alumnae Magazine*, June, 2-5.

1952

a (mit Stuart W. Cook), "Security measures and freedom of thought: An exploratory study ofthe impact of loyality and security programs," *The Yale Law Journal* 61, 295-333 (dt. in diesem Band).

b (mit Joseph T. Klapper), "From social book-keeping to social research," *Public Opinion Quarterly* 16, 623-30.

1953

"The meaning of psychological health," *Social Casework* 34, 349-354.

1954

a (mit Richard Christie, eds.), *Studies in the scope and method of "The authoritarian personality:" Continuities in social research*, Glencoe, Ill.: Free Press; darin: "Introduction," 11-23 (dt. in diesem Band).

b (mit Stuart W. Cook), "Ideological compliance as a social psychological process", in: Carl J. Friedrich (ed.), *Totalitarism. Proceedings of a conference held at the American Academy of Arts and Science, March 1953*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 203-230.

1955

a "Morale in the federal civil service," *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* 300, 110-113.

b (mit E. Barnitz), "The nature of evaluation," *International Social Science Bulletin* 7, 353-364.
c (mit Joan Havel), "Psychological problems of women in different social roles: A case history of problem formulation in research," *The Educational Record* 36, 325-335.
d "The social scientist" (contribution to 'The Lawyer's role in modern society: A round table'), *Journal of Public Law* (Emory University Law School) 4, 35-37.

1956
a "Anti-communism and employment policies in radio and television," in: John Cogley (ed.), *Report on blacklisting. II. Radio - television*, New York: Arno Press & The New York Times, 221-281 (dt. in diesem Band).
b "Psychological issues in civil liberties," *The American Psychologist* 11, 234-240.

1958
Current Concepts of positive mental health, New York: Basic Books (new edition: Gerald N. Grob (ed.), Salem: Ayer 1979).

1959
a (mit Claire Selltiz, Morton Deutsch & Stuart W. Cook), *Research methods in social relations* (revised one volume edition), New York: Holt, Rinehart & Winston.
b "Conformity and independence: A psychological analysis," *Human Relations* 12, 99-120 (dt. in diesem Band).
c "Environment and mental health," *International Social Science Journal* 11, 14-23.

1960
Race relations and mental health, Paris: UNESCO.

1961
a "A social-psychological approach to the study of culture," *Human Relations* 14, 23-30 (dt. in diesem Band).
b "Nursing as a profession," *International Review of Nursing* 8, 10-21.
c "What is prejudice?" *Look* vol. 24, no. 11 (May 24), 93-101 (reprinted: *World Mental Health* 13, 38-45).

1962
"The establishment of a new psychology department," *Bulletin of the British Psychological Society* 48, 25-29.

1963
a *The education of technologists: An exploratory case study at Brunel College*, London: Tavistock.
b "Some notes on the influence of psycho-analytic ideas on American psychology," *Human Relations* 16, 111-129.
c "Mental health," in: Albert Deutsch & Helen Fishman (eds.), *The encyclopedia of mental health*, New York: Watts, vol. 3, 1067-1079.

1966

a (mit Neil Warren, eds.), *Attitudes. Selected readings*, Harmondsworth: Penguin.

b "Notes on work," in: Rudolph M. Loewenstein, L. M. Newman, Max Schur & Albert J. Solnit (eds.), *Psychoanalysis: A general psychology, Essays in honor of Heinz Hartmann*, New York: International Universities Press, 622-633 (dt. in diesem Band).

c (mit Laurie Thomas), "The mechanics of learning," *New Scientist* 30, 114-117.

1968

a (mit Neil Warren), "Intelligence - nature and nurture" (Race, rhyme and reason - 2), *New Scientist* 39, 188-190.

b (mit Nigel Lemon), "Can prejudice be purged?" (Race, rhyme and reason - 3), *New Scientist* 39, 245-247.

1969

"The migration of psychoanalysis: Its impact on American psychology," in: Donald Fleming & Bernard Bailyn (eds.), *The intellectual migration: Europe and America, 1930-1960*, Cambridge, Mass.: The Belknap Press of Harvard University Press, 420-445.

1970

(mit Johanna Burgess), "The interpretation of certain data in 'How much can you boost IQ score and scholastic achievement," *Bulletin of the British Psychological Society* 23, 224-225.

1971

(mit Johanna Burgess), "Reply to Professor Jensen," *Bulletin of the British Psychological Society* 24, 199-200.

1972

a (mit Claire Selltiz, Morton Deutsch & Stuart W. Cook), *Untersuchungsmethoden der Sozialforschung*, Neuwied: Luchterhand (2 Bde.).

b "Social psychology and psychoanalysis: A mutual challenge," *Bulletin of the British Psychological Society* 25, 269-274.

1973

a (mit H. S. D. Cole, Christopher Freeman & K. L. R. Pavitt, eds.), *Thinking about the future: A critique of 'The limits to growth,'* London: Chatto & Windus. Amerikanische Ausgabe: *Models of doom: A critique of 'The limits to growth'*, New York: Universe Books; darin: "Postscript on social change", 209-215. Deutsche Ausgabe: *Die Zukunft aus dem Computer? Eine Antwort auf "Die Grenzen des Wachstums,"* Neuwied: Luchterhand; darin: "Einige abschließende Bemerkungen zum sozialen Wandel," 345-356.

b "Thinking about the future," *The Times Higher Education Supplement* 88 (June 22), 13.

1975

a "Technicalities and fantasy about men and women," *European Journal of Social Psychology* 5, 414-419.

b "The roots of prejudice," *New Community* 4, 179-187.

1976

a (mit Christoper Freeman & Ian Miles, eds.), *Progress and problems in social forecasting: Disciplinary contributions to an interdisciplinary task*, Papers presented to the Social Science Research Council Seminars (o.O., o.J.); darin: "Introduction", 7-11.

b "Partizipation. Ansätze zu einer sozialpsychologischen Analyse," in: Wolf Frühauf (Hg.), *Wissenschaft und Weltbild. Festschrift für Hertha Firnberg*, Wien: Europa, 509-519.

1977

a *Freud and the dilemmas of psychology*, London: Hogarth. Deutsche Ausgabe: *Freud und das Dilemma der Psychologie*, Frankfurt: Fischer Taschenbuch Verlag 1985.

b "Problems and challenges," in: Peggotty Freeman (ed.), *Europe today and tomorrow*, London: Longman, 173-177.

1978

a (mit Christopher Freeman, eds.), *World futures - the great debate*, Oxford: Martin Robertson; darin: "Introduction," 1-6 und "Conclusions," 380-390.

b "Surveys for the future (Lazarsfeld Memorial Lecture 1978)," *Quantitative Sociology Newsletter*, 3-8.

1979

a "PFL: Hedgehog or fox?" in: Robert K. Merton, James S. Coleman & Peter H. Rossi (eds.), *Qualitative and quantitative social research: Papers in honor of Paul F. Lazarsfeld*, New York: Free Press, 3-9.

b "The impact of unemployment in the 1930s and 1970s," *Bulletin of the British Psychological Society* 32, 309-314.

c "The psychological meanings of unemployment," *New Society* 49 (September 6), 492-495.

d "Toward a participatory society," *New University Quarterly: Culture, Education and Society* 33, 204-219.

1980

a "One model of man or many?" in: Anthony J. Chapman & Dylan M. Jones (eds.), *Models of Man*, Leicester: British Psychological Society, 277-287.

b "Psychische Auswirkungen der Arbeitslosigkeit," *Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium* 9, 54-60.

c (mit Howard Rush), *Work, employment and unemployment: An overview of ideas and research results in the social science literature*, University of Sussex: Science Policy Research Unit, Occasional Paper Series No. 12.

1981

a "Aus den Anfängen der sozialwissenschaftlichen Forschung in Österreich," in: Norbert Leser et. al. (Hrsg.), *Das geistige Leben Wiens in der Zwischenkriegszeit*, Wien: Bundesverlag, 216-222; Vorabdruck: *Zeitgeschichte* 8, 133-141.

b "To publish or not to publish?" *Journal of Social Issues* 37, 208-220.

c "Work, employment, and unemployment - values, theories and approaches in social research," *The American Psychologist* 36, 184-191.

1982

a *Employment and unemployment: A social-psychological analysis*, Cambridge: Cambridge University Press. Deutsche Ausgabe: *Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert*, Weinheim: Beltz 1983.

b "Individual and group," in: Malcolm Pines & Lise Rafaelsen (eds.), *The individual and the group: Boundaries and interrelations*. Vol. 1, *Theory*, New York: Plenum, 1-10.

1983

a (mit Thomas Kieselbach & Thomas Leithäuser, Hrsg.), *Arbeit, Arbeitslosigkeit und Persönlichkeitsentwicklung. Bremer Beiträge zur Psychologie*, Bremen: Universität Bremen; darin: "Die sozialpsychologische Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit," 1-8.

b "The emergence of social psychology in Vienna: An exercise in long-term memory," *British Journal of Social Psychology* 22, 343-349.

c "The Effect of technological change on society and work," *National Electronics Review* 18, 18-20.

d "Krankmachende Arbeitslosigkeit - gesundmachende Arbeit? Eine kritische Reflexion über die psychosozialen Funktionen der Arbeit," *Freiheit + Gleichheit* 4, 69-72.

1984

a "Social institutions and human needs: A comment on Fryer and Payne," *Leisure Studies* 3, 297-299.

b "Unemployment - curse or liberation?" in: Pauline K. Marstrand (ed.), *New technology and the future of work and skills* (Proceedings of a Symposium organised by Section X at the Annual Meeting of the British Association for the Advancement of Science, Augst 1983), London: Pinter, 19-25.

c "Braucht der Mensch die Arbeit?" in: Frank Niess (Hrsg.), *Leben wir, um zu arbeiten? Die Arbeitswelt im Umbruch*, Köln: Bund, 11-17.

1985

a "Employment and unemployment: Social psychological aspects," in: Adam Kuper & Jessica Kuper (eds.), *The social science encyclopedia*, London: Routledge & Kegan Paul, 249-250.

b "Die sozialpsychologische Bedeutung von Arbeit und Arbeitlosigkeit," in: Heiner Keupp, Dieter Kleiber, Bernhard Scholten (Hrsg.), *Im Schatten der Wende. Helferkrisen - Arbeitslosigkeit - Berufliche Rehabilitation*, Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie, 95-98.

1986

a "In defense of a non-reductionist social psychology," *Social Behaviour* 1, 25-29.

b "Artifical intelligence: An outsider's perspective," *Science and Public Policy* 13, 333-340.

c "Small selves in small groups," *British Journal of Social Psychology* 25, 253-254.

d "Strategic questions in social research: The case of unemployment," in: Roy M. Mac Leod (ed.), *Technology and the human prospect: Essays in honour of Christopher Freeman*, London: Pinter, 157-172.

1987

a "Unemployment: Facts, experience, and social consequences", in: Christopher Freeman & Luc Soete (eds.), *Technical change and full employment*, Oxford: Blackwell, 9-21.

b "Unemployed men at work (1938)," in: David Fryer & Philip Ullah (eds.), *Unemployed people: Social and psychological perspectives*, Milton Keynes: Open University Press, 1-73.

1988

a "Time: A social-psychological perspective," in: Michael Young & Tom Schuller (eds.), *The Rhythms of Society*, London: Routledge, 154-172.

b "Economic recession and mental health: Some conceptual issues," *Journal of Social Issues* 44, 13-23.

c "The range of convenience of personal construct psychology - an outsider's view," in: Fay Fransella & Laurie Thomas (eds.), *Experimenting with personal construct psychology*, London: Routledge & Kegan Paul, 1-14.

d "Wirklich Ende der Arbeitsgesellschaft? Eine Auseinandersetzung mit Hannah Arendt", in: Leopold Rosenmayr & Franz Kolland (Hrsg.), *Arbeit - Freizeit - Lebenszeit*, Opladen: Westdeutscher Verlag, 21-27.

1989

a *Arbeitslose bei der Arbeit. Die Nachfolgeuntersuchung zu "Marienthal" aus dem Jahr 1938*, hg. v. Christian Fleck, Frankfurt/New York: Campus.

b "Why a non-reductionist social psychology is almost too difficult to be tackled but too fascinating to be left alone," *British Journal of Social Psychology* 28, 71-78 (dt. in diesem Band).

1990

"Anna Freud," in: [Lord] Robert B. B. Blake & Christine S. Nicholls (eds.), *Dictionary of national biography 1981-1985*, Oxford: Oxford University Press, 152-153.

1991

"Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld & Hans Zeisel, Die Arbeitslosen von Marienthal," in: Uwe Flick u.a. (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung*, München: PVU, 119-122.

1992

"Reflections on Marienthal and after," *Journal of Occupational and Organizational Psychology* 65, 355-358.

1993

"Personality," in: *The Blackwell dictionary of twentieth-century social thought*, ed. William Outhwaite & Tom Bottmore, Oxford: Blackwell, 458-460.

Index

Abwehr, -mechanismus 197-207, 231-2, 234
Academic Mind, The 45, 355
Ackerman, Nathan W. 28-9, 224
Adler, Alfred 12
Adler, Mortimer 95
Adorno, Theodor W. 26, 36, 257, 353, 366
Afrikaner 208-11
Afro-Amerikaner, siehe Schwarze
Aggression 226, 232-3, 236
Albu, Austen 22
Allport, Gordon W. 33, 217, 352
American Civil Liberties Union 133, 361
American Jewish Committee 26, 28, 30, 219, 365
American Legion 133, 145, 357, 361
American Veterans Committee 72, 357
Americans for Democratic Action (A.D.A.) 156, 362
Angst 150-2, 161, 181, 232, 238, 293
Anpassung, siehe Unterwürfigkeit
Anpassungsleistung 80
Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich 19, 21, 343
Anstößigkeit 98-127
Anthropologie 19, 275-84, 351
Antifaschismus 37, 42
Antikommunismus 39, 57, 66, 162
Antisemitismus 7, 12, 26-7, 29, 36, 213-51, 255, 366
Apathie 65, 80, 154-5, 269
Arbeit, soziale Bedeutung der 31, 285-94
Arbeitlosen von Marienthal, Die 7, 9, 13-5, 20, 46, 261-74
Arbeitsbeziehung 7, 67, 83-5, 136, 139, 263, 276, 300
Arbeitslosigkeit 17-9, 46-7, 166, 262, 264, 288-9, 299, 302
Arbeitsmoral, -motivation 19, 84, 136, 150, 164, 286-7, 290, 292
Arendt, Hannah 43
Aristoteles 95, 105, 124, 270
Asch, Solomon 42-4, 176, 182, 185-6, 296, 301
Ascoli, Max 39
Asiaten 208-11
asoziales Verhalten, siehe Verhalten, abweichendes
Assoziation, freie 192
Atholl, Duke of 350-1
Attlee, Clement 324
Attraktivität 177
Aufklärung 30, 116, 197-207, 324
Augustinus 179, 285
Ausbildung 35
Ausländer 70-1, 90, 200
Ausschuß für unamerikanische Umtriebe (House Un-American Activities Committee, HUAC) 38, 40, 57, 361
Austromarxismus 11, 15
Authoritarian personality, The 27, 29, 36-7, 181, 241-51
Autoritarismus 36, 44, 181, 236, 241-51, 248
Autorität 177
Aversion 198
Back, Kurt W. 178
Bar Kochba 253, 368
Barker, Roger G. 175, 298-9
Barron, Frank 181
Batson, Daniel 298
Baudelaire, Charles 143, 324, 334
Baum, Vicki 359
Beamte 52, 56-7, 63-4, 69
Beattie, J.H.M. 276-7
Bell, Daniel 39
Belohnung 176, 191
Bendix, Reinhard 39, 173, 277
Benutzer von Sozialforschung, siehe Publikum
Beobachtung, teilnehmende 27, 33, 263, 276
Beschuldigung 76
Bestrafung 176
Bettelheim, Bruno 29, 39
Beziehung, soziale 32, 67
Bezugsgruppe 171, 179-80
Blake, Robert R. 175
Blumer, Herbert 278
Bogardus, Emory S. 244
Borkenau, Franz 39
Borowitz, Eugene L. 113
Botschaft 198, 200-3
Bovard, Everett W. jr. 178
Brewer, G. 208
Brodbeck, Arthur J. 185
Brown, Roger 301
Buch 65, 95-127
Bühler, Charlotte, 12-3, 273
Bühler, Karl, 12, 270, 350
Bureau of Applied Social Research 25, 31, 34, 365
Burnham, James 39

Cain, Harry P. 188, 365
Cartoons, siehe Comics
Chambers, Wittaker 39
Chaplin, Charlie 324
Charakter, siehe Persönlichkeit
Chein, Isidor 172
Chesterton, Gilbert K. 102
Christie, Richard 36, 241, 245, 250
Churchill, Winston S. 278
Club of Rome 46
Cogley, John 128, 361
Cohen, Albert K. 179
College, siehe Studenten
Columbia University, New York 25-6, 31
Comics 100-27, 198-202
Congress for Cultural Freedom 7, 39
Cook, Stuart W. 34, 42-3, 51, 179
Cooley, Charles H. 171, 185
Cooper, Eunice 197
Coser, Lewis 352
Crossman, Richard 22
Crutchfield, Richard 181-2
Dahl, Robert A. 39
Dai, Bingham 111
Davis, L. 208
Demokraten (Mitglieder der Demokratischen Partei, USA) 72, 117, 156
Demokratie 87, 90
Denken 66
Denkgewohnheiten 25
Depression 226
Depression, Große 19, 72, 76, 288
Deutsch, Julius 351
Deutsch, Morton 34, 178
Devianz, siehe Verhalten, abweichendes
Dialekt 342-3
Dickens, Charles 368
Diskriminierung 204
Dissident 187
Dissonanz, kognitive 304
Drogen 97, 100, 105, 111-2
Durkheim, Emile 247, 295
Effekt, siehe Folge
Ehre 76, 165
Eid, Loyalitäts-, siehe Loyalität
Einfluß auf die Meinungsbildung 190, 317
durch Gruppendruck 42, 175, 177
durch Massenmedien 112
Einfügung 35, 278, 280, 282-3
Einschaltziffer 138
Einstein, Albert 256
Einstellung 52, 83, 118, 182, 224, 241, 244-5, 265
Einwanderer 116, 197, 208-11
Eisenhower, Dwight D. 31
Ellis, Havelock 110
Eltern 235-9, 266
Emotion 95
Engagement 17, 32, 188
Erikson, Erik H. 43
Ernst, Morris 96
Ersatzbefriedigung 123
Erwartung 85
Erwerbsarbeit, siehe Arbeit
Erziehung 95
Ethnozentrismus 245
Etikettierung 73, 254
Experiment, sozialwissenschaftliches 27, 33, 42-3, 176, 178, 217-8, 257, 298, 301, 303,
Exploration, explorative Verfahren 42
Fabrikarbeit, siehe Arbeitsbeziehung
Fairness 84, 163, 165
Familie 31, 269, siehe auch Eltern
Farquharson, Alexander 15, 18, 22
Faschismus 56, 202, 245, 301, siehe auch Nationalsozialismus
Faulkner, William 359
FBI (Federal Bureau of Investigation) 41, 56, 57, 129, 146, 150, 152-3, 166, 356, 358, 362
Feldforschung 27, 298
fellow traveler, siehe Sympathie mit Kommunismus
Fernkonformität 171, 173, 185
Fernsehen, siehe Massenmedien
Festinger, Leon 177, 183-4
Film, siehe Massenmedien
Fischer, Ruth 39
Fiske, Marjorie 121-2
Floch, Maurice 111
Flowerman, Samuel H. 26, 28, 215
Flüchtlinge, 42, 208-11
Folge, von Lektüre 95-127
nichtbeabsichtigte 54, 88-90
beabsichtigte 97, siehe auch Kausalität
Ford Foundation 43, 361
Forrester, Jim 19
Forschungstelle, siehe Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle
Fourier, Charles 293
Fragebogen siehe Meinungsbefragung
Frau, Rolle der 35

Frauenarbeit 7, 23
Freiheit, Meinungs- 49, 78, 130
politische 37, 43
akademische 37, 39, 88
French, John R. P. 184
Frenkel-Brunswik, Else 15, 36, 250
Freud, Sigmund 12, 109, 246, 256, 271, 286-8, 292-5
Friedrich, Carl J. 39, 42
Fromm, Erich 242
Frustration 152, 161, 191, 218
Fuchs, Klaus 68, 357
Fund for the Republic, 43-5, 355, 361
Fünfte Kolonne 59
Funktion, latente 31
Funktionalismus (Kunststil) 310-23
Funktionalismus, sozialwissenschaftlicher 31, 355
Galilei, Galileo 177
Gallup, George H. 216, 366
Gardiner, Harold C. 101
Gaulle, Charles de 324
Gedankenfreiheit, siehe Freiheit
Gehorsam, siehe Unterwürfigkeit
Geisteskrankheit 175, 226
geistiges Klima, siehe Klima, geistiges
Generalstreik 19
Gerard, Harold B. 178
Gergen, Kenneth 301
Gericht 99, 104, 106
Geschichtsmetaphysik 9
Geschmack 99, 309-23
Geschworene, siehe Gericht
Gesundheit, geistige 7
Gewalt, politische 56
Gewerkschaft 71, 142, 145, 147, 153
Gewissen 83, 158, 161, 229
Ginzburg, Eli 351
Glaubwürdigkeit, siehe Vertrauen
Glazer, Nathan 39
Glueck, Eleanor 108
Glueck, Sheldon 108
Goethe, Johann Wolfgang 326
Goldberg, Solomon C. 176, 181
Goodmann (Richter) 99
Gruppe, soziale 63, 85, 90, 98, 112, 176, 178, 217, 229, 245, 256-7, 276, 296
Gruppendiskussion 44
Gruppendruck 35, 42-3, 90, 175, 182, 225
Guttman, Louis 244
Haire, Mason 286
Hall, Margaret F. 111
Haltungstyp 269-71
Hardyck, Curtis D. 175
Harper, M. H. 244-5
Hartley, Eugene L. 256
Hartmann, Heinz 13, 30, 192, 285, 287-9, 293-4
Harvard University, Cambridge, Mass., Department of Social Relations 33
Haß 230, 238
Hatch, Carl A. 57, 356
Hegelmarxismus 11
Heider, Fritz 350
Hemingway, Ernest 359
Hertzl, Theodor 9
Herzberg, Frederick 291
Hilgard, Ernest R. 183
Hiss, Alger 357
Hitler, Adolf 252, 255, 324, 326
Hoffman, Martin L. 180, 185
Hofstadter, Richard 39
Homer 279
Hook, Sidney 39
Hoover, J. Edgar 166, 362
Horkheimer, Max 25, 29-31, 36, 243, 248, 353, 366
Horowitz, Harold W. 361
Hoselitz, Bert F. 39
Hovland, Carl I. 118, 175-9
Howells, Thomas H. 245
Hyman, Herbert H. 36, 249
Ich-Engagement 173, 184
Ich-Stärke 181
Idealtypus 28
Identifikation 121-2, 186, 228, 233, 237, 252, 254, 279
Identität 15, 31, 252, 254
Index 222
Informationsquelle 120-1, 322
Inglis, Ruth 119
Inhaltsanalyse 29, 44
Institut für Sozialforschung / Institute for Social Research 25-6, 37, 44, 243, 366
Institute of Sociology, London 15
Intellektuelle 26, 39, 72, 248
Interdisziplinarität 32-3, 45, 275-84
Intuition 267, 277
Investition, persönliche 174, 186, 190-1, 193
Jaensch, Erich 250, 257
Jahoda, Betty 8, 19

Jahoda, Carl 8, 349
Jahoda, Georg 9
Jahoda, Marie 8, 11, 13-6, 23-4, 179, 208, 349, 353, 355
Jandy, Edward C. 111
Janis, Irving L. 175-9, 180
Janowitz, Morris 29
Jaszi, Oscar 39
Johnson, Andrew 170
Johnson, Laurence A. 145, 160, 362
Johnson, Paul 256
Jones, Dorothy B. 361
Joyce, James 99
Juden 8-9, 70, 93, 185, 200-2, 216, 217-9, 225, 252-8, 326
Jugend 98, 108, 120-1
Jugenkriminalität, siehe Kriminalität
Justizminister (USA) 56-7, 65, 145
Kalter Krieg, 36, 39, 51
Kanal, roter, siehe Rote Kanäle
Katharsis 95
Kathexis 173, 177, 185, 188, 190-2
Kausalität 98, 103, 105-14, 177, 298, 304
Kautsky, Karl 11
Kelley, Harold H. 175-9, 185, 298
Kelman, Herbert C. 177, 185-6
Kendall, Patricia L. 185
Kennedy, John F. 170, 172-3
Kind 95, 105, 107, 120-1, 124, 175, 183, 263, 266
Kino siehe Massenmedien
Kinsey, Alfred C. 113
Klein, George N. 172
Kleingruppenforschung 33
Klima, geistiges 51-2, 60, 62, 73, 77, 79, 84, 90, 128-67, 136, 157
Kohn, Hans 39
Kolonne, fünfte, siehe Fünfte Kolonne
Kommunikationsforschung 116, 197
Kommunisten 38, 56, 62, 76-7, 86-7, 129, 130, 146-8, 154, 169, 188-9, 249, 267, 326, siehe auch Sympathie mit Kommunismus
Kommunistische Partei der USA 38, 40, 361
Konformität, Konformismus 28, 42, 44, 47, 49, 63-4, 66, 77, 88, 129, 168-93, 225, 231, 233, 236
Kongreß (US Parlament) 57, 98, 133, 170
Konsequenz, siehe Folge
Konsument 312
Kontakthypothese 112-3
Kontrolle, soziale 73
Kracauer, Siegfried 26
Kraft-Ebing, Richard 110
Kraus, Karl 8
Kreative (Gestalter innerhalb der Unterhaltungsindustrie) 135-67
Krieg, kalter siehe Kalter Krieg
Kriminalität 97, 103, 105-14, 122, 126, 179
Kriminalssoziologie 108-11
Kritische Theorie, siehe Institut für Sozialforschung
Kultur 227, 275-84, 309
Kulturanthropologie, siehe Anthropologie
Kunst, Künstler 95, 105, 124, 131, 137, 206
Laborstudie, siehe Experiment
Labour Party 22
Landon, Alf 366
Lasswell, Harold 36, 246, 250
Lattimore, Owen 40, 85, 94, 358
Lawrence, D.H. 339
Lazarsfeld, Paul F. 12-4, 22, 34, 36, 45, 244, 349, 352-3, 366
Le Corbusier (eigentlich: Charles-Edouard Jeanneret) 318
Le Play House, siehe Institute of Sociology, London
Le Play, Frederic 17, 263
Lebensraum 190-2, 288
Lebensstil 87
Lehrbuch 34
Leitfaden (Interview) 52, 91
Lektüre, siehe Buch
Lenin, Wladimir I. 11
Lesegewohnheiten 116
Leser wissenschaftlicher Werke, siehe Publikum
Levine, Jacob 175
Lewin, Kurt 33, 76, 110, 184, 190, 288
Liberalismus, Liberale 71, 93, 156, 219, 228, 325
Likert, Rensis 244
Linton, Harriet B. 181
Lipset, Seymour M. 184
Listen, schwarze, siehe Schwarze Listen
Loewenstein, Rudolph M. 285
Londoner Büro der österreichischen Sozialisten 7, 21
Löwenthal, Leo 26
Loyalität,
gegenüber der US-Verfassung 43, 72, 98, 128, 144
der Beamten 40, 41, 55-6, 63, 86, 179

Loyalitätsmaßnahme, staatliche 51-94
Luchins, A.S. 183
Man, Henrik de 272
Mao Zedong 40
Marktstudien 14, 22, 265, 268
Marschak, Jacob 39
Marx, Karl 11, 31, 79, 154, 254, 272, 295
Maslow, Abraham H. 242
Mass Observation 17, 267
Massenmedien 57, 59, 78, 97, 105, 108, 115-6, 118, 123, 126-7, 131, 137, 205
Maugham, Somerset 117
McArthur, Douglas 355
McCarren, Patrick A. 57, 356
McCarthy, Joseph 37, 57-9, 356
McCarthyismus 37, 40-1, 43, 45, 51-94, 128-67, 170, 326
Mead, George Herbert 295, 296
Meinungsänderung 86
Meinungsbefragung 27, 33, 44, 215-23, 249, 268, 271, 278
Meinungsklima, siehe Klima, geistiges
Merton, Robert K. 25, 31, 36
Messen 34, 243, 245
Methoden der empirischen Sozialforschung 34, 36, 297
Mills, C. W. 352
Mißtrauen 63, 67, 70-1, 73, 75, 90
Mißverstehen 200-2
Mitläufer siehe Sympathie mit Kommunismus
Möbel 309-23
Mode 310
Modernismus 310
Moore, Henry T. 246
Moral 98-9
Moravia, Alberto 359
Moreno, Jacob L. 33
Morus, Thomas 9, 285
Motiv 58-9, 183
Muhlen, Norbert 122
Murphy, Gardner 245-6
Murphy, Lois B. 245-6
Murray, Gilbert 62
Mussolini, Benito 324
Nagel, Ernest 39
National Opinion Research Center 216, 366
Nationale Organisation für Einwandfreie Literatur (N.O.E.L.)/ National Organization for Decent Literatur (N.O.D.L.) 100-2, 106
Nationalismus 209
Nationalsozialismus 9, 37, 59, 204, 267, 343
Neopositivismus (Wiener Kreis) 11
Neumann, Franz L. 39
Neurose 175, 226
New Deal 38
New York University Research Center for Human Relations 7, 32, 91, 95
Newcomb, Theodore M. 245, 246, 278
Newman, Lottie M. 285
Newton, Isaac 267
nichtintendierte Folge siehe Folge
Niebuhr, Reinhold 362
Nixon, Richard 38
Nonkonformität 168-93
Öbszönität 98-9, 113
Öffentlichkeit 184, 186
Ophüls, Max 359
Optimismus 83, 265
Organisation 72-3, 84
Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungstelle 13, 20, 25, 31, 262
Oursler, Fulton 115
Pädagogisches Institut der Stadt Wien 12
Parsons, Talcott 33
Peacock, Thomas Love 302
Peer-group, siehe Gruppe
Perrin, Stephen 301
Personalpolitik 55, 69, 156, 159
persönlicher Einfluß, siehe Einfluß
Persönlichkeit, 28, 36, 90, 109, 114, 171-2, 180-1, 190, 200, 223, 225, 246
Persönlichkeit, autoritäre, siehe Autoritarismus
Perversion 98, 105
Pessimismus, 21, 83, 254
Phantasie 121, 123-4, 136
Piaget, Jean 296
Pilgrim Trust 271
Pilotstudie 52
Platon 95, 105, 124, 270
Politik 54, 58, 143-4, 267
Politologie 250
Popper-Lynkeus, Josef 8-10, 18, 349
Pornographie 100
Positivismus 15, 26, siehe auch Neopositivismus
Präsident (USA) 54
Probleme, soziale 15, 45
Problemwahl, wissenschaftliche 15, 35, 51, 261
Projektion 231

projektive Verfahren 222, 242
Propaganda im Dienste des Abbaus von Vorurteilen, siehe Aufklärung
Psychiatrie 224
Psychoanalyse 13, 28, 36, 107-8, 173-4, 192, 224-6, 230, 289, 329
Psychodynamik 224-40
Psychologie 11, 241, 270
Psychopathologie 110
Psychotherapie 28, 224
Publikum, 20, 35, 131, 162, 197, 205
Quäker 9, 17-8
Radio, siehe Massenmedien
Ramsey, Glenn V. 119
Rapaport, David 286
Rassenbeziehung 156, 208-11
Rassendiskriminierung 7, 71, 143, 202, 204
Rationalisierung 204
Reaktion, -sweise 89-90
Realitätsflucht 122-3
Realitätsprinzip 287, 289
Realitätsverlust 288
Redefreiheit, siehe Freiheit, politische
Reduktionismus 295-305
Reifung, sexuelle 119
Reiz 98, 113, 217, 221
Religion 62, 71-2, 210, 253, 340
Renner, Karl 351
Repräsentativität 215, 277
Republikaner (Mitglied der Republikanischen Partei, USA) 38, 72, 117, 170
Research Center for Human Relations, siehe New York University
Resignation 266, 269
Reuther, Walther 362
Revolutionäre Sozialisten Österreichs 7, 13, 41
Richter, siehe Gericht
Riesman, David 39, 42-3, 180
Risiko 53
River, Paul de 110
Rockefeller Foundation 12-3
Rollenspiel 121
Roosevelt, Eleanor 362
Roosevelt, Franklin D. 39, 324, 366
Roper, Elmo 216-7, 366
Rosenberg, Ethel 188-9, 365
Rosenberg, Julius 188-9, 365
Ross, Edmund G. 170-3
Rote Kanäle (Red Channels) 59, 133, 145, 361
Rothschild, Baron 256
Rückzug, siehe Apathie
Rundfunk, siehe Massenmedien
Sabotage, siehe Subversion
Sarbin, Theodore R. 175
Sartre, Jean Paul 254
Schädlichkeit von Lektüre 95-127
Schafer, Roy 109
Schauspieler, siehe Künstler
Schlesinger, Arthur jr. 39, 362
Schnitzler, Arthur 359
Schuld 109, 229, 237, 325
Schur, Max 285
Schuschnigg, Kurt 8
Schutzmechanismus 203, 225
Schwarze 9, 71, 208-11, 252, 255, 280
Schwarze Listen 40, 128-67, 191, 361
Scott, Peter 265
Selltiz, Claire 35
Senat, siehe Kongreß
Sexualität 99, 101, 113, 126, 191, 227, 228
Shakespeare, William 102, 115, 368
Shapiro, Martin M. 180
Sheatsley, Paul B. 36, 249
Sheen, Fulton John 324, 372
Sherif, Muzafer 175, 296
Shils, Edward A. 36, 39, 245, 248, 249, 353
Sicherheit,
  nationale 51, 54, 128-167
  persönliche 83
Situation 52, 175, 178
  -swahrnehmung 56, 60, 89
Skala 243, 245, 266, 301
Smith, Howard W. 57, 356
Smith, Kate 201, 365
Society for the Psychological Study of Social Issue (SPSSI) 34, 45
Soldat 118, 241
Solidarität 68-9
Solnit, Albert J. 285
Sozialanthropologie siehe Anthropologie
Sozialdemokratie 7, 11, 13, 39
Sozialpsychologie 32, 34, 45, 64, 247-8, 256-7, 275-84, 295
Soziometrie 325
Spencer, Christopher 301
Spillane, Mickey (eigentlich: Frank Morrison) 115, 360
Spion, -age 52, 55, 58, 60, 129, 357
Sponsor (von Unterhaltungssendungen) 129-67, siehe auch Werbung

Stagner, Ross 245
Stalin, Josef W. 324
Stalinismus 36-7, siehe auch Kommunisten
Statistische Verfahren 265-6
Status, sozialer 31, 338
Stereotyp 155, 234, 255
Stimulus, siehe Reiz
Stouffer, Samuel A. 45, 169, 179, 191, 355
Strafgesetz 99
Stress 177
Studenten 7, 275, 280
Subversion, subversive Kräfte 55-6
Sünde 101
Survey, siehe Meinungsbefragung
Sympathie mit Kommunismus 38, 41, 56, 130, 143-4, 149
Tabu 66
Tajfel, Henri 296
Tarski, Alfred 39
Tätigkeit, siehe Arbeit
Taylor, Frederick W. 291
Teilnahme, soziale 31
Tertullian 241
Test, psychologischer 27, 171, 242, 246, 362
Theater, siehe Kunst
Theorie, soziologische 31, 247, 271, 297, 301, 303
Thurstone, L.L. 244
Tocqueville, Alexis de 72, 73
Todesstrafe 187-8
Toleranz 201
Tolstoi, Leo N. 172
Totalitarismus 39, 42, 43, 56, 59, 327
Tradition 312
Trauma 108
Trilling, Lionel 169-70
Trotzkisten 39
Truman, Harry S. 39-40, 42, 324, 355
Turnbull, William 219
Überzeugung, politische 83
Umfrageforschung, siehe Meinungsbefragung
Unabhängigkeit des Urteilens, siehe Nonkonformität
Universität 40, 52, 94
University of Sussex 7, 46
Unterhaltungsindustrie 128-67, 191
Unterstützung, soziale 53
Untersuchungskommitee siehe Ausschuß für unamerikanische Umtriebe
Unterwürfigkeit 65, 185-6
Verdacht, siehe Mißtrauen
Verfassung, amerikanische 40-1, 56, 96, 130, 154, 361
Verfassungsfeindlichkeit 54-5
Verhalten
  abweichendes 106-14, 180,
  -scode 53, 63, 90, 96, 125,
  -smodifikation 65, 80, 161, 181
Verhaltensschauplatz 175, 298-300
Vermeidung siehe Abwehr
Verstehen 198-204
Vertrauen 63, 67, 80, 84, 90, 93, 175, 179
Vorurteil 28, 30, 34, 112-7, 195-211, 219, 252, 255, 256
Wagner, Robert F. 202, 365
Wählerverhalten 59, 112, 184, 217, 219
Wahlkampf 116, 128
Wahrnehmung 44, 62, 89, 142, 175, 181-2
Weber, Max 28, 264
Weissberg-Cybulski, Alexander 347
Werbung 102, 129, 132, 140-1, 149, 189, 206
Wert 86, 125, 146, 204-5, 277-8, 299, 309
Wertfreiheit 32
Wertham, Fredric 103-4
Werturteil 189
Widerstand 187-8
Wirkung, siehe Folge
Wissen 288-9, 291
Wittfogel, Karl A. 39
Witz 61, 254-5
Wodak, Walter 351
Wolf, Katherine M. 121-2, 185
Woodruff, Christine Lipps 180
Woodward, Julian 278
Woodworth, Robert S. 183
Wright, Herbert F. 175
Zeisel, Hans 14
Zeit, -bewußtsein,-struktur 31, 290-1, 297, 300-1
Zeitung, siehe Massenmedien
Zensur 45, 95-127, 141
Zimmering, Paul 111
Zionismus 9, 78
Zola, Emile 359
Zustimmung, siehe Konformität
Zwang, sozialer 53, 77
Zynismus 156-8, 161, 166

UB GRAZ
+ BM8647570X